Schwäbische Litteraturges... in zwei Bänden

Rudolf Krauss

Otto Bremer.
9. 4. 98.

Schwäbische Litteraturgeschichte.

Erster Band.

Schwäbische Litteraturgeschichte

in zwei Bänden.

Von

Rudolf Krauß.

Erster Band.

Von den Anfängen bis in das neunzehnte Jahrhundert.

Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
1897.

Vorwort.

Bei Beurteilung des vorliegenden Buches möge man nicht vergessen, daß es der erstmalige Versuch ist, die Litteratur und das litterarische Leben des schwäbischen Stammes in zusammenhängender Darstellung zu schildern. Die Schwierigkeiten, das Material zu sammeln und zu sichten, zu ordnen und zu gestalten, die bei dem Mangel an umfassenden Vorarbeiten groß genug waren, wurden durch die Schwierigkeit, den Stoff zu begrenzen, noch überboten. Nachdem von vornherein beschlossen war, daß sich das Werk nur auf Schwaben im engeren Sinne mit Ausschluß der alamannischen Badener, Elsässer und Schweizer erstrecken solle, erhob sich alsbald die Frage, ob der ethnographische oder der politische Gesichtspunkt zu gelten habe. Der schwäbische Stamm hat im württembergischen Herzogtume frühzeitig einen sich stätig ausdehnenden Mittelpunkt gefunden: seine Mehrheit ist allmählich in diesem Staat aufgegangen, dessen Bevölkerung umgekehrt ihrer überwiegenden Zahl nach, etwa zu sieben Achteln, aus Schwaben besteht. In Württemberg herrscht das schwäbische Element stark vor, in Württemberg ist es zu seiner eigentümlichsten Entwicklung gelangt. So gilt denn das Land heutzutage mit Recht als der hauptsächlichste Vertreter des Schwabentumes, ja die Begriffe württembergisch und schwäbisch werden gewöhnlich

die Entwicklung der allgemeinen Nationallitteratur geschrieben werden darf. Aber vielleicht werden gegen den Versuch, einen derartigen Ausschnitt aus der deutschen Litteraturgeschichte zu machen, überhaupt Bedenken erhoben werden. Solchen gegenüber möchte ich im voraus meinen Standpunkt mit wenigen Worten klarlegen. Ich hoffe, daß mein Buch meinen engeren Landsleuten, für die es in erster Linie bestimmt ist, willkommen sei, weil es ihnen Förderung und Vergnügen bereiten wird, zum erstenmal einen vollständigen Ueberblick über die litterarischen Darbietungen des Stammes zu gewinnen. Ich wünschte aber auch, daß die Berechtigung und Nützlichkeit meines Unternehmens im weiteren Vaterland anerkannt werde. Die geistige Stärke und der geistige Reichtum des deutschen Volkes haben von jeher darauf beruht, daß die einzelnen Stämme die Schätze ihrer eigenartigen und selbständigen Bildung zum großen Gemeingute der ganzen Nation zusammengehäuft haben. Ein so außerordentliches Glück für uns Deutsche die politische Einigung gewesen ist, zu einem ebenso gewaltigen Unglücke würde für uns die geistige Konzentration und Nivellierung werden. Sie bedeutete für die deutsche Kultur Verflachung und Versumpfung, Entkräftigung und Verarmung. Daß uns diese Gefahr in den drei letzten Jahrzehnten näher gerückt ist, darf nicht verkannt werden. Gerade darum ist es doppelt notwendig, daß man in Deutschland die Vielheit der individuellen Lebensformen mit Bewußtsein betone, daß sich jeder Stamm die Besonderheit seiner Geistesbildung mit Sorgfalt und Treue zu wahren suche. Wenn als ein taugliches Mittel zur Erreichung dieses Zieles das betrachtet werden darf, daß die einzelnen Stämme über ihre geistigen Leistungen Musterung abhalten und sich dadurch gewissermaßen auf sich selbst besinnen, so ist vielleicht auch mein Werk dazu angethan, einen bescheidenen Beitrag zu dem angedeuteten hohen Zwecke zu leisten.

Uebersicht des Inhaltes.

Erstes Kapitel.

Schwaben und Alamannen.

Die Bewohner der Neckargegenden und des oberen Donauthales zwischen Schwarzwald und Lech werden heutzutage Schwaben genannt, während man die südwestlich diesen sich anschließenden Völkerschaften, die zu beiden Seiten des Oberrheins zwischen Schwarzwald einerseits, Vogesen und Schweizer Jura andererseits sitzen, unter dem Namen Alamannen zusammenzufassen pflegt. Politisch betrachtet, nimmt dieser Stamm das Elsaß, die deutsche Schweiz, Baden, Teile des bayerischen Allgäus und das österreichische Vorarlberg, jener Württemberg, Hohenzollern und die bayerische Provinz Schwaben ein. Beide Gruppen bilden zusammen eine ethnographische Einheit, heben sich aber innerhalb dieser Einheit durch Besonderheiten voneinander ab; namentlich weisen ihre Mundarten bei naher Verwandtschaft unverkennbare Verschiedenheiten auf, wenn auch die Sprachgrenze zwischen ihnen nicht leicht zu ziehen ist. Beide Gruppen haben ohne Frage von dem mächtigen und altberühmten Germanenvolk der Sueben, das der einen von ihnen seinen Namen hinterlassen hat, ihren Ausgang genommen. Wie und wann aber die Abzweigung erfolgt ist, ob Schwaben und Alamannen nur verschiedene Namen für denselben Stamm sind, der erst in verhältnismäßig junger Zeit in zwei Teile auseinander gefallen ist, oder ob die Trennung in uralte Zeiten zurückreicht: das sind heiß umstrittene Fragen, die eine vollkommen sichere Beantwortung kaum jemals finden werden.

Wir Deutsche verdanken die ältesten Nachrichten über unsere Urväter Schriftstellern griechischer und lateinischer Zunge. Vor Julius Cäsar haben die Römer zwischen Kelten oder Galliern und

war damit zu Gunsten der Römer entschieden. Diese dehnten unter Kaiser Augustus ihre Herrschaft bis an die Donau aus und errichteten im Jahre 15 v. Chr. die Provinz Rätien, die später sogar über die ursprüngliche Donaugrenze etwas hinausgeschoben wurde. Zur Zeit, als diese Provinz geschaffen wurde, wohnten im Winkel zwischen Donau, Main und Rhein noch die suebischen Markomannen, die lange Zeit die Vormacht der Sueben im südwestlichen Deutschland gewesen waren, nun aber (um 10 v. Chr.), der bedenklichen Nachbarschaft der Römer ausweichend, unter ihrem Könige Marbod nach Böhmen zogen und dort ein viele Jahrzehnte blühendes Reich begründeten. In dem also verlassenen Land, in dem immerhin ein kleiner Bruchteil der Markomannen zurückgeblieben sein wird, ließen sich Kolonisten vom linken Rheinufer nieder: Gallier, versprengte Germanen, wohl auch vereinzelte Römer, und am Ende des 1. nachchristlichen Jahrhunderts wurde dieses Gebiet als sogenanntes Zehntland der Provinz Obergermanien einverleibt; den östlichen Teil des Markomannenlandes hatten die mit den Römern befreundeten Hermunduren angewiesen erhalten. Damals begannen die Römer zwei gewaltige Grenzwälle, einen oberrheinischen und einen rätischen, zum Schutz ihrer Provinzen Obergermanien und Rätien gegen die freien Germanen zu errichten. So genoß das heutige Schwabenland als ein Stück des Cäsarenreiches fast zwei Jahrhunderte lang nur durch kurze Schwankungen unterbrochenen Frieden, und zum erstenmal wurden die Anfänge einer höheren Kultur auf seinen Boden übertragen.

Da klopfte ein den Römern bislang unbekanntes Germanenvolk an die Pforten ihres Weltreiches. Gegen die vordringenden Alamannen rief vom Main her ein in den Quellen nicht näher bezeichneter Stamm, nach wahrscheinlicher Vermutung die Hermunduren, den Kaiser Caracalla zu Hilfe, und es kam im Jahre 213 zwischen jenen und den Römern zum ersten Kampfe. Wer sind diese Alamannen? woher sind sie gekommen? Ihre Zugehörigkeit zum Suebentume steht über jedem Zweifel. Ohne Frage sind sie in der Geschichte sofort als ein einheitliches Volk, nicht als ein Bund von kleinen Völkerschaften, wie man früher angenommen hat, aufgetreten, wobei dahingestellt bleiben mag, ob sie von vorn-

herein einen einzigen Stamm gebildet haben oder durch gemeinsame Schicksale aus mehreren Stämmen zu einer Einheit zusammengeschweißt worden sind. Als sicher darf ferner gelten, daß sie von Nordosten nach Südwesten vorgerückt sind, und es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, sie mit den Semnonen, dem Kernstamme der Sueben, dem die Pflege des suebischen Nationalheiligtumes, des Götterhaines, anvertraut war, zu identifizieren. Demnach wären die Semnonen zu Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts aus ihren Sitzen zwischen Elbe und Spree nach dem oberen Main gewandert und dort mit den Hermunduren und deren Verbündeten, den Römern, zusammengestoßen. Unterwegs hätten sie ihren alten Namen Semnonen gegen den neuen Alamannen vertauscht. Wie dieser zu übersetzen ist, ob er „Allmenschen" oder „ausgezeichnete Männer" oder „Leute des Götterhaines" bedeutet: wer möchte dies endgültig entscheiden? Ausgemacht ist dagegen, daß er aus dem Volke, das er bezeichnet, nicht hervorgegangen, diesem vielmehr von anderen Stämmen beigelegt worden ist. Die römischen und griechischen Schriftsteller griffen dann hauptsächlich den Namen auf, der stets ein mehr künstliches als natürliches Dasein gefristet hat, während die Alamannen selbst sich mit Vorliebe kurzweg Sueben oder Schwaben, welche letztere Form bald geläufig wurde, genannt haben mögen.

Im stätigen Kampfe mit dem Römertum, von diesem zeitweise zurückgedrängt, aber allmählich doch überhand nehmend, besetzten die Alamannen alles Land jenseits von Rhein und Donau, welche beiden Ströme seit dem Tode des Kaisers Probus (282) von den kriegführenden Parteien thatsächlich als Grenzen anerkannt wurden. Daß ein kleiner Teil der alten Bevölkerung in den von den Alamannen eingenommenen Gegenden zurückgeblieben ist und sich mit diesen vermischt hat, darf, wie fast immer in solchen Fällen, als wahrscheinlich betrachtet werden. Eine neue Periode alamannischer Ausdehnung begann mit dem Anfange des 5. Jahrhunderts. Von vorübergehenden Ueberschwemmungen entfernter Länder, Galliens, Italiens, Pannoniens, abgesehen, nahmen sie das römische Flachland südlich der Donau in Besitz und schoben sich in das nördliche Helvetien und in das Elsaß vor, so daß

alles Land zwischen Main und Alpen, Vogesen und Schweizer Jura und Lech in ihren Händen war. Zugleich zogen sie den Rhein hinauf über Köln bis nach Aachen und Maastricht. Dieser Ausbreitung setzten indessen bald die Franken ein Ziel. Ihrem Könige Chlodwig, dem kraftvollen Begründer der Merowingermacht, unterlagen die Alamannen 496 im blutigen Zusammenstoß am Oberrhein; sie wurden nun den Franken unterthan, die sich besser, als die Besiegten, auf die Kunst der Staatenbildung verstanden. Ein Teil der Alamannen floh nach Süden und erhielt vom großen Ostgotenkönige Theoderich in Rätien Sitze angewiesen; doch wurde 536 auch dieses Gebiet an die Franken abgetreten. Den nördlichen Teil des Alamannenlandes nahm Chlodwig den Besiegten ab und teilte ihn seinen Franken zu, die ihm nach und nach das Gepräge ihres Stammes aufdrückten.

Die gewaltige Ausdehnung der Alamannen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts scheint nicht im richtigen Verhältnis zu ihrer Volkszahl gestanden zu haben, und die Folge davon war, daß sich ihr älteres Gebiet, die Thäler des Neckars und der oberen Donau, stark entvölkerte. Wer hat nun diese mehr oder weniger herrenlosen Länderstriche in Besitz genommen? Sind es Nordalamannen gewesen, die nach ihrer Besiegung durch die Franken sich in die alten Sitze zurückflüchteten und diese von neuem besiedelten? Oder ist in der Zwischenzeit ein anderer Suebenstamm — vielleicht auch mehrere kleine, unter sich nahe verwandte Stämme — in die von den Alamannen verlassenen Gegenden eingerückt? Letzteres ist von vornherein wahrscheinlicher, da bei dem fortwährenden gegenseitigen Schieben und Drängen der Germanen in der Periode der Völkerwanderung ein Land, wie das heutige Würtemberg, schwerlich längere Zeit verödet geblieben ist. Die Alamannen sind zwar der Kern der Sueben gewesen, aber nicht die einzigen Sueben, die im 5. Jahrhundert vorhanden waren. Es gab damals gewiß noch eine Anzahl weniger bedeutender Stämme, die erst später von fremden Völkern aufgesaugt worden sind. Warum sollten nicht solche Sueben, wie immer sie geheißen haben mögen, in dem von den Alamannen verlassenen Gebiet zwischen Schwarzwald und Lech sich niedergelassen haben? Ist diese An-

nahme richtig, so haben sich die neuen Ankömmlinge jedenfalls mit dem zurückgebliebenen Reste der ihnen stammverwandten Alamannen — denn alle waren diese schwerlich fortgegangen — rasch und ohne Schwierigkeiten verschmolzen. Und auch dieser Teil der Sueben dürfte seinen nicht mehr zu ermittelnden Sondernamen bald aufgegeben und sich ohne weiteres Schwaben genannt haben.

Die größere Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß die beiden nahe verwandten Gruppen, die man heutzutage als Schwaben und Alamannen bezeichnet, von Hause aus zwei getrennte Teile des Suebenvolkes gewesen sind. Vom 6. Jahrhundert an ging aber das Bewußtsein der ursprünglichen Verschiedenheit mehr und mehr verloren. Das ist sehr natürlich, da die zwei Gruppen ethnographisch von jeher in engster Berührung gestanden haben, und da ein verschiedene Stadien durchlaufender Mischungsprozeß, der sich im einzelnen nicht mehr genau verfolgen läßt, zwischen ihnen stattgefunden hat. Ueberdies haben sie, seitdem sie beide gleichzeitig den Franken unterthan geworden waren, politisch fast das ganze Mittelalter hindurch dieselben Geschicke gehabt. Ihre Gesamtheit bildete zunächst einen Bestandteil des Frankenreichs unter den Merowingern und Karolingern und wurde dann, nachdem sich die Weltmonarchie Karls des Großen aufgelöst hatte, zum Deutschen Reiche geschlagen. Es ist natürlich, daß das ganze Suebentum, dessen einzelne Teile zur Zeit der Selbstherrschaft mehr die Besonderheiten betont haben mochten, sich nun unter der Herrschaft eines fremden Volkes mehr als Einheit fühlte und den Franken gegenüber sein gemeinsames Stammesbewußtsein stärker hervortreten ließ, so daß die Unterschiede sich verwischten. Die Schwaben genossen innerhalb des Frankenreichs eine gewisse Selbständigkeit: sie hatten eigenes Recht und Gesetzbuch, unterstanden eigenen, aus der Mitte ihres Volkes und im Laufe der Zeit aus einem bestimmten Geschlechte hervorgegangenen Herzogen. Diesem Herzogtum, dessen Unabhängigkeitsgelüste offenbar für das Reich zu bedrohlich geworden waren, bereitete freilich vor der Mitte des 8. Jahrhunderts der Hausmaier Karlmann ein gewaltsames Ende, und fortan wurde Alamannien reichsunmittelbar und nur durch Gaugrafen verwaltet. Aber die zunehmende Schwäche

des deutschen Königtums mußte wieder zu Versuchen führen, das schwäbische Herzogtum zu erneuern, und nach mehreren mißglückten Anläufen wurde es 917 durch Herzog Burkhard I. wiederhergestellt. Zunächst standen zwar die neuen Herzoge untereinander in keinem Geschlechtszusammenhange mehr, ja gehörten nicht einmal alle dem schwäbischen Stamme an, vielmehr wurde jetzt die Würde nach Belieben von den Königen, und zwar vielfach an ihnen nahe verwandte Männer, verliehen: aber die politische Einheit des Schwabentums war wenigstens gerettet. Und dann ging im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts das Herzogtum wieder erblich auf ein eingesessenes Geschlecht über. Durch das erlauchte Haus der Staufer, dem bald darauf auch die deutsche Königskrone anheimfiel, wurde der schwäbische Stamm der herrschende im Reich und blieb es bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die Einheit des Schwabentums kam auch äußerlich durch Gemeinschaft des Namens zum Ausdruck. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die beiden Völkergruppen von jeher sich selber mit gutem Rechte kurzweg Schwaben genannt haben werden, was natürlich auch nicht zur Aufrechterhaltung der Trennung beigetragen hat. Im Mittelalter wurde denn für die Gesamtheit ohne Unterschied der Bedeutung nach Belieben bald der Namen Alamannen, bald der Namen Schwaben verwendet; dieser war mehr Volksnamen, jener hatte mehr einen offiziellen Anstrich. Doch räumte allmählich die Bezeichnung Alamannen das Feld, um zuletzt fast ganz den Romanen überlassen zu bleiben, von denen dann der Begriff auf Alldeutschland ausgedehnt worden ist.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts fiel die Einheit des schwäbischen Stammes wieder auseinander. Konradin, der letzte vollbürtige Staufer, war zugleich auch der letzte schwäbische Herzog gewesen. Die Versuche König Rudolfs I., das Herzogtum wiederherzustellen, scheiterten an dem Widerstande der zahlreichen weltlichen und geistlichen schwäbischen Großen, die alle nichts so sehr als die Reichsunmittelbarkeit und die Landeshoheit innerhalb ihren Gebieten erstrebten. Das Elsaß hatte von jeher eine gewisse Sonderexistenz geführt und zeitweise sogar ein selbständiges Herzogtum gebildet; seitdem sich die Schweiz im 14. und 15. Jahrhundert

unabhängig gemacht und zu einem besonderen Staatswesen ausgebaut hatte, wollten die deutschen Schweizer von ihrer schwäbischen Herkunft nichts mehr wissen. Das Aufkommen des schwäbischen Bundes in dem letzten Viertel des 15. und hernach des schwäbischen Kreises im Anfang des 16. Jahrhunderts trug noch mehr zur Verengung des Begriffs Schwaben bei. Fortan fiel nur noch darunter, wer zu diesen politischen Institutionen gehörte.

Nachdem zu Anfang des 19. Jahrhunderts der schwäbische Kreis aufgelöst worden war, verlor der Schwabennamen seinen politischen Sinn, und man begann sich wieder seiner historischen Bedeutung zu erinnern. Doch wurde er nicht mehr auf den ganzen Stamm, sondern nur noch auf seinen nordöstlichen, zwischen Schwarzwald und Lech wohnenden Teil angewandt, der seine ethnographischen Sonderheiten und namentlich seinen eigenen Dialekt hatte. Eben mit Rücksicht auf die Mundart und unter dem Einfluß von Hebels alamannischen Gedichten faßte man dann die südwestlichen Schwaben, welche die Sprache des genannten Volksdichters reden, Elsässer, Schweizer, Badener, Westallgäuer und Vorarlberger, als Alamannen zusammen. Lebendige Kraft wird dieser antiquierte Namen schwerlich wieder gewinnen. Ueberdies ist die Zweiteilung schon insofern nicht streng wissenschaftlich, als die sogenannten Alamannen auf den Schwabennamen ein ebenso gutes Recht haben, als ihre Stammesbrüder. Aber immerhin ist die Unterscheidung für praktische Zwecke bequem, und so soll denn die Bezeichnung Schwaben auch auf den folgenden Blättern nur im engeren Sinne gelten und auf die Bewohner der Thäler des Neckars und der oberen Donau bis zum Lech bezogen werden.

Von den griechisch-römischen Schriftstellern, denen es Mühe genug kostete, die charakteristischen Eigenschaften der Germanen überhaupt zu erfassen, war von vornherein nicht zu erwarten, daß sie die einzelnen Stämme in ihren Besonderheiten deutlich erkannten. So erfahren wir durch sie wenig Belangreiches über unterscheidende Merkmale zwischen den alten Schwaben und den übrigen Germanen. Hohe Tapferkeit und ungestümer Kampfesmut werden bei jenen hervorgehoben: aber diese Tugenden haben sie mit anderen deutschen Stämmen geteilt. Von den Alamannen ist bekannt, daß

sie an ihrem Volkstume zäh festgehalten haben und lange gegen die Einflüsse der römischen Kultur unempfindlich geblieben sind. Doch auch von anderen erobernden Germanenvölkern läßt sich Aehnliches behaupten. Im Laufe der Zeit mehren sich die überlieferten Züge, durch die sich die Schwaben von den anderen Deutschen abheben. Frühzeitig wird namentlich ihre Wanderlust betont und durch manch Sprüchlein bezeugt. Im Mittelalter sind hohe geistliche Würdenträger aus Schwaben in aller Herren Ländern zu finden, schwäbische Präzeptoren über den ganzen Erdkreis zerstreut. Auch schwäbische Söldner waren geschätzt; der Stamm hat seine tüchtigen kriegerischen Eigenschaften bis in die Gegenwart behauptet. Daneben wird den in die Ferne Gezogenen Anhänglichkeit an die verlassene Heimat nachgerühmt. Die Treue und die Redlichkeit der Schwaben fanden Anerkennung, gelegentlich auch ihre Gastlichkeit und Freigebigkeit. Dagegen standen sie eher im Rufe der Grobheit, als in dem der Höflichkeit. Für Wohlleben waren sie nicht unempfänglich und galten für starke Esser, noch besser verstanden sie sich auf die Kunst des Trinkens; auch daß ihnen Unzucht vorgeworfen wird, soll nicht verschwiegen bleiben. Indessen genügen solche von Schriftstellern und Dichtern gelegentlich der Nachwelt übermittelten Nachrichten nicht, um sich ein zusammenhängendes Bild davon zu machen, wie die Schwaben ehedem gewesen sind. Wohl aber wird eine Betrachtung ihres jetzigen Wesens auch Rückschlüsse auf die Vergangenheit gestatten; denn wieviel eine lange historische Entwickelung an den ursprünglichen Anlagen eines Volkes ändern mag, können diese doch niemals ganz verwischt werden.

Die Schilderung eines Volkscharakters muß sich darauf beschränken, die der Mehrheit eigentümlichen Züge unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und man darf nicht von ihr verlangen, daß sie auf jeden einzelnen oder auch nur auf alle Teile des Volkes gleichmäßig passe. Es kann an Modifikationen und Schattierungen, die namentlich durch historische Verhältnisse bedingt sind, in den Grenzgegenden an Uebergängen und Mischungen nicht fehlen. An den bayerischen Schwaben beispielsweise ist die politische Zugehörigkeit zu einem Königreich, in dem andere Stämme

überwiegen, nicht spurlos vorübergegangen. Ebenso unterscheiden sich die südwürttembergischen Oberschwaben, die bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts dem österreichischen Staatswesen angegliedert gewesen sind, in wesentlichen Punkten von den Altwürttembergern. Haben sich andererseits doch auch die dem Königreiche Württemberg zugeteilten Franken bis zu einem gewissen Grade dem dort herrschenden Schwabentum assimiliert. Ferner sind manche Eigenschaften, die einem einzelnen Stamme zugesprochen werden dürfen, Merkmale für die gesamte Nation, Merkmale, die bei jenem eben in besonders eigentümlicher Weise oder in verstärktem Maße hervortreten. Insbesondere lassen sich an den Schwaben manche für alle Süddeutschen, ja sogar für sämtliche Deutschen charakteristischen Tugenden wie Fehler in auffälliger Form und ausgeprägter Entwickelung nachweisen, so daß man diesen Stamm nicht mit Unrecht als potenzierte Deutsche bezeichnet hat. Dies mag damit zusammenhängen, daß sich in dem abgeschlossenen Schwabenlande die deutsche Rasse in verhältnismäßiger Reinheit erhalten und in größerer Unabhängigkeit von fremden Einflüssen, als anderswo, entwickelt hat. Auch dürfte die Vereinigung süddeutschen Naturells mit der dem Norden entsprungenen protestantischen Bildung dazu beigetragen haben, daß das Schwabentum ein Mittelpunkt deutschen Wesens geworden ist.

Als potenzierte Deutsche zeigen sich die Schwaben in ihrer Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit, in ihrer Abneigung gegen Zwang und einförmige Regel. Es ist nicht Zufall, daß, der bunten und mannigfaltigen geographischen Gestaltung des Landes entsprechend, zu Zeiten des alten Deutschen Reiches gerade in Schwaben der tollste Wirrwarr von kleinen und kleinsten Reichsständen gewesen ist. Auch im Leben des einzelnen spielt hier die freie Entfaltung der Persönlichkeit eine große Rolle. Darum findet sich bei diesem Volke viel geistige Regsamkeit und auf engem Raume reiches individuelles Leben. Auf Festigkeit des Charakters legen die Schwaben hohen Wert, und was sie sind, lieben sie ganz zu sein. Nicht selten freilich, zumal bei den weniger Gebildeten, artet die Selbständigkeit der Gesinnung in Widerspruchsgeist und das Streben nach Eigenart in Eigensinn und Starrköpfigkeit aus,

und während die erwähnten Stammeseigenschaften dem höher Befähigten häufig den Stempel des Genies aufdrücken, geben sie die Leute von Durchschnittsbegabung den Gefahren der Beschränktheit und Engherzigkeit preis.

Als potenzierten Deutschen läßt den Schwaben ferner seine Neigung erscheinen, sich aus der Welt der Wirklichkeit in die des Gedankens und der Idee zurückzuziehen. In sich gekehrter Ernst, träumerisches Wesen sind ihm eigen; Phantasie und abstraktes Denken bildet er häufig auf Kosten praktischer Fähigkeiten einseitig aus; auf die sinnliche Erscheinung der Dinge richtet er nicht dieselbe Aufmerksamkeit, wie auf ihre geistige Bedeutung. Mit Vorliebe nimmt seine Reflexion eine Richtung auf das Metaphysische und Transzendentale, versenkt er sich in die Tiefen des Uebersinnlichen und Unendlichen. Liebe zur Philosophie und Verständnis für diese Wissenschaft sind im Lande fast ebenso sehr verbreitet, als religiöses Interesse, mag dieses nun in inbrünstiger Hingabe an das positive Christentum, manchmal sogar im Aber- und Wunderglauben oder in kühner Kritik des Ueberlieferten, in feurigem Eifer für die Landeskirche oder in Gründung von Sekten zum Ausdrucke kommen.

Die Gewohnheit, auf die geistigen Vorzüge den hauptsächlichen Nachdruck zu legen, ist die Ursache, daß der Schwabe den praktischen Anforderungen des Lebens sich nicht immer gewachsen zeigt, und die Gepflogenheit, die Dinge nach ihrem inneren Werte zu messen, läßt ihn Aeußerlichkeiten ungebührlich vernachlässigen. Der Gehalt steht ihm höher als die Form, das Wesen gilt ihm mehr als der Schein. Er ist ein Freund der Heimlichkeit. Seinen Reichtum versteckt er eher, als daß er ihn zur Schau stellt. Großthuer und Prahler haßt er; selbst Redefluß ist ihm verdächtig. Bei Franken und Rheinländern, noch mehr bei Norddeutschen vermißt er Gediegenheit und Gründlichkeit, während er wiederum diesen mit gutem Grund als schwerfällig und unbeholfen erscheint. Die Scheu, vor die Oeffentlichkeit zu treten, ist im Schwabenlande weit verbreitet. Gerade seine bedeutendsten Söhne besitzen oft am wenigsten die Kunst, sich als das, was sie sind, zu geben, und es kann geschehen, daß sie in Augenblicken, da es gilt, das Licht

leuchten zu lassen, stumm und verlegen dastehen und hinter geistesgegenwärtigeren und redegewandteren Talenten mittlerer Güte verschwinden. Redefertigkeit ist überhaupt nicht Sache der Schwaben, wenigstens heutzutage nicht mehr; von Schriftstellern des Mittelalters wird ihnen dieser Vorzug allerdings eingeräumt. Wenn die schwäbischen Redner der Gegenwart auch über ein kraftvolles Pathos und eine gewisse, unmittelbar dem Gemüt entströmende Wärme des Tones verfügen, so läßt doch die breite und pastorale, der Modulation wenig fähige Art ihres Vortrags mit der herkömmlichen Dehnung der Endsilben Leichtigkeit, Feinheit und Anmut vermissen.

Es ist nicht allein die einseitige Betonung innerer Vorzüge, was den Schwaben im äußeren Leben schwerfällig erscheinen läßt, es ist auch seine Richtung auf das Freiheitliche und Individuelle, die es ihm verbietet, sich der üblichen und geläufigen Umgangsformen zu bedienen. So legt er auf seine Lebensführung, auf sicheres Auftreten und gewandtes Benehmen wenig Gewicht: ein Mangel, der sich übrigens abzuschwächen begonnen hat, seitdem sich infolge der Erneuerung des Deutschen Reiches die Beziehungen zwischen Süddeutschen und Norddeutschen enger gestaltet haben.

Das Gefallen, das der Schwabe daran findet, sich gehen zu lassen, die Gleichgültigkeit gegen die Darstellung seines äußeren Menschen, ferner ein gewisses gemächliches und behäbiges Wesen mögen ihn in seinen weit verbreiteten Ruf der Gemütlichkeit gebracht haben. Nur in dem erwähnten Sinne hat dieser Berechtigung. Versteht man aber unter dem vieldeutigen Begriffe die Gabe, angenehme Eigenschaften des Gemütes zu leichtem und gefälligem Ausdruck zu bringen, dann paßt er auf die Schwaben ganz und gar nicht. Nicht als ob es ihnen an Gemüt fehlte, im Gegenteil; aber sie lieben es nicht, damit zu prunken, sie verbergen es eher sorgfältig vor sich und anderen. So begegnen sie Fremden mit Zurückhaltung, ja Mißtrauen und machen darum einen wenig zuvorkommenden und liebenswürdigen Eindruck. Oeffnen sie aber einmal die Thüre ihres Herzens, so pflegt ihre Herzlichkeit wahrhaft erquickend zu sein, und erschließen sie einmal Fremden ihre häuslichen und geselligen Kreise, fühlen sich diese bald wohl und heimisch darin.

Ein Geist der Kritik, wohl gleichermaßen durch den Hang zur Reflexion und durch den zur Ungebundenheit gezeitigt, ist allenthalben unter den Schwaben zuhause. Anerkennung fällt ihnen schwerer als Tadel. Dieser pflegt sich in das Gewand der Satire zu stecken, deren Formen durch den Unterschied des süddeutschen Humors vom norddeutschen Witze bedingt sind. Fast ebenso oft, als gegen andere, kehren die Schwaben ihre Spottlust gegen sich. Kein Volk versteht gleich gut die Kunst, über sich zu lachen. Diese gutmütige Unbefangenheit mag einiges dazu beigetragen haben, daß die Schwaben von jeher die Zielscheibe fremden Hohnes gewesen sind. Die Neckereien der deutschen Stämme untereinander sind alten Datums. Aber gegen keinen haben sie sich so beharrlich und so scharf gerichtet, wie gegen den schwäbischen. Die auffällige Erscheinung, daß gerade ein an geistigen Vorzügen so reiches Völkchen seiner dummen Streiche wegen sprichwörtlich werden mußte, erklärt sich zum größten Teil aus der schon geschilderten mangelhaften Gewandtheit im praktischen Leben und Schwerfälligkeit im Verkehre mit der Außenwelt.

Die kritische Natur des Schwaben offenbart sich überall: im realen Leben, in den Wissenschaften, in den Künsten; aber nirgends kommt sie so deutlich zum Ausdruck, als auf dem Gebiete der Politik. Hier beruht die Stärke der Schwaben nicht in schöpferischen Gedanken, in der Anregung oder Durchführung weittragender Neuerungen, vielmehr in scharfer Beurteilung und Verurteilung vorhandener Zustände oder in Aussicht stehender Veränderungen, in hartnäckiger Abwehr ihnen widerwärtiger Bestrebungen. In Wechselwirkung von angeborenem Unabhängigkeitssinn und historisch gewordenen Verhältnissen ist der Geist der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit in Schwaben mehr erstarkt, als in den meisten anderen Landschaften: der wenig begüterte Adel hat keinen nennenswerten Einfluß, der Staatsdienst ist bis zu den höchsten Stufen jedem Kinde des Volkes gleichmäßig zugänglich. Aber mit den liberalen, ja radikal demokratischen Neigungen haben sich konservative Elemente zu einem wundersamen Gemische verbunden. Mit zäher Ausdauer verteidigt der Schwabe seine wirklichen oder vermeintlichen Rechte; das Alte ist ihm lieb, weil es alt, nicht weil

es gut ist. Mit tiefem Mißtrauen sieht er auf alles, was sich von außen an ihn herandrängt; er ist von der Trefflichkeit seiner Sondereinrichtungen durchdrungen, mögen diese noch so veraltet und verrostet sein. Fremde Erfahrungen macht er sich nicht gern nutzbar, er überzeugt sich erst von Vorteilen oder Nachteilen einer Sache, wenn er solche an seinem eigenen Leib erfahren hat. So ist ein Geist der Selbstzufriedenheit im Lande groß geworden, der zwar dem edlen Triebe der Heimatliebe entsprungen ist, aber doch das richtige Maß vielfach überschreitet.

Die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten werden von den Männern im Wirtshaus erörtert; auch hierin ist der Schwabe der echte Nachkomme des von Tacitus geschilderten Germanen. Man muß ihn am Biertisch und in der Weinschenke aufsuchen, wenn man ihn ganz kennen lernen will. Hier läßt er seiner Natur die Zügel schießen, hier wird der Schweigsamste beredt. Hier wird in kleiner Münze fast mehr Geist verausgabt, als in den zahllosen Büchern, welche die Schwaben jedes Jahr in die Welt senden. Hier wird von der Gedanken- und Redefreiheit ohne Scheu der ausgiebigste Gebrauch gemacht, hier fallen treffende Spottworte, hier fließt üppig der Quell eines derben, aber warmblütigen Humors, hier werden Anekdoten auf Anekdoten aufgetischt. So gehaltvoll aber auch diese Unterhaltungen am Wirtstische sein mögen, ist doch ohne Frage der allzuhäufige und ausgedehnte Verkehr in den Gasthäusern und Kneipen, der die seltsamsten Gewohnheiten und verblüffendsten konservativen Formen annehmen kann, und in Verbindung damit der übermäßige Genuß geistiger Getränke eine Nachtseite im schwäbischen Volksleben. Nicht nur Familienglück leidet unter diesem Uebelstande not, sondern er läßt auch edlere Geselligkeit nicht aufkommen, wozu der Schwabe freilich schon von Hause aus wenig veranlagt ist.

Der schwäbische Wandertrieb hat die Jahrhunderte überdauert und wirkt noch heute fort in unverminderter Kraft. Viele durchziehen lange Jahre ferne Länder, um endlich wieder in die Heimat zurückzukehren; größer noch ist die Zahl derer, welche sich dauernd in der Fremde niederlassen. Dort bringen sie es auf den verschiedensten Gebieten zu großem Ansehen und zu hohen Stellungen.

Aber der Wanderlust ist ein konservatives Gegengewicht angehängt. Bei denen, welche in die Weite ziehen, äußert es sich im Gefühle des Heimwehs, das selten ganz überwunden wird; die, welche zurückbleiben — und das ist selbstverständlich die überwiegende Mehrheit — kleben desto zäher an der Scholle und spinnen sich desto hartnäckiger in die Heimat ein. Die Gefahr liegt nahe, daß sie durch das Festsitzen versauern, ihr Gesichtskreis sich verenge. So geschieht es, daß in einem Land, aus dem so viele hochfliegende Geister und kühne Denker hervorgegangen sind, die begabte Mittelmäßigkeit den Ton angiebt. Während die herrschende Klasse das Land gegen fremde Einflüsse möglichst abzusperren sucht und stolz darüber wacht, daß der schwäbische Stamm anders sei, als die übrigen Stämme, duldet sie innerhalb ihres Machtbereiches kein Ueberspringen der von ihr gezogenen Schranken und drückt auf die, welche sich herausnehmen, anders sein zu wollen, als der Durchschnitt. Bei diesen nivellierendeu Tendenzen ist es begreiflich, daß manche starke Talente, sofern sie in der Heimat zurückbleiben, es dort nicht zu einer ihrem inneren Wert entsprechenden äußeren Bedeutung bringen können. Ein Teil der Besten aber wird durch die Enge und Kleinlichkeit der heimatlichen Verhältnisse ebenso sehr, als durch die angestammte Wanderlust, in die Fremde getrieben, und viele gegen ihren Willen. Manche, die in späteren Jahren sich einen gefeierten Namen errungen haben, sind einst in der Jugend unmutig und unglücklich dem Vaterland entwichen; viele große Männer, deren Wiege im Schwabenland gestanden hat, haben ihr Grab in fremder Erde gefunden.

Unter den zahlreichen Schwaben, die durch edlere Veranlagung und höhere Begabung über das Durchschnittsmaß hervorragen, ist die Klasse der Poeten besonders stark vertreten. Wie sollte dies auch anders sein? Hoher Flug der Phantasie und Tiefe des Empfindens, Ausdauer im Denken und Hang zum Träumen sind ja bei diesem Stamme heimisch, und das sind zugleich die Eigenschaften, welche hauptsächlich den Dichter ausmachen. Doch die schwäbische Ungebundenheit verleugnet sich auch auf diesem Felde nicht. Der schwäbische Poet läßt gerne seinem individuellen Temperamente die Zügel schießen und sträubt sich dagegen, sein

Talent auf Kosten der Eigenart in gegebene Formen einzuzwängen. Zu allen Zeiten haben Schwaben in der deutschen Litteratur eine wichtige Rolle gespielt, aber eine schwäbische Dichterschule hat es niemals gegeben; selbst auf den Kreis, der Uhland als sein Haupt verehrt hat, ist der Ausdruck Schule im eigentlichen Sinne nicht anwendbar. Justinus Kerner hat sich gegen eine solche Zusammenfassung eifrig gewehrt und mit Nachdruck betont, daß in Schwaben jeder singe, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Weniger, als anderswo, kümmern sich hier die Poeten um den Geschmack der Menge, und gering ist ihre Neigung, litterarische Modethorheiten mitzumachen. Indem die schwäbischen Dichter also in einer Sonderexistenz zu verharren pflegen, verzichten sie allerdings auf entschiedene Wirkungen in die Weite und in die Breite; zumal in der litterarischen Bewegung der Gegenwart halten sie sich behutsam zurück. Aber wer weiß, ob sie nicht mit ihrer frischen und unbefangenen Art in Zukunft einmal dazu berufen sind, die deutsche Litteratur aus den Banden starrer Konzentration und öden Berlinertums zu erlösen oder doch an diesem Befreiungswerke mitzuwirken.

Wie im Leben so stellt auch in der Poesie der Schwabe den Inhalt höher als die Form. Gerade bei Talenten von starker Ursprünglichkeit findet sich häufig in formaler Hinsicht ein bedenklicher Mangel. Der ordnende und regelnde Kunstverstand steht nicht im rechten Verhältnis zum geistigen Gehalt, und oft fehlt es an der Gabe, ein größeres Werk planvoll zu gestalten und ebenmäßig bis zum Schlusse durchzuführen.

So ist denn auch diejenige Kunstgattung, welche technisches Können verhältnismäßig am wenigsten erfordert, in Schwaben zur reichsten Entfaltung gelangt: die Lyrik. Kein anderer deutscher Stamm hat auch nur annähernd eine gleiche Fülle kleinerer und größerer lyrischer Talente hervorgebracht, weltlicher und geistlicher, tief reflektierender und naiv volksmäßiger, prunkvoll rhetorisierender und anspruchslos schlichter. Seit der hohenstaufischen Minnesängerzeit bis auf die Tage Uhlands und Mörikes, ja bis in die jüngste Gegenwart ist, genährt von den sanften Reizen der Landschaft, der schwäbische Liederquell geflossen, unerschöpflich, nie ver-

siegend. Damit halten die Leistungen der Schwaben in den übrigen Gattungen der Dichtkunst entfernt nicht gleichen Schritt. Besonders sind sie einerseits vermöge der Enge und Abgeschlossenheit, in der sich ihr Leben abspielt, andererseits infolge ihrer Unbeholfenheit in der Komposition für Epos und Roman wenig befähigt. Es ist nicht Zufall, daß der größte schwäbische Epiker, Wieland, ganz auf der Peripherie schwäbischen Wesens steht, und daß der beliebteste Romanschriftsteller der neuesten Zeit, den der Stamm für sich beanspruchen kann, Berthold Auerbach, politisch zwar ein Württemberger, der Rasse nach aber ein Semite gewesen ist. Auch für das Drama ist bei den Schwaben die Neigung größer, als die Begabung. Ihre dramatische Beweglichkeit ist gering, wie man auch Talent für Mimik und Schauspielkunst selten bei ihnen vorfindet. Fast scheint es, als ob sich auf diesem Gebiete der Poesie die ganze schöpferische Kraft des Stammes in dem einen Schiller verdichtet und zugleich erschöpft habe. Friedrich Schiller, Schwabens größter Dichter, ist, wie sehr er immer über seine Heimat hinausgewachsen sein mag, in eigentümlichen Zügen seines geistigen Wesens ihr echter Sohn. Der philosophische Gehalt seiner Dichtungen, seine Methode, die Helden der Tragödie zu Trägern sittlicher Ideen zu verallgemeinern, seine Unachtsamkeit auf die sinnliche Erscheinung der Dinge sind schwäbischen Ursprunges. Daß der Schwabe in der Kunst die idealistische Richtung vor der realistischen, die romantische vor der modernen bevorzugt und, wo er vor der Wahl steht, fast immer die Idee über die Wirklichkeit, die Schönheit über die unbedingte Wahrheit stellt, liegt in seinem Volkscharakter tief begründet.

Die Bildung der Schwaben scheint bei ihrem Eintritt in die Geschichte äußerst dürftig gewesen zu sein. Von den Alamannen wenigstens weiß man, daß sie ihr Barbarentum rücksichtslos zur Geltung gebracht haben. Sie vernichteten die Denkmale der bereits ziemlich vorgeschrittenen Römerkultur in dem eroberten Süddeutschland mit Vorbedacht. Erst seitdem die Schwaben unter Frankenherrschaft gekommen waren, begannen sie mehr von römischem Wesen anzunehmen. In ihrem Heidentume verharrten sie länger, als die meisten anderen deutschen Stämme. Das Christentum,

das sich allenfalls aus der Römerzeit her im Alamannenland erhalten hatte, führte dort anfangs vermutlich ein beschränktes und gefährdetes Dasein. Von Besonderheiten alamannischer Gottesverehrung innerhalb dem allgemeinen germanischen Religionssysteme hören wir so gut wie nichts. Im Verlaufe des 7. Jahrhunderts wurde das ganze Schwabentum hauptsächlich durch irische Glaubensboten für die christliche Sache gewonnen, und rasch entwickelte sich auch hier, wie allenthalben in Deutschland, die Kirche zu einer Großmacht im öffentlichen Leben. Bald wuchsen zahlreiche Klöster empor, deren Reigen im Alamannenlande die 613 oder 614 gestiftete Einsiedelei des heiligen Gallus eröffnete, und diese Gründungen waren dazu berufen, eine Epoche höherer geistiger Bildung über Deutschland heraufzuführen.

Von Wissenschaften kann in der vorchristlichen Periode der Schwaben die Rede eigentlich noch nicht sein. Die einzigen Träger einer bescheidenen Bildung sind wohl von Anfang an die im Lande wirkenden christlichen Prediger gewesen. Ursprünglich haben die Schwaben an der Runenschrift der Germanen teilgenommen. Lateinische Sprache und Schrifttum fanden allmählich langsame Verbreitung. Die deutsche Sprache war noch unentwickelt und für schriftlichen Gebrauch wenig tauglich. So wurde das im Anfang des 7. Jahrhunderts niedergeschriebene alamannische Recht in lateinischer Sprache abgefaßt; doch gab man wenigstens einzelnen lateinischen Ausdrücken deutsche Uebersetzungen bei.

Eine rohe Poesie war bei den Schwaben von Anbeginn vorhanden. Das laut tönende Kriegsgeschrei der Alamannen wird von einem römischen Geschichtschreiber hervorgehoben, und es ist anzunehmen, daß die Freude am Gesang bei diesem Stamme schon in frühen Zeiten eine Rolle gespielt hat. Im übrigen muß man sich an das halten, was man von der ältesten Dichtkunst der Germanen überhaupt weiß. Sie war an Götterdienst und Kampf geknüpft und äußerte sich in Zauberformeln und Opfergesängen, in Schlachtenliedern und Totenklagen, in Göttermythen und Heldensagen. Gerne hörte man im Volke von den Schicksalen und Abenteuern der Götter und Halbgötter, und nicht minder gerne ließ man sich von den Thaten bedeutender Menschen erzählen. Was

die Germanen den von ihnen verehrten überirdischen Mächten angedichtet haben, ist nur durch unzusammenhängende mythologische Nachrichten zu unserer Kenntnis gelangt. Uralt mag die germanische Sitte gewesen sein, siegreiche Heerführer und Volkshelden durch Gesänge zu verherrlichen. Wir wissen, daß Armin lange Zeit im Munde der Dichter fortgelebt hat. Die großartigen Geschicke, zu denen die Germanen in den stürmischen Jahrhunderten der Völkerwanderung sich erkoren sahen, steigerten ihre Sangeslust gewaltig. Doch zur höchsten Entfaltung gedieh diese Poesie erst, nachdem stätere und ruhigere Verhältnisse eingetreten waren und das Germanentum sich im Merowingerreiche zu einem machtvollen Staatswesen gesammelt hatte. Rückblickend auf die unerhörten Ereignisse und die glänzenden Persönlichkeiten eben erst entschwundener Zeiten, hielt das Volk seine große Vergangenheit in Liedern fest. Die Geschichte wurde allmählich zur Sage, und die handelnden Personen wuchsen in ihrem Heldentum über das Maß der Wirklichkeit hinaus. Die Epen mußten ursprünglich im Gedächtnis bewahrt und mündlich fortgepflanzt werden. Wandernde Sänger, der guten Gesellschaft angehörig und, wo sie sich zeigten, hochgeehrt, trugen die Lieder von Land zu Land, von Hof zu Hof. Vom Volke wurden die Gesänge aufgegriffen und kamen so in aller Mund. Sie waren in der Form fortlaufender Langverse abgefaßt, denen die Allitteration ein charakteristisches Gepräge verlieh. Rezitativartig trugen sie die Sänger zu einem begleitenden Saiteninstrumente vor.

Gewiß hat auch der tapfere und kampfesmutige Stamm der Schwaben an diesen Heldenliedern Anteil gehabt. Wie reich dieser bemessen war, entzieht sich jedoch der Beurteilung. Denn von der ganzen Herrlichkeit hat sich nichts erhalten, als die spärlichen Reste des Hildebrandsliedes und die vom St. Gallener Dekan Ekkehard (I.) gefertigte lateinische Bearbeitung des Sanges von Walther und Hildegund. Zum Glück hat der Mönch aus dem Eigenen nicht viel dazu gethan: durch die erborgte Hülle schimmert noch die echte kraftvolle Gestalt der Dichtung deutlich hervor.

Mit der Blüte des ältesten germanischen Epos fällt etwa zeitlich ein für unsere Litteratur hochwichtiges Ereignis zusammen:

um das 6. Jahrhundert brach die deutsche Volkssprache in zwei Stücke, die niederdeutsche und die ober- oder hochdeutsche, auseinander. Die Kluft, die sich damit zwischen dem deutschen Norden und Süden aufgethan hat, ist trotz Luthers gelungener Bemühung, eine gemeinsame Schriftsprache zu schaffen, bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig überbrückt. In der Litteratur erhielt das Hochdeutsche unter dem Einfluß Karls des Großen dauernd das Uebergewicht, und so pflegt man die früheste Periode deutschen Schrifttumes bis auf die Zeit der Kreuzzüge und der Staufer als althochdeutsche zu bezeichnen.

Die Fortschritte, die das Christentum im Frankenreiche seit dem Beginne des 7. Jahrhunderts gemacht hat, sind nicht zuletzt den Wissenschaften zu gut gekommen. Nicht als ob sich nun plötzlich höhere Bildung im ganzen Lande verbreitet hätte: sie blieb vielmehr auf die bedeutenderen geistlichen Sitze beschränkt; aber es waren doch feste Mittelpunkte vorhanden, wo geistige Güter geschätzt wurden und eine sichere Zufluchtsstätte hatten. Von den Städten, die vom 10. Jahrhundert an aufzukommen begannen, war ja noch nichts zu erwarten: die Zeiten, da das Bürgertum Träger der deutschen Kultur werden sollte, lagen noch in weiter Ferne. Die Bedeutung des königlichen Hofes für die Wissenschaften hing nicht bloß von der jeweiligen Persönlichkeit des Herrschers, sondern auch von den politischen Verhältnissen ab, und auf Kontinuität geistiger Bestrebungen war darum hier nicht zu rechnen. Karl der Große hat sich im Bunde mit der christlichen Kirche um die Hebung des Geisteslebens in seinem Reich außerordentliche Verdienste erworben; aber seine Versuche, auch eine Laienbildung zu schaffen, konnten keinen bleibenden Erfolg haben, da sie von seinen Nachfolgern nicht fortgesetzt wurden. In den Zeiten der Schwäche, die jetzt über Deutschland hereinbrachen, folgte überhaupt ein Rückschlag in der Ausbreitung der Kultur, und erst unter den starken Sachsenkaisern stieg die Renaissance des Mittelalters wieder zu der Höhe empor, die sie schon einmal unter Karl dem Großen erreicht hatte, um in den unseligen Zeiten der schroffen Gegnerschaft zwischen Kaisertum und Papstum von neuem rückwärts zu schreiten.

Immerhin konnten neben den Königen auch die übrigen Großen mancherlei für Wissenschaft und Bildung thun. Von Herzogen oder sonstigen Edlen im Schwabenlande, die sich die Pflege der Wissenschaften oder der Künste angelegen sein ließen, ist vor der Zeit der Staufer die Gattin Herzog Burkhards II., Hedwig, das einzige Beispiel. Die hohe Frau, in der ein männlicher Geist lebte, war klassisch gebildet und selbst mit dem Griechischen vertraut; auf ihrem Witwensitze Hohentwiel soll sie eine Zeit lang den St. Gallener Pförtner Ekkehard (II.) beherbergt haben, um sich mit dem jungen Gelehrten in die lateinischen Dichter zu vertiefen. Passive Verdienste um die Litteratur erwarben sich auch andere schwäbische Fürsten und Ritter, indem sie durch ihre Thaten und Schicksale der Volkspoesie Stoffe lieferten.

Die wichtigsten Kulturmittelpunkte für das alamannische Herzogtum und zugleich für ganz Süddeutschland waren damals die Klöster St. Gallen und Reichenau mit ihren trefflichen Schulen und reichhaltigen Bibliotheken. Mit diesen beiden Anstalten konnten sich weder der Konstanzer Bischofssitz noch die übrigen schwäbischen Klöster messen, wenn auch da und dort in verringertem Maßstabe wissenschaftliches Streben mit Erfolg hervortrat. Von Klöstern im Gebiete des jetzigen Königreichs Württemberg nahmen Ellwangen, wo sich ein Mönch oder Abt Ermenrich († 862), Verfasser von Lebensbeschreibungen Heiliger, durch Gelehrsamkeit hervorthat, und Hirsau unter seinem Abte Wilhelm (1069—1091) wenigstens einen zweiten Rang ein. Jedenfalls wurden auch manche Schwaben im engeren Sinne zu St. Gallen und in der Reichenau gebildet und machten später den Schulen, denen sie ihre Erziehung verdankten, Ehre. Nur ist nicht bei jedem Gelehrten die Herkunft überliefert oder immer ersichtlich, ob es sich um einen Schwaben im engeren oder im weiteren Sinne handelt. Auch außerhalb den Grenzen des Alamannenlandes brachten es in jenen Zeiten Schwaben, wie z. B. Erzbischof Anno von Köln aus dem Geschlechte der Steußlinger, zu hohen geistlichen Würden und ersten Aemtern in der kaiserlichen Kanzlei.

In glänzender Vielseitigkeit entfaltete sich damals das geistige Leben zu St. Gallen und Reichenau. Baukunst, Erzgießerei, Malerei,

in den Dienst würdiger Ausschmückung der Gotteshäuser gestellt, machten bedeutende Fortschritte; die Musik gelangte durch Komposition kirchlicher Lieder zu Ehren; der Heilkunde, der Physik, der Mathematik, der Astronomie schenkte man Aufmerksamkeit. Die wissenschaftliche Bildung beruhte durchaus auf antiker Grundlage. Im Sprechen und Schreiben des Lateinischen, das die Verkehrssprache der Gebildeten war, brachte man es zu großer Fertigkeit, ohne freilich ihm die klassische Reinheit zu wahren. Lateinisch verwandte man gleichermaßen für Prosa und Poesie; die lateinische Dichtung genoß in dieser mittelalterlichen Renaissanceperiode, gleichwie später zur Zeit des Humanismus, hohes Ansehen. Selbst deutsche Gedichte wurden in die klassische Sprache übertragen, wofür Ekkehards Waltharilied nicht das einzige Beispiel ist. Neben dem Lateinischen war auch die Kenntnis des Griechischen vorhanden, die durch Besuche aus dem Osten und Reisen dorthin gefördert wurde. Unter den einzelnen Zweigen des Wissens standen Grammatik und Theologie obenan. Die Wichtigkeit der Geschichtschreibung wurde nicht verkannt; man ließ sich allerdings vorderhand noch an Chroniken genügen; daneben wurden Geographie und Biographie gepflegt. Für die stäte Fortpflanzung der Gelehrsamkeit und eine bestimmte Tradition sorgten die Klosterschulen; ein Bildungsmittel ersten Ranges besaßen die geistlichen Anstalten an ihren Bibliotheken: klassische und moderne, poetische und wissenschaftliche, namentlich theologische Werke wurden von den Mönchen mit gleichem Eifer abgeschrieben, und man verwandte auch auf die äußere Ausstattung der Bücher höchste Sorgfalt und Kunst.

Die Blüte des Klosters St. Gallen und seiner Schule reicht von der zweiten Hälfte des 9. bis in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts. Unter den zahlreichen tüchtigen Männern, die sich zu Anfang dieser Periode im Kloster versammelten, that sich namentlich ein vornehmer Alamanne aus der Schweiz, Notker der Stammler († 912), hervor. Er hat die geistliche Liederform der Sequenzen eingeführt und als Dichterkomponist sich einen Jahrhunderte dauernden Ruhm begründet. Sein Schüler Salomo (III.), Bischof von Konstanz und zugleich Abt von St. Gallen (890—920), Dichter

und Veranstalter einer umfassenden Mustersammlung von Urkunden und Briefen sowie eines großen encyklopädischen Lexikons, mehrte noch Ruf und Ansehen seines Klosters. Eine Generation später gereichte diesem Dekan Ekkehard (I. † 973) zur Zierde, aus dessen Jugendjahren sich eine wertvolle Schularbeit, die schon wiederholt erwähnte lateinische Bearbeitung des Walthariliedes, erhalten hat, und wieder nach einem Menschenalter wirkte dort Notker der Deutsche oder der Großlippige, 1022 im Alter von siebenzig Jahren gestorben, der hervorragendste Lehrer der St. Gallener Klosterschule. Er hat sich ein eigentümliches litterarisches Verdienst dadurch erworben, daß er die deutsche Prosa gepflegt, lateinische Klassiker und Schriften des Aristoteles, die Psalmen und das Buch Hiob in die Muttersprache übertragen hat. Ja, er verschmähte es nicht, in seine Abhandlungen Beispiele aus deutschen Volksliedern einzuflechten. Indessen blieben Notkers außergewöhnliche Bemühungen um die deutsche Sprache ohne Nachfolge, und bald nach seinem Tode war es mit der Blüte der St. Gallener Schule überhaupt vorbei. Notkers Schüler Ekkehard (IV.), lateinischer Dichter und Klosterchronist, ein Alamanne, um 1060 betagt gestorben, war in der stattlichen Schar der dortigen Berühmtheiten die letzte.

Früher, als zu St. Gallen, begannen die wissenschaftlichen Bestrebungen in dem benachbarten Kloster Reichenau. Die Aebte Waldo (784—806) und Hatto (806—823), letzterer aus vornehmem schwäbischem Geschlechte, förderten die Studien und begründeten den Ruf der Klosterschule. Der Stolz der Anstalt im 9. Jahrhundert war Walafried Strabo, 839—849 Abt, biographischer und theologischer Schriftsteller und gefeierter lateinischer Dichter. Hernach trat ein Stillstand, wofern nicht ein Rückschritt ein, und erst unter Abt Witigow (985—997), zu dessen Ehren ein Mönch Burkhard als Dichter auftrat, nahm Reichenau einen neuen Aufschwung. Die letzte Glanzzeit des Klosters fällt unter die Regierung des Abtes Berno (1008—1048), eines großen Gelehrten und Theologen und eines vortrefflichen Lehrers, dessen Gestirn nur durch das leuchtendere seines Lieblingsschülers, Hermanns des Lahmen, verdunkelt wurde.

Hermann entstammte einem oberschwäbischen Grafengeschlechte,

das sich damals nach der Burg Altshausen (O.A.*) Saulgau), später nach der Burg Veringen (in Hohenzollern) nannte. Als zweiter Sohn des mit 15 Kindern gesegneten Grafen Wolfrad (II.) am 18. Juli 1013 geboren, wurde er mit sieben Jahren der Reichenauer Klosterschule übergeben. Obgleich von der Geburt an gichtbrüchig, am ganzen Leibe verkrümmt und nicht einmal der Sprache völlig mächtig, eignete er sich doch alle in damaliger Zeit erreichbaren Kenntnisse an. Im 30. Lebensjahre wurde er von seinem wackeren Lehrer, Abt Berno, als Benediktiner eingekleidet. Bald sammelte sich ein Kreis von Schülern aus den verschiedensten Ländern um ihn, die an dem liebenswürdigen, mit allen christlichen Tugenden geschmückten Manne mit inniger Liebe hingen. Als Hermanns Schüler werden namentlich sein Bruder Mangold, der nachmalige Bischof Benno von Osnabrück, der Geschichtschreiber Berthold, alle drei Schwaben, genannt. Der Ruhm des gelehrten Mönches verbreitete sich über die ganze christliche Welt, selbst Kaiser Heinrich III. und Papst Leo IX. kamen nach der Reichenau, um ihn zu sehen. Am 24. September 1054 verließ sein edler Geist die gebrechliche Hülle. Der Leichnam wurde in der Familiengruft zu Altshausen beigesetzt.

Mit Recht wird Hermann von seinen Zeitgenossen als das Wunder des Jahrhunderts bezeichnet. An Universalität des Wissens sucht er seinesgleichen. Er kannte mindestens die lateinische, griechische und hebräische Sprache, war in Philosophie und Rhetorik bewandert, verfaßte mathematische und astronomische Schriften, schrieb über Theorie der Tonkunst, fertigte musikalische Werkzeuge und trat als Komponist hervor. Von den historischen Werken Hermanns hat sich das wichtigste, seine Chronik, erhalten, die für Zeitgeschichte eine Quelle ersten Ranges ist. Sein Schüler Berthold setzte das Werk fort und that eine treffliche Biographie des geliebten Lehrers hinzu. Endlich zeichnete sich Hermann auch als Dichter aus, natürlich in lateinischer Sprache. Außer einer warm empfundenen Grabschrift auf seine fromme Mutter Hiltrud hat sich von ihm ein Lehrgedicht „De octo vitiis principalibus“ erhalten. Er verbindet in

*) O.A. = württembergisches Oberamt.

diesem Nonnenspiegel sittlichen Ernst und anmutigen Scherz in seiner Weise und zeigt sich im lateinischen Ausdruck ebenso gewandt als in der Handhabung der mannigfaltigsten Versmaße.

Wieviel die Klöster vom 9. bis in das 11. Jahrhundert für die Gelehrsamkeit und die lateinische Poesie gethan haben: für die Entwicklung der nationalen Dichtung war ihre geistige Vorherrschaft kein Glück. Doch hatte nicht von jeher Feindschaft zwischen beiden Mächten bestanden. Unter Karl dem Großen und wohl schon vor ihm waren es gerade die Klöster gewesen, die für Niederschrift der mündlich überlieferten Heldengesänge Sorge trugen. Und jener erlauchte Fürst veranstaltete eine Sammlung derartiger Lieder, deren Untergang ewig beklagenswert bleibt. Aber unter Karls Nachfolger trat das Christentum in eine Periode der Unduldsamkeit. Die heidnischen Erinnerungen, die an jenen Epen hafteten, waren der Kirche unbequem, und sie arbeitete mit sicherem Erfolg an deren Untergang. Indessen vermochte sie doch nicht zu verhindern, daß der alte Heldensang sich wenigstens im Gedächtnis des Volkes lebendig erhielt, und so konnte er im 12. Jahrhundert nach langem Schlummer in neuer Form zu kraftvollem Dasein wieder erwachen.

Die Geistlichkeit sah indessen ein, daß das Volk, wenn es dauernd von den heidnischen Liedern abgelenkt werden solle, in der ihm allein verständlichen deutschen Sprache Ersatz haben müsse, und so trug sie für christliche Erbauungslitteratur in deutschem Gewande Sorge. Schon in die Zeit Karl des Großen, der auch den leider nicht zu stande gekommenen Versuch einer deutschen Grammatik unternommen hat, fällt der Beginn zusammenhängender Aufzeichnungen in deutscher Prosa: es waren Uebersetzungen von Bibelabschnitten, des Vaterunsers und dergleichen. Unter seinen Nachfolgern ging man weiter: umfangreiche christliche Gedichte in deutscher Sprache wurden geschaffen und dafür an Stelle der verpönten Allitteration der Endreim eingeführt, der alsbald in unserer Poesie für alle Zeiten zur Herrschaft gelangte. Von den zwei großen Messiaden des 9. Jahrhunderts, die sich erhalten haben, ist keine aus dem Schwabenlande hervorgegangen. Was von derartigen althochdeutschen Denkmalen aus schwäbischem Sprachgebiet

auf uns gekommen ist, beschränkt sich auf religiöse Formeln, das Vaterunser, Kirchenhymnen, Bruchstücke einer Psalmenübersetzung, Verdeutschung der Regel des heiligen Benedikt und Wörterverzeichnisse. Im 10. und 11. Jahrhundert wurde dann die althochdeutsche Schriftsprache in den Klöstern namentlich durch Uebertragungen aus den klassischen Sprachen weiter ausgebildet; von den Verdiensten St. Gallens und Notkers des Deutschen in dieser Sache ist bereits die Rede gewesen. Indessen behauptete das Lateinische in den geistlichen Anstalten wie in den königlichen Kanzleien nach wie vor seine Herrschaft. Erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begannen vereinzelte Versuche, das Deutsche für Ausfertigung von Urkunden zu verwenden.

Man darf sich nun aber nicht vorstellen, daß die von der Geistlichkeit begünstigte christliche Erbauungslitteratur in deutscher Sprache die einzige poetische Nahrung für die Laien gewesen sei. Es gab vielmehr nach wie vor wandernde Dichter von Beruf, die den Bedürfnissen der weitesten Volkskreise gerecht zu werden suchten. Aber es waren nicht mehr die vornehmen Sänger von ehedem: ein niedrigeres Geschlecht von Spielleuten war herangewachsen, das mimische Künste und Possenreißereien nicht verschmähte, um die Menge zu belustigen und sich sein Brot zu verdienen. Mißratene Kleriker und allerhand sonstige Taugenichtse machten sich unter diesem leichtfertigen Völklein der Fahrenden breit. Und wie die Persönlichkeiten, welche die volkstümliche Poesie vermittelten, hatte sich auch diese selbst nach Stoffen und Formen gar sehr geändert. An Stelle der Alliteration und fortlaufenden Zeilen war der Reim und die Gliederung in Strophen getreten, an Stelle einer pathetischen Darstellung im großen Stile die novellistisch genrehafte Behandlung. Die Erinnerung an das Heldenzeitalter der Völkerwanderung war entschwunden, und dafür beherrschten die Ereignisse des Tages das allgemeine Interesse; nicht mehr das große Epos, sondern die kleinen Gattungen der Dichtkunst wurden gepflegt: Novellen und Schwänke, Legenden und Märchen, kürzere historische Zeitgedichte. Diese ganze nationale Poesie des 9. und 10. Jahrhunderts ist verloren, wenn auch ihr Inhalt vielfach in die Geschichtwerke jener Zeit übergegangen ist. Ebenso wenig hat

sich die Kunde von einzelnen Persönlichkeiten der Spielmannsklasse erhalten. Doch darf man vermuten, daß eine Anzahl von ihnen auch aus dem Schwabenlande gekommen ist. Zum mindesten wissen wir von mancherlei schwäbischen Stoffen, die damals beliebt waren. Der Schwank von dem kecken Ritter, der sich an Ottos I. kaiserlichem Barte vergriff, war gewiß nicht der einzige Schwabenstreich, an dem man sich ergötzte. Die sogenannten Kammerboten Erchanger und Berchtold, die ihr verwegenes Streben nach der schwäbischen Herzogsmacht, ihren Trotz gegen König Konrad I. und ihre Feindschaft mit dem Konstanzer Bischof und Reichenauer Abt Salomo (III.) 917 mit den Häuptern bezahlen mußten, lebten lange in Liedern und Sagen bei ihren Stammesgenossen fort. Besungen wurden auch die beiden unglücklichen Schwabenherzoge Liudolf und Ernst II., denen ihre Empörung gegen den kaiserlichen Vater oder Stiefvater so teuer zu stehen gekommen war. Die beiden Fürsten, in Wirklichkeit zwei Menschenalter auseinander liegend, wurden der Aehnlichkeit ihrer Schicksale halber allmählich zu einer Persönlichkeit verschmolzen, und nachdem die deutsche Phantasie durch die Bekanntschaft mit dem Orient befruchtet worden war, häufte man die wunderbarsten Fabeln und Märchen auf diesen Herzog Ernst genannten Sagenhelden. Doch gehört die geschilderte Umbildung des Stoffes erst der folgenden Periode an, während einfachere Lieder auf Liudolf und auf Ernst gewiß schon von Zeitgenossen angestimmt worden sind.

Zweites Kapitel.

Staufer und Württemberger.

Nach der Mitte des 11. Jahrhunderts erbaute sich Herr Friedrich von Büren, der einem ursprünglich zu Wäschenbeuren nordwestlich vom Hohenstaufen (O.A. Welzheim) seßhaften schwäbischen Adelsgeschlecht entstammte, eine Burg auf dem genannten Berge, der ihm und seinen Nachkommen fortan den Namen gab. Durch seine Verbindung mit Heinrich IV. und treue Anhänglich-

keit an diesen Kaiser kam das vorher wenig bedeutende Haus rasch empor: jener Friedrich erhielt zum Lohne für seine Dienste die schwäbische Herzogswürde und die Hand der Kaisertochter Agnes. Es gelang ihm, sich gegen seine Widersacher zu behaupten und den Besitz des neu erworbenen Herzogtumes seinen Erben zu sichern. Durch Heiraten, namentlich durch die salische Erbschaft nach dem Tode Kaiser Heinrichs V. vermehrten die Staufer gewaltig ihre Hausmacht, die zu Anfang des 11. Jahrhunderts dürftig genug gewesen war und sich auf die Gegenden ihres Stammschlosses beschränkt hatte. Noch zu Höherem war das Geschlecht berufen: Königskronen, eine Kaiserkrone legte ihm das Glück zu Füßen. Schwaben war bald für den Thatendrang der rastlos vorwärts strebenden Staufer zu eng geworden; kein Wunder: dünkten ihnen doch sogar die Grenzen des deutschen Reiches nicht weit genug gezogen! Dennoch bewahrten sie ihrem Stammland Anhänglichkeit und ließen ihm ihre fortgesetzte Sorge angedeihen. Gerne weilten sie, sofern sie überhaupt in Deutschland waren, auf schwäbischen Pfalzen, namentlich zu Ulm und Eßlingen. Die regierenden Staufer übergaben das schwäbische Herzogtum bald nahen Verwandten, bald behielten sie es — so Philipp und Konrad IV. — unter eigener Verwaltung. Und wie dieser Herzogshut die erste bedeutende Würde der Familie gewesen war, so blieb er noch als einzige ihrem letzten Sprossen übrig, nachdem sie die Laune des Schicksals aller ihrer Kronen beraubt hatte.

Ein Jahrhundert und länger haben die Staufer die Geschicke Deutschlands und Italiens entschieden, ja das Los der gesamten Christenheit mitbestimmt. Ueber ihre politischen Fähigkeiten urteilt man sehr verschieden. Es ist unleugbar, daß sie nicht immer verstanden haben, mit den realen Verhältnissen zu rechnen, daß sie nicht immer ihrem Streben erreichbare Ziele gesteckt haben. Die Gegnerschaft gegen das Papsttum hatten sie als Erbe von den fränkischen Königen überkommen; sie nahmen den Kampf ohne Bedenken auf und führten ihn mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln tapfer durch. Ihr Widerstand gegen die nicht zu sättigenden Herrschgelüste der Kirche ist für die Kultur nicht vergeblich gewesen, wenn sie selbst sich schließlich auch an dieser Aufgabe

verblutet haben. Das Trachten nach einer Universalmonarchie war seit Karl dem Großen für stolzer gesinnte deutsche Könige geradezu traditionell geworden und lag in der Idee des römischen Kaisertumes tief begründet. Phantasievoll geartet und unternehmungslustig, wie sie waren, brachten es die Staufer nicht über sich, mit dieser Tradition zu brechen. Gewiß wurde das verhängnisvoll für Deutschland wie für die Dynastie selbst. Aber für das geistige Leben ihrer Zeit und späterer Epochen wirkten diese Fürsten durch ihre über das Gewöhnliche weit emporgehobenen Persönlichkeiten jedenfalls ungemein anregend und befruchtend.

Mit der Herrschaft der Staufer über Deutschland fällt zeitlich die Blüte unserer mittelalterlichen Poesie zusammen. Zwar waren die Zeiten zu unruhig und friedlos, die Interessen, von denen jene in Anspruch genommen wurden, zu mannigfaltig, als daß sie alles, was in ihren Wünschen gelegen sein mochte, für die Kultur leisten konnten. Indessen thaten sie, was unter den obwaltenden Umständen möglich war. Unter ihrem Einfluß stieg in Deutschland, und nicht zuletzt in Schwaben, jenes glänzende Ritterwesen, das eines der bedeutsamsten Elemente der Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts ausmacht, zur höchsten Stufe seiner Ausbildung, und die Angehörigen des Regentenhauses selbst waren seine idealen Verkörperungen. Dieser gebieterische und vom Bewußtsein seines Herrscherberufes durchdrungene Kaiser Rotbart, dieser großherzige und thatkräftige Heinrich VI., dieser milde und liebenswürdige Philipp, dieser geistvolle, an schöpferischen Gedanken fast überreiche Friedrich II., dieser heldenmütig kämpfende und leidende Knabe Konradin, dieser schöne Dulder Enzio — das waren lauter Gestalten, so recht dazu angethan, die Gemüter der Mitwelt und der Nachwelt gefangen zu nehmen. Der Begeisterung im höchsten Maße fähig, mußten sie Begeisterung wiederum wecken. So setzten sie denn die Dichter des Mittelalters wie die der Neuzeit in Bewegung. Herzog Friedrich II., den Vater Kaiser Rotbarts, verherrlicht eine romanhafte Dichtung, die sich in einer Fassung des 15. Jahrhunderts erhalten hat. Barbarossa selbst wurde zu Lebzeiten oftmals besungen, so durch das 1187 wohl in Südwestdeutschland entstandene lateinische Epos Ligurinus. Von Kaiser

Friedrich II. hieß es im Volk, er werde dereinst als gottgesandtes Werkzeug wiederkehren, um die hierarchischen Gewalten zu vernichten — eine Sage, die später auf Friedrich I. übertragen und mehr verweltlicht worden ist. Ueber Konradins trauriges Schicksal wie über das Ende anderer Staufer sind die Dichter deutscher und romanischer Zunge in Klagen ausgebrochen. Die Sänger fanden am staufischen Hofe, vor dem allerdings mancher kleinere den Vorzug größerer Seßhaftigkeit voraus hatte, stets gute Aufnahme; von Barbarossa bis auf Konrad IV. waren alle Könige und Kaiser aus diesem Haus ihnen wohlgesinnt, namentlich Friedrichs II. unglücklicher Sohn, der lebensfrohe König Heinrich (VII.), in dessen Gesellschaft eine erlesene Poetenschar zu finden war. Selbst der ganz in italienischen Banden gefangene Friedrich II. verhalf dem beredten Vorkämpfer der kaiserlichen Partei in Deutschland, Walther von der Vogelweide, zu dem lang ersehnten Lehengute. Der Sinn für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen, der den meisten Staufern eigen war, lebte am kräftigsten in eben diesem Friedrich, der nicht bloß zu den begabtesten, sondern auch zu den gebildetsten Männern des Mittelalters gehörte. Namentlich in den Naturwissenschaften wohl bewandert, ließ er Aristotelische Werke aus dem Arabischen in das Lateinische übertragen und bereicherte die Litteratur durch eine in ihrer Art klassische Schrift „De arte venandi cum avibus“. Er dichtete ferner, wie sein Sohn Enzio, in romanischer Sprache. Andere Glieder des Hauses versuchten sich in deutscher Poesie: wir werden sowohl Kaiser Heinrich VI. als dem jungen Konradin unter den Minnesängern begegnen. Daneben ergötzte sich die heitere Sinnesart der Staufer auch an den Späßen von Gauklern und Fahrenden niederer Art.

Wieviel die Staufer zu der glänzenden Entwicklung unserer mittelalterlichen Litteratur beigetragen haben: die Verhältnisse, wodurch diese Blüte bedingt war, hatten sich schon vorbereitet, ehe jenes Herrschergeschlecht in seine maßgebende Stellung eingerückt war. Von den Kreuzzügen ging die entscheidende Einwirkung aus. Seit dem 11. Jahrhundert hatten sich die Pilgerfahrten nach Jerusalem bedeutend gemehrt. Bald bemächtigte sich die Kirche dieser Zeitströmung und verlieh ihr eine umfassende Organisation. Euro=

pens weltliche Fürsten, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Staufer, stellten sich an die Spitze des Unternehmens, das an Großartigkeit in der Weltgeschichte unübertroffen dasteht. Das religiöse Gefühl nahm einen gewaltigen idealen Schwung, und, in den Dienst des Christentums tretend, veredelte sich die europäische Ritterwelt. Durch die Kenntnis des Orients und seiner Kultur erweiterte sich der geistige Gesichtskreis bedeutend und erhielt die Phantasie reiche Nahrung; daß dies unmittelbar wie mittelbar der Poesie zu gut gekommen ist, versteht sich von selbst. Nicht minder war der rege Verkehr der europäischen Völker untereinander und der Austausch ihrer Kulturschätze im Zeitalter der Kreuzzüge ein außerordentliches Bildungsmittel. Die Deutschen insbesondere zogen aus der Berührung mit den Franzosen, die ihnen in der geistigen Entwicklung vorausgeeilt waren, Gewinn. Nach französischem Muster bildete sich das deutsche Rittertum heran, das dazu berufen war, die eigentümlichste und schönste Kultur des deutschen Mittelalters zu tragen. Die deutsche Sprache bereicherte sich durch Lehnwörter aus dem Französischen, die deutschen Poeten empfingen Stoffe und Formen von ihren westlichen Nachbarn.

Echt deutscher Geist schmolz die fremden Bildungselemente zu einem einheitlichen und eigenartigen Ganzen zusammen. Die Lyrik der Troubadours wandelte sich zum Minnesang um. Man weiß, wie hoch die Germanen das weibliche Geschlecht von jeher gestellt haben: das verfeinerte Rittertum dieser Periode erhob vollends den Frauendienst zum förmlichen Kultus. Auch die aus der Fremde zugeströmten Romanstoffe wurden, wenigstens von den besseren Dichtern, durch deutschen Gedankengehalt vertieft. Und geweckt durch die heroische Epoche der Kreuzzüge, erwachte die Erinnerung an die Heldenzeit der Völkerwanderung wieder: das alte Volksepos, in dem Sang von den Nibelungen gipfelnd, feierte seine glanzvolle Auferstehung. Der Unterschied zwischen Volksepos und höfischem Epos bezieht sich im wesentlichen nur auf die Stoffe. Die Dichter waren in beiden Fällen meist ritterlichen Standes, das maßgebende Publikum in beiden Fällen die höfische Gesellschaft. Die Spielleute und Gaukler der vorhergehenden Periode wurden durch vornehme Sänger zwar nicht ganz beseitigt, aber doch in den

Hintergrund gedrängt, durch Sänger, die nicht ihre einzige Aufgabe darin sahen, vorübergehend zu erheitern und zu belustigen, die vielmehr nach ethischen Wirkungen strebten, ja selbst politischen Einfluß gewannen, durch Sänger, die die Zierde der größeren und kleineren Höfe bildeten, und denen sich beizugesellen selbst die ersten Fürsten der Christenheit nicht verschmähten.

Die nationale Kunst hatte an Stelle der antiken Gelehrsamkeit das Uebergewicht erlangt im Reiche deutscher Kultur, deren Mittelpunkte nicht mehr die Klöster, sondern die weltlichen Höfe waren. Die Hüterinnen der Wissenschaften blieben nach wie vor die geistlichen Anstalten, sie erfüllten aber ihre Aufgabe entfernt nicht mehr mit demselben Eifer und unter derselben Teilnahme der Gebildeten, wie früher. Schlug doch selbst in den Klöstern die Poesie ihren Thron auf und lockte die Mönche an, deren Unwissenheit in erschreckendem Maße zunahm. Es war vorbei mit der Blütezeit der klassischen Studien, wenn auch vereinzelt immer noch tüchtige Gelehrte auftraten. Diese alle überragt der als Albertus Magnus bekannt gewordene Albert von Bollstädt, ein bayerischer Schwabe aus Lauingen (1193—1280), Dominikaner, 1260—1262 Bischof von Regensburg, rastlos thätig im Dienste der Kirche, dabei ein Mann von universellem Wissen und auch in den Naturwissenschaften groß, weshalb ihm die spätere Sage magische Künste andichtete. Dürftige Geschichtswerke in lateinischer Sprache, die in diesen Kreisen nach wie vor herrschte, sind auch aus schwäbischen Klöstern, z. B. Weingarten und Zwiefalten, hervorgegangen. Aus Biberach stammte der Schussenrieder und später (1215—1230) Ursperger Propst Burchard, der Verfasser der sogenannten Ursperger Chronik, einer vom staufischen Parteistandpunkt aus geschriebenen Reichshistorie, die namentlich für die Zeitgeschichte von Wert ist. Die neu gegründeten Städte, die ihre besten Kräfte dem Handelsleben widmeten, thaten noch nicht viel für die Bildung; doch kamen wenigstens im Laufe des 13. Jahrhunderts städtische Schulen auf, worin der Jugend Elementarunterricht erteilt wurde; 1242 läßt sich zu Jsny, 1249 zu Kirchheim ein Schulmeister urkundlich belegen.

Die deutsche Prosa blieb in der Entwicklung hinter der

deutschen Poesie weit zurück. Ihre besten Leistungen haben wir noch in der volkstümlichen Beredsamkeit der Bettelmönche, namentlich der Franziskaner, zu erblicken, deren Predigten unter freiem Himmel im 13. Jahrhundert allenthalben in Deutschland ungeheueren Zulauf hatten. Bruder David von Augsburg und Bruder Berthold von Regensburg, gewaltige rednerische Kräfte, ließen sich im Schwabenlande vernehmen, aus dem gewiß auch weniger bedeutende Prediger in größerer Anzahl hervorgegangen sind.

Mit der Zeit der Staufer beginnt die Periode der mittelhochdeutschen Dichtung, die bis auf die Tage Luthers reicht. Die Sprache des Stammes, welchem das Herrscherhaus angehörte, gelangte unter den deutschen Mundarten zum maßgebenden Einfluß. Das Schwäbische wurde seit den Staufern die Sprache des königlichen Hofes und überwog bald in der Dichtung, später auch in der Prosa. Freilich verzichteten die übrigen deutschen Stämme anf die Eigentümlichkeiten ihrer Sondersprachen nicht ganz, und eine gleichmäßige Schriftsprache, wie jetzt im Neuhochdeutschen, hatte Deutschland damals noch nicht.

Die Träger der mittelhochdeutschen Poesie waren vorzugsweise die Schwaben im weitesten Sinne, daneben Franken, Bayern, Oesterreicher, kurz die Süddeutschen überhaupt. Man kann sich denken, daß unter den geschilderten Umständen die Schwaben ein ganz besonders dankbares Publikum für die Poeten abgegeben haben. Dem Beispiele der Staufer folgend, gewährten viele schwäbische Große den wandernden Sängern auf ihren Rittersitzen gastliche Aufnahme und verdienten sich durch Milde deren Lob. So werden von Dichtern namentlich gerühmt: Pfalzgraf Hugo von Tübingen, der „biderbe Kalwäre“ (d. h. ein Graf von Calw), Schenk Konrad von Winterstetten, unter Kaiser Friedrich II. ein Mann von Einfluß und von diesem zum Berater König Heinrichs (VII.) gesetzt, der Rudolf von Hohenems zu seinem Wilhelm von Orlens und Ulrich von Thürheim zur Fortsetzung von Gottfrieds Tristan ermunterte, endlich Konradins Kämmerer Volkmar von Kemnat.

Von den Lebensumständen der einzelnen Dichter können wir uns aus der dürftigen Ueberlieferung meist nur unvollständige und

undeutliche Vorstellungen machen. Bei vielen sind wir sowohl hinsichtlich der Zeit ihres Wirkens als auch hinsichtlich ihrer Heimat auf bloße Vermutungen angewiesen. Die sprachlichen Verhältnisse der Dichtwerke lassen selten sichere Schlüsse auf ihre Herkunft zu. Insbesondere treten die Persönlichkeiten derer, welche die Stoffe des volkstümlichen Epos behandelt haben, hinter ihren Schöpfungen ganz zurück. Keine Namen haben sich da erhalten. Wir wissen nicht, welcher Provinz der oder die Dichter des Nibelungenliedes angehört haben. Für ganz gewiß aber darf es gelten, daß auch in Schwaben Gesänge von Siegfried und Kriemhild, von Dietrich und Hildebrand erklungen sind. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das eine oder andere unserer berühmten Volksepen die Gestalt, in welcher es auf uns gekommen ist, im Schwabenland erhalten hat.

Einer der drei großen höfischen Epiker, Hartmann von Aue, war ein Schwabe, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schwabe im engeren Sinn. Ueber seine Lebensumstände ist sehr wenig bekannt. Er war ritterlicher Dienstmann zu Aue, d. h. offenbar zu Obernau bei Rottenburg am Neckar; seine Herren gehörten wohl dem edelfreien Geschlechte derer von Ow an. Geboren ist er um 1170. Er erhielt in irgend einem Kloster gelehrte Bildung: er konnte lesen, verstand Lateinisch wie Französisch und war mit dem klassischen Altertume vertraut. Er nahm an einer Kreuzfahrt teil, vermutlich an der mißglückten vom Jahr 1197, vielleicht aber auch an Barbarossas Zug oder gar an beiden. Gestorben ist er zwischen 1207 und 1220.

Auch die Zeitfolge der Werke Hartmanns ist nicht ganz sicher. Von den vier Epen ist „Erec“, um 1192 gedichtet, ohne Frage das früheste: es giebt sich durch übermäßige Breiten in der Erzählung und einzelne Unebenheiten in der Form als Jugendwerk zu erkennen. „Iwein“ dürfte Hartmanns späteste Schöpfung und um das Jahr 1202 entstanden sein. Dazwischen fallen zuerst „Gregorius“ und dann „Der arme Heinrich“. Außerdem haben sich von Hartmann ein bis zwei artige Liebesbriefe, sogenannte Büchlein, und etwa achtzehn lyrische Stücke, fünfzehn Minnelieder und drei Kreuzlieder, erhalten; seine Leiche sind verloren gegangen.

Auch seine Lyrik zeugt von starker Begabung, aber seine volle poetische Eigenart hat er nur im Epos entfaltet.

„Erec“ und „Iwein“ sind poetische Ritterromane, beide dem Artussagenkreis entnommen, beide nach der französischen Vorlage des Chrestien von Troyes bearbeitet. Hartmann ist feiner und glätter, aber auch weniger charakteristisch, als seine Quelle. Beide Dichtungen haben den Konflikt zwischen Heldentum und Minne zum Inhalt. Erec lebt thatenlos an der Seite seines geliebten Weibes Enite dahin. Wie sie sich selbst mit seinem unritterlichen Leben unzufrieden zeigt, zieht er mit ihr allein auf Abenteuer aus und stellt ihre Liebe auf die härtesten Proben, bis er durch ihre niemals wankende Geduld und Treue endlich versöhnt wird. In Iwein umgekehrt verscherzt der Held die Gunst seiner Gattin Laudine dadurch, daß er den ihm bewilligten einjährigen Urlaub überschreitet. Es gelingt ihm erst nach schweren Prüfungen und mannigfaltigen Abenteuern, wobei ein von dem Ritter geretteter und diesem fortan treu ergebener Löwe eine wichtige Rolle spielt, die beleidigte Dame zu erweichen.

Ganz anderer Art sind die beiden weiteren epischen Dichtungen Hartmanns. Der ebenfalls dem Französischen entlehnten Legende vom heiligen Gregorius, dem guten Sünder, liegt die Idee zu Grunde, daß auch die ärgste Sünde durch aufrichtige Buße getilgt werden kann. Gregorius, der Sprosse einer blutschänderischen Verbindung, heiratet ohne Wissen die eigene Mutter. Nach der Entdeckung läßt er sich an einen einsamen Felsen in einem See festschmieden. Siebenzehn Jahre vergehen. Da wird der Entsühnte, der wunderbarerweise noch am Leben ist, von den Römern zum Papst erkürt und spricht als solcher seine Mutter, die mit ihm wieder vereinigt wird, von ihren Sünden los.

Die poetische Erzählung „Der arme Heinrich“ ist Hartmanns selbständigste Arbeit. Auf die innere Entwicklung des Helden ist der Hauptnachdruck zu legen: erst die demütige Ergebung in den Willen Gottes entreißt ihn dem Elende. Herr Heinrich von Aue, ein Vorfahre der Dienstherren des Dichters, edel, reich und angesehen, jung und schön, wird plötzlich vom Aussatze befallen. Da ihn die Kunst der Ärzte nicht heilen kann, flieht er die Welt und

zieht sich auf einen Meierhof zurück. Des Meiers Töchterlein, das sich mit rührender Liebe an seinen armen Herrn hängt, entschließt sich, als es erfährt, daß ihn das freiwillig vergossene Herzblut einer Jungfrau zu retten vermöge, für ihn in den Tod zu gehen. Er nimmt das Opfer an, und sie pilgern zusammen nach Salerno. Schon liegt sie auf dem Operationstische: da wird Heinrich von Mitleid ergriffen und gebietet dem Arzt, inne zu halten. Dem Siege, den er also über sich selbst errungen hat, folgt die Reinigung des Körpers auf dem Fuß, und der Geheilte erhebt die vielgetreue Maid zu seinem Ehegemahl.

Hartmann von Aue war so recht der Mann nach dem Herzen der Menge, für die Wolframs Tiefe unverständlich und Gottfrieds sinnliche Leidenschaftlichkeit unheimlich war. Er stand bei zeitgenössischen wie späteren Dichtern in höchstem Ansehen. Ein Zeitalter, in dem ein Poet von so trefflichen Eigenschaften, wie Hartmann, der Liebling des großen Publikums ist, stellt sich damit ein ehrenvolles Zeugnis aus. Hartmann war offenbar ein liebenswürdiger Charakter, reinen Herzens und heiteren Sinnes, fromm und mild in der Denkart, von idealen Neigungen erfüllt. Er ist moralischer und moralisierender Dichter, wenn auch nicht in aufdringlicher Weise. Ein ethischer Zug geht durch seine ganze Poesie. Das Ringen niedrigerer und höherer Triebe im Inneren des Menschen ist das von ihm bevorzugte Thema. Seelenmalerei liebt er auch im einzelnen. Wenn daneben die Schilderung von Abenteuern in den beiden Ritterepen und selbst im Gregorius für unseren Geschmack einen zu breiten Raum einnimmt, so ist zu bedenken, daß Hartmanns Zeitgenossen gerade daran besonderes Gefallen gefunden haben. Ueberdies ist er in diesem Punkte maßvoller, als die Mehrzahl der mittelalterlichen Epiker, und macht seine Erzählung durch planvolle und klare Anordnung des Stoffes genießbar. An Vollkommenheit und Schönheit der Form thut er es überhaupt allen Dichtern seines Zeitalters zuvor. Die Darstellung ist von höchster Anmut, die Sprache leicht und flüssig, der Versbau von tadelloser Glätte und Kunstfertigkeit. Ist er doch schon von seinem großen Nachfolger Gottfried seiner kristallenen Wörtlein wegen gerühmt worden! Für die Gegenwart hat

zum mindesten eines von Hartmanns Werken mehr als kulturhistorische Bedeutung: „Der arme Heinrich“, eine der lieblichsten und rührendsten Novellen, die unsere Litteratur aufzuweisen hat.

Unter Hartmanns zahlreichen Nachfolgern und Nachahmern, zu denen bis zu einem gewissen Grade selbst Meister Gottfried von Straßburg gerechnet werden muß, finden sich auch manche Schwaben. Von Ritter Ulrich von Thürheim, einem bayerischen Schwaben, der 1233—1246 in der Gegend von Augsburg urkundlich auftritt, haben wir eine Fortsetzung von Gottfrieds Tristan und eine solche von Wolframs von Eschenbach Willehalm, meist nach dem Haupthelden „Der starke Rennewart“ genannt; letztere unmäßig lange Dichtung fand im Mittelalter viel Beifall. Ulrichs Epos „Clies“, vermutlich nach einer Vorlage des Chrestien von Troyes, ist verloren gegangen. Etwa zu derselben Zeit dürfte die an den Heldensagenkreis Karls des Großen sich anlehnende poetische Novelle „Die gute Frau“, deren unbekannter Verfasser ein Schwabe gewesen ist, entstanden sein. Gottfried von Hohenlohe († 1254 oder 1255), Stammherr des jetzt noch blühenden Fürstenhauses, einer der Getreuesten Friedrichs II. und Konrads IV. und eine Zeit lang in König Heinrichs (VII.) Umgebung, ist der Verfasser eines verloren gegangenen Heldengedichtes über König Artus und seine Tafelrunde. Als Epiker wird ferner Herr Albrecht von Kemnat aus bayerisch Schwaben genannt; doch ist es sehr unsicher, ob das nur in wenigen Bruchstücken erhaltene Gedicht „Goldemar“ aus der Dietrichssage oder gar weitere Epen aus demselben Sagenkreis ihm zuerkannt werden dürfen. Um 1230 hat Konrad Fleck die anmutige Geschichte von „Flore und Blanscheflur“, die aus Frankreich über den Rhein gekommen und schon durch eine ältere Bearbeitung in Deutschland bekannt gewesen ist, mit starker Betonung des Grundmotivs der Treue neu erzählt; doch kann der ritterliche Dichter ebenso gut ein Schweizer als ein Schwabe im engeren Sinne gewesen sein. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte Konrad von Stöffeln, vielleicht aus dem Rittergeschlechte, dessen Stammburg bei Gönningen (O.A. Tübingen) stand. Ein abenteuerlich erfundener Roman aus dem Artussagenkreise, „Gauriel von Montabel, der Ritter mit dem Bock“, hat sich von ihm er-

halten, worin Hartmanns Iwein, der Ritter mit dem Löwen, unabsichtlich travestiert erscheint.

Auch die geistlichen Stoffe kamen in der erzählenden Dichtung neben den weltlichen zu ihrem Rechte. Der enge Bund zwischen Rittertum und Christentum ist ja gerade bezeichnend für die Poesie jener Tage. Wie zu Beginn der Blütezeit meist Geistliche die Bearbeiter der Roman- und Märchenstoffe gewesen sind, um erst im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts von ritterlichen Dichtern abgelöst zu werden, haben umgekehrt auch adelige Herren gelegentlich religiöse Gegenstände behandelt. Hartmann von Aue haben wir schon als Legendendichter kennen gelernt. In den letzten Jahrzehnten das 12. Jahrhunderts lebte Konrad von Heimesfurt (jetzt Hainsfarth bei Oettingen), wieder ein bayerischer Schwabe, von ritterlicher Herkunft, aber in den geistlichen Stand getreten. Von ihm ist eine Auferstehung Christi („Urstende") und eine Himmelfahrt Mariä („Von unserer Frauen Hinfahrt") auf uns gekommen, in ihrer Art verdienstliche Werke, die unverkennbar unter dem Einfluß weltlicher Dichtung stehen. Eine poetisch wertlose Arbeit ist das um 1200 durch einen gewissen Albert, vermutlich Augsburger Stiftsgeistlichen, nach der Biographie des Reichenauer Abts Berno in deutsche Reimverse gebrachte Leben des heiligen Ulrich, Bischofs von Augsburg. Hugo von Langenstein, ein Schwabe aus dem Hegau, der 1282 gleich seinem Vater und seinen Brüdern in den Deutschorden eintrat und diesem all sein Besitztum übergab, beschrieb die elf Marter der heiligen Martina in nicht weniger als 33000 Versen.

Zu fast noch glänzenderer und eigenartigerer Entfaltung, als die Epik, gelangte im Hohenstaufenzeitalter die deutsche Lyrik. Volkstümliche Lieder, zumal Liebeslieder, hat es gewiß schon seit alter Zeit gegeben, und an solche lehnen sich die Erzeugnisse der früheren Minnesänger offenbar an. Aber es haben sich keine deutlichen Spuren davon erhalten, so daß für uns die Lyrik eigentlich erst mit dem Minnesange beginnt. Es war ihr goldenes Zeitalter. Vom Süden allmählich nach dem Norden sich ausbreitend, wurde sie für die ganze ritterliche Gesellschaft zum süßen Herzensbedürfnis und zum heiteren Zeitvertreib. Die Minne, die dieser

ganzen Poesie den Namen geliehen hat, steht im Vordergrunde. Treu und hingebend, zart und verschwiegen, hat der Frauendienst der Stauferzeit etwas ungemein Rührendes und Herzbewegendes an sich. Schade, daß er allzu gleichförmig und geregelt, ja einer gewissen Etikette unterworfen war und also der Gefahr nicht entgehen konnte, in Konvenienz und Spielerei auszuarten. Neben Liebesgesängen ließen die ritterlichen Dichter Lieder himmlischer Minne, meist Kreuzlieder, Sprüche irdischer Weisheit, politische Zeit- und Streitgesänge, erklingen. Diese ganze Lyrik zeichnet sich durch außerordentlichen Reichtum und hohe Vollkommenheit der künstlerischen Formen aus. Der enge Bund, der zwischen Poesie und Musik damals bestand, verlieh dem Versmaß und Reim ganz andere Bedeutung, als ihnen heute zukommt. Nicht vorgetragen oder gar gelesen, gesungen wurden die Minnelieder, die Töne entstanden gleichzeitig mit den Worten, und die Erfinder dieser waren meist zugleich die Erfinder der Melodien. Besonders stark tritt das musikalische Element in der kunstvollen Liederform des Leiches hervor, der sich aus einer bunten Reihe vielgestaltiger Strophen zusammensetzt.

In den Grenzen des alamannischen Herzogtums, besonders im engeren Schwaben und im schweizerischen Thurgau, ist der Minnesang durch seine verschiedenen Stadien hindurch üppig gediehen. Die ältesten uns bekannten Minnelieder sind umittelbar noch nicht von romanischem Einfluß berührt, die Strophenformen sind einfach, die Assonanzreime nicht von tadelloser Reinheit; den Inhalt kennzeichnet frische Natürlichkeit und Schlichtheit. Schwäbischer Vertreter dieser ersten Periode ist Meinloh von Söflingen (bei Ulm), aus einem Rittergeschlechte, das bei den Grafen von Dillingen des Truchsessenamtes gewaltet hat. Er mag nach der Mitte des 12. Jahrhunderts gedichtet haben. Die zwei Lieder die er hinterlassen hat, beide in der erweiterten Nibelungenstrophe, sind einfach und edel gehalten und von wohlthuender Wärme der Empfindung getragen.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann sich der Einfluß der provençalischen Troubadours geltend zu machen. Jetzt erst bildete sich der eigentliche höfische Frauendienst aus, begann

der richtige Minnesang. Jetzt erst vervollkommnete sich die Form, wurden die Töne mannigfaltig und die Reime rein; die gleichzeitig aufkommenden daktylischen Rhythmen sind eines der sichersten Zeichen französischer Einwirkung. Friedrich von Hausen war der erste, der diese Art von Poesie in Deutschland pflegte; vom Rheine drang sie nach dem Osten, auch nach Schwaben vor. Kaiser Heinrich VI., der wohl als Kronprinz vor 1190 gedichtet hat, huldigt in einem längeren Stücke der neuen Manier, während zwei kürzere schlichte und innige Lieder sich mehr an die alte Weise halten. Auch in den Dichtungen Heinrichs von Ruck lassen sich dieselben zwei Perioden unterscheiden. Die Stammburg seiner Familie, die den Pfalzgrafen von Tübingen diente, stand auf dem Ruckberge bei Blaubeuren. Zwischen 1175 und 1178 tritt er urkundlich auf, hat unter dem frischen Eindrucke von Barbarossas Tod, also im Spätjahr 1190, einen Leich gedichtet und selbst einen Kreuzzug mitgemacht. Er muß jedenfalls vor 1220 gestorben sein. Spätere Dichter rühmen ihn als einen der ersten Leichdichter. Seine klaren, aber etwas nüchternen Strophen schlagen mit Vorliebe einen lehrhaften Ton an. Neben Hartmann von Aue, von dessen Lyrik schon die Rede gewesen ist, gehört noch Hiltbold von Schwangau, aus dem zu Hohenschwangau am Lech hausenden Ministerialengeschlechte, zu dieser Gruppe. Seine Lieder ließ er um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts erschallen. Er nahm vielleicht an Kaiser Friedrichs I. Kreuzzug teil und lebte noch 1221.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts brachte ein bayerischer Ritter, Herr Neidhart von Reuenthal, in Oesterreich, wo damals der Babenbergische Hof sich die Pflege der Poesie besonders angelegen sein ließ, eine neue Sangesrichtung auf. Er dichtete ländliche Tanzlieder in frischem, derb volkstümlichem Ton und würzte sie reichlich mit Humor. Ohne Zweifel fielen die Melodien, mit denen er sie versah, leicht in die Ohren und trugen zu ihrer raschen Verbreitung wesentlich bei. Doch waren nicht etwa Bauern, denen er im Gegenteil übel mitspielte, sondern die vornehme Gesellschaft sein Publikum. Herrn Walther von der Vogelweide, der kurz vorher den regelrechten Minnesang auf die höchste Stufe erhoben hatte, war diese realistische Dorfpoesie ein Dorn im Auge.

Dennoch gewann sie bald in ganz Deutschland Boden und fand häufige Nachahmung. Man war eben des weichlichen Schmachtens doch allmählich etwas überdrüssig geworden und sehnte sich nach einer kräftigeren und naturgemäßeren Auffassung. Namentlich in Schwaben machte Neidhart Schule. Nur wenige blieben dort noch dem alten Minnesange treu. Der am 29. Oktober 1268 zu Neapel enthauptete Konradin hat wohl noch in Deutschland, also vor Herbst 1267, als halber Knabe zwei duftig zarte Minnelieder gesungen. Der Schenk von Limpurg, aus dem bei schwäbisch Hall hausenden bedeutenden Geschlechte der Reichsschenken, vermutlich mit Konrad von Limpurg identisch, der seit 1255 in Urkunden erscheint und 1267/68 Konradins Begleiter in Italien war, dichtete gefühlvolle Liebeslieder im idealistischen Stil; in der Form ist er übrigens schon von Gottfried von Neuffen und Ulrich von Winterstetten beeinflußt.

In dem Dichterkreise, der sich etwa zwischen 1225 und 1235 um den jungen König Heinrich (VII.) scharte, herrschte Neidharts Manier vor. Außerdem ist für diese meist schwäbischen Sänger die außerordentliche Virtuosität der Form, die sich häufig auf Kosten des Inhaltes geltend macht, charakteristisch. Es mag in den schwäbischen Pfalzen, besonders zu Eßlingen, Ulm und Augsburg, wo der auf Lustbarkeiten aller Art erpichte Prinz Hof zu halten liebte, oft toll genug zugegangen sein. Die Lieder seiner Gefährten sind denn auch vielfach ein Widerhall des derb fröhlichen Treibens der übermütigen Gesellschaft. Ob Heinrich selbst gedichtet hat, wissen wir nicht. Uebrigens, als er sich gegen seinen kaiserlichen Vater zu verschwören begann, sind ihm seine Jugendfreunde wenigstens teilweise, wie die Hohenloher, auf diese gefährliche Bahn nicht gefolgt.

Da ist zunächst zu nennen Gottfried von Neuffen, dem mächtigen und reich begüterten edelfreien Geschlecht angehörig, das auf der berühmten Burg Hohenneuffen (O.A. Nürtingen) hauste. Er erscheint zwischen 1234 und 1255 in Urkunden. Als eifriger Anhänger König Heinrichs beteiligte er sich an den Kämpfen gegen die kaiserliche Partei und wurde in der Schlacht im Schwiggerthale bei Urach am 21. Juni 1235 gefangen genommen. Gottfried brachte in Reimspielen, die ihn als Meister der Form und des sprachlichen Ausdruckes zeigen,

aber vielfach gekünstelt und kalt sind, dem höheren Frauendienste die herkömmlichen Opfer. Daneben vergnügte er sich mit einer ländlichen Schönen, die in dem zur Burg Neuffen gehörigen (jetzt abgegangenen) Hofe Winden wohnte. Den günstigsten Begriff von seinem ursprünglichen Talente geben eine Reihe keck lustiger Stücke, von denen einige, wie das köstliche Wiegenlied, echte Töne des Volksliedes anschlagen. Gottfried war ein sehr beliebter Dichter. Man unterschob ihm deshalb allerhand volkstümliche Gesänge, deren Verfasser unbekannt waren, und teilte ihm auch die Rolle des Liebhabers in der Sage vom edlen Moringer zu.

Zu dem Freundeskreise König Heinrichs gehörte ferner Burkhard von Hohenfels, dessen Stammschloß am Bodensee in der Nähe von Ueberlingen stand. Er kommt von 1216—1242 in Urkunden vor. Auch von ihm haben sich unter anderem volksmäßige Refrainlieder erhalten. Des weiteren ist ein Herr von Brauneck zu nennen. Ein Zweig des Hohenlohischen Hauses hatte seit 1230 seinen Sitz auf Burg Brauneck (O.A. Mergentheim) und schrieb sich nach dieser. Vielleicht war unser Dichter, von dem sich übrigens nichts erhalten hat, ein Bruder jenes Gottfried von Hohenlohe, der uns als Epiker bereits entgegengetreten ist. Neben diesem württembergischen Franken fand sich auch ein Minnesänger aus bayerisch Franken, Graf Otto von Bodenlauben, in König Heinrichs Umgebung. Endlich darf wahrscheinlich der Taler, in dessen realistisch gehaltenen Liedern sich novellistische und genrehafte Züge finden, dieser Genossenschaft eingereiht werden. Doch ist seine Herkunft unsicher; er scheint eher ein Adeliger, als ein Bürgerlicher, gewesen zu sein und wird mit besserem Rechte von der Schweiz, als vom engeren Schwaben, in Anspruch genommen.

Etwas später dichtete der Ritter Schenk Ulrich von Winterstetten aus einem angesehenen oberschwäbischen Reichsministerialengeschlechte. Die Urkunden aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts reden von verschiedenen Herren dieses Namens. Am meisten spricht noch immer für die Annahme, daß wir den Ulrich, welcher zwischen 1241 und 1280 zu belegen ist und seit 1258 als Kanonikus zu Konstanz und Augsburg, später auch als Kirchherr zu Biberach erscheint, als den Minnesänger ansehen dürfen.

Er war ein Sprosse der jüngeren Linie Winterstetten-Schmalegg und hatte zum Großvater mütterlicherseits den bekannten Schenken Konrad von Winterstetten, den wir schon als Rat König Heinrichs und Beschützer der Poesie kennen gelernt haben. Seine durchaus weltlichen Lieder hätte Ulrich dann jedenfalls in der Jugendzeit gesungen, ehe er sich dem geistlichen Stande weihte. Auch bei diesem Dichter ist die Reimkunst auf's höchste entwickelt, namentlich in seinen zahlreichen Tanzleichen. Seine Vorliebe für den volkstümlichen Kehrreim, seine scharf ausgeprägte Rhythmik und seine ausgelassene Lustigkeit machten ihn so beliebt, daß er von seinen Liedern rühmen durfte, sie werden auf den Gassen gesungen.

Etwa zur selben Zeit lebte der trotzige Ritter Hugo von Werbenwag (jetzt Werenwag im badischen Bezirksamt Meßkirch), aus einem damals auch im heutigen Württemberg begüterten Dienstmannengeschlechte der Grafen von Hohenberg-Haigerloch. Er läßt sich zwischen 1258 und 1292 in Urkunden nachweisen und beschloß offenbar seine Tage im Kloster Salem. Sein bekanntestes Gedicht, worin er seiner spröden Dame scherzhaft droht, ihren Handel vor Kaiser und Papst zu bringen, fällt schon in das Jahr 1246. Ebenfalls in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Anschluß an Neidhart dichteten der von Buwenburg und der von Stammheim. Ersterer hat wahrscheinlich dem oberschwäbischen Geschlechte Baumburg (O.A. Riedlingen) angehört, letzterer, der nur ein einziges Lied hinterlassen hat, ist der im Oberamte Ludwigsburg ansässig gewesenen Familie zuzurechnen. Das Leben beider ist in völliges Dunkel gehüllt.

Während in der letzten Blüteperiode des Minnesanges die Adeligen mit Vorliebe Neidharts moderne realistische Kunst sich zum Vorbilde nahmen, fand die Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide und Reinmars von Zweter überwiegend in bürgerlichen Kreisen Nachahmung. Von Schwaben ist hier in erster Linie der Marner zu nennen, der mitten im 13. Jahrhundert gewirkt hat und vermutlich in der Gegend von Ulm zuhause gewesen ist. Als Fahrender kam er weit in der Welt herum und war bald am Rheine, bald in Oesterreich zu treffen. Er verfügte über gelehrte Bildung und dichtete auch in lateinischer Sprache. Walther nennt

er ausdrücklich seinen Meister. Nicht seinen Minneliedern, sondern seinen Sprüchen ethischen, religiösen und politischen Inhaltes hat er seinen Ruhm verdankt. Der Reichtum seiner Technik ist größer, als der seiner Gedanken. Ein polemischer Zug macht sich bei ihm geltend: er greift zeitgenössische Sänger an und wird wiederum von solchen angegriffen — eine Erscheinung, die bereits auf den beginnenden Verfall der mittelalterlichen Poesie deutet. Ebenfalls einige Sprüche hat der sonst ganz unbekannte Rumeland aus Schwaben hinterlassen.

Mit den Minnesängern, welche neben der eigentlichen Lyrik auch die Spruchdichtung gepflegt haben, berührt sich ein unter dem Titel „Freidanks Bescheidenheit" bekanntes Lehrgedicht, das auf schwäbischem Boden erwachsen ist. Der Verfasser hat in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt und den Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. von 1228/29 mitgemacht; ja ein Stück des Werkes ist sogar in Syrien entstanden. Sonst ist die Person des Dichters in Dunkel gehüllt. Ist Freidank sein angenommener oder sein wirklicher Name? Dürfen wir ihn in einem Bernhard Freidank wieder erkennen, der in einem gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfertigten Gedicht erwähnt wird? War er bürgerlicher oder ritterlicher Herkunft? Man nimmt meist das erstere an; aus seiner Denkungsart geht indessen hervor, daß er zum mindesten mit höfischen Kreisen Fühlung gehabt hat. Ist ferner die aus dem 15. Jahrhundert stammende Nachricht, daß er auf einer italienischen Reise in Treviso gestorben sei und dort begraben liege, glaubwürdig? Ja, nicht einmal darüber herrscht Gewißheit, ob Freidank der eigentliche Dichter oder nur der Sammler und Ordner der in der Bescheidenheit vereinigten Sprüche ist. Ohne Frage hat er die dem ganzen Volk als Gemeingut zugehörige Sprichwörterweisheit fleißig benützt und auch aus älteren Dichtern geschöpft, aber andererseits hat er wohl auch manches aus seinem Geiste dazu gethan; aus dem ganzen Werke spricht gleichmäßige Gesinnung, und die Form im weitesten Sinn ist zum mindesten Freidanks Eigentum.

In meist ganz kurzen gereimten Sprüchen trägt der Dichter der Bescheidenheit (d. h. Unterweisung, Belehrung) seine morali=

schen und religiösen, politischen und sozialen Gedanken vor. Seine von echter Humanität erfüllte Persönlichkeit macht den angenehmsten Eindruck. Freimütig und gesinnungstüchtig, scheut er sich nicht, auch den Hohen die Wahrheit zu sagen. Obschon ein frommgläubiger Christ, steht er doch gegen die Anmaßungen des Papsttums entschieden auf Seiten des hohenstaufischen Kaisertums. Seine geistige Verwandtschaft mit Walther von der Vogelweide ist so unverkennbar, daß man schon auf die unhaltbare Vermutung gekommen ist, beide seien eine einzige Person. In der Form sind Freidanks Sprüche von gedrungener und schlagfertiger Kürze. So begreift sich das außerordentliche Ansehen, das dieses Buch das ganze Mittelalter hindurch genossen hat.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Macht der Staufer den ihr feindseligen kirchlichen Gewalten endgültig erlegen: mit dem Tode Konrads IV. 1254 ging das Geschlecht der deutschen Königskrone verlustig, und nachdem vierzehn Jahre später Konradin den kühnen Versuch, sein sizilisches Erbreich durch das Schwert zurückzuerobern, mit dem Leben bezahlt hatte, war auch das schwäbische Herzogtum erledigt. Aus Schutt und Trümmern pflegt sich neues Leben zu erheben, und der Fall der einen ist dem Emporkommen der anderen förderlich. Die schwäbischen Großen gewannen nun Raum, sich auszudehnen und ihre Machtbefugnisse zu erweitern. Ihre Sonderinteressen geboten ihnen, eine Neubesetzung des Herzogsstuhles zu verhindern, und sie waren stark genug, ihren Willen gegen die Nachfolger der Staufer durchzusetzen. Die Stellung des deutschen Königtums, eines Wahlkönigtums mit dem ganzen Elend eines solchen, hatte sich seit dem Interregnum völlig verändert. Bei Erfolgen im einzelnen gelang es ihm im ganzen doch nicht, die Selbständigkeitsgelüste der großen wie kleinen Reichsstände zu überwinden, und immer mehr bildete sich die Landeshoheit der Fürsten zu einem der wichtigsten Faktoren im Reich aus. In Schwaben zumal steigerte sich unter den neuen Verhältnissen der angeborene Unabhängigkeitstrieb in's Maßlose. Es entstand ein tolles Ringen der zahllosen Fürsten und Städte, die sich hier im Raume dicht aneinander drängten: im hartnäckigen Widerstande gegen die kaiserliche Autorität verteidigten alle die an-

gemaßten Rechte, in blutigen Fehden untereinander suchten die einen ihre Nachbarn zu unterdrücken, die anderen ihrer Haut sich zu wehren. Aus diesem Chaos tauchte das Haus der Württemberger empor, nicht, wie die Staufer, vom Glücke rasch gehoben, sondern langsam, durch zähe Ausdauer. Es gelang ihm am Ende des Mittelalters, sich ein neues Herzogtum in Schwaben zu gründen, das im Verhältnis zum alten zwar räumlich beschränkt blieb, sich aber doch zum kräftigsten politischen Gebilde im Land auswuchs.

Unweit von Stuttgart auf einem anmutigen, jetzt Rothenberg genannten Hügel im blühenden Neckarthale lag die Burg Württemberg. Am 7. Februar 1083 wird sie erstmals in einer Urkunde genannt; kurz vorher dürfte sie ein Edelfreier Konrad erbaut und sich und sein Geschlecht fortan danach genannt haben. Unsicher wie die Deutung des Namens Württemberg ist die Herkunft jenes Stammherren: wahrscheinlich gehörte nicht Konrad selbst, wie man früher meinte, dem Hause Beutelsbach an, sondern war nur mit einer Beutelsbachischen Erbtochter vermählt. Einem seiner Nachkommen, Ludwig, fiel durch Erbschaft eine Gaugrafschaft im mittleren Neckarthale mit der Gerichtsstätte bei Cannstatt, das Kernland des heutigen Königreiches, als Reichslehen zu. Treue Anhänger der Staufer, erweiterten die württembergischen Grafen allmählich ihren Besitz. Aber erst Ulrich I., mit dem Daumen oder der Stifter zubenannt (1241—1265), hat durch rücksichtslose Ausbeutung der politischen Lage die Macht seines Hauses so recht begründet. Unbedenklich gab er die Parteistellung seiner Vorfahren auf und gesellte sich den Feinden König Konrads IV. zu, um dann wiederum den jungen Konradin in seinen herzoglichen Rechten zu schützen.

Ulrichs Nachfolger wußten in endlosen Kämpfen das von diesem Gewonnene zu behaupten, zu befestigen, zu mehren, so vor allem die beiden Eberharde, Großvater und Enkel, Eberhard der Erlauchte (1265—1325), ein kühner Haudegen, der nacheinander einem halben Dutzend Kaiser zu trotzen wagte, und Eberhard der Greiner oder der Rauschebart (1344—1392), der, streitbar, thatkräftig und zielbewußt, die übermütigen Städte und andere eifer-

süchtige Nachbarn niederzwang. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts spalteten sich die Württemberger in die Uracher und Stuttgarter Linie, die das Land unter sich teilten. Doch glückte es Eberhard im Bart im Jahr 1482, das ganze Gebiet wieder in seiner Hand zu vereinigen und die künftige Unteilbarkeit zum Hausgesetze zu erheben. Dieser wahrhaft weise Fürst hat sein Württemberg zu einem wirklichen Staat umgebildet und seine glückliche Laufbahn damit gekrönt, daß er sich vom Kaiser den Herzogshut aufsetzen ließ. Er ist auch der erste seines Geschlechtes gewesen, der für höhere Bildung tiefer gehende Teilnahme gehabt und nach dieser Richtung segensreich gewirkt hat. Auf vertraute Beziehungen der älteren Grafen zur mittelalterlichen Poesie weisen keinerlei Spuren. Weder hat sich einer unter die Minnesänger begeben noch durch Begünstigung der Poesie hervorgethan. Das ist ganz natürlich. Die Dichter jener Zeit ermüdeten nicht, milde Gaben von den Fürsten zu heischen; die Württemberger aber waren kleine Herren, deren beschränkte Mittel und Kräfte in dem harten Ringen um Besitz und Ansehen so vollständig aufgingen, daß für die Pflege der Kunst kaum etwas übrig blieb.

Aber nicht bloß die deutschen Fürsten, auch die deutschen Städte waren allmählich groß geworden. Wie einst die Höfe und vordem die Klöster, so bildeten jetzt die Städte die wichtigsten Mittelpunkte der nationalen Kultur. Allen übrigen voran die Reichsstädte, deren es in Schwaben eine stattliche Anzahl größerer, kleinerer und winziger gab, Augsburg und Ulm an der Spitze; doch strebte auch die Residenz der Württemberger, Stuttgart, empor und machte nach einer Schilderung aus dem Jahre 1414 auf zureisende Fremde einen günstigen Eindruck. Die Reichsstädte bereiteten in ihren Mauern den bildenden Künsten, die vom 14. Jahrhundert an einen bedeutenden Aufschwung nahmen, eine Stätte, sie vorzugsweise zu religiösen Zwecken verwendend. Zu Ulm feierte die gotische Baukunst in dem 1377 begonnenen Münster einen ihrer schönsten Triumphe; schon geraume Zeit vorher war die Reutlinger Marienkirche vollendet worden, und im 15. Jahrhundert folgte die Eßlinger Liebfrauenkirche nach. Etwas später ließen in den württembergischen Landen die Grafen Ulrich der

Vielgeliebte und Eberhard im Bart ansehnliche Kirchenbauten entstehen. Malerei und Bildhauerei wetteiferten miteinander, die neuen Gotteshäuser würdig zu schmücken. Zu Ulm und Augsburg — womit allerdings schon in den Anfang der folgenden Periode übergegriffen wird — traten Maler- und Bildhauerschulen in's Dasein, die in der realistischen Kunstrichtung Großes leisteten. Meister in der Holzschnitzerei, wie die beiden Sürlin, einen Maler von Zeitbloms Rang durfte die Donaustadt damals ihre Söhne nennen. Auch der Geschmack an wissenschaftlicher Bildung erstarkte in den Städten. Die städtischen Schulen überflügelten die Klosterschulen vollständig; die städtischen Chroniken traten der Geschichtschreibung, wie sie von den geistlichen Anstalten noch immer gepflegt wurde, an die Seite. Freilich spielten in den Städten die Priester als Hüter der Gelehrsamkeit noch eine wichtige Rolle. Die Dominikaner waren es namentlich, die das Wissen jener Zeit verkörperten. Viel Regsamkeit herrschte auf den verschiedensten Gebieten. Am Anfang dieser Periode steht der um 1275 entstandene sogenannte Schwabenspiegel, ein deutsches Rechtsbuch, das auf seine schwäbische Heimat besonderen Bezug nimmt. Man kehrte auch sonst die praktische Seite der Wissenschaften in Jurisprudenz, Theologie und Naturkunde mehr hervor; das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen war im Anzuge. Höherer Bildungstrieb, der übrigens mit Geldmitteln im Bunde stehen mußte, fand auf den Universitäten Befriedigung, zunächst auf den ausländischen; 1348 wurde Prag mit einer Hochschule versehen, bald auch andere zum Reiche gehörige Städte. Die Schwaben, die manchen brauchbaren Gelehrten auch in diesem Zeitraume gestellt haben, besuchten seit 1386 mit Vorliebe die neu gestiftete Heidelberger Universität. Die Epoche vom Ausgange des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts hat wahrhaft große Leistungen in den Wissenschaften nicht aufzuweisen, aber allenthalben herrschte eine Vielgeschäftigkeit, die das Herannahen einer Blüte der gelehrten Studien verkündete. Und noch eines ist jener Periode gutzuschreiben: in ihr wurde die deutsche Sprache mehr und mehr in die ihr von Natur zustehenden Rechte eingesetzt. Wie sie in der Poesie längst zur Geltung gekommen war, erlangte sie nun auch in den Kanzleien das Ueber-

gewicht und begann sogar für wissenschaftliche Werke abwechslungsweise mit dem Lateinischen verwandt zu werden.

Vor einem höheren Richterstuhle können indessen diese Zeiten des ausgehenden Mittelalters nicht bestehen. In dem vielgestaltigen Kampf um die materiellen Interessen ging der richtige Maßstab für den Wert der idealen Güter verloren. Die adelige Gesellschaft, deren überfeine höfische Lebensart für die vorhergehende Periode charakteristisch gewesen war, verrohte; das Rittertum artete zum Raubrittertum aus. Auch in den Städten war es bei aller Regsamkeit und Strebsamkeit um die Sitten gar übel bestellt. Der Wohlstand, den Handelsverkehr und Gewerbefleiß schufen, steigerte die Ansprüche an den Lebensgenuß. Man freute sich des Daseins, aber es geschah in plebejischen Formen. Die Vergnügungssucht führte zur Ausschweifung; die Fröhlichkeit wurde zur wilden Ausgelassenheit. Die Schamhaftigkeit war verbannt, und ein grober, unflätiger Ton machte sich breit. Es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Moralität in Schwaben damals auf einer höheren Stufe gestanden habe, als in anderen deutschen Provinzen, vielmehr sind die Klagen über Ungunst der dortigen sittlichen Verhältnisse ziemlich häufig.

Auch mit den guten Tagen der Poesie war es vorbei. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts mehrten sich die Zeichen des ihr drohenden Zerfalles, und seit dem 14. sank sie tiefer und tiefer, um sich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder langsam zu erheben. Die zunehmende Verwilderung der Sitten mußte ihr verderblich werden; die Richtung auf das Praktische und die Betonung des materiellen Standpunktes ertötete den Sinn für ideale Auffassung. Das zürnende Eifern der wandernden Bußprediger aus den Bettelorden verleidete weiten Kreisen die Freude an der heiteren Dichtkunst der Stauferzeit, der selbst das Ueberhandnehmen des allgemeinen Bildungs- und Wissensdranges schädlich war. Doch litt die Produktion zunächst noch keineswegs an Armut und Dürftigkeit. Stoffe waren in Ueberfülle vorhanden, und die, welche sich erschöpft hatten, wurden durch frische ersetzt. Sogar poetische Gattungen von Wichtigkeit traten erstmals in den Vordergrund. Aber die Kunst hatte den Adel ihres Wesens und

die Vornehmheit ihrer Zwecke eingebüßt. Sie wollte nur noch unterhalten um jeden Preis, und kein Mittel war ihr dazu gering genug. Sie wurde auf der einen Seite gewöhnlich und nüchtern, auf der anderen gemein und lüstern. Auf die Schönheit der Darstellung wurde kein Wert mehr gelegt, und die künstlerische Form, Versmaß wie sprachlicher Ausdruck, geriet im 14. Jahrhundert bedenklich in's Wanken und wurde im 15. vollends ganz zerrüttet.

Sofort nach dem Sturze der Staufer gestalteten sich die Verhältnisse für die ritterlichen Dichter ungünstig. Die Hoffnungen, die man in diesen Kreisen auf den Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg gesetzt hatte, wurden sehr enttäuscht, und statt der beabsichtigten Lobpreisungen ertönten bittere Klagen über die Kargheit des neuen Königs. Seinem Beispiele folgten bald die meisten übrigen Reichsfürsten nach. So kam es, daß die adeligen Sänger, denen ihre Kunst fürder weder Ansehen noch Gewinn eintrug, allmählich verstummten. In Schwaben war es gerade Rudolfs I. Schwager, der Graf Albert von Hohenberg-Haigerloch, Landvogt in Niederschwaben, einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit, 1298 im besten Mannesalter auf dem Schlachtfelde geblieben, der den Neigungen der schönen Vergangenheit noch treu blieb. Selbst Minnesänger, gewährte er auf seinem Schloß Alt-Rottenburg bei der gleichnamigen Stadt am Neckar den Dichtern gerne Gastfreundschaft. Ihn preist Johann von Würzburg, der sein Epos Wilhelm von Oesterreich zu Eßlingen 1314 vollendet hat; den Stoff in lateinischer Sprache lieferte dazu der Eßlinger Bürger Dieprecht, der nach des Dichters Zeugnis auch sonst noch „manche gute Mär" aufgeschrieben hatte. Besonderer Gunst des Hohenberger Grafen erfreuten sich zwei Männer, die in seinen Diensten standen: sein Notar, der sogenannte Kappadozier, zugleich Kirchherr zu Thieringen (O.A. Balingen), der dem Herren mit lustigen Schwänken die Zeit vertrieb, und sein Küchenmeister, der kleine Heinrich (Heinzelin) von Konstanz; wir besitzen von dem letzteren, der seinem Ehrgeiz höhere Ziele steckte, eine Minnelehre und zwei Kampfgespräche „Von dem Ritter und dem Pfaffen" und „Von den zwei Johannsen".

Ein Zeitgenosse des Grafen Albert war Graf Konrad von

Kirchberg (aus Oberkirchberg O.A. Laupheim). In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lassen sich mehrere seines Namens nachweisen; wahrscheinlich dürfen wir in dem zwischen 1286 und 1315 urkundlich auftretenden Grafen Konrad dem jüngeren, Sohn Konrads des älteren, den Dichter erblicken. Er steht unter Neidharts Einfluß, und seine Liebeslieder atmen naive Sinnlichkeit.

Noch ein volles Jahrhundert nach diesen Männern hat Schwaben einen Nachzügler der alten Minnesänger hervorgebracht, den Grafen Hugo von Montfort-Bregenz (1357—1423) aus der erlauchten Familie, die von den Tübinger Pfalzgrafen ihren Ausgang genommen hat. Nach einer bewegten und an Abenteuern reichen Jugend leistete Hugo in der Verwaltung seiner Herrschaft und in wichtigen politischen wie militärischen Stellungen Tüchtiges und genoß den in seiner Zeit nicht allzu häufigen Ruf eines tadellosen Ehrenmannes. Die Poesie brachte ihm angenehme Abwechslung in sein von praktischer Thätigkeit erfülltes Leben. Er dichtete, wann er durch Wälder und Auen ritt, und sein Knappe, Burkhard Mangold, mußte zu den Worten die Melodien erfinden. Graf Hugo that sein Möglichstes, um seinen Schöpfungen das Gepräge des echten alten Minnesanges aufzudrücken, aber es läßt sich doch nicht verkennen, ein Sohn welcher Zeit er gewesen ist. Auf der einen Seite volkstümliche und mehr noch auf der anderen lehrhafte Elemente drängen sich in seinen Gedichten vor. Diese, die nur ein bescheidenes Können verraten, zerfallen in drei Gruppen: Minnelieder, Minnegrüße, d. h. briefliche Ergüsse des in der Ferne Weilenden, und Reden, worin neben ethischen und religiösen Gegenständen auch Zeitereignisse behandelt werden.

Schon lange vor dem geschilderten Spätlinge des Minnesanges hatte das überwiegende Bewußtsein, daß diese Periode der Lyrik abgeschlossen sei, in der Anfertigung von Liederhandschriften seinen Ausdruck erhalten. Die drei berühmten Sammlungen der Minnesänger, deren eine im 16. Jahrhundert an das Kloster Weingarten gekommen ist, sind zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts in der Nähe von Bodensee und Oberrhein, teilweise wohl im schweizerischen Thurgau, entstanden, aus welchen Gegenden auch die ältesten erhaltenen Niederschriften des Nibelungenliedes stammen.

Die hauptsächlichen Vertreter der Lyrik waren in diesem Zeitraume die Bürgerlichen. Sie griffen die den Rittern entsunkene Leier auf und schufen den Minnesang zum Meistersang um. Dieser ist unmittelbar aus jenem hervorgegangen, so weit er sich schließlich von seinem Vorbild entfernt hat. Die bürgerlichen Lyriker aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kann man ebenso gut für Meistersänger wie für Minnesänger ausgeben. Schon den Marner zählten die späteren Meistersänger unter die zwölf alten Meister ihrer Kunst und bedienten sich seiner Weisen. Auch noch ein paar andere Schwaben fallen in die Zeit des Ueberganges, so der Eßlinger Schulrektor Heinrich, der zwischen 1279 und 1281 wiederholt in Urkunden erscheint und 1289 bereits einen Amtsnachfolger gehabt hat, ein nicht unbegabter Epigone, der Minnelieder und Sprüche in der Art Walthers von der Vogelweide gedichtet und darin den ihm verhaßten König Rudolf I. mit Schmähungen überhäuft hat; ferner Meister Rudolf, der 1280 und 1289 als Schreiber zu Augsburg erwähnt wird, und Heinrich Offenbach von Isny, Notar des Bischofs von Konstanz, später Domherr, dessen verlorene Lieder erst in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts gehören.

Von den bürgerlichen Meistern oder Meistersängern, welcher Namen allmählich durchdrang, zogen noch manche nach alter Sitte durch die Lande und suchten an Fürstenhöfen Gunst und Brot. Der Typus eines solchen dichtenden Abenteurers ist Michael Beheim aus Sülzbach (O.A. Weinsberg). Einer aus Böhmen in das fränkisch-schwäbische Grenzgebiet eingewanderten Familie entsprossen, erblickte er am 27. September 1416 das Licht der Welt. Sein Vater, ein Weber, bestimmte ihn zu eben diesem Handwerke. Der Sohn fand jedoch daran keinen Gefallen und pries sich glücklich, daß ihn sein Grundherr, Konrad von Weinsberg, als Kriegsknecht ausrüstete und in Dienste nahm. Beheim kam mit seinem Herren weit in der Welt herum. Nach dessen Tode 1448 erhielt er beim Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg eine Anstellung. In der Folge trieb er sich an den verschiedensten Höfen herum, so am dänischen, am ungarischen, am Kaiserhofe zu Wien. 1467 trat er zu Heidelberg in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich I.,

dessen Thaten er auf Bestellung in einem traurigen Reimgedichte bis in den Himmel erhob. Es fehlte ihm nirgends an Ehren und Ansehen, aber seine scharfe Zunge zog ihm auch viele Feinde zu, und seine Dichtergabe stürzte ihn in Widerwärtigkeiten und Gefahren. Obwohl verschwenderisch im Lobe seiner jedesmaligen Brotherren, eiferte er doch mit Freimut gegen Ungesetzlichkeit und Gewaltthat; indessen that er dies mehr unter dem Zwang einer streitbaren Natur, als unter dem eines starken sittlichen Gefühls. Sein Lebensabend ist in Dunkel gehüllt. Er scheint zuletzt Schultheiß in seinem Geburtsorte geworden und dort nach 1474 gewaltsam umgekommen zu sein. Beheim ist der fruchtbarste unter den Meistersängern der älteren Zeit. Seine zahlreichen Werke, von denen nur ein Teil gedruckt ist, sind der Minderzahl nach didaktischen, der Mehrzahl nach historischen Inhalts; persönliche Erlebnisse spielen darin eine nicht unbedeutende Rolle. Echten Dichtergeistes hat Beheim kaum einen Hauch verspürt.

Lieder von Meistersängern aus dem 14. und 15. Jahrhundert, abwechslungsweise geistlich lehrhaften und erzählenden Inhaltes, haben sich auch sonst in großer Menge erhalten; aber häufig sind die Dichter dem Namen nach unbekannt, in anderen Fällen nicht mit Sicherheit zu lokalisieren. Von Schwaben sind hauptsächlich einige Augsburger, wie Jörg Breining, vielleicht auch Albert Lesch, zu nennen; ein gewisser Gilg Lieb könnte nach Giengen (O.A. Heidenheim) zu verweisen sein, und möglicherweise gehört Konrad Harder einer geachteten württembergischen Familie dieses Namens an. Alle diese Meistersänger waren mehr oder weniger gebildete Männer, die sich die Fortpflanzung der überlieferten lyrischen Formen zur Aufgabe setzten und auf ihr fachmännisches Können nicht wenig stolz waren. Sie betrachteten die Dichtkunst als etwas Erlernbares, und es war nur eine folgerichtige Anwendung ihrer Grundsätze, wenn sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts förmliche Singschulen errichteten und sich zu fest organisierten Vereinigungen zusammenthaten.

Während im Meistersange die poetische Technik einer besseren Zeit mit Vernachlässigung von Geist und Inhalt sorgsam gepflegt und weitergebildet worden ist, birgt umgekehrt eine andere Gattung

dieser Epoche, das Volkslied, in einer verwahrlosten Hülle wirklichen dichterischen Gehalt. Am Meistersange haben sich vorwiegend die obersten Klassen des Bürgertumes erbaut, das Volkslied ist das Vergnügen des gesamten Volkes gewesen, spiegelt das Gefühlsleben aller Volksklassen wieder. Davon hat es seinen Namen. Die einzelnen Volkslieder haben ursprünglich so gut, wie andere Gedichte, ihre bestimmten Verfasser gehabt, nur daß diese häufiger allen Ständen angehörige Gelegenheitsdichter als Berufsdichter gewesen sind. Und ihre Namen sind mit seltenen Ausnahmen verloren gegangen; denn das Volk singt die Lieder, welche ihm gefallen, ohne nach den Urhebern zu fragen. Das deutsche Volkslied ist so alt, wie die deutsche Nation selbst, aber erst vom 14. Jahrhundert an erscheint es in heller Beleuchtung. Es ertönte in Wald und Flur, auf Straßen und Marktplätzen, in Schenken und Herbergen. Es erklang, so weit die deutsche Zunge reichte, in Schwaben so gut, wie in anderen Teilen des Reiches. Die niederen Spielleute, denen die vornehmeren fahrenden Sänger der Stauferzeit jetzt wieder das Feld überlassen hatten, waren die Vermittler und Verbreiter dieser Lyrik. Sie trugen die neuesten Erzeugnisse von Ort zu Ort; sie spielten auf und sangen dazu, und das Publikum sang im Chore mit. Die Lieder, die mündlich fortgepflanzt wurden, waren sowohl kleineren Aenderungen als größeren Umwandlungen ausgesetzt, und bald gab es von einzelnen Stücken in verschiedenen Gegenden verschiedene Fassungen. In diesem Sinn — aber auch nur in diesem — kann man wohl davon reden, daß das ganze Volk am Volksliede mitgearbeitet habe.

Mögen auch die Meistersänger mit der Geringschätzung des Bildungsphilisters auf die unwissenden Dichter der Volkslieder herabgeschaut haben, so hat doch mancher von ihnen selber solche volkstümliche Töne angeschlagen. Die Grenzen zwischen Meistersang und Volkslied sind nicht scharf gezogen und fließen namentlich auf dem historischen Gebiet ineinander über: man kann da viele Erzeugnisse ebensowohl der einen wie der anderen Richtung zurechnen. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wurden allerhand zeitgeschichtliche Ereignisse, mit Vorliebe Kriege und Fehden, Unthaten und Hinrichtungen, in kürzeren Liedern oder in längeren

sogenannten Spruchgedichten behandelt — eine Art von vergröberter Fortsetzung der politischen Dichtung der Minnesänger. Von derartigen historischen Stücken, die vor der Verbreitung der Buchdruckerkunst entstanden sind, ist die Mehrzahl verloren gegangen. Manche haben sich auch mit fremdem Gewande geschmückt; so beschrieb der Eßlinger Trütwein in lateinischen leoninischen Versen den Kampf Eberhards des Erlauchten von Württemberg gegen König Heinrich VII. im Jahre 1311 vom Standpunkte des Reichsstädters. Ferner sang man von dem vergeblichen Angriffe Kaiser Karls VI. auf die Reichsstadt Ulm 1376, von der Döffinger Schlacht 1388. Die Belagerung und Einnahme der Burg Zollern durch die verbündeten Heere der schwäbischen Städte und der württembergischen Gräfin Henriette 1422/23 behandelte Konrad Silberdrat, wahrscheinlich aus Rottweil. Seiner poetisch ganz wertlosen, aber historisch interessanten Darstellung in verwilderten deutschen Reimpaaren stellte der Reutlinger Konrad Winziecher eine Schilderung desselben Ereignisses in schlechten lateinischen Hexametern an die Seite. Der große Krieg zwischen den schwäbisch-fränkischen Städten und Fürsten von 1449/50 förderte aus beiden Heerlagern Gedichte zu Tage, darunter eines von dem Mitgliede der noch nicht lange blühenden Augsburger Singschule Ulrich Wiest. Die Lieder über den Pfälzerkrieg und die Schlacht bei Seckenheim 1462, worin Graf Ulrich der Vielgeliebte von Württemberg gefangen genommen wurde, ertönten begreiflicherweise nur zu Ehren des siegreichen Pfalzgrafen Friedrich I. In den Gegenden der oberen Donau besang man die letzten Stunden des Ritters Haman von Reischach, den die erbitterten Ulmer für seine Räubereien um 1465 mit dem Tode büßen ließen. Auch ganze Reimchroniken über längere Zeitabschnitte, die freilich für die Geschichtschreibung von größerer Wichtigkeit sind, als für die Poesie, tauchten damals auf, so 1461 eine Augsburger von Küchlin.

Neben solchen Verarbeitungen zeitgeschichtlicher Ereignisse gingen noch immer Dichtungen aus dem Gebiet älterer wie neuerer Heldensagen her, obschon der Geschmack an der Epik höheren Stiles sich mehr und mehr verminderte. Selbst mit den alten nationalen Stoffen beschäftigte man sich noch: eine Fassung

des Rosengartens ist im 14. Jahrhundert etwa in der Heilbronner Gegend entstanden. Die Fabeln über den Herzog Ernst goß man in eine neue Form. Gerne lauschte man ferner in Schwaben auf die Schicksale des edlen Moringers, der von einer Wallfahrt gerade noch rechtzeitig nach Hause kommt, um seine Gattin aus den Armen des jungen Neuffen zu reißen. Der schon erwähnte versifizierte Liebesroman „Friedrich von Schwaben", der sich an die Sage von Wieland dem Schmied anlehnt, ist vermutlich in Schwaben im 15. Jahrhundert neu bearbeitet worden. Ein Ritter Ulrich, Dienstmann des Grafen Hartmann von Württemberg, war der Held einer abenteuerlichen Sage, die in vier Versionen vorhanden ist. Das älteste dieser Gedichte, „Des von Württemberg Buch", ist frühestens in den Anfang des 14. Jahrhunderts zu setzen, das zweite betitelt sich „Der Württemberger", das dritte, von einem David Budpad herrührend, „Das jad von Wirtenberg", das letzte „Der Ritter mit den Seelen". Auch mit Uebersetzungen gab man sich ab. So verdeutschte Hans Mayr von Nördlingen im Anfang des 15. Jahrhunderts den trojanischen Krieg des Sizilianers Guido von Columna. Endlich bethätigte das 15. Jahrhundert seine Verachtung der künstlerischen Form dadurch, daß es die Epen in Prosa aufzulösen begann. So kam der deutsche Prosaroman auf, der es bald in der Litteratur zu weitreichendem Einfluß bringen sollte.

Mehr, als die höhere Epik, fanden indessen die kleineren erzählenden Gattungen, Novellen, Schwänke, Fabeln, vor den Augen des Publikums Gnade. Von Schwaben ist hier zunächst Hermann Fressant aus Augsburg zu erwähnen, 1352—1353 Stadtschreiber zu Ulm; seine dem Französischen nachgebildete Novelle in Versen „Von den ledigen Wiben" (auch unter dem Titel „Der Hellerwert Witz" bekannt) führt aus, wie vor einem Treuprobe veranstaltenden Ehemann die Gattin besser besteht, als zwei Buhlerinnen. Der dem 14. Jahrhundert angehörige Vriolsheimer, von dem wir einen nicht eben geistreichen Schwank „Der entlaufene Hasenbraten" besitzen, ist vielleicht in Friolzheim (O.A. Leonberg), Hans Ramminger, Verfasser einer Erzählung „Vom Ritter mit der Roßhaut", in Rammingen (O.A. Ulm) geboren. Ebenso könnte die Heimat des Smiehers, der unter anderem zwei Gedichte, „Der Neidhart" und

„Der Student zu Prag", verfaßt hat, im heutigen Württemberg (Schmieh im O.A. Calw oder Schmie im O.A. Maulbronn) zu suchen sein.

Die allegorische Dichtung, die dem Zeitalter großes Vergnügen bereitet hat, ist von Hermann von Sachsenheim mit Vorliebe gepflegt worden. Der Dichter war ein Glied des aus Großsachsenheim (O.A. Vaihingen) stammenden Rittergeschlechtes. Um 1365 geboren, erwarb er sich wahrscheinlich auf einer Universität juristische Fachkenntnisse und sonstige Bildung; er verstand Latein und war sehr belesen. Viele Jahre wirkte er als württembergischer Beamter und starb hochbetagt am 29. Mai 1458. Erst im letzten Jahrzehnte seines Lebens, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, warf er sich den Musen in die Arme und entfaltete eine in so hohem Alter fast unerhörte Fruchtbarkeit. Er lebt noch ganz in der Ritterwelt einer vergangenen Zeit, die jedoch bei ihm in stärkerem Maß, als es seine Absicht gewesen sein wird, parodiert erscheint. Das einzige Gute, was sich seinen Dichtungen nachsagen läßt, ist verhältnismäßige Sauberkeit der Technik. Seine 1453 abgefaßte Hauptschöpfung „Die Möhrin" ist ein ebenso langatmiges als langweiliges Machwerk. Der Dichter wird darin durch Zauberei in das Reich der Frau Venus versetzt, die ihm seiner Minnesünden wegen den Prozeß macht. Die Rolle des Staatsanwaltes ist einer Möhrin, dem Mannweibe Brünnhilde, zugeteilt, während dem Angeklagten der treue Eckhard als schlauer Advokat zur Seite steht. König Tannhäuser, der Frau Venus Gemahl, ist Vorsitzender des Richterkollegiums. Schließlich läßt sich Sachsenheim aus der Gefahr gerettet werden. Die Frömmigkeit des alten Sünders ist ebenso unerbaulich als seine Schamlosigkeit widerwärtig. Vollends in ekelhafter Weise prostituiert er sich selbst und die gute Sitte in dem Gedichte „Von der Grasmetzen". Er malt darin mit vergnüglicher Breite aus, wie er als Graukopf einer Grasmagd im hochtrabenden Tone des alten höfischen Minnewerbers seine Liebe erklärt und von der Dirne dafür mit pöbelhaften Reden verhöhnt und, als er zu Thätlichkeiten übergeht, übel heimgeschickt wird. Einen starken Gegensatz zu dieser Gemeinheit bilden die beiden religiösen Stücke „Jesus der Arzt" und

„Der goldene Tempel“, letzteres eine triviale Nachahmung der goldenen Schmiede Konrads von Würzburg. Sicher sind ferner noch die allegorische Erzählung „Des Spiegels Abenteuer“ und die Novelle „Das Schleiertüchlein“ Hermann von Sachsenheim zuzuteilen, dessen litterarische Thätigkeit mit den sechs besprochenen Dichtungen und einer Grabschrift auf sich selbst vielleicht noch nicht einmal erschöpft ist.

Das didaktische Element, das bei Sachsenheim und anderen erzählenden Dichtern eine Rolle spielt, steht ganz in dem einer lateinischen Vorlage des Jakob von Cessoles nachgebildeten Schachgedichte Heinrichs von Beringen im Vordergrund; eine Abhandlung über das Schachspiel bildet den Rahmen, der mit allerhand allegorisierenden und moralisierenden Erzählungen und Sprüchen ausgefüllt ist. Der Dichter, der sich durch seine Sprache als Schwaben ausweist, dürfte aus einer württembergischen Adelsfamilie stammen; doch ist es auch nicht ausgeschlossen, daß er ein Bürgerlicher war, der sich nach seinem Heimatorte nannte. Er widmete sich dem Anscheine nach dem geistlichen Stand und ist vielleicht mit dem 1296 bis 1302 in Urkunden auftretenden Augsburger Archidiakonus Heinrich von Beringen zu identifizieren. Wahrscheinlich sind unser Dichter und der von Beringen, von dem sich einige lyrische Stücke erhalten haben, eine Person. Ferner ist ein lateinischer Didaktiker zu erwähnen, Hugo Spechtshart aus Reutlingen (1285—1359 oder 1360), ein in seiner Vaterstadt einflußreicher Priester. In Hexametern schrieb er ein Lehrbuch für den Meßgesang („Flores musicae omnis cantus Gregoriani“), nicht für die Geschichte der Poesie, wohl aber für die der Musik von Wichtigkeit, ein grammatikalisches Lehrgedicht („Speculum grammaticale metricum“) und eine Chronik der deutschen Geschichte als Leitfaden für junge Kleriker. Als Schriftsteller in der Theorie der Musik erhielt Spechtshart einen Nachfolger in Johann Keck von Giengen (O.A. Heidenheim), der 1450 ein „Introductorium musicum“ herausgab.

Die geistliche Dichtung, die vordem in den Händen der Minnesänger gelegen hatte, war jetzt hauptsächlich in die der Meistersänger gefallen, die sie mehr in nüchtern lehrhafter als in lebendig volkstümlicher Weise pflegten. Uebrigens darf auch die herrschende

religiöse Richtung des Zeitalters, die Mystik, als ein Stück Poesie betrachtet werden. Sie übertrug die geläufigen Vorstellungen der irdischen Minne auf die himmlische. Ihr galt die Seele als die Braut Gottes, und sie kannte keinen höheren Lebenszweck, als das Schmachten nach der Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigame. Der eigentliche Lyriker des Mystizismus ist Heinrich Suso aus der im Hegau begüterten Ritterfamilie von Berg, der sich aber seiner innig verehrten Mutter Geschlechtsnamen Seuse beilegte und diesen in Suso latinisierte. Am 20. März 1300 zu Ueberlingen geboren, wurde er früh Dominikaner in Konstanz, bildete sich in Köln an Meister Eckhard, dem Haupte der deutschen Mystik, und kehrte in das Konstanzer Inselkloster zurück. Seinen Lebensabend verbrachte er im Predigerkloster zu Ulm, wo er am 25. Januar 1366 verschied. Suso war beliebt als Prediger, beliebter noch als Schriftsteller. Zumal sein „Büchlein von der ewigen Weisheit" war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein viel gelesenes Andachtsbuch. Er wirkt nicht durch Kraft und Selbständigkeit des Gedankens, sondern durch Wärme und Weichheit des Gemütes. Seine Schriften sind in schwungvoller, volltönender Sprache geschrieben. Dieser deutsche Prosaiker ist mehr Dichter, als die meisten seiner Verse und Reime drechselnden Zeitgenossen. Ein Gesinnungsverwandter Susos, der Schwabe Heinrich von Nördlingen, hat sich besonders durch seine 1332—1350 an die bayerische Nonne Margarete Ebner gerichteten Briefe bekannt gemacht. Die Frauenklöster standen überhaupt inmitten der mystischen Bewegung. Suso, so recht ein Schriftsteller für die Damenwelt, wurde die Wonne aller frommen Nonnen, namentlich im ganzen schwäbisch-alamannischen Gebiete. Man schwelgte in Zuständen der Verzückung, die man bis zu Visionen zu steigern wußte; man wechselte Briefe über diese Erlebnisse, führte Buch über das innere Leben. Sogar zu Versen schwang man sich auf. So haben sich aus dem 15. Jahrhundert sechzehn inbrünstig fromme, zart gehaltene Lieder in bilderreicher Sprache erhalten, die dem Pfullinger Konvente gewidmet und wohl auch aus diesem Frauenkloster hervorgegangen sind; die ursprüngliche Heimat der namenlosen Dichterin ist nach der Sprache eher im Elsaß als in Schwaben zu suchen. Aus einer ganz anderen

Tonart gehen einige poetische Ueberbleibsel aus dem Klarissinnen-kloster Söflingen bei Ulm. An vier ziemlich klägliche Liebesgedichte reihen sich elf prosaische Liebesbriefe an. Der Schreiber ist offenbar ein Ulmer Franziskaner, der die Söflinger Nonnen auf eine für seinen Stand bedenkliche Weise in sein Herz geschlossen hat. Die kleine Sammlung ist poetisch wertlos, aber ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Kurze Erwähnung verdient noch Johann Nider (um 1380—1438) aus Isny; er ist im reformierten Dominikanerorden eine Persönlichkeit von Gewicht gewesen und hat zuletzt einen Lehrstuhl für Gottesgelehrsamkeit in Wien eingenommen. Das lateinisch geschriebene Hauptwerk des fruchtbaren theologischen Schriftstellers, „Formicarius“ betitelt, greift in das poetische Gebiet über und enthält kleine Erzählungen und Anekdoten mit christlicher Nutzanwendung, aber nichtsdestoweniger voll von Aberglauben.

Eine neue wichtige Gattung der Poesie endlich ist im 14. Jahrhundert aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervorgetreten: das Drama. Aus kirchlichen Feiern ist es erwachsen. Die Zeremonien an hohen Festtagen bargen von Anfang einen dramatischen Kern und ließen sich leicht zu szenischen Darstellungen erweitern. Im 14. Jahrhundert wurden die geistlichen Spiele, gewöhnlich Mysterien genannt, volkstümlich. Man ersetzte die lateinische Sprache durch die deutsche und würzte die heiligen Stoffe durch burleske Zuthaten. Die Aufführungen wurden nun aus den Kirchen auf freie Plätze verlegt. Bald begann man auch die in diese Schauspiele eingedrungenen komischen Elemente abzusondern und zu weltlichen Possen und Schwänken, den Fastnachtsspielen, zu verarbeiten. Darin waltete viel treffender, aber roher und zügelloser Witz. Dem Geschmacke des Volkes sagte indessen das Drama gerade wegen seiner zuchtlosen und unkünstlerischen Haltung sehr zu. Die Vorliebe des Zeitalters für diese Dichtungsart spricht sich auch darin aus, daß Anklänge an die dramatische Form sich häufig in Werken anderer Gattung finden. Das szenische Gefüge der geistlichen wie weltlichen Dramen war noch sehr lose; neben den feststehenden und regelmäßig wiederkehrenden Bestandteilen gab es noch hinlänglich Raum für willkürliche Improvisationen. Die Texte wurden keines-

wegs immer vollständig niedergeschrieben. So erklärt es sich, daß die Zahl der handschriftlich aufbewahrten Schauspiele zur Beliebtheit dieser Volksbelustigung in keinem richtigen Verhältnis steht. Auch sind aus den ältesten Zeiten des deutschen Dramas so gut wie keine Namen von Dichtern, soweit da überhaupt von Dichtern die Rede sein kann, vorhanden. Man darf annehmen, daß auch in Schwaben, namentlich in den Reichsstädten, häufige Aufführungen stattgefunden und das Publikum in Massen angezogen haben. Aus wüttembergisch Franken hat sich ein Fronleichnamsspiel erhalten, das zu Künzelsau entstanden und im Jahre 1479 dort gegeben worden ist. Ferner ist die Kunde von einem 1502 zu Calw dargestellten Passionsspiel auf die Nachwelt gekommen.

Drittes Kapitel.

Humanismus und Reformation.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte Schwaben an den beiden eng verbundenen Höfen der Erzherzogin Mechthild und ihres Sohnes Eberhard im Bart feste Mittelpunkte für litterarische Bestrebungen. Mechthild, die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig III., eines eifrigen Förderers der Wissenschaften und Büchersammlers, Ende 1418 oder Anfang 1419 zu Heidelberg geboren, vermählte sich, erst fünfzehnjährig, mit dem Grafen Ludwig von Württemberg dem älteren, der ihr schon im Jahre 1450 durch den Tod entrissen wurde. Aus ihrem Witwensitze Böblingen führte sie im Sommer 1452 der Regent der vorderösterreichischen Lande, Herzog (bald darauf Erzherzog) Albrecht VI., als Gemahlin hinweg. Die Ehe war nicht glücklich. Mechthild hatte meist zu Rottenburg am Neckar, dem Hauptorte der ihr verschriebenen österreichisch gewordenen Herrschaft Hohenberg, ihr Hoflager, und dies änderte sich nicht, nachdem sie 1463 zum zweitenmal in den Witwenstand getreten war. Sie starb am 22. August 1482 zu Heidelberg. Mechthild, im Volksmunde das Fräulein von Oesterreich genannt, war eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit: energisch, klug, gut-

thätig, reich gebildet. Mochte die in ihr wohnende Lebensfreude mitunter auch in gröberen Genüssen Befriedigung suchen, so waren es doch in erster Linie die geistigen Güter, deren Besitz sie sich angelegen sein ließ. Sie war eine Beschützerin der Künste, der Poesie, der Wissenschaften; Dichter und Gelehrte waren in ihrer glänzenden Residenz zu finden; sie pflegte mit vielen hervorragenden Zeitgenossen Verkehr. Auf dem Grenzgebiete zweier grundverschiedenen Epochen stehend, hielt sie den Blick nach rückwärts wie nach vorwärts gerichtet. Die Poesie der dahingeschwundenen Ritterzeit war ihr wert, und sie sammelte eine stattliche Anzahl solcher Schriftwerke. Freundlich sah sie auch auf einige archaistische Versuche, die alte Dichtart neu zu beleben. Sie ließ es sich gefallen, daß ihr Hermann von Sachsenheim, der greise Don Quijote der mittelalterlichen Ritterwelt, seine Machwerke widmete; sie ließ sich von Jakob Püterich von Reichertshausen, bayerischem Rate (1400—1469), in einem eigens für sie gedichteten „Ehrenbrief" anschwärmen und sich den damals turnierfähigen bayerischen Adel aufzählen. Auch zwei weiter nicht bekannte Dichter ihrer Umgebung, Wierich von Stein und Hans von Helmstadt, mögen einer ähnlichen Manier gehuldigt haben.

Aber auch in den vornehmen Kreisen, wo man die hinsterbende Dichtung der Ritterzeit begünstigte, konnte man sich der Einsicht nicht verschließen, daß ihre Tage unwiderbringlich dahin seien. Um wenigstens die alten Stoffe zu retten und so der vordringenden bürgerlichen Poesie das Gleichgewicht zu halten, leistete man der Umarbeitung der höfischen Epen in Prosaromane Vorschub. Viele von diesen erwarben sich Volkstümlichkeit und wurden bis in die Gegenwart herab fleißig gekauft und gelesen. Von schwäbischen Erzählungen waren die über Herzog Ernst und über Kaiser Barbarossa beliebt. Neue Stoffe holte man aus der Fremde. Hochstehende Damen waren selbst als Uebersetzerinnen thätig oder beauftragten andere mit diesem Geschäfte. Großen Beifalls erfreute sich in Deutschland ein französisches Werk aus dem 14. Jahrhundert „Der Ritter vom Turn", das Marquard vom Stein, der Sprosse eines bedeutenden schwäbischen Adelsgeschlechtes, langjähriger Landvogt in Mömpelgard, am Ende des 15. Jahrhunderts verdeutschte.

In dem ganz vom Geiste der Ritterzeit erfüllten Buch erteilt ein Chevalier seinen Töchtern gute Lehren und erläutert diese durch Geschichten schlüpfrigen und abergläubischen Inhaltes. Derartige lediglich auf Unterhaltung und Spannung des Publikums berechnete Romanlitteratur wäre für sich nimmermehr im stande gewesen, den mächtigen Aufschwung, den die deutsche Prosa damals nahm, herbeizuführen: das Beste hierfür thaten die Uebertragungen humanistischer Schriften.

Die deutsche Litteratur hat das Geschick gehabt, daß sie die Impulse stets von außen her erhielt, daß aber dann in den meisten Fällen ihre Leistungen die ihrer Lehrmeister weit überflügelten. Waren bis jetzt die Franzosen die Muster gewesen, so wurden nun die Italiener maßgebend. Das klassische Land war naturgemäß dem übrigen Europa in der Wiedererweckung der klassischen Studien vorausgeeilt. Dort hatte seit Petrarca, dem eigentlichen Vater des Humanismus, der Geist des griechisch-römischen Altertumes immer größere Fortschritte gemacht und war allmählich zu einer alles beherrschenden Kulturmacht geworden. Auch in Deutschland, wo man in ununterbrochenem Verkehre mit Italien und seinen Universitäten stand, erkannten wenigstens einzelne frühzeitig den Wert der neuen Bildung. Aber noch herrschte die Scholastik, diese wissenschaftliche Methode des Mittelalters, die bei ihrem Berufe, die von der Theologie als unanfechtbar hingestellte kirchliche Glaubenslehre philosophisch zu begründen und zu erläutern, in spitzfindiger Begriffsspielerei und leerem Formalismus erstarrt war. Noch waren die deutschen Hochschulen Stützpunkte der Scholastik. Erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts begann man vereinzelt die Schriftwerke der Griechen und Römer im Sinne des Humanismus zu erklären; gleichzeitig griff die deutsche Prosaschriftstellerei die Erzeugnisse der italienischen Humanisten, neulateinisch wie italienisch geschriebene, auf und machte sie durch Uebersetzungen dem Publikum zugänglich. Die vor kurzem aufgekommene Buchdruckerkunst war der Verbreitung dieser Schriften förderlich. Ebenso beschäftigte man sich mit der Verdeutschung der Klassiker selbst. So fertigte Hans Neidhart von Ulm, 1478 und 1489 Bürgermeister daselbst, eine Uebertragung von Terenz'

Eunuch an und ließ sie, als eines der ersten derartigen Bücher, 1486 drucken.

So gering die Thätigkeit der Uebersetzer vom wissenschaftlichen Standpunkt angeschlagen werden mag, hat sie doch sowohl für die Vermittlung der humanistischen Ideen als auch für die Entwicklung unserer Prosa Außerordentliches geleistet. Wiederum waren es die adeligen Kreise, die diesen Zweig der Litteratur beschirmten. Dieselbe Mechthild, die sich einem Sachsenheim und Püterich gnädig zeigte, stand in nahen Beziehungen zu den Förderern des Humanismus. Niklas von Wyle war es wohl in erster Linie, der die Erzherzogin nach dieser Richtung beeinflußte. Einer der gebildetsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, wußte er bei zahlreichen Fürsten und Fürstinnen, mit denen er Verkehr unterhielt, Interesse an der neuen Litteratur zu wecken. Er war von Geburt ein Schweizer aus Bremgarten im Aargau, wirkte aber seit 1447 in Schwaben, zuerst als Stadtschreiber in Eßlingen, seit 1469 als zweiter Kanzler des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von Württemberg und seines Sohnes, Eberhards des jüngeren. Er starb 1478 oder 1479, nachdem er im erstgenannten Jahre zu Eßlingen eine Sammelausgabe seiner meisten Arbeiten veranstaltet hatte. Es waren hauptsächlich Verdeutschungen italienischer und neulateinischer Werke von Italienern; bei ersteren bediente er sich, da er der italienischen Sprache nicht hinlänglich mächtig war, lateinischer Uebertragungen. Seine Erzeugnisse dienten namentlich Zwecken edlerer Unterhaltung: so des Aeneas Sylvius Roman „Eurialus und Lucretia", Poggios lateinische Bearbeitung von Lukians Goldenem Esel, Boccaccios Geschichte von Guiscardo und Sigismunda; aber es waren auch Stücke ernsteren Inhalts darunter: philosophische Schriften von Petrarca, Aeneas Sylvius und Aehnliches. Mit Mechthild mag Niklas von Wyle etwa im Jahre 1460 bekannt geworden sein. Die Verbindung wurde bald sehr eng. Nicht nur widmete er ihr verschiedene seiner Uebersetzungen, manche davon sind auch auf ihre direkte Veranlassung entstanden. Ferner gehörte zum Kreise der Erzherzogin ihr Rat Anton von Pforr, einer Breisacher Patrizierfamilie entsprossen, der, schon bejahrt, Kirchherr zu Sülchen bei Rottenburg (1471—1477) und zugleich Hofkaplan

bei der Erzherzogin wurde. Er verdeutschte die indische Fabelsammlung „Pantschatantra“, von ihm „Das Buch der Beispiele der alten Weisen“ genannt, aus dem Lateinischen und erzielte mit dem im Laufe der Jahrhunderte zweiundzwanzigmal aufgelegten Werke gewaltigen Erfolg. Gewiß fanden auch Berührungen zwischen Mechthild und Steinhöwel statt, obgleich nichts davon überliefert ist.

Heinrich Steinhöwel, 1412 in der schwäbischen Reichsstadt Weil der Stadt geboren, bezog 1429 die Wiener Universität, setzte später seine Studien in Padua, wo er 1442 den medizinischen Doktorgrad erwarb, und in Heidelberg fort. Er wirkte zuerst als Stadtarzt in Eßlingen, woher seine Familie stammte, von 1450 an in Ulm, wo er bis zu seinem 1482 erfolgten Tod in hohem Ansehen und glücklichen Vermögensumständen lebte. Von Ulm aus versah er die Stelle eines württembergischen Leibarztes und unterhielt auch sonst zu dem württembergischen Grafenhause nahe Beziehungen. In Italien war Steinhöwel, der, wie Niklas von Wyle, von Lessing als einer der Begründer unserer schönen Prosa gefeiert wird, mit den Schöpfungen der dortigen Humanisten und mit der Landessprache vertraut geworden. Als erster Deutscher übersetzte er direkt aus dem Italienischen. Er begann seine litterarische Laufbahn 1461, schon ein neunundvierzigjähriger Mann, mit der Verdeutschung des lateinischen Romanes „Apollonius von Tyrus“. Dann ließ er zwei Schriften Boccaccios folgen: „Griseldis“ nach Petrarcas lateinischer Bearbeitung und „Das Buch von den berühmten Frauen“, letzteres 1473 veröffentlicht. Daran reihten sich „Der Spiegel des menschlichen Lebens“ des Bischofs Rodriguez von Zamora und eine Fabelsammlung, der sogenannte Aesop. Alle diese Werke, namentlich der Aesop, erzielten bei der Mitwelt großen Erfolg; mehrere wurden auch von späteren Schriftstellern fleißig ausgenützt. Außer den Uebersetzungen gab Steinhöwel 1473 noch eine deutsche Chronik und mehrere medizinische Schriften heraus. Die Einrichtung einer ersten Buchdruckerei in Ulm, die Steinhöwel nach Kräften begünstigte, kam der Verbreitung seiner Werke sehr zu statten.

Bei dem württembergischen Grafen und späteren Herzog Eberhard im Bart begegneten die humanistischen Bestrebungen derselben

Teilnahme, wie bei seiner Mutter Mechthild. Durch ungewöhnliche Willenskraft hat dieser seltene Fürst die Folgen gefährlicher Neigungen und mangelhafter Erziehung zu überwinden gewußt und sich selbst zum Musterregenten herangebildet. Aeußerlich sind die Perioden einer stürmischen und hastig genossenen Jugend und eines abgeklärten Mannesalters durch eine 1468 unternommene Pilgerfahrt nach Jerusalem voneinander getrennt. Das Vorbild und die Erzählungen des vielgereisten schwäbischen Ritters Georg von Ehingen (1428—1508), eines langjährigen, namentlich im diplomatischen Dienste hervorragenden Rates des württembergischen Fürstenhauses, der 1454 in Palästina gewesen war und in höheren Jahren seine „Reisen nach der Ritterschaft“ niederschrieb, haben gewiß auf Eberhards Entschluß eingewirkt. Mochte sich auch dieser Fürst, der Sitte seiner Zeit folgend, einen Leibzwerg halten, mochte er sich auch an den derben Späßen des Possenreißers Paul Wüst, der damals Schwaben durchzog und bei vornehm und gering Beliebtheit genoß, so sehr belustigen, daß er ihn gern unter sein Hofgesinde aufgenommen hätte: in der Hauptsache war doch sein Geist auf die gediegene und ernste Litteratur gerichtet. Zeitlebens beklagte er, daß bei der Ausbildung seines Geistes, worauf die Mutter keinerlei Einfluß gehabt hatte, viel versäumt, daß er nicht einmal im Lateinischen unterwiesen worden sei. Er suchte nach Möglichkeit dem Mangel abzuhelfen. Er las mit fast leidenschaftlichem Eifer und legte sich eine Bibliothek an. Er zog Gelehrte und Schriftsteller an seinen Hof, unterhielt mit anderen Verkehr, auch mit italienischen Humanisten infolge seiner Verbindung mit der Prinzessin Barbara von Mantua und seiner Reisen nach Italien in den Jahren 1474 und 1482. Zahllose Schriftsteller widmeten ihm ihre Erzeugnisse. Dichter feierten ihn im Leben und nach dem Tode. Manches Werk verdankte dem Grafen seine Entstehung. So veranlaßte er Augustin Tünger aus Endingen im Breisgau, bischöflich konstanzischen Prokurator, 1486 nach Poggios Vorgang 54 Facetien, eine Schwanksammlung in deutscher und lateinischer Sprache zugleich, abzufassen. Insbesondere ließ er für seine praktischen Zwecke viele Uebersetzungen anfertigen, und so kam seine Unkenntnis fremder Sprachen der deutschen Litteratur zu gut.

Niklas von Wyle, Steinhöwel waren für ihn thätig; Anton von Pforr verfertigte „Pantschatantra“ in Eberhards Auftrag. Der in Paris gebildete Konrad Summenhart von Calw mußte die Sprüche Salomonis und Werke Augustins übertragen, andere Sallust, Teile des Livius und Josephus, Ovids Metamorphosen, Euklid. Auch praktische Bücher waren nicht ausgeschlossen: Abt Heinrich von Schussenried verdeutschte den Columella; verschiedene medizinische und naturwissenschaftliche Werke reihten sich daran.

Von niemand wurde Graf Eberhard in seinem Eifer für die Litteratur mehr bestärkt und wirksamer unterstützt, als von Johann Reuchlin, dem willig anerkannten und gefeierten Haupte des älteren deutschen Humanismus, dem Meister in den drei toten Sprachen, dem vielseitigen Gelehrten, Schriftsteller und Dichter. Als ein junger Mann von 26 Jahren kam der am 25. Februar 1455 zu Pforzheim geborene Reuchlin Ende 1481 nach Tübingen, und fortan blieb sein Leben mit wenigen Unterbrechungen an das Land Württemberg gefesselt. An Eberhard empfohlen, wurde der sprachkundige Mann 1482 von diesem auf seine italienische Reise mitgenommen. Nach der Rückkehr bekleidete er am Hofe des Grafen wichtige Stellungen, zu denen ihn seine juristische Bildung befähigte, und wurde namentlich mit diplomatischen Geschäften und außerordentlichen Sendungen in das Ausland, die Redegewandtheit und persönliches Ansehen erforderten, betraut. Während der kurzen Regierung Herzog Eberhards II. (1496—1498), der ihm grollte, verließ er das Land, um nach dem Sturze jenes schlimmen Fürsten auf den verlassenen Posten zurückzukehren. Er wirkte als Rat des jungen Herzog Ulrich und war daneben elf Jahre lang Vorsitzender des schwäbischen Bundesgerichtes. 1513 zog er sich in das Privatleben zurück, häufig auf seinem nahe bei Stuttgart gelegenen Landgute weilend. Die Unruhen, die der Krieg zwischen Ulrich und dem schwäbischen Bunde brachten, verscheuchten Reuchlin abermals aus Württemberg. Er übernahm 1519 eine Professur für griechische und hebräische Sprache in Ingolstadt. Nachdem sich jedoch die neuen Verhältnisse im Lande befestigt hatten, ließ er sich für denselben Lehrauftrag 1521 nach Tübingen berufen. Doch schon am 30. Juni 1522 setzte der Tod in Stuttgart, wohin

er sich von Bad Liebenzell hatte bringen lassen, seiner Wirksamkeit ein Ziel.

Es war eine glückliche Fügung, daß Reuchlin wenigstens noch seine letzten Kräfte der Hochschule widmete, welche sein längst heimgegangener Gönner Eberhard im Bart geschaffen hatte. Die geistigen Bestrebungen dieses Fürsten sind durch die Stiftung der Universität Tübingen im Jahre 1477 gekrönt worden. Die Nachbaruniversitäten Heidelberg und Freiburg waren Beispiele, die zur Nachahmung herausforderten. Nicht länger sollten die Landeskinder genötigt sein, wenn sie höheren Studien obliegen wollten, aus der Heimat zu gehen. Mechthild, die jedenfalls auch bei der 1457 durch ihren zweiten Gemahl, Erzherzog Albrecht VI., erfolgten Gründung der Freiburger Hochschule mitgewirkt hatte, war an der Stiftung ihres Sohnes Eberhard in hervorragendem Maße beteiligt. Bald wurden auch als Vorbereitungsanstalten die später zu Gymnasien erhobenen Pädagogien zu Tübingen und Stuttgart in's Leben gerufen. Die Tübinger Universität, die — von der kurzen Episode der Hohen Karlsschule abgesehen — bis auf den heutigen Tag die einzige derartige Anstalt in Württemberg geblieben ist, hat bedeutend auf die geistige Entwicklung des Landes eingewirkt. Sie hat hauptsächlich auf theologischem und im Zusammenhange damit auf philosophischem Gebiete Lorbeeren geerntet. Für die ganze Richtung der Hochschule wurde das evangelische Stift maßgebend, das, aus einem kleinen, in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts gegründeten Stipendium hervorgegangen, sich allmählich zu einer geistigen Macht ersten Ranges auswuchs. Diese noch heute blühende Pflanzschule für Kirchendiener hat für die theologische, philosophische und humanistische Bildung ihrer Zöglinge durch viele Generationen hindurch Ausgezeichnetes geleistet, und auch die niederen Seminarien, die als Vorbereitungsstätten für das höhere zu Tübingen von Herzog Christoph in verschiedenen alten Klöstern des Landes eingerichtet wurden, haben bis in die Gegenwart herab ihre nächsten Zwecke rühmlich erfüllt. Es ist gewiß nicht gering zu veranschlagen, daß auf diese Weise ein tüchtiger und gebildeter evangelischer Predigerstand herangezogen, daß durch die Freigebigkeit des Staates zahllose unbemittelte

Talente, die sonst brach gelegen wären, für den Kirchendienst oder den Gelehrtenstand nutzbar gemacht worden sind. Aber freilich ist es ein gefährliches und verwerfliches System, die Mehrzahl der begabten Jugend ohne Rücksicht auf innere Neigung in die theologische Zwangsjacke zu stecken. Denn wenn auch viele Stipendiaten sich zu allen Zeiten von dem aufgenötigten Berufe zu befreien gewußt haben, so ist ihnen dies doch meist nur unter schweren äußeren und inneren Kämpfen gelungen, und entfernt nicht alle sind so glücklich gewesen, der Gefahr einer verfehlten und unwahren Existenz zu entrinnen. Und wenn es ganz erstaunlich ist, was aus den „Stiftlern" sich alles machen läßt, und welche verschiedenartigen Stellungen sie in der Welt einzunehmen und auszufüllen pflegen, so spricht dies natürlich nicht für die Güte der Einrichtung, sondern nur dafür, daß Talente selbst über die größten Hindernisse hinweg ihre wahre Bestimmung zu finden vermögen. Auch die mönchische und unfreie Erziehung der Jünglinge in den Klosterschulen und dem Stifte, die zwar im Laufe der Jahrhunderte wesentlich gemildert, aber doch nicht ganz beseitigt worden ist, hat ihre unliebsamen Folgen gehabt. Denn dadurch ist der ohnehin im schwäbischen Blute liegenden Neigung, die praktische Lebensgewandtheit gering zu schätzen, Vorschub geleistet worden, und die einseitige Bevorzugung des Wissens hat allerhand Vorurteile und vielfachen Geisteshochmut erzeugt.

Nicht zur selben Bedeutung, wie das Stift, sollte es eine andere ebenfalls mit der Universität verbundene Anstalt bringen, das von Herzog Christoph gegründete Collegium illustre. Christoph und sein Nachfolger, Herzog Ludwig, hatten beabsichtigt, darin den Landadel auf Staatskosten heranzubilden und somit der Theologenschule eine Beamtenschule an die Seite zu stellen. Es ist zu bedauern, daß diese glückliche Idee nicht zur Ausführung kam, durch die das Gleichgewicht zwischen Kirchendienern und sonstigen wissenschaftlich geschulten Staatsdienern in Altwürttemberg hergestellt worden wäre. Herzog Friedrich I. gab schließlich dem von seinen Vorgängern nicht mit dem erforderlichen Eifer betriebenen Werk eine ganz veränderte Gestalt: er organisierte das Collegium illustre als eine höhere Erziehungsanstalt für Prinzen und andere vor-

nehme Herrchen. Am Anfang des 17. Jahrhunderts erreichte das Institut zwar eine gewisse Blüte, ohne indessen dem Lande nennenswerten Nutzen zu bringen. Der dreißigjährige Krieg bereitete dann dem Glanze des Collegium illustre ein Ende, obschon es noch bis in das 18. Jahrhundert hinein ein kümmerliches Dasein fristete.

Es fehlte der Tübinger Hochschule schon in den ersten Zeiten ihres Bestehens an tüchtigen Lehrkräften nicht. Professoren der Theologie waren Johann Heynlin aus Stein (im badischen Bezirksamte Bretten), genannt a lapide, dieser nur auf kurze Zeit, Gabriel Biel aus Speyer und später dessen Schüler Wendel Steinbach aus Butzbach in Hessen, Konrad Summenhart von Calw. Rechtswissenschaft lehrten neben einigen Italienern Ulrich Kraft aus Ulm, Johann Nauclerus und Martin Prenninger aus Konstanz. Nauclerus (eigentlich Johann Verge oder Vergenhans, um 1430 bis 1510) aus Justingen (O.A. Münsingen), des Grafen Eberhard Erzieher und Vertrauter, erster Rektor und zweiter Kanzler der Universität, ein vielseitig gebildeter Mann, trat als Jurist allerdings hinter Prenninger zurück; er verewigte seinen Namen durch eine Weltchronik, die, erst 1516 nach dem Tode des Verfassers herausgegeben, lange Zeit in hohem Ansehen stand. In Arzneikunde unterrichtete Johann Widmann (Salicetus) aus Maichingen (O.A. Böblingen). Im Minoritenkloster lehrte der dortige freisinnige Guardian und Lektor Paul Scriptoris aus Weil der Stadt († 1504), ein Vorläufer der Reformation, dessen theologische, philosophische und mathematische Vorlesungen von seiten der Universitätskreise starken Zuspruch fanden. Manche dieser Männer, so Summenhart, Nauclerus, Prenninger, Scriptoris, standen bereits unter dem Einfluß der modernen Wissenschaft. Aber im ganzen herrschte anfangs auch an der Tübinger Hochschule die Scholastik vor. Noch steckte ja der deutsche Humanismus in seinen Anfängen, noch war es nicht leicht, tüchtig geschulte philologische Kräfte aufzutreiben. Doch scheinen wenigstens die beiden Richtungen sich miteinander friedlich vertragen zu haben, und so konnte am Ende des 15. Jahrhunderts der Humanismus offenbar ohne beträchtlichen Widerstand seine Fahne in Tübingen aufpflanzen. Einen Wendepunkt bezeichnet das Jahr 1497, in dem Heinrich Bebel nach Tübingen

berufen wurde. Fortan glänzten am Himmel der württembergischen Hochschule zahllose humanistische Sterne höheren und niedrigeren Ranges, darunter (1512—1518) des jungen Philipp Melanchthon neu aufgegangenes Gestirn.

Der deutsche Humanismus hat ursprünglich eine rein wissenschaftliche Richtung verfolgt, und Feindschaft gegen die Kirche ist ihm ferne gelegen. Er ließ sich an der Aufgabe genügen, die klassischen Schriftwerke zu verstehen und zu verbreiten, zu erläutern und zu übersetzen, in das Kulturleben der Griechen und Römer einzudringen, sich in der praktischen Verwendung des Lateinischen zu vervollkommnen und in eben dieser Sprache nach alten Mustern eine neue poetische Litteratur zu schaffen. Aber indem er die freie wissenschaftliche Forschung und eine kritische Methode einführte, den Dingen auf den Grund zu kommen und die letzten Quellen aller Tradition zu erreichen suchte, rüttelte er, ohne es zu wollen, an dem auf blindem Autoritätenglauben ruhenden Bau der mittelalterlichen Kirche. Er gab das Losungswort zur Entfesslung der Geister, und Kampfeslust trat bald an Stelle der anfänglichen Friedfertigkeit. Institutionen der Kirche wurden mit zornigem Ernst und übermütigem Spott angegriffen. So hat der Humanismus der Reformation die Wege gewiesen, wie er später ihr treuester Bundesgenosse geworden ist.

Aus der stattlichen Schar der älteren schwäbischen Humanisten ragen Heinrich Bebel und Jakob Locher hervor, beide treffliche Philologen und erfolgreiche Universitätslehrer, beide vom Kaiser Maximilian gekrönte lateinische Dichter, beide streit- und angriffslustig, beide moralisch nicht ganz unanfechtbar, wie denn überhaupt der Humanismus seine freiheitlichen Grundsätze gern auch auf den privaten Lebenswandel angewandt hat. Bebel (1475—1518), ein Bauernsohn aus Ingstetten (O.A. Münsingen), studierte zu Krakau und Basel Rechte und schöne Wissenschaften und kam 1497 als Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit nach Tübingen, wo er bis an sein Ende blieb. Neben patriotischen und sonstigen Gedichten höheren Stils hat er Facetien, eine beliebte und vielgelesene Schwanksammlung, herausgegeben, in einer Satire den „Triumph der Venus“ über alle Stände geschildert und deutsche Sprichwörter

wie Volkslieder gesammelt. Durch Bebels litterarische Thätigkeit geht ein volkstümlicher Zug, obgleich er sich ganz auf die lateinische Form beschränkt hat. Den Pfaffen und den kirchlichen Mißbräuchen rückt er, namentlich in den Facetien, scharf auf den Leib. Locher (1471—1528), aus Ehingen a. d. Donau gebürtig, Philomusos genannt, besuchte die Universitäten Basel, Freiburg und Ingolstadt, hielt sich 1492—1493 in Italien, seit 1495 als Privatdozent in Freiburg und seit 1498 in Ingolstadt auf. Von dort durch seine scholastischen Gegner vertrieben, ging er 1503 wieder als Lehrer nach Freiburg, kehrte aber bald in seine alte Ingolstadter Stellung zurück. Sein Zorn galt der Scholastik, die er mit Wut bekämpfte. Zur Reformation nahm er nicht mehr entschieden Stellung, wiewohl er Luthers Auftreten noch erlebte. Seine zahlreichen lateinischen Dichtungen, darunter fünf Schauspiele in Prosa, sind von bescheidenem Werte. Seinen Ruhm verdankte er hauptsächlich einer freien lateinischen Bearbeitung des Narrenschiffes von Sebastian Brant, der in Basel sein Lehrer gewesen war. Nächst Bebel und Locher ist Johannes Böschenstein (1472 bis um 1540) aus Eßlingen zu nennen, der sich mit Reuchlin um die Erweckung der hebräischen Studien die größten Verdienste erworben und in seinem mühevollen Wanderleben die Kenntnis dieser Sprache unter Anfechtungen und Entbehrungen in Deutschland verbreitet hat. Wir werden ihn, der sich der Reformation anschloß, unter den Dichtern von Kirchenliedern wiederfinden. Endlich verdient noch Johannes Fabri (um 1445—1505) aus Donauwörth, Professor der Rechtsgelehrsamkeit an der Leipziger Universität, lateinischer Dichter und Schriftsteller, erwähnt zu werden. Seine im letzten Dezennium des 15. Jahrhunderts erschienene Spruchsammlung, worin lateinische und deutsche Verse gemischt sind, genoß zu ihrer Zeit hohes Ansehen.

Inzwischen war die Reformation mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Sie ist ein Werk des deutschen Nordens; dort hat die neue Lehre die allgemeinste Verbreitung gefunden und am festesten Fuß gefaßt, während im Süden, wo die österreichische Hausmacht vorherrschte, nur vereinzelte Landesteile dafür gewonnen werden konnten. Unter diesen wurden das württembergische Herzogtum und eine Anzahl kleinerer schwäbischer Reichsstände die zuver-

lässigsten Stützen des evangelischen Bekenntnisses. Frühzeitig fand Luthers Lehre Anhang in Schwaben. Allerdings wurde in Württemberg selbst, welches Land gerade damals durch den Uebermut Herzog Ulrichs dem angestammten Fürstenhaus entrissen und in österreichische Hände ausgeliefert worden war, der neue Glaube zunächst gewaltsam niedergehalten. Aber die umliegenden Reichsstädte gingen mit Einführung der Reformation voran. Das kleine Reutlingen unter der Führung des glaubensstarken Matthäus Alber pflanzte zuerst Luthers Fahne auf. Bald bildete Ulm einen Mittelpunkt für die evangelische Predigt, einen Hauptherd für die lutherische Flugschriftenlitteratur; dort suchten wackere Männer, wie der Barfüßer Heinrich von Kettenbach, wahrscheinlich ein Hesse, Johann Eberlin, Oekolampadius, ihr Arbeitsfeld. Und als Herzog Ulrich, durch die Zuchtrute des Unglückes gebessert und in der Verbannung für die evangelische Sache gewonnen, im Jahre 1534 von Württemberg wieder Besitz ergriffen hatte, begann er unverzüglich mit Hilfe von wackeren Männern, wie Erhard Schnepf, Ambrosius Blarer aus Konstanz, Johann Brenz, sein ganzes Land samt Klöstern und Stiftern, Universität und Schulen zu reformieren. Das Beispiel des mächtigsten schwäbischen Staatswesens war für die Förderung und Befestigung der reformatorischen Lehre in Schwaben ein unschätzbarer Gewinn. Bald darauf trat auch die erste schwäbische Reichsstadt, Augsburg, zur Reformation über, der die Mehrzahl ihrer Bürgerschaft schon lange angehangen hatte. Das Oberland, das unter dem Einflusse des österreichischen Regimentes größtenteils für den Katholizismus gerettet wurde, verhinderte hauptsächlich, daß sich nicht ganz Schwaben im neuen Glauben zusammenfand.

Zahlreich sind die schwäbischen Männer, die sich durch Predigt und Lehre, durch Wort und Schrift um die Reformation in ihrer Heimat wie im sonstigen Deutschland Verdienste erworben haben. Matthäus Alber (1495—1570) aus Reutlingen, Erhard Schnepf (1495—1558) aus Heilbronn, der auch Hessen und Nassau wichtige Dienste leistete, Johann Brenz (1498—1570) aus Weil der Stadt wirkten mehr durch persönliches Eingreifen als mit der Feder, mehr durch organisatorisches Geschick als durch schriftstellerische Thätig-

keit oder verfaßten doch nur streng theologische, nicht volkstümlich agitatorische Werke. Von populären Schriftstellern zu Gunsten der Reformation hat, soweit es sich um Schwaben handelt, wohl Johann Eberlin die größten Erfolge erzielt. Zu Günzburg um 1465 geboren, trat er, nachdem er akademische Bildung genossen hatte, in den Franziskanerorden ein und erfreute sich in Tübingen und Ulm als Prediger großer Beliebtheit. Sein Anschluß an die Reformation nötigte ihn zur Flucht in die Schweiz. Er führte fortan ein ruheloses Leben, bald im Zentrum der Kirchenbewegung, bald wieder in Schwaben für die Sache Luthers, die er zu seiner eigenen gemacht hatte, thätig. Er starb nach 1530 als Superintendent zu Wertheim am Main. Die zündenden Flugschriften des streitbaren Mannes, deren erste, die 1521 zu Basel erschienenen „Fünfzehn Bundesgenossen", sofort Aufsehen erregte, gingen aus genauer Kenntnis des schwäbischen Volkes hervor und waren auf dieses hauptsächlich berechnet. In Reutlingen fand Alber an dem dort geborenen Johannes Schradin (um 1500—1560), Präzeptor und später Pfarrer in seiner Vaterstadt, einen federgewandten Gehilfen. Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges eiferte Schradin in einigen kraftvollen patriotischen Kampfgedichten gegen Kaiser und Papst. Benedikt Gretzinger (1500—1572), später Reutlinger Stadtschreiber, gab 1523 ein Beschirmbüchlein heraus. Ein ebensolches verfaßte der begabte Sebastian Lotzer aus Horb, unter dem Namen Weigelin Kramer Kürschner in Memmingen, der auch sonst in Sendschreiben für die Reformation das Wort führte und als Feldschreiber des Baltringer Bauernhaufens 1525 die bekannten 12 Artikel abfaßte. Ein nicht weiter bekannter Georg Fener aus Weil der Stadt schleuderte 1521 in einer Flugschrift heftige Angriffe gegen den „Lehmturm" des römischen Kirchenwesens und hauptsächlich gegen die Messe. In Tübingen wurden bald nach Luthers Auftreten verschiedene Dialoge gedruckt, wovon ein Bauerngespräch zwischen Fritz und Kunz die Zustände der Universität scharf beleuchtet. Kurz, allerorten verfochten neben den Theologen ungebildete Laien in Schriften die reformatorischen Gedanken und legten so für die Volkstümlichkeit dieser Bewegung Zeugnis ab.

Unter denjenigen Schwaben, welche außerhalb ihrer Heimat

für die evangelische Sache wirkten, steht Paulus Speratus (1484 bis 1551) obenan. Zu Röthlen (O.A. Ellwangen) geboren, war er ursprünglich katholischer Priester und feierte noch 1517 Dr. Johann Eck in einem lateinischen Gedicht. In Würzburg, wo er seit 1519 als Domprediger amtete, erklärte er sich alsbald für Luther. Seiner Stelle entsetzt, wurde er nach einigen Wanderjahren 1524 Schloßprediger des Deutschordensmeisters Albrecht von Brandenburg zu Königsberg. 1530 rückte er zum Bischof von Pomesanien in Marienwerder vor, in welcher Stellung er, obwohl sich im fremden Land unbehaglich fühlend, bis zu seinem Tod ausharrte und unter mißlichen Umständen eine glänzende organisatorische Thätigkeit entfaltete. Paulus Speratus war einer der ältesten evangelischen Kirchenliederdichter, theologischer Schriftsteller, auch Komponist. Außerdem ist von ihm ein weltliches Lied über den Augsburger Reichstag 1530 bekannt geworden. Urbanus Rhegius (Rieger, 1489 bis 1541) aus Langenargen am Bodensee, für seine formgewandten lateinischen Dichtungen von Kaiser Maximilian zum Poeten gekrönt, trat als Professor in Ingolstadt zur Reformation über. Er mußte von dort fliehen, verbreitete in Augsburg als Pfarrer die neue Lehre, wurde 1530 Hofprediger Herzog Ernsts des Bekenners in Celle und reformierte das Herzogtum Lüneburg. Viele religiöse Schriften verschiedener Art stammen aus seiner Feder. Johannes Oekolampadius (1482—1531) aus dem damals zur Pfalz gehörigen Weinsberg förderte das Werk Luthers in zahlreichen schwäbischen Reichsstädten und führte zuletzt die Reformation sowie den evangelischen Kirchengesang in Basel ein. Er hat nur streng theologische und philologische Werke hinterlassen. Michael Stifel (um 1486—1567) aus Eßlingen, Augustiner in seiner Vaterstadt, ließ 1522 ein Kampflied in vierzeiligen Reimstrophen mit prosaischen Erläuterungen zu Luthers Unterstützung erscheinen, woraus sich eine litterarische Fehde mit dem talentvollsten Poeten des alten Glaubens, Thomas Murner, entwickelte. Später kam Stifel nach Sachsen, trat Luther nahe und versah verschiedene Pfarreien. Bedeutender als Mathematiker wie als Theologe, gefiel er sich in mystischen Spielereien mit den Zahlen in der Offenbarung Johannis und im Buch Daniel. Auf Grund solcher Künste prophezeite er

1533 den Weltuntergang und richtete damit viel Unheil an. Es war das Verhängnis der Reformation, daß innerhalb ihrem Anhange sich allerlei grillenhafte Sonderbestrebungen breit machten. So wandelte Sebastian Franck (1499—1542) aus der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, ein herzhafter und nicht unbegabter Mann, seine eigenen Wege. Er hing den Ideen der Wiedertäufer an und verfocht seine selbständigen wirtschaftlichen Anschauungen mit Unerschrockenheit und Ausdauer, um alle Anfechtungen unbekümmert. Bald trieb er in Eßlingen das Seifensiedergewerbe, bald hatte er zu Ulm oder Basel einen buchhändlerischen Verlag. Er war ein fruchtbarer und längere Zeit beliebter Schriftsteller, der unter vielem anderen Geschichtwerke für das Volk geschrieben, geistliche Lieder gedichtet und sich namentlich durch eine Sammlung deutscher Sprichwörter (1541) Verdienste erworben hat. Aber seine religiöse Haltung hat die Gemüter eher verwirrt als aufgeklärt und so der Sache des Protestantismus, der doch auch er dienen wollte, mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Natürlich gab es auch Männer in und aus Schwaben, die zu den einflußreichen Widersachern Luthers gehörten. War doch sogar der bekannte Dr. Johann Eck aus dem schwäbischen Allgäu gebürtig. In Oberschwaben bildete der hochgebildete Weingartener Abt Gerwig Blarer die vornehmste Stütze des Katholizismus. Auch der streitbare Ulmer Hieronymus Emser (1477—1527), der Wiener Bischof Johann Faber aus Leutkirch und manche andere Schwaben widmeten ihre schriftstellerischen Gaben der Bekämpfung der evangelischen Lehre.

Die Kirchenbewegung hatte in Deutschland die Gemüter so vollständig in Beschlag genommen, daß ihr alle übrigen geistigen Mächte fast das ganze 16. Jahrhundert unterthan waren. Unter den Wissenschaften stand die Theologie obenan. Die junge Buchdruckerkunst diente vorwiegend den kirchlichen Interessen. Die bildenden Künste sogar legten für die neue Lehre Zeugnis ab. So mußte sich auch die Dichtkunst das Schicksal gefallen lassen, dem Triumphzuge der Reformation Vorspann zu leisten. Die gelehrte Poesie der Humanisten und die bürgerliche der Meistersänger ist ohne Unterschied fast völlig von religiösen Interessen beherrscht. Die Flugschriftenlitteratur in Prosa und Versen für oder wider

die neue Lehre schwillt zu einer Hochflut an. Das Kirchenlied verdrängt die weltliche Lyrik mehr und mehr. Selbst für die Dichtungen, welche nicht unmittelbar religiösen Tendenzen dienen, bildet die durch Luther dem Volk erschlossene Bibel eine nie versiegende Stoffquelle. Die Litteratur des 16. Jahrhunderts geht außerordentlich in die Breite; das ganze Volk nimmt daran teil, alle Stände wirken dabei mit. Die religiösen Fragen bewegen jedes Herz, und Tausende fühlen den Drang in sich, was sie bewegt, sich vom Herzen zu schreiben. Die Buchdruckerkunst kommt den weitgehenden Produktionsgelüsten zu Hilfe; die Anfänge des Zeitungswesens fallen in diese Periode. Aber die Dichtkunst selbst hat von der Entfaltung so vieler Kräfte keinen Gewinn gehabt. Das Vorherrschen des stofflichen Interesses, das Ueberwiegen der Tendenz beeinträchtigte ihre Leistungen. Die freie Phantasie war im Werte tief gesunken. Die Beschäftigung mit den religiösen Fragen hatte das Volk zum Ernste gestimmt, und dieser war der Poesie, die sich doch in erster Linie an heiter gestimmte Weltkinder wendet, nicht förderlich. Die Schönheit der Form war völlig verloren gegangen, und wenn es einem der gelehrten Dichter, die in lateinischen Versen künstelten, einmal einfiel, sich der deutschen Sprache zu bedienen, so war sein formales Können meist ebenso gering, wie das der nicht gelehrten Versmacher. Selbst der Buchdruck brachte der Poesie zunächst eher Schaden als Vorteil. Er machte es so leicht, die Erzeugnisse des Geistes an die Oeffentlichkeit zu bringen. Je mehr aber die Produktion zunahm, desto schwieriger wurde es, das Gute aus der Masse des Schlechten und Mittelmäßigen herauszufinden. Aber einen unschätzbaren Sieg hat die deutsche Litteratur in dieser Periode, in der ungewöhnliche litterarische Regsamkeit und Unfähigkeit zu großen poetischen Leistungen Hand in Hand gehen, doch für alle Zeiten erfochten: unter der Einwirkung von Luthers Bibelübersetzung wurde die neuhochdeutsche Schriftsprache geschaffen, die sich im ganzen Vaterlande, bei Niederdeutschen wie Oberdeutschen, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis Geltung erworben hat, und deren Dasein die Grundbedingung für die Blüte unserer Poesie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewesen ist.

Der Mittelpunkt der deutschen Kultur hat sich allerdings seit Luther mehr vom Süden nach dem Norden verschoben. Indessen ist jenem zunächst noch der ihm gebührende Anteil am geistigen Leben überhaupt und an der Litteratur im besonderen gewahrt geblieben. Süddeutschland war ja die Heimat des Buchdruckes, und hier wurden seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in zahllosen Werkstätten Bücher hergestellt. In Schwaben war Augsburg, wo, von dem Patrizier und Stadtschreiber Konrad Peutinger (1465—1547) mächtig gefördert, im 16. Jahrhundert die humanistischen Studien blühten, bald der Hauptsitz für den Buchhandel geworden. In diese Stadt führen auch die Anfänge des Zeitungswesens. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts wurden einzelne Berichte über die neuesten Tagesereignisse, seit Ende desselben periodische Druckschriften aus Augsburg in die Welt versandt. Ulm, dessen Mauern schon seit 1443 eine bedeutende, im Besitze der Familie Neidhart befindliche Privatbibliothek bargen, hatte seit 1469 dem Buchdruck ein dauerndes Bürgerrecht gewährt. Bald waren die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen nachgefolgt. In den Württemberger Landen hatte man seit 1475 zu Blaubeuren, etwas später zu Urach, Stuttgart und Tübingen Bücher gedruckt. Nicht alle derartigen Anstalten waren vom Glücke begünstigt; aber die Unternehmungslust ließ sich durch Mißerfolge nicht abschrecken, und seit der Reformation begannen die Buchhändler gute Geschäfte zu machen. Stattlich ist auch die Anzahl der Schwaben, welche außerhalb ihrer Heimat die Kunst Gutenbergs verbreitet haben.

Mehr noch war der Einfluß Oberdeutschlands auf die Litteratur des 16. Jahrhunderts durch den Meistersang gesichert, der ausschließlich hier zu seiner eigentümlichen Entwicklung gelangt ist. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hatten sich in den süddeutschen Städten Bürger behufs Ausübung der Dichtkunst zu Vereinigungen zusammengethan, die nach Muster der Zünfte organisiert waren, und hatten förmliche Singschulen errichtet. Man legte sich dabei den wunderlichsten Zwang feststehender Formeln und unverletzbarer Regeln auf, deren Inbegriff, die Tabulatur, das Allerheiligste der Meistersängerkunst war. Man schuf eine

Stufenleiter von Graden, auf der unten die Schüler, oben die Meister standen. Mehr und mehr wurde über Künsteleien in der Metrik und Spielereien mit Tönen der Inhalt vernachlässigt und ging der Geist der Poesie verloren. Wie weit sich aber auch die Meistersänger von der wahren Dichtkunst entfernen mochten, bildeten doch die redlichen Bemühungen dieser ehrbaren Handwerker um ein vermeintliches Ideal ein die Sittlichkeit nicht wenig förderndes Element im Leben des deutschen Bürgertums. Die Blüte des zunftmäßigen Meistersanges fällt in das 16. Jahrhundert, in welcher Periode ihm die großen religiösen Fragen frische Impulse gaben. In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges gingen dann manche Gesellschaften von Meistersängern zu Grund; andere retteten sich in ruhigere Zeiten hinüber und fristeten teilweise bis in das 19. Jahrhundert hinein ein Dasein, das Inhalt und Bedeutung längst eingebüßt hatte.

Den schwäbischen Städten war Augsburg mit Gründung einer Singschule vorangegangen, die höchstens hinter der Nürnberger an Ansehen und Bedeutung zurückstand. Bald folgten Ulm, Eßlingen, Ravensburg nach. Die Ulmer konnten sich rühmen, in ganz Deutschland am längsten bei der Fahne des Meistersanges ausgeharrt zu haben. Erst im Jahr 1839 löste sich die dortige Zunft auf und übergab ihre Wahrzeichen feierlich dem Liederkranze, was ganz in der Ordnung war; denn die Liedertafeln sind die legitimen, wenn auch modernisierten Nachfolgerinnen der Meistersingschulen. Unter den Ulmer Meistersängern thaten sich hauptsächlich die Weber hervor: so Matthäus Brunner, der 1540 in Zürich ein heftiges Lied gegen den Wucher der Kaufleute drucken ließ, ein halbes Jahrhundert später Johann Staiger, vorwiegend religiöser Dichter, und Johann Seyferdt, der 1605 ein Loblied auf sein Handwerk anstimmte. Eine gar traurige Geschichte wird aus dem Jahre 1608 berichtet: der Zimmergeselle Marx Engelhardt, ein trefflicher Meistersänger, wurde damals wegen Totschlags hingerichtet; die Meister sangen auf seinem Grab ein Trauerlied, das er sich selbst gedichtet hatte. In Eßlingen hielt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Augsburger Poet Daniel Holtzmann wiederholt Singschule. Auch im Gebiete des jetzt bayerischen

Regierungsbezirkes Schwaben gab es, von Augsburg abgesehen, verschiedene Meistersängergesellschaften, so namentlich in Nördlingen, wo sich ein Geselle von Hans Sachs, der Schuster Cunradi, neben anderen auszeichnete, und in Memmingen seit 1610 bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Auch in auswärtigen Singschulen glänzten Schwaben. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war beispielsweise Veit Fischer aus Neresheim Obermeister der Straßburger Meistersänger.

Die Freude am Schauspiele, die schon in der vorhergehenden Periode hervorgetreten war, wuchs noch, und im 16. Jahrhundert konnte sich keine andere poetische Gattung mit der dramatischen an Wichtigkeit messen. Von Humanismus und Reformation sah sich das Drama gleichermaßen gefördert. Die Humanisten brachten die Tragödien der Griechen, die Komödien der Römer wieder zu Ehren und machten sie durch Uebersetzungen auch einem nicht klassisch gebildeten Publikum zugänglich; sie fertigten nach jenen großen Vorbildern selbst zahllose Stücke in lateinischer Sprache, wovon wiederum ein beträchtlicher Bruchteil durch Verdeutschungen in weitere Kreise drang. Die Reformatoren begünstigten im ganzen die dramatischen Aufführungen. Die heilige Schrift war ja die unerschöpfliche Fundgrube, aus der sich die Schauspieldichter ihre Fabeln holten, wobei freilich die biblischen Geschichten häufig nur als Rahmen für die Tendenzen der Gegenwart dienen mußten. Auch auf katholischer Seite beteiligte man sich an der religiösen Bühnenlitteratur. Die ganze dramatische Poesie dieser Zeit verfolgte mehr moralische und pädagogische als ästhetische Zwecke. Dementsprechend überwogen auch unter den Dichtern die Geistlichen und Schulmänner. Deutsche Berufskomödianten gab es damals noch nicht. Die Darsteller waren entweder jüngere Bürger oder Schüler. Letztere wirkten bei den sogenannten Schulkomödien mit, deren Blüte in das 16. Jahrhundert fällt, die sich aber bis in das 18. hinein gehalten haben, und auf die bei festlichen Anlässen gelegentlich jetzt noch zurückgegriffen wird. An Universitäten und gelehrten Schulen wurden antike und moderne lateinische Stücke, mitunter sogar Dramen der griechischen Klassiker in regelmäßigen Zwischenräumen aufgeführt; in manchen Schulordnungen war das

Komödienspiel sogar vorgeschrieben. Die Ausbildung in der lateinischen Sprache war der wichtigste Zweck dieser Schülervorstellungen. Der Schullehrer hatte als „Regent" die Leitung über das Ganze. Auch das Volk beteiligte sich als Publikum an den Schulkomödien; man pflegte es für sein Unvermögen, die fremde Sprache zu verstehen, dadurch schadlos zu halten, daß man deutsche Inhaltsangaben als Prologe vorausschickte. Ausnahmsweise begnügten sich die Lehranstalten auch mit deutschen Aufführungen. In der Hauptsache aber waren diese in den Händen der Bürger. Im Süden veranstalteten die Meistersänger häufig solche Volksschauspiele. Nicht selten ließen sich die Handwerkertruppen von deutschen Schulmeistern einüben. Die szenische Ausstattung war bei den lateinischen Schulkomödien und bei den volkstümlichen deutschen Schauspielen meist ganz einfach, während manchmal für die Darstellung große Menschenmassen in Bewegung gesetzt werden mußten.

Im Herzogtume Württemberg war die Universität naturgemäß die Hauptstätte für Schulkomödien. Die theologischen Stipendiaten, die Zöglinge des Collegium illustre und die sonstigen Studenten wetteiferten miteinander in Aufführungen. 1586 wurde in der neuen Aula der Universität der „Tobias" des sonst unbekannten Magisters Johannes Menta gespielt. Auch eine förmliche Theatergesellschaft unter Hans Pfister gab seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Tübingen Vorstellungen. War der Hof dort anwesend, was nicht selten geschah, so pflegte er sich Komödien vorspielen zu lassen. Aufführungen geistlicher Stücke werden ferner aus den evangelischen Klosterschulen berichtet. Zu Sindelfingen brachte der dortige Pfarrherr Georg Reypchen († 1598) aus Kronstadt in Siebenbürgen 1558 ein von ihm verfaßtes „schön neu Spiel von den sieben Weisen aus Griechenland" zur Darstellung. Im Stuttgarter Lustgarten gab der dortige Pädagogarch Leonhard Engelhart (1526—1602) aus Hall, selbst deutscher und lateinischer Poet, mit seinen Gymnasisten 1581 ein Schauspiel „Tobias". Schon 1558 und 1559 hatte eine nicht näher bekannte Truppe biblische Stücke zu Stuttgart vor dem württembergischen Hofe gespielt. Von Waiblingen, wo die Lust am Komödienspiel besonders stark entwickelt war, kamen hin und wieder Gesellschaften in die Residenz

herüber, um sich hier hören zu lassen. 1572 führten Stuttgarter Bürger im Schloß vor dem Herzog und dann öffentlich auf dem Markte die Historie vom keuschen Joseph auf, und in der Folge werden noch öfters Darstellungen der Stuttgarter Bürgerschaft erwähnt. Am 1. Januar 1576 ergötzte sich der Hof erstmals an der lateinischen Komödie eines Mannes, der bald große Berühmtheit erlangen sollte: an der „Rebekka" des Nikodemus Frischlin.

Frischlin war bei weitem das erste poetische Talent, das Schwaben im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat. Er entstammte einer aus dem Thurgau nach Württemberg eingewanderten Familie und war am 22. September 1547 zu Erzingen (O.A. Balingen) als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den Klosterschulen zu Königsbronn und Bebenhausen, wo seine Begabung für die klassischen Sprachen bereits hervorstach, und auf der Landesuniversität als Zögling des evangelischen Stifts. Schon 1568 wurde der Jüngling zu Tübingen auf eine außerordentliche Professur für Poetik und Geschichte befördert. Er wirkte als Lehrer auf die Studenten äußerst anregend und anziehend, Arbeitskraft und Arbeitslust hielten sich bei ihm die Wage, sein Ruf als Gelehrter und Dichter verbreitete sich bald weithin, so daß er schon 1577 vom Kaiser auf die Empfehlung seines Herzoges zum gekrönten Poeten und Pfalzgrafen ernannt wurde. Dennoch gelang es ihm nicht, Sitz im Artistenkollegium und Senat zu erlangen. Was ihm entgegenstand, war der Kollegen Neid und Angst, daß ihre Mittelmäßigkeit von dem Genie des Vorwärtsstürmenden erdrückt werde. Frischlins Hauptfeind war sein einstiger Lehrer Martin Crusius 1526—1607, aus Grebern bei Bamberg, seit 1559 in Tübingen, der Verfasser der bekannten „Annales Suevici", ein aufgeblasener und giftgeschwollener, übrigens sehr gelehrter Durchschnittsprofessor, der an Geist und Witz ebenso sehr unter seinem Gegner stand, als er ihm an praktischer Klugheit überlegen war. Frischlin selbst sorgte dafür, daß es seinen Kollegen nicht an Vorwänden fehle, ihm den Weg zur ordentlichen Professur zu versperren. Er gab sich durch sein hitziges und übereiltes Wesen, durch seine Prahlereien, durch seinen Mangel an Charakterfestigkeit hundert Blößen. Maßlos in der Abwehr und

im Angriff, mischte er wissenschaftliche Kritik und persönliche Schmähung und verstand sich auf jede Kunst besser, als auf die, seine vorwitzige Zunge zu hüten. Auch sein Lebenswandel war ziemlich ungeordnet. Trunksucht war nicht das einzige Laster, das man ihm mit Grund vorwarf. Mit der Heiligkeit der Ehe nahm es der allzu sinnlich veranlagte Mann nicht genau. Er hatte zu frühe geheiratet und sich dadurch vorzeitig einen Haufen Kinder und Sorgen auf den Hals geladen. Seine Frau, Margareta Brenz, ein Glied der einflußreichen württembergischen Theologenfamilie, war ein Weib gewöhnlichen Schlages, das dem Haltlosen keinen Halt gewährte. Für die Tübinger Demütigungen hielt sich Frischlin für's erste an der Gunst des Stuttgarter Hofes schadlos, die ihm lächelte, seitdem er Herzog Ludwigs Hochzeit 1575 poetisch verherrlicht hatte. Er war im Hoflager manches Jahr ein wohlgelittener Gast, der als Zecher, Jäger und witziger Gesellschafter seinen Mann stellte. Durch seine Dichtungen, zumal durch die Komödien, die er zum besten gab, mehrte er den Ruhm und Glanz des Fürstenhauses. In den Jahren 1576—1580 fanden regelmäßig eine oder zwei Aufführungen Frischlinscher Stücke vor der Hofgesellschaft zu Stuttgart oder Tübingen statt. Aber auch die Fürbitte des Herzogs vermochte nicht die hartnäckige Mehrheit des Tübinger Professorenkollegiums zu Frischlins Gunsten umzustimmen. Dieser schuf sich in seiner Unbedachtsamkeit zu seinen alten Feinden neue: eine Vergilschen Paraphrasen beigegebene „Oratio de vita rustica“, mit heftigen Ausfällen gegen die Adeligen und Hofleute gespickt, beschwor 1580 einen solchen Sturm gegen ihn herauf, daß er es schließlich vorzog, von Tübingen zu scheiden und die ihm angetragene Schulrektorsstelle in Laibach anzunehmen. 1582 bis 1584 amtete er dort in verdienstlicher Weise, gab aber dann ohne zwingenden Grund seinen Wirkungskreis auf. Er kehrte nach Tübingen zurück, konnte jedoch bei der Universität nicht mehr ankommen, obgleich der gutmütige Herzog Ludwig, dessen zweite Hochzeit Frischlin 1585 beschreiben durfte, ihm gerne wieder eine Professur übertragen hätte. Um sich des Verhaßten für immer zu entledigen, griff die Universität zu einem höchst unwürdigen Mittel: sie rührte eine verjährte Skandalgeschichte auf und erhob

wider Frischlin Anklage wegen Ehebruches. Durch sein thörichtes Verhalten brachte er es dahin, daß er aus Württemberg ausgewiesen ward und Urfehde schwören mußte. Er hielt diese nicht und konnte sie wohl auch nicht halten, da seine Feinde nicht schwiegen und der Haß des Crusius ihm das Fortkommen in der Fremde nach Kräften zu erschweren suchte. Es entspann sich alsbald ein endloser litterarischer Krieg, der, von grammatikalischen Kontroversen seinen Ausgang nehmend, sich mehr und mehr im tiefsten Sumpfe persönlicher Beleidigungen und Verleumdungen verlor. Mittlerweile hatte Frischlin nach unstäter Wanderschaft und allerlei mißglückten Versuchen Anstellung als Leiter der Martinsschule in Braunschweig (1588—1589) gefunden; indessen auch dort machte er sich durch seine „Pritschenmeistersreime“ unmöglich. Und nun erfüllte sich rasch sein Geschick. In Stuttgart dachte man längst daran, sich des Unverbesserlichen zu bemächtigen. Ein aus Speyer gesandtes Schreiben an die württembergische Kanzlei, das von unsinnigen Beleidigungen strotzte, ließ die Absicht zum Entschluß reifen. Am 24. März 1590 wurde er zu Mainz festgenommen, zunächst nach der alten Burg Württemberg und wenige Tage darauf in strengen Gewahrsam auf die Feste Hohenurach gebracht. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, befand er sich hier in unglücklichster Gemütsverfassung. Doch die Schaffenslust blieb dem merkwürdigen Mann auch in seiner jetzigen Lage treu. Neben einer umfangreichen Korrespondenz und zahllosen Bittschriften vollendete er im Kerker ein paar deutsche Komödien und die „Hebraeis“, ein langes lateinisches Epos. In Stuttgart scheint man beabsichtigt zu haben, Frischlin erst gründlich zu demütigen, aber ihn später doch wieder in Freiheit und Brot zu setzen. Der ungeduldige Dulder faßte indessen einen verzweifelten Entschluß, den der Stand seiner Angelegenheiten noch nicht rechtfertigte. In der Nacht vom 29. auf 30. November 1590 machte er einen Fluchtversuch; das Seil, dessen er sich dabei bediente, erwies sich als unzulänglich, und der Körper des Unseligen zerschellte an den Felsen Hohenurachs.

So endete Frischlins verpfuschtes Leben — verpfuscht durch eigene Verschuldung wie durch fremde Lieblosigkeit. Bei großen

moralischen Schwächen bleibt vieles an dem Manne bewunderns-
wert. Nicht bloß seine glänzende Begabung, auch seine geistige
Spannkraft, die seinen Mut in den ärgsten Widerwärtigkeiten
aufrecht erhielt und seinen Eifer für Wissenschaft und Dicht-
kunst unter Kämpfen auf Leben und Tod nicht erlahmen ließ.
Welches Arbeitsvermögen und welcher Fleiß! welche Gewandtheit
und Vielseitigkeit! Neben klassischen Studien, die sein eigentliches
Fach sind, verfaßt er theologische Kampfschriften, versucht er sich
in mathematisch-astronomischen Werken. Wie emsig hat er das
weite Feld der Philologie fast in allen Teilen angebaut! Heute
kommentiert und paraphrasiert er lateinische Autoren, morgen
schreibt er Grammatiken und Wörterbücher. Es ist bei solcher
Fruchtbarkeit begreiflich, daß Frischlins Erzeugnisse an Wert gar
ungleich sind. Auf manchen Gebieten ist er nur geistreicher Dilet-
tant. Aber im ganzen gehen seine wissenschaftlichen Verdienste
doch über die eines geschickten Kompilators und eleganten Latinisten
entschieden hinaus. Die lateinisch-griechische Grammatik hat er
insbesondere sehr gefördert. Außerordentlich ist seine Leichtigkeit
und Sicherheit im Verfertigen von lateinischen Versen, die er mit
Reminiszenzen aus Vergil und anderen klassischen Vorbildern über-
reich herausputzt. Wie vieles auch an seinen Dichtungen hand-
werksmäßig, nüchtern und steif erscheint, wie sonderbar auch die
Verquickung antiker und biblischer Phraseologie anmutet: so ver-
leugnet sich doch die ihm angeborene rhetorische Schwungkraft
niemals ganz, durchbricht doch sein origineller Witz immer wieder
sieghaft die Schranken eines schlechten Zeitgeschmackes. Keine
poetische Gattung, meinte er, liege außerhalb den Grenzen seines
Talentes. Er strebte nach dem Ruhme, der moderne Horaz und
Vergil, Juvenal und Terenz in e i n e r Person zu sein. Elegien
und sonstige Lyrik religiösen wie weltlichen Inhaltes, Fest-, Lob-
und Gefälligkeitsgedichte jeden Umfanges, Epen hohen Stiles aus
dem Alten und Neuen Testament — an nichts davon ließ er es
fehlen. Besser sagten seiner Begabung Satiren, Epigramme,
Streit- und Spottverse aller Art zu. Aber das meiste haben für
Verbreitung seines Dichterruhmes seine Dramen gethan. Von
Uebersetzungen des Aristophanes in das Lateinische und den drei

Vergil oder Cäsar entnommenen wertlosen Schulstücken „Dido“ (1581), „Venus“ (1584) und „Helvetiogermani“ (1588) abgesehen, hat Frischlin sechs lateinische Komödien vollendet. Auf die beiden biblischen Schauspiele „Rebekka“ (1575) und „Susanna“ (1577) ließ er den „Priscianus vapulans“ (1578), eine litterarisch-grammatikalische Streitkomödie zu Gunsten des Humanismus gegen das mittelalterliche Latein, folgen. Daran reihte sich die „Hildegardis magna“ (1579), worin eine einheimische Sage behandelt und die Gemahlin Karls des Großen, eine Art von Genoveva, gefeiert ist. Dann brach er in „Phasma“ (1580) für das reine Luthertum gegen die Sektierer, die er samt und sonders vom Teufel geholt werden läßt, eine Lanze und verlieh endlich in seinem besten Werke „Julius redivivus“ (1572—1584) den patriotischen Gefühlen des deutschen Humanisten lebhaften Ausdruck. Cäsar und Cicero werden darin aus der Unterwelt nach Deutschland versetzt, um sich unter der sachkundigen Führung des Herzogs Hermann und des Poeten Eobanus Hesse von der Trefflichkeit der hier herrschenden Kulturzustände zu überzeugen; die Minderwertigkeit der Romanen wird an zwei kläglichen Vertretern dieser Rasse exemplifiziert. Alle diese lateinischen Stücke sind durch mehrfache Verdeutschungen — von der Rebekka sind beispielsweise sechs bekannt — dem nicht gelehrten Publikum genießbar gemacht worden. Von Frischlins deutschen Schöpfungen sind zwei, das Volksstück „Der Weingärtner“ (1576) und „Der Graf von Gleichen“, verloren gegangen, während die Trilogie „Joseph in Aegypten“, womit er sich noch auf Hohenurach beschäftigt hat, nicht ausgeführt worden ist. Auf uns gekommen sind „Frau Wendelgard“ (1579), welche Komödie die Wiedervereinigung des Grafen Ulrich von Buchhorn mit seiner getreuen Gemahlin erzählt, und die beiden 1590 im Gefängnis entstandenen biblischen Spiele „Ruth“ und „Die Hochzeit zu Kana“. Frischlins Dramen erfreuten sich großen Beifalles bei den Zeitgenossen, und in der That hat die gesamte dramatische Litteratur im damaligen Deutschland kaum etwas aufzuweisen, was seine Leistungen überragt. An modernen Ansprüchen darf freilich diese ganze Poesie nicht gemessen werden. Auch Frischlins Technik ist kindlich, seinen Handlungen fehlt es an fort-

schreitender Entwicklung wie an tragischer Verwicklung und damit an Spannung, von einer Charakterzeichnung der ernsthaften Hauptpersonen kann kaum die Rede sein. Nicht einmal da, wo die äußere Situation zur Ausmalung innerer Vorgänge geradezu herausfordert, läßt Frischlin die seelischen Kämpfe seiner Figuren an die Oberfläche treten. Dafür legt er, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, auf schöne Moralpredigten desto mehr Gewicht. Seine Rhetorik erhebt sich hin und wieder zu Kraft und Wärme. Der Hauptvorzug der Frischlinschen Stücke liegt jedoch auf der humoristisch-satirischen Seite. Sie erfreuen nicht bloß durch einzelne ergötzliche Einfälle, sondern auch durch die Charakteristik der komischen Nebenpersonen. Ganz nach dem Leben ist beispielsweise das Treiben des rohen Junkertums in der „Rebekka" geschildert, mit köstlichem Humor sind in „Frau Wendelgard" die oberschwäbischen Bettler- und Gaunerexistenzen wiedergegeben. In „Susanna" fällt der Dichter über die Wirte und Advokaten her, in „Ruth" haben die Schnitter des Boas, in der übrigens höchst dürftigen „Hochzeit zu Kana" das Küchen- und Kellerpersonal das Publikum zu belustigen. Die drei symbolischen Tendenzstücke „Priscianus vapulans", „Phasma" und „Julius redivivus" geben dem Dichter vollends Gelegenheit, seine Laune walten zu lassen. Aber je stärker der Eindruck ist, den man von Frischlins ursprünglichem Talent erhält, desto mehr muß man bedauern, daß diese Begabung für die deutsche Poesie fast völlig verloren gegangen ist. Außer den Dramen hat er nur die derben braunschweigischen „Pritschenmeistersreime" und eine legendenhafte Erzählung von „St. Christoffel" mit satirischen Seitenhieben auf alle möglichen Stände in der Muttersprache gedichtet. Frischlin selbst legte auf diese Erzeugnisse, die ihre Entstehung gelegentlicher Laune verdankten, nicht das geringste Gewicht; die Stoffe, die ihm am Herzen lagen, behandelte er in der fremden Form. Und doch ist seine deutsche Rede manchmal nicht ohne Schwung, klingen seine deutschen Reimverse gar nicht übel. Aber das Jahrhundert wollte es nun einmal nicht anders, und trotz allen geistigen Vorzügen war Frischlin zuletzt der Mann, um wider den Zeitstrom zu schwimmen.

Eine Karikatur von Nikodemus Frischlin ist dessen jüngerer

Bruder Jakob, als Mensch ebenso taktlos wie als Autor geschmacklos. 1556 zu Balingen geboren, versah er der Reihe nach in vielen schwäbischen Städten Schulämter und starb nach 1621 als Pensionär in seiner Vaterstadt. Er war ein vielschreibender Polyhistor, der in unkritischer Weise heimatliche Geschichtstoffe mehr zusammentrug als verarbeitete, und ein handwerksmäßiger Verseschmied, der mit Vorliebe fürstliche Hochzeiten, Ritterspiele und ähnliche Feste besang. Er bediente sich häufiger des Deutschen als des Lateinischen; am liebsten mengte er Verse und Prosa in beiden Sprachen durcheinander. Vier Schauspiele seines Bruders übersetzte er in das Deutsche und verfaßte selbst eine jämmerliche „Komödie von dem Fürsten und Grafen Hans von und zu Württemberg". Als Schulmeister in Waiblingen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts gab er mit seinen Knaben und mit Bürgern Theatervorstellungen und wurde wiederholt mit seiner Gesellschaft an den Stuttgarter Hof gerufen. Ein Zeitgenosse der beiden Frischlin war Aegidius Hunnius (1550—1603) aus Winnenden, seit 1576 Professor der Theologie in Marburg, seit 1592 Professor und Superintendent in Wittenberg, ein orthodoxer Lutheraner, der außer zahlreichen theologischen Werken auch zwei lateinische Dramen, „Joseph" (1584) und „Ruth" (1586), hinterließ. Ersteres wurde häufig aufgeführt und mehrfach in das Deutsche übersetzt. Es liegt auch dem Drama „von dem frommen und keuschen Joseph" (1593) des Johannes Schlayß aus Söhnstetten (O.A. Heidenheim), Diakonus in Dettingen unter Teck, zu Grunde. Seines Vorbildes Frischlin nicht ganz unwert war Friedrich Hermann Flayder (um 1595—1640) aus Tübingen, Professor der Philologie daselbst, der neben anderen humanistischen Dichtungen einige lateinische Dramen verfaßt und sauberer, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, gearbeitet hat. Ein desto roheres Gepräge tragen die Schauspiele des Thomas Birck (um 1550—1629) aus Urach, dessen Persönlichkeit mehr Aufmerksamkeit verdient, als seine litterarische Thätigkeit. Nachdem er ein Lehramt am Stuttgarter Pädagogium und verschiedene geistliche Stellen versehen hatte, war er 1585—1601 Pfarrer in Untertürkheim bei Stuttgart. Hier führte er mit seinen Pfarrkindern vor einem von der

Residenz herbeigekommenen vornehmen Publikum 1590 seine „Komödie von den gottvergessenen Doppelspielern“ auf. Hier focht er auch mit ehrlicher Derbheit einen mutigen Kampf gegen die Korruption des Gemeinderegimentes aus und schonte dabei die Regierungsbehörden so wenig, daß er nach mehrfachen Disziplinarstrafen 1601 abgesetzt wurde. Er wanderte nun mit seiner zahlreichen Familie nach Gauangelloch in der Pfalz aus, wo er ein Unterkommen gefunden zu haben scheint. 1610—1629 war er wieder im Württembergischen Pfarrer zu Rottenacker a. d. Donau. Er schrieb noch drei weitere satirisch-didaktische Komödien, einen „Ehespiegel“, einen „Hexenspiegel“, einen „Regentenspiegel“, die alle auf einer sehr niederen ästhetischen Stufe stehen und nichts als dialogisierte Predigten eines eifrigen Lutheraners sind, außerdem prosaische und poetische Streitschriften und dergleichen mehr. Ferner ist von Altwürttembergern noch Dr. Alexander Seitz (geboren um 1470) aus Marbach, von Beruf ein Arzt, nachzutragen. Er mußte sich aus seiner Vaterstadt, wo er praktizierte, in die Schweiz flüchten, weil er sich am Aufruhre des armen Konrad beteiligt und politisch auch sonst mißliebig gemacht hatte. Außer medizinischen und politischen Schriften erschien von ihm (Straßburg 1540) ein Drama, worin die beiden Evangelien vom großen Abendmahl und von den zehn Jungfrauen verschmolzen sind. Durch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges wurde dem Volke wie allerorten so auch im Herzogtume Württemberg die Lust am Theaterspiele verleidet. Erst nach dem westfälischen Frieden wagten sich in einzelnen Gegenden wieder volkstümliche Aufführungen hervor. So stellte in dem altwürttembergischen (jetzt badischen) Schwarzwaldstädtchen Schiltach 1654 die protestantische Bevölkerung „Die Comœdia Ahasveri und seiner beiden Königinnen Vasti und Esther“ dar, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß auch in der katholischen Nachbarschaft zur Friedensfeier ähnliche Spiele veranstaltet worden waren.

Ueppig gedieh das Theaterwesen in den beiden Reichsstädten Ulm und Augsburg. In Ulm thaten sich zunächst die deutschen Schulmeister, bald auch die Meistersänger hervor. Der dort 1559—1593 als Gymnasialrektor thätige Martinus Balticus führte lateinische und — nicht ohne Widerspruch — auch deutsche Schulkomödien auf.

Noch bis in die Zeiten der englischen Komödianten und des dreißigjährigen Krieges hielten sich derartige Darstellungen. Der Ulmer Schneiderssohn Johann Konrad Merck (1583—1659), der zu Tübingen und Straßburg studiert hatte und in seiner Vaterstadt bis zum Gymnasialrektor emporstieg, ließ lateinische Dramen, wie Frischlins Rebekka, mit seinen Schülern in Szene gehen und gab dem Publikum dazu selbstgefertigte deutsche Textbücher in die Hände. Später veranstaltete er auch deutsche Aufführungen. 1641 wurde sogar ein eigenes Bühnenhaus in Ulm erbaut. Für sonstige Schaustellungen war die lebensfrohe Bevölkerung der Donaustadt nicht weniger empfänglich. So für Schwerttänze, wie sie auch in anderen schwäbischen Städten üblich waren. Aus dem Jahre 1551 wird von einem solchen Tanze berichtet, den 24 Handwerksburschen unter Leitung eines Nadlergesellen aus Dinkelsbühl abhielten. In Augsburg, wo die Meistersänger und die deutschen Schulmeister in dramatischen Aufführungen miteinander scharf konkurrierten, wirkten eine Anzahl für ihr Zeitalter tüchtiger Theaterdichter. Der einflußreichste unter ihnen war Sixt Birck (Xystus Betulejus, 1500 bis 1554) aus Augsburg, Schulrektor erst in Basel und dann am St. Annengymnasium seiner Geburtsstadt. Er schrieb eine Reihe biblischer Dramen und ließ sie in Basel wie in Augsburg durch seine Schüler vorführen. Und zwar, was damals etwas Neues war, in deutscher Sprache; doch schuf er für einige seiner Schauspiele zugleich auch ein lateinisches Gewand. Seine Stücke, namentlich die „Susanna", fanden weite Verbreitung und wurden an den verschiedensten Orten gegeben. Andreas Diether aus Augsburg, ebenfalls Lehrer an der St. Annenschule daselbst, 1561 in Ingolstadt gestorben, dichtete einige lateinische Schauspiele, deren Stoffe der heiligen Schrift entnommen sind. Auf katholischer Seite veröffentlichte Kleophas Distelmayer, Vikar des Augsburger Hochstiftes, 1585 eine Tragödie „Barbara". Jakob Rulich (1559 bis 1612), seit 1592 Pfarrer in seiner Vaterstadt Augsburg, übersetzte 1595 Naogeorgs berühmtes lateinisches Drama „Der Kaufmann oder Das Gericht", ein protestantisches Kampfstück mit frei erfundener Handlung. Als deutsche Dramatiker ragen unter den Augsburger Meistersängern Sebastian Wild und Daniel Holtzmann

hervor. Ersterer veröffentlichte 1566 seine teils aus der heiligen Schrift, teils aus Historienbüchern entnommenen zwölf Komödien. Sein Passionsspiel bildet die Grundlage der heutigen Oberammergauer Festspiele. Holtzmann (um 1540 bis um 1620), seines Zeichens ein Kürschner, auf verschiedenen Gebieten poetisch thätig, schrieb mehrere Dramen, so 1574 ein Fronleichnamsspiel. Auch Nördlingen hatte ein im Verhältnis zu dem kleinen Gemeinwesen reich entwickeltes Bühnenleben. Neben Volksschauspielen, die Meistersänger oder sonstige Handwerker veranstalteten, gab es dort Schulkomödien, anfangs in lateinischer, aber seit Ausgang des 16. Jahrhunderts vorwiegend in deutscher Sprache. Die beiden deutschen Schul- und Rechenmeister Georg Fraß und Johann Zihler, selbst Verfertiger von biblischen Dramen, erwarben sich um die Pflege der dramatischen Kunst in Nördlingen besondere Verdienste. In Kaufbeuren ließ der dortige Lateinschulrektor Johannes Brummer aus Hoya in Hannover in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Komödien in Szene gehen, darunter eigene, die einen selbst für ihre Zeit auffallenden Mangel an dramatischem Gepräge verraten. Der katholische Wolfgang Hermann (Kyriander) aus Oettingen, der bei Einführung der Reformation in seiner Heimat nach München auswanderte, schrieb außer anderen geistlichen Dichtungen 1557 eine Tragödie „Vom Opfer der heiligen drei Könige, dem Herrn Christo Jesu und von Herodis Grimmigkeit wider die unschuldigen Kindlein“ mit Benützung von Hieronymus Zieglers „Infanticidium“. Antonius Baumeister aus Gundelfingen dichtete am Anfang des 17. Jahrhunderts Fastnachtsspiele.

Auch aus dem vorderösterreichischen Schwaben stammten mehrere Schauspieldichter. Aus Rottenburg am Neckar Hieronymus Ziegler, 1562 als Professor in Ingolstadt gestorben, ein fruchtbarer lateinischer Dramatiker, und Matthäus Stessan, der 1589 zu Ueberlingen am Bodensee eine „Tragödie von der Märtyrerin Felicitas“ zur Darstellung brachte. Aus Horb gebürtig war wahrscheinlich Valentin Boltz, Diakonus zu Tübingen und dann Spitalprediger in Basel, der 1539 den Terenz verdeutschte, außerdem eigene Dramen verfaßte und zu Basel aufführen ließ. Die Schauspiele Jakob Lochers sind schon berührt worden. Ein Jahr-

hundert später dichtete ein anderer Ehinger, der Jesuit Jakob Bidermann (1577—1639), als Professor der Rhetorik am Münchener Gymnasium lateinische Dramen und ließ sie unter großem Beifall durch Schüler vor dem bayerischen Hof aufführen; diese „Ludi theatrales sacri“ wurden erst nach dem Tode des Verfassers 1666 gedruckt. Bidermann, der später Assistent seines Ordensgenerales in Rom wurde, war auch sonst ein gewandter lateinischer Poet, gab 1620 unter dem Titel „Himmelglöcklein“ eine wiederholt aufgelegte Sammlung altdeutscher Kirchenlieder heraus und hinterließ einen satirischen Roman „Utopia“, worin das Studentenleben jener Zeit gegeißelt wird. Am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts schrieb Theodor Rhode aus der Herrschaft Lupfen (O.A. Tuttlingen), 1626 als lutherischer Pfarrer zu Asselheim in der Pfalz gestorben, seine konventionellen biblischen Komödien und Tragödien nach Muster der lateinischen Komiker und des Seneka. Johann Michael Gall aus der badischen Stadt Meßkirch, Pfarrer in Fürstenbergischen Diensten zu Bichishausen (O.A. Münsingen) und Neufra (O.A. Riedlingen), ließ 1662 zu Hayingen (O.A. Münsingen) und 1665 zu Neufra eigene Stücke durch Bürger spielen. Uebrigens erreichte in Oberschwaben die Volksbühne erst im 18. Jahrhundert, also zu einer Zeit, da sie im übrigen Deutschland längst ihrer Bedeutung beraubt war, eine gewisse Blüte. Zur Mitwirkung bei den Schulkomödien, die in den oberschwäbischen Stiftern nach altem Brauche bei festlichen Anlässen unter lebhafter Teilnahme des Volkes stattfanden, wurden häufig auch Bürger zugezogen. In der Folge veranstalteten diese, meist zur Faschingszeit, auf eigene Faust deutsche Aufführungen von weltlichen und geistlichen Stücken, namentlich von Passionsspielen. Nicht nur aus Städten, wie aus Biberach, in dessen Theaterverhältnisse ein Stück von Wielands Leben verflochten ist, Buchau, Weißenhorn, werden solche Vorstellungen gemeldet, sondern auch aus Marktflecken und Dörfern, wie Schussenried, Söflingen bei Ulm, Illertissen, Wald und Waal in bayerisch Schwaben. In das 19. Jahrhundert haben sich nur spärliche Reste des oberschwäbischen Volkstheaters hinübergerettet; der in diesen Gegenden an Fastnacht übliche Mummenschanz hat mit dramatischer Kunst nichts gemein.

In denjenigen fränkischen Landesteilen, welche heutzutage zum Königreiche Württemberg gehören, wurde die dramatische Kunst hauptsächlich von der Familie Hohenlohe begünstigt. In Oehringen verherrlichte man festliche Tage des Grafenhauses durch Schulkomödien. Ein großer Freund des Schauspiels war Graf Wolfgang Hohenlohe zu Weikersheim, der den lateinischen Dramatiker Michael Hospinius († 1618), Verfasser eines „Equus Trojanus" und einer „Dido", in seine Dienste zog. Von Franken ist weiter Leonhard Culmann (1498—1562) aus Crailsheim namhaft zu machen, ein eifriger Anhänger der Reformation; nachdem er in mancherlei Stellungen als Lehrer und Geistlicher herumgekommen war und viel Widerwärtiges erfahren hatte, beschloß er seine Tage als Pfarrer zu Bernstadt bei Ulm. Er verfolgte mit seinen Fastnachtsspielen ebenso wie mit seinen geistlichen moralische Tendenzen. Peter Richthonius aus Weinsberg behandelte 1614 in seiner „Weinsbergischen Belagerung" die bekannte Sage von den treuen Weibern auf eine Weise, an der alles außer der zur Darstellung erforderlichen Personenzahl von 378 Menschen dürftig ist. Balthasar Schnurr (1572—1644) aus Lendsiedel (O.A. Gerabronn), Pfarrer an verschiedenen fränkischen Orten, den wir noch als Bearbeiter des Mückenkrieges kennen lernen werden, übersetzte neulateinische Dramen in seine Muttersprache.

Eine bedeutende Umwandlung erfuhr das deutsche Theaterwesen durch das Auftreten der englischen Komödianten zu Ausgang des 16. Jahrhunderts. Ausländische Wandertruppen waren schon früher gelegentlich in Deutschland erschienen, aber sie pflegten mehr allerhand sonstige Gauklerkünste, als regelrechte Schauspiele, mitzubringen. Wenn nun auch die englischen Gesellschaften Musik, Tanz, Mimik und Gymnastik trieben und neben rezitierenden Dramen Singspiele gaben, so war dies doch bloßes Beiwerk, das hinter der Ausübung der ernsteren Bühnenkunst zurücktrat. Jetzt erst lernte man in Deutschland, wo bislang das ganze Theater in den Händen von Dilettanten gelegen war, Berufsschauspieler kennen. Die Engländer hatten reiche Repertoire und vermittelten den Deutschen die erste Bekanntschaft mit Shakespeare; sie legten auch auf Szenerie und Regie mehr Wert, als man in Deutschland von den Volks-

schauspielen und Schulkomödien her gewohnt war. Im Jahre 1586 kamen die ersten englischen Schauspieler in Deutschland an und vermehrten sich rasch. Die verschiedenen Gesellschaften spielten bald an Höfen, bald in den Städten. Zwei deutsche Fürsten, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moriz von Hessen, hielten sich stehende Truppen und ließen durch diese unter anderem auch ihre eigenen Komödien darstellen. Die Engländer, die anfangs in ihrer Muttersprache spielten, lernten mit der Zeit Deutsch und führten ihre Dramen fortan in dieser Sprache auf. Ohne Frage verstärkten sich auch die englischen Truppen durch deutsche Mimen, wie denn völlig deutsche Gesellschaften den beliebten englischen Firmenschild noch zu einer Zeit benützten, da es in Deutschland längst keine englischen Komödianten mehr gab. Es ist wahr, die Engländer und mehr noch die nach ihrem Muster sich bildenden sonstigen Truppen von Berufskomödianten ließen ihre Darstellungen bald in Roheit ausarten, so daß die Magistrate sich häufig veranlaßt sahen, die Spielerlaubnis zu verweigern. Es ist auch wahr, daß die deutschen Schauspiele, die unter dem Einfluß englischer Vorbilder entstanden, den bei diesen beliebten Gegensatz zwischen Blut- und Schauerszenen einerseits und Possenelementen andererseits auf die Spitze trieben, und daß der Hanswurst oder Pickelhäring, aufgemuntert durch den englischen Clown, fortan in jedem deutschen Drama unverschämter, als bisher, sein Wesen trieb. Aber dennoch that die deutsche Bühnenkunst, dank den fremden Lehrmeistern, einen bedeutenden Schritt vorwärts, und leicht hätte es geschehen können, daß sie im Laufe des 17. Jahrhunderts einen ähnlichen Triumph, wie die englische unter Shakespeare, erlebt hätte, wenn nicht das furchtbarste aller Weltereignisse die stäte Entwicklung der Kultur gehemmt hätte. Wie so manche Knospe wurde auch die des deutschen Dramas durch den dreißigjährigen Krieg geknickt.

Auch in Schwaben waren die englischen Komödianten oft und gerne gesehene Gäste. 1594 lassen sie sich zu Ulm und 1596 zu Augsburg erstmals nachweisen; sie wiederholten häufig ihre Besuche in den beiden mächtigen Reichsstädten, wo sie ein besonders dankbares Publikum fanden. 1597 kamen die Braunschweiger Hof-

schauspieler, denen, wie den hessischen, oft Urlaub zu Gastreisen gewährt wurde, nach Schwaben. Sie spielten unter der Direktion des Thomas Sackville vor dem württembergischen Hof in Tübingen, vorher in Ulm, nachher in Augsburg. 1600 begegnen wir erstmals einer englischen Gesellschaft in Stuttgart, ebenso Ende 1603; letztere Truppe, die Shakespeares „Romeo und Julia" auf ihrem Spielplane hatte, durchzog bis in das Jahr 1604 hinein Schwaben und Franken und gab außer in Stuttgart in Ulm, Heilbronn, Hall, Nördlingen Vorstellungen. 1609 ließen sich die hessischen Hofkomödianten in Stuttgart hören und wanderten von hier aus nach Ulm, Nördlingen, über Nürnberg nach Augsburg und abermals nach Ulm. 1613 wird die Gesellschaft des John Spencer in Stuttgart und Augsburg erwähnt. Im selben Jahre spielten auch zum erstenmal Franzosen in der württembergischen Hauptstadt. In den folgenden Jahrzehnten hielt der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken fremde Künstler fern.

Die Lyrik, soweit sie nicht Volkslied ist, sondern der einzelne darin seine persönlichen Empfindungen ausspricht, fing seit dem 15. Jahrhundert sich mehr und mehr auf religiöse Gegenstände zu beschränken an. Immer seltener wurde es, daß innere Erlebnisse, Stimmungen, Gefühle, namentlich die Liebe und ihre Begleiterscheinungen, in rein subjektiver Weise besungen wurden. In Schwaben dichtete ein vornehmer Herr, Graf Heinrich von Württemberg (1448—1519), der Vater Herzog Ulrichs, einige Liebesgedichte, die sich weder durch eigentümliche Gedanken noch durch glückliche Form auszeichnen. Weit frischer klingt ein Liedchen, das der junge Herzog Ulrich, in ein galantes Abenteuer verstrickt, zu Ehren einer schönen Prinzessin angestimmt haben soll.

Wenn man also in dieser Periode das weltliche Lied vernachlässigte, wurde desto fleißiger die religiöse Lyrik gepflegt, von Theologen und sonstigen Gelehrten wie von Männern aus dem Volke, vielfach in den Formen des Meistersanges; die kirchlichen Dichtungen in lateinischer Sprache, die sich die Humanisten angelegen sein ließen, dürfen hier füglich übergangen werden. Vor der Reformation sind folgende Schwaben als religiöse Lyriker namhaft zu machen: Johannes Gäßler († 1499), Pfarrer zu St. Jo-

docus in Ravensburg und später Abt zu Weißenau, Verfasser eines Liedes „Von St. Ursulen Schifflein“, Martin Miller (Mylius, † 1521), Chorherr im Wengenstifte zu Ulm, 1521 als Propst des österreichischen Klosters Schrattenthal gestorben, der in seiner „Passio Christi“ (1517) teils eigene Passionslieder, teils deutsche Bearbeitungen alter lateinischer Hymnen mit Verwendung klassischer Versmaße lieferte, ferner Martin Weiß von Reutlingen, Bürger zu Eßlingen, und der schon erwähnte Humanist Johannes Böschenstein. Als das protestantische Kirchenlied durch Luther einen gewaltigen Aufschwung nahm, trugen auch Württemberger und sonstige Schwaben dazu ihr Scherflein bei. Aber ihre Leistungen blieben der Mehrzahl nach hinter den Anforderungen, die an das volkstümliche Kirchenlied gestellt werden müssen und in anderen deutschen Landesteilen wirklich erfüllt worden sind, weit zurück. Der beste Wurf ist Paulus Speratus gelungen. Er lieferte in das erste evangelische Gesangbuch (Erfurt 1524) drei Lieder; der Glaubensgesang, den er im Gefängnis zu Olmütz anstimmte, „Es ist das Heil uns kommen her“, wird noch heute in Ehren gehalten. Von sonstigen Schwaben, die schon als Vorkämpfer der Reformation erwähnt worden sind, gehören zu den Kirchenliederdichtern Urbanus Rhegius, Michael Stifel und Sebastian Franck. Ferner Kaspar Gräter aus Gundelsheim (O.A. Neckarsulm), seit 1543 Herzog Ulrichs Hofprediger, 1557 in Stuttgart verschieden. Der blinde Pfarrer Joachim Hornung in Sulzbach am Kocher (O.A. Gaildorf) flehte in drei geistlichen Liedern (Nürnberg 1557) „um Wiederbringung seines Gesichts“. Wahrscheinlich ist auch Graf Georg von Württemberg (1498—1558), Ulrichs Halbbruder und der Stammhalter des jetzigen Königshauses, sicher Herzog Ludwig mit einem Sterbelied unter die geistlichen Sänger einzureihen. Des weiteren haben die beiden Hohenloher Hofprediger, Kaspar Huber (Huberinus, 1500—1553), wohl aus Willsbach (O.A. Weinsberg), seit 1544 erster evangelischer Stiftspfarrer in Oehringen, asketischer Schriftsteller, und Johann Assum (1552—1619) aus Nürtingen, seit 1584 Superintendent zu Weikersheim, einige Lieder hinterlassen. Desgleichen zwei ansehnliche württembergische Kirchendiener, Andreas Osiander (1562—1617) aus Blaubeuren, 1590

Hofprediger in Stuttgart, 1598 Prälat in Adelberg, 1605 Kanzler und Stiftspropst in Tübingen, und Jakob Magirus (1564—1624) aus Vaihingen a. d. Enz, Abt in Lorch, sowie der aus Neuenstadt a. d. Linde gebürtige Wolfenbüttler Hofprediger Aegidius Basilius Sattler (1549—1624), der bereits unter den Dramatikern verzeichnete Balthasar Schnurr und Johann Conrad aus Ulm, seit 1565 Prediger in Schaffhausen. Mit diesen gelehrten Dichtern wetteiferten eine Anzahl bürgerlicher im Verfertigen von Kirchenliedern: im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts Jörg Graff, vermutlich aus der Grafschaft Oettingen gebürtig, auch ein fruchtbarer weltlicher Dichter, etwas später der blinde Württemberger Wolf Gernolt, dem manches hübsche Stück gelungen ist, ferner Johannes Harsch aus Schorndorf, der 1562 „Die undankbare und verkehrte Welt“ in einem Meistergesange strafte und der schon erwähnte Johann Staiger. In dem jetzt bayerischen Teile von Schwaben haben sich namentlich zahlreiche Augsburger an der Bereicherung der Gesangbücher beteiligt, so der evangelische Prediger Jakob Dachser, der auch 1538 Davids Psalter in deutsche Verse brachte, dessen Zeit- und Amtsgenosse Michael Weynmar und der Dramatiker Sixt Birck. Gregor Sunderreitter aus Wasserburg, Prediger in Augsburg, poetischer Bearbeiter von Teilen der Bibel, sammelte seine eigenen geistlichen Gedichte 1581 in einem Buche, das sich „Davids himmlische Harfen, von neuem aufgezogen“ betitelt. Der Augsburger Bürger Johann Philipp Apffelfelder nahm in ein „Christliches Handbüchlein“, das er 1616 herausgab, neben älteren Stücken auch eigene Lieder und Sprüche auf. An diese Augsburger schließen sich noch Gervasius Schuler aus Memmingen, Kaspar Kanz aus Nördlingen und Bernhard Heubolt aus Gundelfingen an. Das erste schwäbische Gesangbuch war das Augsburger, um 1530 vermutlich von Dachser veranstaltet. Die evangelische Landeskirche Württembergs wurde erst 1583 auf Herzog Ludwigs Veranlassung mit einem eigenen Gesangbuche ausgerüstet. Es gilt für ein Werk des damaligen Stuttgarter Hofpredigers Lukas Osiander (1534—1604) aus Nürnberg, desselben Mannes, der sich durch seine 1586 herausgegebenen „50 geistliche Lieder und Psalmen“ um die Hebung des Gemeindegesanges Verdienste erworben

hat. Im Hohenlohischen leisteten Erasmus Widmann, von dem alsbald gehandelt werden wird, und dessen Nachfolger als Kapellmeister in Weikersheim, Johann Jeep aus Dransfeld (bei Göttingen), für den Kirchengesang Ersprießliches. Auch aus den Kreisen der protestantischen Sektierer gingen Kirchenlieder hervor. Solche haben sich von Augsburger und sonstigen schwäbischen Wiedertäufern und wiedertäuferischen Märtyrern erhalten. Ferner von Anhängern Schwenkfelds, worunter auch Jörg Berkenmeyer zu rechnen ist, anscheinend ein Laie, der sich 1525—1545 in Ulm nachweisen läßt und für die Sache der Reformation in dieser Stadt nicht bloß mit der Feder thätig gewesen ist. 1585 ließ die Schwenkfelder Sekte zu Ulm, wo ihr Stifter geraume Zeit gelebt und zahlreiche Anhänger geworben hatte, ein besonderes Gesangbuch drucken. Auch die Katholiken nahmen, da sie sahen, welche feste Stütze den Evangelischen das Kirchenlied gewähre, mit diesen den Wettbewerb hierin auf. Der Dominikaner Michael Vehe aus Biberach (O.A. Heilbronn), 1539 als Propst des neu begründeten Stifts Halle gestorben, ein kräftiger Vorkämpfer der alten Lehre, ließ 1537 „Ein neu Gesangbüchlein geistlicher Lieder“ mit Texten und Melodien erscheinen; unter ersteren befanden sich auch eigene Erzeugnisse Vehes. Der Laie Adam Walasser aus Ulm (1581 gestorben), ein fruchtbarer katholischer Erbauungsschriftsteller in Prosa und Vers, erwarb sich durch Veranstaltung volkstümlicher Sammlungen Verdienste um das alte deutsche Kirchenlied. Ferner gab der Augsburger Domvikar Johann Haym aus Themar (in Sachsen-Meiningen) 1590 eine Sammlung der in seinem Domstift üblichen Gesänge heraus. Des Humanisten Bidermann und seines „Himmelglöckleins“ ist schon gedacht worden.

Das weltliche Volkslied hatte im 16. Jahrhundert bereits den im 15. erreichten Höhepunkt überschritten, um im 17. der Mißachtung und Vergessenheit anheimzufallen. Die Konkurrenz des Kirchenliedes that ihm starken Eintrag, wie denn überhaupt damals die weltliche Poesie durch die geistliche zurückgedrängt worden ist. Während also die lyrische Volksdichtung seit der Reformation an Produktionskraft einbüßte, erhielt sich zunächst noch das litterarische Interesse an ihr. Dieses äußerte sich darin, daß man die auf losen Blättern

gedruckten Lieder sammelte und zu Büchern vereinigte. Bald bemächtigten sich auch die Musiker des Gegenstandes und besorgten Gesangbücher, worin freilich nicht bloß Volkslieder, sondern auch sonstige Texte, sogar eigene poetische Ergüsse der Komponisten, mit Melodien versehen waren. Von Schwaben oder württembergischen Franken gaben solche Liederbücher Jakob Reiner (um 1558—1606) aus Altdorf (bei Weingarten), Schüler Orlandos di Lasso, Musiklehrer, später Kapellmeister an der Weingartener Klosterschule und Tonsetzer von Talent, Melchior Schaerer, Pfarrer zu Widdern a. d. Jagst (O.A. Neckarsulm), namentlich aber Erasmus Widmann (um 1572—1634) aus Hall heraus. Letztgenannter, der bekannten Haller Schriftstellerfamilie angehörig, lebte bis 1599 in Graz, mußte dann um seines evangelischen Glaubens willen Steiermark verlassen, wurde 1605 Hohenlohischer Präzeptor und Kapellmeister zu Weikersheim und siedelte 1614 nach Rothenburg o. d. Tauber über, um dort dieselben Stellungen zu bekleiden. 1627 wurde er zum Poeten gekrönt. Widmann entfaltete als Dichter und Komponist eine emsige Thätigkeit, namentlich gab er verschiedene Bände „Musikalische Kurzweilen" heraus.

Die historischen Lieder nahmen im Süden vorwiegend die Formen des Meistersanges an und rührten vielfach von Mitgliedern der Zunft her. Noch immer wechselten kürzere volksmäßige Gedichte mit längeren, sich mehr der epischen Gattung nähernden Sprüchen ab; diese waren nicht, wie jene, zum Singen, sondern zum Lesen bestimmt. In den letzten fünfzig Jahren vor der Reformation waren im Schwabenlande beliebte Gegenstände: der Sturz des Augsburger Bürgermeisters Ulrich Schwarz (1478), der, auf die Zünfte gestützt, ein paar Jahre lang ein gewaltthätiges Regiment im Gegensatze zu den Geschlechtern geführt hatte, die Hinrichtung des räuberischen Lindenschmid (1490), der Krieg, der sich 1499 zwischen dem schwäbischen Bund und der Schweizer Eidgenossenschaft entspann. Ueber dieses Ereignis hat außer anderen Mathes Schanz von Eßlingen ein Landsknechtslied verfertigt; überhaupt waren als Dichter von Schlachtenliedern hauptsächlich die Landsknechte thätig. Ueber die politischen Begebenheiten des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts sind zahlreiche

Sprüche von Hans Schneider aus Augsburg vorhanden, der, Herold von Beruf, in Herzog Christophs von Bayern und dann in Kaiser Maximilians Diensten als „der Königlichen Majestät Sprecher", seine geistlosen gereimten Zeitungsberichte abgefaßt hat. Das glückliche Eingreifen des jungen Herzogs Ulrich in den sogenannten bayerischen Erbfolgekrieg 1504 verherrlichte Hans Glaser aus Urach in seiner Beschreibung des Feldzuges, den er selbst als herzoglicher Geschützmeister mitgemacht hatte. Der Eßlinger Bürger Martin Maier aus Reutlingen, der in seiner poetischen Erzählung vom steirischen Ritter Trimunitas (1507) auch auf die Stoffe der alten Heldensage zurückging, brachte unter anderem 1511 ein Mandat Maximilians in Verse und schrieb einen Reimspruch über die im selben Jahre vom Grafen Felix von Werdenberg am Grafen Andreas von Sonnenberg begangene Mordthat. Die Einnahme der Raubburg Hohenkrähen durch den schwäbischen Bund 1512 besangen der schon genannte Hans Schneider und andere. Zwei Jahre später wurde der vom Württemberger Herzog unterdrückte Bauernaufruhr des armen Konrad Gegenstand von Gedichten. Um dieselbe Zeit behandelte Jörg Graff verschiedene Zeitereignisse in Versen. In den folgenden Jahren sorgte Herzog Ulrich noch besser dafür, daß den Volkssängern der Stoff nicht ausgehe. Nach dem bösen Handel mit den Huttenschen gelangte die Anhänglichkeit der Württemberger an ihren angestammten Fürsten in Liedern zu schönem Ausdruck. Unter den Dichtern findet sich ein gewisser Hans Umperlin, der sich als Vater von zwölf Kindern vorstellt. In dem 1519 zwischen dem Herzog und dem schwäbischen Bund entbrannten Krieg ertönten aus beiden Heerlagern Volkslieder, teilweise aufeinander Bezug nehmend. Die Reichsstadt Ulm gehörte zu Ulrichs wütendsten Feinden, und es finden sich denn auch unter den ihn befehdenden Dichtern zwei Ulmer Kinder, Matthias Jelin und Konrad Mayer; von letzterem, Maler in seiner Vaterstadt, hat sich noch ein religiös moralisches Stück erhalten. Auch ein Augsburger Spruchdichter jener Zeit, Erasmus Amman, wandte sich in einem Liede gegen den Württemberger Herzog. Während also in diesen Zeiten die siegreichen Bündler kräftiger die Stimme erhoben, kamen die Getreuen Ulrichs desto nachdrücklicher zum Wort, als er 1534 wieder

von seinem Lande Besitz ergriff. Mittlerweile war die Kirchenbewegung in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt und bannte auch die historische Volksdichtung in ihren Dienst. Die religiösen Verhältnisse standen ja fortan in engster Wechselbeziehung zu den politischen, und so kommt es, daß sich die Grenze zwischen kirchlichen und historischen Gesängen nicht immer scharf ziehen läßt. Selbst Reformatoren, wie Paulus Speratus, verschmähten es nicht, durch Zeitgedichte auf die Massen zu wirken. Ergiebigen Stoff lieferte dann der Bauernkrieg. Jörg Wetzel von Schussenried stimmte ein Lied gegen die Aufrührer an. In der Gegend von Heilbronn und Weinsberg fanden diese Ereignisse besonders starken poetischen Widerhall. Der Kemptener Pfarrvikar Matthäus Waibel, der das Volk im Allgäu aufwiegelte und durch Henkershand endete, lebte in der Poesie als Held und Märtyrer fort. Den Tod des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz betrauerte 1544 Wolf Gernolt. Der schmalkaldische Krieg samt den ihm vorausgehenden und nachfolgenden Begebenheiten brachte vollends eine Hochflut von Versen. Von denen Johannes Schradins ist schon die Rede gewesen. Der Goldschmied Martin Schrot aus Augsburg, einer der zwölf Meister der dortigen Singschule, ein gesinnungstüchtiger Protestant, aber hölzerner Verseschmied, veröffentlichte um diese Zeit seine Tendenzdichtungen, und wahrscheinlich ist auch der Spruchdichter Hans Sigel aus Weil der Stadt hier einzureihen. Die Einführung des Interims in Augsburg beklagte ein Ulrich Holtzmann. Die vergebliche Belagerung Ulms durch Moriz von Sachsen und seine Verbündeten im Jahre 1532 forderte Spottgesänge der Städter, darunter den eines gewissen Bernhard Sautter, heraus. In Augsburg dichtete man auch Sprüche auf den dortigen Bürgermeister Jakob Herbrot, der, ein merkwürdiger und vielgehaßter Mann, im schmalkaldischen Kriege die Geschicke der Stadt gelenkt hatte. Den Feldzug des österreichischen Heerführers Castaldo gegen die Türken in Siebenbürgen 1551 behandelte ein Teilnehmer, der Landsknecht Paul Speltacher aus Hall. Den Augsburger Reichstag vom Jahre 1582 schilderte Peter Fleischmann in einem Gedicht, und in derselben Stadt gab der Streit um Einführung des Gregorianischen Kalenders im Jahre 1584 zu aller-

hand Volksliedern Anlaß. Der dortige Bürger Samuel Dilbaum machte unter anderem Verse auf die Eroberung der Festung Raab im Jahre 1598. Auch noch im 17. Jahrhundert wurden historische Lieder verfertigt, z. B. von der Ueberschwemmung der Städte Pforzheim und Calw 1610, von der Feuersbrunst in der Reichsstadt Jsny 1631; aber sie verloren mehr und mehr ihre Volkstümlichkeit und damit ihre höhere Berechtigung.

Wenn schon die historischen Lieder und Sprüche häufig nur durch ihre Form, nicht durch ihren Gehalt auf den Namen poetischer Erzeugnisse Anspruch haben, so bieten die ausführlicheren deutschen Reimchroniken vollends nichts als dürre und trockene Geschichterzählung. Aus manchen schwäbischen Städten haben sich solche Werke mit oder ohne Namen des Autors erhalten; größer ist wohl noch die Anzahl derer, welche im Staube der Bibliotheken und Archive einen Schlaf schlummern, aus dem sie um so weniger geweckt werden müssen, als sie nur selten irgend welche nennenswerte historische Ausbeute liefern. Hervorhebung verdient etwa die unter Herzog Ludwig von Württemberg abgefaßte Reimchronik über Herzog Ulrich. Nicht als ob sie irgend welche poetische Vorzüge besäße; aber ihr unbekannter Verfasser hat darin mit treuer Hand die ihm zugänglichen Sagen und Volkslieder über seinen Helden verzeichnet. Häufig stolzieren in dieser Periode auch die längeren historischen Dichtungen im lateinischen Gewand einher, ohne dadurch an Wert einzubüßen oder zu gewinnen. Johannes Pedius Tethinger (um 1490—1558) aus Tübingen, ein brauchbarer Schulmann zu Freiburg i. B., fertigte eine „Wirtembergia“ in Hexametern (1535, zweite völlig umgearbeitete Auflage 1545), die Herzog Ulrich gewidmet ist und dessen Vertreibung durch den schwäbischen Bund und Rückkehr behandelt. Joachim Münsinger von Frundeck (1517—1588) aus Stuttgart, tüchtiger Jurist und Humanist, Kanzler und Erbkämmerer in Braunschweig, stimmte unter anderem, wie später Nikodemus Frischlin, einen Lobhymnus auf das Haus Oesterreich an. Umgekehrt verherrlichten auch auswärtige Dichter die württembergischen Fürsten; so 1609 Otho Gryphius, Gymnasialrektor zu Regensburg, der zu Tübingen studiert hatte, in seiner „Wirtembergia“, zu der ihn der geduldige

Vergil begeistert hatte. Ueberhaupt verwandten die humanistischen Dichter mehr Eifer darauf, Genealogie und Ruhmesthaten großer Familien in herkömmlichen Phrasen zusammenzutragen, als sich mit ihrer Würde vertrug. Mit den Neulateinern wetteiferten in Schilderung von höfischen und städtischen Festlichkeiten eine Klasse von deutschen Dichtern, die man Pritschenmeister nannte, weil sie beim Vortrag ihrer Verse durch eine klatschende Pritsche die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Unter den schwäbischen Pritschenmeistern genoß der Augsburger Leonhard Flexel besonderes Ansehen. Seine Spezialität war die versifizierte Beschreibung der Schützenfeste, bei denen er das Amt des Sprechers versah, so der Herrenschießen zu Ulm (1556), Rottweil (1558) und Stuttgart (1560), aber auch solcher in nicht schwäbischen Städten Deutschlands und Oesterreichs. Am Anfange des 17. Jahrhunderts erscheint als herzoglich württembergischer Festpoet Johann Oettinger, der bald in Georg Rudolf Weckherlin einen berühmteren Nachfolger finden sollte.

Epen höheren Stiles in deutscher Sprache und aus dem Bereiche der deutschen Heldensage gab es im 16. Jahrhundert kaum mehr; ein Gedicht, wie Martin Maiers Trimunitas, nahm sich schon wie ein Anachronismus aus. Die Schöpfungen der neulateinischen Vergile wiegen für unsere nationale Litteratur insgesamt noch nicht einmal das armseligste epische Machwerk des Mittelalters auf. Eher boten die Verdeutschungen klassischer Heldengedichte einigen Ersatz. Auf diesem Felde leistete Johannes Spreng (1524—1601) aus Augsburg, Lehrer und dann vielbeschäftigter Notar in seiner Vaterstadt, Ersprießliches. Er verdankte seine Ausbildung zu gleichen Teilen Universitätsstudien und dem Meistersange. Neben anderthalbhundert Meisterliedern hat er lateinische Produkte und Uebersetzungen aus den beiden alten Sprachen, namentlich solche der Ilias und der Aeneis hinterlassen, beide erst 1610 nach seinem Tod erschienen.

Mehr als das eigentliche Epos fanden dessen Abarten Pflege: Volksbücher, Tierepos, Schwänke und Fabeln. Als Verfasser eines der beliebtesten Volksbücher, des von der schönen Magelone, ist ein Schwabe, Veit Warbeck, zu nennen. Kurz vor 1490 zu Gmünd

als Sprosse einer angesehenen Patrizierfamilie geboren, studierte er seit 1506 in Paris, wurde dort magister artium und widmete sich seit 1514 in Wittenberg der Rechtswissenschaft. Er gehörte unter die eifrigen Anhänger Luthers, dessen Sohn Paul später eine Tochter Warbecks heiratete. 1519 erhielt der inzwischen zum Priester geweihte Schwabe eine Domherrenpfründe am Altenburger Georgenstifte. Bald zog ihn Kurfürst Friedrich der Weise in seine Umgebung und nahm ihn auf die Reichstage mit, welche in der Reformationsgeschichte Berühmtheit erlangt haben. Als Geistlicher, Sekretär und Hofmeister lebte Warbeck dauernd am sächsischen Hofe; 1532 wurde er Rat und Vizekanzler des Kurfürsten Johann Friedrich. Er starb am 4. Juni 1534 in Torgau. Warbeck wird sich wohl schon als Student in Paris mit der französischen Litteratur beschäftigt haben. Die Teilnahme, die man dieser wie in anderen vornehmen Kreisen Deutschlands so auch am kursächsischen Hof entgegenbrachte, scheint die Erinnerung an jene Beschäftigung bei Warbeck wieder aufgefrischt zu haben. Er verdeutschte 1527 für den damaligen Kurprinzen Johann Friedrich den Roman von der schönen Magelone. Erst nach Warbecks Tod gab sein Freund, der bekannte Humanist Georg Spalatin, die geschickt gemachte Uebersetzung heraus, die eine ungemein starke, von dem Uebertrager selbst schwerlich vermutete Wirkung that. Unter den jüngeren Sagenstoffen, die in Prosaromanen behandelt wurden, erfreute sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Geschichte des Zauberers Faust, dessen wirkliches Leben ja auch zu Schwaben in mannigfachen Beziehungen gestanden haben soll, großer Beliebtheit. Eine der ältesten Bearbeitungen des Faustbuches (drei Teile, Hamburg 1599) rührt von Georg Rudolf Widmann aus Hall, seit 1605 Hohenlohischem Kapellmeister und Stadtschreiber zu Neuenstein (O.A. Oehringen), her. Der Verfasser nimmt den Standpunkt eines strengen Lutheraners ein und hat dem bedenklichen Stoff ein moralisches Mäntelchen umgehängt. Aber auch so noch bleibt sein Buch ein schätzbares Quellenwerk.

Etwa ein halbes Jahrhundert vorher hatte ein Onkel dieses Widmann, Achilles Jason Widmann (um 1530 bis um 1585) aus Hall, Sohn des Chronisten Georg Widmann, unter dem Titel

„Historie Peter Leuen, des andern Kalenbergers“ einen Schwank in Reime gebracht, der die Gunst des Publikums mehr gewann, als er nach Inhalt und Form verdiente. Die Geschichte hat eine ursprünglich historische Persönlichkeit zum Helden, den 1486 urkundlich als Haller Priester und Kaplan bezeugten Peter Düssenbach, seiner Stärke wegen Leu zubenannt. Er war der Reihe nach Blockträger, Rotgerbersknecht, Büchsenmeister, besuchte dann im 30. Lebensjahre die Schule seiner Vaterstadt, um sich auf den geistlichen Stand vorzubereiten. Die Narrenpossen, die er nun als Pfarrherr an verschiedenen Orten getrieben haben soll, bilden den hauptsächlichen Inhalt des Schwankes. 1612 erschien Balthasar Schnurrs Neubearbeitung eines älteren Gedichtes über den fabelhaften Krieg zwischen den Mücken und Ameisen. Einen größeren Erfolg übrigens erzielte Schnurr mit seinem „Kunst-, Haus- und Wunderbuch“, einer Art von Haushaltungsbuch in Prosa, das seit seinem ersten Erscheinen 1615 zahlreiche Auflagen erlebte. Anekdoten- und Fabelsammlungen wurden gern in Deutschland gelesen, seitdem hier Boccaccios Novellen und ähnliche ausländische Produkte durch die ältesten Humanisten eingeführt worden waren. 1571 ließ der schon unter den Meistersängern und Dramatikern genannte Daniel Holtzmann die durch ihn in deutsche Reime gesetzten 95 Fabeln des Cyrill erstmals zum Dank eines in Hinsicht auf poetische Form ganz und gar nicht wählerischen Publikums drucken, 1574 gab Daniel Federmann aus Memmingen unter dem Titel „Erquickstunden“ eine aus dem Italienischen übertragene Schwanksammlung heraus. 1639 reihte sich ein ähnliches im 17. Jahrhundert viel gelesenes und wiederholt aufgelegtes Buch des Samuel Gerlach (um 1615—1654) aus Göppingen, Pfarrers zu Osterwick bei Danzig, an. Auch die Humanisten ließen es an derartigen Werken nicht fehlen. Auf Bebels Facetien folgten in Schwaben solche von Nikodemus Frischlin und von Johannes Walch aus Schorndorf (1609). Sprichwörtersammlungen veranstalteten nach Bebel und den beiden Donauwörthern Johannes Fabri und Sebastian Franck der Augsburger Notar und deutsche Schulmeister Georg Mayer aus Lauingen, von dem sich auch sonst Gedichte im Stile des Meistersanges erhalten haben. Uebrigens liefert er in seinem 1567 ge-

druckten Buche weniger dem Volksmund abgelauschte Sprüche als Lebens- und Sittenregeln eigener und fremder Weisheit. Sprichwörter in lateinischer Sprache gab Hieronymus Megiser (um 1553—1618) aus Stuttgart heraus. Ein Lieblingsschüler Frischlins und vielseitiger humanistischer Schriftsteller und Dichter, machte dieser Gelehrte, dessen Leben sich fast ganz außerhalb seinem württembergischen Heimatland abgespielt hat, seinem Lehrer keine Unehre.

Werfen wir noch einen raschen Blick auf die wissenschaftliche Litteratur des 16. Jahrhunderts! Seit der Reformation kam auch in den Schriften der Gelehrten mehr und mehr die deutsche Sprache neben der lateinischen zu Ehren. Während diese in den streng wissenschaftlichen Werken der Theologen überwog, wurde jene mit Vorliebe für solche Erzeugnisse gewählt, die auf die Massen wirken sollten: für Predigten, sonstige Erbauungsbücher, Streitschriften. Auch nachdem die Reformation siegreich durchgefochten war, schwoll die Hochflut der theologischen Litteratur kaum ab. Die Federn wurden ja nicht bloß durch den Kampf zwischen altem und neuem Glauben, sondern auch durch endlose Kontroversen und Streitigkeiten der Protestanten untereinander in Bewegung gesetzt. Auch in diesem späteren Stadium der religiösen Bewegung brachte Schwaben gewandte Schriftsteller hervor, wie z. B. den als Dresdener Hofprediger verstorbenen Polykarp Leyser (1552—1610) aus Winnenden (O.A. Waiblingen). Den Geschichtschreibern jener Tage, die sich ebenfalls abwechselnd der lateinischen und deutschen Sprache bedienten, lieferten die Reformation und die mit ihr zusammenhängenden Begebenheiten, besonders der Bauernkrieg, den Hauptstoff. Neben Nauclerus' Werk wurden gerne gelesen und oftmals abgedruckt die in reinem Deutsch abgefaßten „Chronica“ (1532) des Johann Carion (1499—1537) aus Bietigheim, der als Hofmechanikus, Mathematiker und Astrolog in Berlin gewirkt und außerdem weit verbreitete astrologische Schriften publiziert hat. Ebenfalls wegen seiner originell kräftigen Behandlung der deutschen Sprache verdient Lorenz Fries (1491—1550) aus Mergentheim Erwähnung. Geheimschreiber und Archivar in fürstbischöflich würzburgischen Diensten, spielte er als Staatsmann eine Rolle und wurde der Historiker seines Stiftes. Die lokalen Chroniken der Vergessenheit

zu entrücken, haben sich unsere Zeiten zur Aufgabe gesetzt. Diese anspruchslosen Bücher ziehen meist ebenso durch ihre naive und treuherzige Darstellung als durch die Bedeutung, die ihnen für Geschichte und Kulturgeschichte zukommt, an. So verzeichneten zwei Pfarrer aus der Haller Gegend, Johann Herolt (1490—1562) zu Reinsberg und dessen Altersgenosse Georg Widmann zu Erlach, die Ereignisse, deren Augenzeuge sie gewesen waren, und der 1555 als Haller Stadtschreiber verstorbene Hermann Hoffman schrieb 1533 eine Geschichte des Bauernkrieges um Hall. Eine bis zum Jahre 1554 hinabgeführte „Chronik besonders von Ulmischen Sachen" verfertigte der Ulmer Schuster Sebastian Fischer. Die 1564/7 im schwäbisch-alamannischen Grenzgebiet entstandene Zimmerische Chronik bildet eine unerschöpfliche Fundgrube für heimatliche Geschichte und Genealogie, Sagen-, Volks- und Sprachkunde. Auch Götz von Berlichingens (um 1480—1562) Autobiographie liefert bei äußerst mangelhafter Darstellung einen wertvollen Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit. Der angesehenste deutsche Schriftsteller über Kriegswesen im 16. Jahrhundert, Leonhard Fronsperger, stammte aus Ulm, wo er 1575 starb. Unter seinen Werken ragt das 1573 erschienene „Kriegsbuch" hervor.

Viertes Kapitel.

Alte und neue Bahnen.

(1600—1750.)

In den letzten Jahrzehnten vor dem großen Kriege, der Deutschland 30 Jahre lang verheeren sollte, befand sich die deutsche Kultur in einem Zustande, der frohe Hoffnungen für die Zukunft nicht ungerechtfertigt erscheinen ließ. Fortschritte, und teilweise bedeutende, konnte man auf allen Gebieten erkennen. In den Wissenschaften wurde Tüchtiges geleistet: es war die Zeit, da die großen astronomischen Entdeckungen des Schwaben Johann Kepler an das Licht traten. Auch der Poesie eröffneten sich günstige Aussichten. Das Drama hatte durch die Einwirkungen der englischen Komö-

dianten, durch das Emporkommen der Berufsschauspieler neue Antriebe erhalten, und jetzt nahm auch die Lyrik durch Uebertragung der Renaissancepoesie nach Deutschland einen Aufschwung. Die volkstümliche Dichtung hatte eine Fülle von Stoffen bereit gelegt, und durch den Humanismus hatte man die Bedeutung klassischer Form würdigen gelernt; jetzt traten die Versuche hinzu, mit Hilfe der Renaissancepoesie einen deutschen Stil zu bilden. Es hätte im Laufe des 17. Jahrhunderts wohl gelingen können, diese verschiedenen Elemente zu einer Einheit zu verschmelzen, und dann wäre die deutsche Litteratur schon damals ihren schönen Tagen entgegengegangen. Aber da kam jener Krieg und riß den Faden der naturgemäßen Entwicklung entzwei.

Nicht jeder Krieg ist für die Kultur in allen ihren Teilen ein unbedingtes Unglück. Den Künsten im besonderen können Kriege, die große Persönlichkeiten, große Thaten, große Schicksale zeitigen und so die Phantasie mächtig anregen, Gewinn bringen. Selbst der dreißigjährige Krieg hat in seinen ersten Stadien nicht sogleich hemmend in die litterarischen Verhältnisse einzugreifen vermocht: fallen doch die Blüte der deutschen Renaissancepoesie und Opitz' metrische Reformen gerade in diese Epoche. Aber als sich dann der Kampf in's Endlose ausdehnte, als er in seinem weiteren Verlaufe jeglichen sittlichen Charakter einbüßte, weil er nur noch um seiner selbst, nicht mehr um idealer Zwecke willen geführt wurde: da war es auch um die ruhige Entwicklung unserer Poesie geschehen. Ein Krieg, der fast gleichmäßig alle Provinzen des weiten Reiches bis auf das Mark aussog, den Wohlstand gänzlich vernichtete, die Bevölkerung in unerhörtem Maßstabe dezimierte, ein Krieg, der jedes Gefühl des Sicherseins und Behagens ertötete, der überall tiefste Erschöpfung und Erschlaffung, Abspannung und Abstumpfung erzeugte — wie hätte es sein können, daß während einem solchen Kriege der geistige Besitzstand des Volkes unangefochten blieb oder sich gar erweiterte?

Als dann endlich der Friede geschlossen war, mußte die völlig zerschmetterte und betäubte Nation sich erst langsam wieder auf sich selbst besinnen, sich aufrichten, sich sammeln. Auf geistigem Gebiete galt es zunächst, den Schaden zu übersehen und die abge-

schnittene Verbindung mit der Vergangenheit wiederherzustellen. Unter allen Umständen war der ungeheuere Zeitverlust nicht mehr hereinzubringen. Doch verfügte der deutsche Geist über so unermeßliche Hilfsmittel, daß er sich allmählich selbst aus diesem tiefsten Elende wieder emporarbeitete. Wie auf den übrigen Gebieten ließ man es auch in der Dichtkunst an redlichen Bemühungen nicht fehlen, das Versäumte nachzuholen. Aber aller Eifer und alle Bereitwilligkeit erzielten vorderhand doch nur klägliche Ergebnisse. Fast nichts stand fest, als die in der Kriegszeit gefundenen metrischen Gesetze. In den übrigen Stücken — welch ein unsicheres Umhertasten, welch ein qualvolles Suchen! Heute wollte man sich auf fremden Krücken in das Paradies der Dichtkunst stehlen, morgen versuchte man es mit einer Selbständigkeit, die das reine Unvermögen schonungslos aufdeckte. Man erprobte jede Stilart, man taumelte hilflos von einem Extreme zum anderen, man schwankte umher zwischen Deutschtümelei und Nachäfferei, zwischen Nüchternheit und Schwulst, zwischen Langeweile und Gemeinheit. Aber durch das tolle Chaos von verschiedenen Schulen, durch das wirre Durcheinander von entgegengesetzten Bestrebungen zog sich wie ein gemeinsames Band das Verlangen, eine bestimmte poetische Regel zu finden. Und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts glückte es dem Leipziger Professor Gottsched, mit seinen Ideen durchzubringen, der deutschen Litteratur einen festen Mittelpunkt zu geben. Doch erhob sich im äußersten Süden der deutschen Sprachzone, in der Schweiz, heftiger Widerspruch gegen die ästhetischen Grundsätze des norddeutschen Geschmackstyrannen, dessen stolze Herrschaft schließlich ein jämmerliches Ende nahm. Dem Ideale Gottscheds, der die verstandesmäßig nüchterne Methode der Franzosen auf den Schild erhoben hatte, setzten die Züricher Professoren Bodmer und Breitinger die Auffassung der englischen Schule, die der freien Phantasie ihr Recht widerfahren ließ, als mustergültig entgegen. Es handelte sich um eine große Prinzipienfrage, um einen Kampf zwischen romanischem und germanischem Geiste, der zu Gunsten des letzteren entschieden wurde. Damit war eine lange Vorbereitungszeit abgeschlossen; auf die Gärung war die Klärung gefolgt. An die Lehrjahre der neuhochdeutschen Poesie schlossen sich ihre Meisterjahre

an. Nimmermehr hätten die Schweizer lediglich durch das Uebergewicht ihrer ästhetischen Theorien so entschieden den Sieg über Gottsched errungen, wenn sich nicht die jungen Talente auf ihre Seite gestellt und praktische Beweise für die Güte jener Theorien geliefert hätten. Diese jungen poetischen Kräfte, gleich herrlichen Früchten aus einem fleißig beackerten Boden hervorschießend, waren es, die nunmehr die deutsche Dichtung aus dem Dunkel zu den Höhen des Lichtes emporführten.

Der Gegensatz zwischen der deutschen Poesie des Volkes und der lateinischen der Gelehrten hatte im 16. Jahrhundert die Litteratur beherrscht. Zwar vereinigten sich beide Richtungen häufig, um einem gemeinsamen Ziele, so namentlich der Kirchenreform, zuzustreben, bearbeiteten dieselben Stoffe und wetteiferten in der Pflege des Dramas wie anderer poetischer Gattungen miteinander; zwar kam es häufig vor, daß dieselben Persönlichkeiten abwechslungsweise in beiden Stilarten dichteten: aber der Gegensatz konnte durch solche Berührungspunkte höchstens gemildert, nicht aufgehoben werden. Volksdichtung und humanistische Dichtung glichen zwei Kreisen, die sich an der Peripherie treffen, deren Mittelpunkte aber weit auseinander liegen. Zwischen den naiven Volksliedern und stoffreichen Volksbüchern, den ärmlichen historischen Reimereien und rohen Komödien der Handwerker und bürgerlichen Meister einerseits und den anspruchsvollen lyrischen Spielereien, den in geborgtem Schmucke prangenden Epen, den steifen Schulkomödien der Professoren und Theologen andererseits — welche Unterschiede! Beide Richtungen haben indessen das Schicksal geteilt, daß sie im 17. Jahrhundert der Macht, die sie im 16. besessen haben, entkleidet worden sind. Gründlicher noch, als die humanistische, die volkstümliche Dichtung. Eine neue deutsche Kunstlyrik brachte fast völlig das Volkslied zum Schweigen, Unterhaltungslektüre anderer Art verdrängte die Volksbücher, das Hervortreten von Berufskomödianten beschränkte das Volkstheater auf ein bescheidenes Maß lokaler Bedeutung. Die ganze Volkspoesie des Mittelalters zog sich in die untersten Schichten des Volkes zurück und war so den Blicken entschwunden. Der Meistersang hatte sich überlebt, und selbst da, wo die Singschulen ihr Dasein noch fortspannen, war ihre Produktionskraft völlig

erschöpft. Die letzten nennenswerten Vertreter des alten volkstümlichen Stiles fallen in die erste Hälfe des 17. Jahrhunderts. Ein merkwürdiger Kauz war der schwäbische Pfarrerssohn Jakob Vogel, 1584 zu Kornwestheim (O.A. Ludwigsburg) geboren, der, weil ihm zum Studium die Mittel fehlten, ein Handwerk ergriff und mindestens bis 1630 als Barbier in Stössen a. d. Saale lebte. Er strebte nach dem Ruhm eines zweiten Hans Sachs, brachte es aber nur zu einer Karikatur des Meisters. Sein Bildungsdrang war ungeheuer, aber sein Bildungsgang verurteilte ihn dazu, ein Halbgebildeter zu werden und zu bleiben mit dem ganzen verdrießlichen Eigendünkel eines solchen. Er wollte nicht bloß gelehrt sein, sondern seine Gelehrsamkeit auch an den Mann bringen. Dreist redete er in allen Dingen mit, unbekümmert, ob der Gegenstand über seinen Horizont gehe. Seine Lehrhaftigkeit, seine Vorliebe für die Bibel und biblischen Stoffe, seine ungelenken Knüttelverse — alles dies ist noch völlig die alte Meistersängerart. Auch nach ihren Vorzügen sucht man bei Vogel nicht ganz vergebens. Er hat Sinn für das Volksmäßige, mitunter gesundes Empfinden und weiß einen frischen, unbefangenen Ton anzuschlagen. Aber die glücklichen Einzelheiten gehen in einem Wuste von zusammengehäuftem Material aus allen Wissensgebieten unter. In Vogels bekanntestem Werke, den „Wandersregeln“, erreicht die Unfähigkeit der alten Schule, den Stoff künstlerisch zu beherrschen und sinngemäß anzuordnen, ihren Gipfelpunkt. Kein Wunder, daß man angesichts solcher Ungeheuerlichkeiten um jeden Preis danach trachtete, den Rückweg zu einer sauberen Form und einem klaren Stile zu finden. Gebildeter, aber an Talent noch armseliger, als Vogel, war der Haller Johann Jakob Weidner (1584 bis nach 1658), Pfarrer zu Unterlimpurg und Michelfeld in der Nähe seiner Vaterstadt. Er gab 1617 eine „Teutsche poetische Hausapothek“ und 1619 ein „Poetisches Lustgärtlein“ heraus. Beide Sammlungen, von denen die eine Sprüche in Versen, die andere Gelegenheitsgedichte enthält, sind ganz in der alten Manier gehalten und leisten an Trivialität das Möglichste. Bemerkenswert sind Weidners Versuche in allerdings übel gebauten deutschen Hexametern.

Lieber verweilt man bei einer anderen Persönlichkeit der alten

Richtung, bei einem Manne, der, wie so mancher gelehrte Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, halb volkstümlicher Poet, halb Humanist gewesen ist: bei Valentin Andreä. Um die Renaissancepoesie hat er sich nicht gekümmert, obgleich er Zeuge ihres Emporkommens gewesen ist. Man mag dies in gewisser Beziehung bedauern; aber wer weiß, ob seine Persönlichkeit so kernhaft und gesund erscheinen würde, wenn sie sich dem Zwang einer Schule unterworfen hätte? Johann Valentin Andreä, ein Enkel des im besten Andenken stehenden württembergischen Theologen Jakob Andreä, war am 17. August 1586 zu Herrenberg als Sohn des dortigen Stadtpfarrers, nachmaligen Abtes von Königsbronn, geboren. So war er schon durch Familientradition zum Theologen geweiht. Aber nachdem er in Tübingen seine Studien vollendet hatte, trat er nicht sofort in den praktischen Kirchendienst ein, sondern bildete sich erst außerhalb dem Vaterlande weiter aus. Diese Wanderjahre kamen seiner Entwicklung sehr zu gut; sie erweiterten seinen Blick und belehrten ihn darüber, daß es auch noch jenseits des Tübinger Stiftes eine Kultur gebe. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1614 Diakonus zu Vaihingen a. d. Enz und 1620 Stadtpfarrer zu Calw, in welcher Stellung er alle Bitternisse der furchtbarsten Kriegsnot durchzukosten hatte. Die traurigen Schicksale und die Einäscherung der Stadt Calw 1634 sind von ihm selbst beschrieben worden. 1639 erhielt er die Beförderung zum Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart, 1650 zum Abt und Generalsuperintendenten in Bebenhausen, 1654 zum Abte von Adelberg mit dem Sitz in Stuttgart, wo er noch im selben Jahr am 27. Juni verschied.

Andreäs Leben war einem hohen Ideale, der Bethätigung praktischen Christentumes, gewidmet. Allerdings erzielte er nur geringe greifbare Erfolge, und mit tiefer Niedergeschlagenheit sah er zuletzt auf die Ergebnisse seiner enttäuschungsreichen Laufbahn zurück. Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges verhinderten die beabsichtigte Gründung einer christlichen Gesellschaft. Sein freimütiger Eifer für Herstellung der Kirchenzucht und Befreiung der Kirche von weltlichen Einflüssen stieß auf Widerstand innerhalb der lutherischen Theologie wie dem württembergischen Beamtentum und

zog ihm mancherlei Anfeindungen zu. Doch trug der Samen, den Andreä ausstreute, schöne Früchte anderer Art. Er gewann in ganz Deutschland einen starken Anhang von Freunden und Verehrern, namentlich unter den gebildeten Laien, erquickte Tausende durch sein Beispiel und seine Schriften. Denn wie seine ganze Persönlichkeit setzte er auch seine Feder für die Verwirklichung seiner christlichen Bestrebungen ein. Er begann mit einer Anzahl kleinerer lateinischer Schriften, darunter eine Beschreibung der 24 Kämpfe des christlichen Herkules, und mit dem deutschen Lehrgedichte „Christenburg". Nachdem er dann durch seine deutsche Prosaschrift „Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz" (1616 gedruckt) die kecke Mystifikation eines angeblichen Geheimbundes in die Welt gesetzt hatte, um die Blicke auf die herrschenden kirchlichen Mißstände zu lenken, entwarf er 1619 in seiner „Reipublicae Christianopolitanae descriptio" das Gemälde eines christlichen Idealstaates unter fortgesetzten Hinweisen auf die Gebrechen der wirklichen Christenwelt. Endlich faßte er in seinem während dem Calwer Aufenthalte vollendeten, aber erst 1649 herausgegebenen „Theophilus" seine Reformgedanken nochmals zusammen. Indessen war seine litterarische Thätigkeit keineswegs ausschließlich der Verwirklichung seiner sittlich-religiösen Lieblingswünsche gewidmet. Schon auf den Knaben hatte das Spiel der englischen Komödianten so gewaltigen Eindruck gemacht, daß er in ihrer Manier 1602 und 1603 zwei Dramen, „Esther" und „Hyazinth", verfaßte. Mit Vorliebe pflegte er die satirische und novellistische Gattung. In der schon zu Tübingen entstandenen (1616 erschienenen) lateinischen Komödie „Turbo" verspottete er das unfruchtbare Treiben der Gelehrten seiner Zeit, in hundert kurzen „Menippus" betitelten lateinischen Dialogen die Thorheiten und Schwächen aller Stände. Der „Menippus", die drei Bücher „Mythologia Christiana" (1619) und andere Schriften enthalten Fabeln, Anekdoten, kleine Geschichten der verschiedensten Art. Der unverkennbare Endzweck aller seiner Schriften bleibt freilich die Belehrung und sein poetisches Universalmittel die Symbolik. Hierin wie in der Mangelhaftigkeit der Technik befindet er sich noch ganz auf dem Boden der alten Volkspoesie. Aber doch berührt die tüchtige, kernhafte und unbefangene

Art des Mannes, die eine fest und sicher im Leben stehende Persönlichkeit von warmem und weichem Gemüte verrät, wohlthuend. Leider hat sich dieser volkstümliche Schriftsteller mehr an die Gelehrten, als an das Volk unmittelbar, gewandt, indem er sich überwiegend des lateinischen Stiles bedient und diesen wirklich mit größerer Gewandtheit und Eleganz, als den deutschen, gehandhabt hat. Doch fließen auch seine deutschen Verse — es sind in der Hauptsache die guten alten Reimpaare — leichter dahin, als die der meisten Dichter vor Opitz' Reformen. Andreä hat seine deutschen Gedichte namentlich in einem kleinen „Geistliche Kurzweil" betitelten Büchlein vereinigt, aus dem die Treuherzigkeit und die Gemütswärme des Verfassers schön hervorleuchten. Am bekanntesten ist „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" geworden, in welchem Stücke das Tagewerk eines Dorfpfarrers recht anschaulich geschildert ist.

Valentin Andreä war einer der letzten lateinisch schreibenden Autoren von Belang in Deutschland. Der Humanismus, der noch heute die wissenschaftliche Grundlage unseres höheren Schulwesens bildet, verlor im 17. Jahrhundert seine Bedeutung für die deutsche Litteraturgeschichte. Zwar wurde noch immer fleißig in lateinischer Sprache gedichtet, wie es ja noch heutzutage Gelehrte giebt, die an solcher Spielerei Geschmack finden. Aber während die lateinischen Poeten, namentlich die lateinischen Dramatiker der Reformationszeit, auch die Entwicklung der deutschen Poesie beeinflußt haben, werden sie für diese vom 17. Jahrhundert an völlig bedeutungslos. Zäher, als anderswo, hat sich die lateinische Dichtung in Württemberg gehalten, welches Land bis auf die jüngste Zeit die Vormacht des deutschen Humanismus mit allen seinen Uebertreibungen und Auswüchsen geblieben ist. Hier sind noch immer nicht die sonderbaren Schwärmer ausgestorben, die wähnen, Gedichte der einheimischen Größen erlangen nicht eher ihren vollen Wert, als bis sie in's Lateinische übersetzt seien. Der Hauptvertreter der humanistischen Studien aus Schwaben war im 17. Jahrhundert der Ulmer Johann Freinsheim (1608—1660), Professor in Upsala und Heidelberg, schwedischer Hofhistoriograph, der uns auch noch als deutscher Dichter entgegentreten wird. Von lateinischen

Versmachern, die sich meist mit dem entwerteten, selbst von einem Vogel erworbenen Titel eines gekrönten Dichters schmücken ließen, genossen unter ihren Zeitgenossen besonderen Ruhm: Georg Konrad Maicler (1574—1647) aus Endersbach (O.A. Waiblingen), zuletzt Pfarrer in Fellbach (O.A. Cannstatt), Johann Ebermaier aus Tübingen, 1666 als Dekan in Calw gestorben, Johann Ulrich Erhard (1647—1718) aus Wildberg (O.A. Nagold), zuletzt Professor am Stuttgarter Gymnasium und Hofpoet. Selbst der Astronom Kepler hat sich gelegentlich in lateinischen Versen geübt. Wie früher stellten sich die Humanisten auch jetzt noch gerne mit ihrem Können den Fürstenhöfen zur Verfügung Einen beliebten Gegenstand bildete für sie der Heldentod des am 26. April 1622 in der Schlacht bei Wimpfen gefallenen jungen Herzogs Magnus von Württemberg, den namentlich der damalige Weinsberger Diakonus Bernhard Dieterlin in einem seinerzeit geschätzten Epos gefeiert hat. Ludwig Melchior Fischlin (1672—1729) aus Hausen a. d. Zaber (O.A. Brackenheim), zuletzt Spezialsuperintendent zu Heidenheim, auch biographischer Schriftsteller und religiöser Dichter, besang in seiner „Tecceis" die 1704 geschlagenen Schlachten von Donauwörth und Höchstädt. Kurze Erwähnung verdient endlich der Haller Präzeptor Johann Georg Seybold (um 1620—1690) als Verfasser der ersten lateinischen Grammatik in deutscher Sprache und als Herausgeber einer reichhaltigen Sammlung lateinischer und deutscher Sprichwörter.

Die humanistische Poesie wurde durch die Renaissancepoesie überwunden. Beide Richtungen waren einander insofern ähnlich, als sie eine Kunst von Gelehrten für Gelehrte und aller Volkstümlichkeit bar waren. Aber ein gewaltiger Unterschied lag darin, daß die Vertreter des neuen Stiles in deutscher Sprache dichteten, während die Humanisten sich einer fremden bedienten. Mit Verachtung hatten sich einst die gebildeten Stände der Nation von den Ueberbleibseln der mittelalterlichen Dichtkunst, die mit jedem Jahrzehnte mehr verrohte, abgekehrt und sich die Pflege lateinischer Dichtung angelegen sein lassen: jetzt zum erstenmale wieder nach langer Zeit brachten die obersten Schichten des Volkes der nationalen Poesie Teilnahme entgegen. Das war ein nicht gering zu

schätzender Erfolg. Und noch weitere Verdienste sind den Renaissance-bestrebungen zuzusprechen. Sie haben die deutsche Dichtung aus der formalen Verwilderung herausgezogen und ihr wieder einen bestimmten Stil, eine feste Haltung gegeben; unter ihrer Einwirkung hat sich namentlich die Metrik aus der einstigen Armseligkeit zu Mannigfaltigkeit emporgehoben, bis dann ein höchst mittelmäßiger Dichter, aber brauchbarer Theoretiker, der Schlesier Martin Opitz, die Regeln der deutschen Prosodie für alle Zukunft festgelegt hat. Wie wichtig aber auch die litterarhistorische Stellung der Renaissancepoesie ist, so bieten doch ihre praktischen Leistungen, am ästhetischen Maßstabe gemessen, wenig Erfreuliches. Völlige Abkehr vom Volksmäßigen, große Gedankenarmut, Geziertheit und Geschraubtheit im Ausdrucke, Vorliebe für gelehrten Aufputz und höfische Schmeichelei sind die unangenehmen Merkmale der Autoren des neuen Stiles.

Wie einst der Humanismus, so wurde auch die Renaissancepoesie durch Zusammenwirken des Adels und der Gelehrtenwelt in Deutschland eingebürgert. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann das deutsche Junkertum sich seiner rohen Sitten zu schämen und auf feinere Lebensführung Bedacht zu nehmen. Es suchte sich durch Reisen in das Ausland zu bilden und machte dabei die Wahrnehmung, daß allenthalben die Pflege der einheimischen Poesie für ein wichtiges Bildungsmittel gelte. In diesem Sinne wurde 1617 von einigen hohen Herren die fruchtbringende Gesellschaft gestiftet, in der mit dem Geburtsadel der Geistesadel zusammensaß. Der nach dem Muster der italienischen Akademien eingerichtete Orden hatte sich die Aufgabe gesetzt, auf sittsamen Ton zu halten, die deutsche Sprache zu reinigen und so die deutsche Litteratur zu heben. Freilich täuschten die fruchtbringende Gesellschaft und die übrigen Vereinigungen, die sich nach ihrem Vorgange bildeten, die hochgespannten Erwartungen und vergeudeten mit Namensspielereien und sonstigem Zeremonienwesen Zeit und Kräfte: aber ein Anstoß war durch sie doch gegeben. Im weiteren Verlaufe der Bewegung, die von höfischen Kreisen ihren Ausgang genommen hatte, traten die gelehrten zünftigen Dichter mehr in den Vordergrund; doch brachten auch sie es nicht zur Selbständigkeit.

Man kam über Uebersetzungen und Nachbildungen romanischer oder englischer Vorbilder nicht hinaus. Auch blieb der Renaissancestil im wesentlichen auf die Lyrik beschränkt, und innerhalb dieser Gattung überwog wiederum die Hof- und Gelegenheitsdichtung in bedenklichem Maß.

Zu den frühesten und bedeutendsten Vertretern der neuen Richtung gehörte der Schwabe Georg Rudolf Weckherlin. Er war am 15. September 1584 zu Stuttgart geboren und entstammte einer angesehenen württembergischen Beamtenfamilie: seinem Vater wurde nebst drei Brüdern 1588 von Kaiser Rudolf II. ein Adels- und Wappenbrief verliehen. Seit 1601 studierte der junge Weckherlin die Rechtswissenschaft auf der Universität Tübingen, wo er mit den Prinzen und sonstigen vornehmen jungen Herren, die das dortige Collegium illustre besuchten, in freundschaftlichem, seiner künftigen Laufbahn zugleich förderlichem Verkehre stand. 1604 unterbrach er seine Studien durch eine halbjährige Bildungsreise nach Mittel- und Norddeutschland. Nach seinem endgültigen Abgange von der Hochschule hielt er sich vom Frühjahr 1606 bis zum Herbst 1607 in Frankreich, namentlich in Paris auf, vielleicht in einer diplomatischen Sendung; die günstige Gelegenheit, die romanische Poesie an der Quelle zu studieren, hat er schwerlich unbenützt gelassen. Später verweilte er drei Jahre in England. Die Beziehungen, in die er hier zur besten Gesellschaft und zum Hof, im besonderen zu der von ihm wiederholt besungenen Prinzessin Elisabeth, der nachmaligen Gemahlin des böhmischen Winterkönigs, trat, wurden entscheidend für die Gestaltung seines ganzen Lebens. In diesen Abschnitt fallen auch die ersten nachweisbaren Spuren poetischer Thätigkeit: Uebersetzungen englischer Gedichte in das Deutsche.

1614 war Weckherlin wieder in seiner württembergischen Heimat. Der inzwischen zur Regierung gelangte Herzog Johann Friedrich, sein einstiger Studiengenosse, gab ihm eine nicht näher bekannte Anstellung bei Hofe, vermutlich als Privatsekretär und Dolmetsch. Zugleich stellte Weckherlin seine poetischen Talente in den Dienst des Hofes: 1616 beschrieb er die Taufe des Prinzen Friedrich, sein erstes gedrucktes Werk, das er auch — der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz zu Ehren — in englischer Ueber-

setzung erscheinen ließ; 1617 besang er die aus Anlaß der Taufe des Prinzen Ulrich und der Vermählung des Herzogs Ludwig Friedrich veranstalteten Feierlichkeiten, 1618 ein zu Stuttgart abgehaltenes Ballett. Bald darauf sammelte er erstmals seine „Oden und Gesänge" in zwei bescheidenen Bänden (1618/19).

1619 befand sich Weckherlin noch in Stuttgart, 1624 läßt er sich auf englischem Boden nachweisen. Die in der Zwischenzeit erfolgte Auswanderung ist wahrscheinlich durch seine 1616 geschlossene glückliche Ehe mit einer englischen Dame, die er in seinen Gedichten als Myrta besungen hat, veranlaßt worden. Bald fand er Anstellung im englischen Staatsdienst, und zwar als Unterstaatssekretär von vier aufeinander folgenden Hauptstaatssekretären. Er war Zeuge einer der stürmischsten Perioden der brittischen Geschichte, vergaß aber über den Ereignissen, an denen er selbst teilnahm, nicht, auch auf die Vorgänge in seinem von nicht geringeren Erschütterungen heimgesuchten deutschen Vaterlande das Augenmerk zu richten. Weckherlins amtliche Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf diplomatische Korrespondenz; wiederholt weilte er am Hoflager, trat aber schließlich doch im Bürgerkriege zwischen König Karl I. und dem Parlament auf die Seite dieses. 1644 wurde er von der neu eingesetzten Exekutivbehörde zum Secretary for foreign tongues ernannt. Mit dieser einflußreichen und gut bezahlten Stellung hatte er den Gipfel seiner amtlichen Laufbahn erreicht. Weckherlin vernachlässigte unter dem Andrange der öffentlichen Geschäfte die Poesie keineswegs. Schon 1641 hatte er einen Band „Geistliche und weltliche Gedichte" erscheinen lassen; 1648 veranstaltete er eine vollständige Ausgabe seiner sämtlichen Dichtungen. 1649 mußte Weckherlin seinen Posten John Milton überlassen, trat jedoch, obgleich gichtleidend, März 1652 wieder in den Staatsdienst: er wurde dem erblindeten Milton als assistierender Sekretär beigegeben. Schon am Ende desselben Jahres zog er sich, wohl infolge körperlicher Beschwerden, wieder von den Geschäften zurück und starb am 13. Februar 1653.

Weckherlin war sich der reformatorischen Seite seiner litterarischen Thätigkeit wohl bewußt, und er betont es mit Stolz, daß es eine neue Kunst sei, die ihm verliehen worden. Vermöge seiner

natürlichen Talente wie seines Bildungsganges war er ganz der Mann dazu, der neuen poetischen Richtung Geltung zu verschaffen. Daß ihm weder Gelehrsamkeit und Wissen noch feiner Schliff und vornehmes Benehmen abgegangen sind, ergiebt sich schon aus seiner Lebensgeschichte; seine Kenntnis fremder Länder, fremder Sprachen, sein Verkehr in Hof- und Adelskreisen sind ihm hauptsächlich förderlich gewesen. Die Persönlichkeit Weckherlins macht einen kraftvollen und überwiegend angenehmen Eindruck. Zwar treten auch in seinen Dichtungen derbe Schmeicheleien gegen Fürstlichkeiten und sonstige Gönner, Betteleien um Amt und Brot, Herankriechen an die vornehme Gesellschaft stark hervor: aber diese Schwächen sind doch mehr seinem Zeitalter, als ihm persönlich, zur Last zu legen. Und daneben finden sich Spuren von Freimut in Weckherlins Leben und Dichten. Eben der Umstand, daß er eine neue Dichtkunst in Deutschland eingeführt hat, spricht für die Selbständigkeit seines Urteils, und sein Verhalten gegenüber den Opitzianern legt immerhin für die Unabhängigkeit seines Charakters Zeugnis ab. Hin und wieder geht ein polemischer Zug durch sein Dichten, der sich gegen Nebenbuhler und Neider, anmaßende Kanzleiherren, namentlich aber gegen alle die richtet, welche sich der welschen Sprache an Stelle der deutschen bedienen. Außer diesen puristischen Bestrebungen sind auch sonst patriotische Klänge in Weckherlins Liedern vernehmbar. Er verherrlicht die Führer und Helden der protestantischen Sache im dreißigjährigen Kriege. Die Mehrzahl dieser Gesänge sind freilich konventionell und kalt, aber mitunter dringt doch ein wärmerer Ton durch, und wir dürfen annehmen, daß ihm seine Totenklagen um den Schwedenkönig, den Herzog Magnus von Württemberg und andere aus dem Herzen geflossen sind.

Aber nicht bloß württembergischer Hof- und Festpoet, Lobsinger großer Herren und protestantischer Parteidichter ist Weckherlin gewesen, er hat auch sonst die verschiedensten Gattungen der Lyrik gepflegt. Und zwar weltliche und geistliche Dichtung mit gleicher Liebe. Von seinen christlichen Liedern gelang es keinem, sich Volkstümlichkeit zu erwerben und Aufnahme in die Gesangbücher zu finden. Weckherlins weltliche Lyrik ist reich an Abwechslung: Oden

im erhabensten Stil und Tändeleien lösen einander ab, neben zahlreichen Liebesgedichten stehen Trinklieder, kontemplative Stücke im Geiste Horazischer Weltweisheit, Epigramme. Indessen bereiten alle diese Schöpfungen Weckherlins, wie großes kultur- und litterarhistorisches Interesse sie erwecken mögen, ästhetisch betrachtet, keinerlei Genuß. Weisen sie auch bei einer gewissen Vornehmheit der Haltung rege Phantasie und mancherlei glückliche Einfälle auf, so kranken sie doch zu sehr an den gemeinsamen Gebrechen der gesamten deutschen Renaissancepoesie: sie sind steif und geziert, mit geschmacklosen Redeblumen, nichtssagenden höfischen Komplimenten und prunkvollem mythologischen Kram überladen. Ueberdies ist es um Weckherlins Metrik gar übel bestellt. Sie ist zwar sehr reichhaltig, und der Dichter hat allerhand kunstvolle Formen und Gliederungen angewandt, teilweise sogar zuerst nach Deutschland gebracht. Aber er fand nichts Anstößiges daran, den älteren rhythmisierenden Versbau mit seinen unerträglich naturwidrigen Betonungen nach wie vor beizubehalten, und auch nachdem Martin Opitz das große prosodische Geheimnis geoffenbart hatte, daß der Geist der neuhochdeutschen Sprache keine quantitierende, sondern nur eine accentuierende Metrik gestatte, konnte es Weckherlin nicht über sich bringen, die neue Regel ohne Rückhalt anzunehmen, und die Zugeständnisse, zu denen er sich herbeiließ, reichten nicht aus. So wurde Weckherlin, obgleich er die Priorität für sich in Anspruch nehmen durfte, von Opitz und seiner Schule völlig überflügelt. Denn die Reformen der Opitzianer drangen rasch durch; der lokalpatriotische Widerstand, der sich im Süden da und dort geltend machte, wurde ohne Mühe beseitigt, und es hatte auch nicht viel zu bedeuten, daß sich die 1633 zu Straßburg gestiftete aufrichtige Gesellschaft von der Tanne gegen den Schlesier Opitz auf den Schwaben Weckherlin stützte. Dieser selbst vermochte sich keinen festen Anhang zu schaffen: er lebte ja außerhalb seinem Vaterlande und verfügte nicht über die einflußreichen litterarischen Verbindungen seines Nebenbuhlers. Ueberdies befand er sich in der metrischen Streitfrage im entschiedenen Unrecht. So stand er vereinzelt und konnte dem Schicksale frühzeitigen Vergessenwerdens nicht entgehen.

In Schwaben wurde die Renaissancepoesie nur sehr dürftig

gepflegt. Ob die beiden älteren Brüder Weckherlins, die sich auch in der Dichtkunst versuchten und von denen der eine, Ludwig (1583—1635), Pfarrer von Beruf, sogar die Würde eines gekrönten Dichters besaß, die Stilart ihres Bruders angenommen haben, ist nicht mehr zu ermitteln. Nur wenig von der neuen Manier hat sich Johann Sebastian Wieland (1590 bis nach 1635), aus Kleingartach (O.A. Brackenheim), Pfarrer zu Kohlstetten (O.A. Münsingen) und Ilsfeld (O.A. Besigheim), angeeignet. Er verfaßte namentlich zwei Epen in holprigen Alexandrinern, das eine über das anmutige Albstädtchen Urach (1626), das andere über Gustav Adolf, „den Helden von Mitternacht" (1633). Er huldigt einer öden beschreibenden Manier und müht sich vergeblich ab, einen erhabenen Ton zu finden. Besseres Zeugnis legt für die formalen Fortschritte jener Zeit ein 1639 erschienenes Heldengedicht des Philologen Johann Freinsheim ab, worin Herzog Bernhard von Weimar als neuer deutscher Herkules gefeiert wird. Die Alexandriner fließen ziemlich glatt dahin. Spuren echten Dichtergeistes finden sich allerdings auch in diesem steifen Machwerke nicht, das ein gelehrter Historiker im Schweiße seines Angesichts geschaffen hat.

An der Entwicklung der deutschen Litteratur von der Mitte des 17. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hat Schwaben so gut wie gar keinen Anteil gehabt. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Persönlichkeiten, die für die Fortschritte der Poesie Interesse bekundeten, und auch nicht an solchen, welche innerhalb oder außerhalb dem engeren Vaterland im Anschluß an eine der herrschenden Richtungen Verse machten: aber weder griff der schwäbische Stamm, wie er früher gethan hatte und später that, in die litterarische Bewegung ein, noch gingen Erzeugnisse, die für die nationale Dichtkunst von Bedeutung waren, aus dem Lande hervor. Keine Vereinigungen, Gesellschaften, Schulen bildeten sich damals in Schwaben, und ebenso wenig erhielten die bestehenden von dort aus frische Antriebe. Der schwäbische Buchhandel wurde von dem anderer deutscher Länder weit überholt, die schwäbische Journalistik hielt mit der norddeutschen entfernt nicht gleichen Schritt. Im Herzogtum Württemberg lag das geistige Leben überhaupt sehr darnieder, nicht zum wenigsten durch den Druck der politischen Verhältnisse.

Der dreißigjährige Krieg und dann die Franzoseneinfälle nahmen das Land furchtbar mit, und das Regiment im Inneren war ganz und gar nicht dazu angethan, dem von außen anstürmenden Unheil ein Gegengewicht zu bieten. Erst seit dem Streite zwischen Gotsched und den Züricher Professoren fingen die Schwaben wieder lebhaftere Teilnahme an den litterarischen Fragen zu bekunden an; ihre Sympathien waren schon aus landsmannschaftlichen Gründen auf seiten der Schweizer. In der Folge brach dann die Erkenntnis, daß man in geistiger Hinsicht zurückgeblieben sei, mehr und mehr durch. Diese Einsicht barg bereits die Keime der Besserung in sich. Es gelang, das Versäumte in kurzer Frist nachzuholen, so daß die Schwaben in der klassischen wie in der romantischen Periode unserer Litteratur mit hervorragenden Leistungen auf den Plan zu treten vermochten.

Die einzige poetische Gattung, der sich während dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Schwaben die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte, war das Kirchenlied. Dieses hatte in Deutschland überhaupt seit dem dreißigjährigen Kriege, während die übrige Dichtkunst darniederlag, eine gewisse Blüte erreicht, da sich erklärlicherweise die Phantasie gerne von dem irdischen Elende hinweg zu den himmlischen Höhen emporschwang. Obschon die geistlichen Dichter im wesentlichen an der alten volkstümlichen Manier festhielten, so wurden sie nach und nach unter dem Einfluß der Renaissancepoesie doch dazu veranlaßt, Sprache und Versmaß sorgfältiger zu behandeln. Auch der geistige Gehalt des evangelischen Kirchenliedes erfuhr im 17. Jahrhundert eine Umwandlung. Früher hatte es, im Boden der lutherischen Glaubenslehre wurzelnd, die gemeinsamen Empfindungen aller Gläubigen objektiv ausgesprochen. Jetzt bekam es mehr und mehr subjektive Färbung. Im Gegensatze zu der starren und toten Rechtgläubigkeit, die damals in der lutherischen Kirche herrschte, kam das lebendige, persönliche Glaubensgefühl in der Dichtung zu kräftigem Ausdrucke. Diese Manier ging von Paul Gerhardt, dem größten protestantischen Liederdichter, aus. Unter dem Einfluß des Pietismus wurde dann das Kirchenlied mehr und mehr von den Bahnen eines allgemein verständlichen und gültigen Gemeindegesanges ab-

gedrängt. Aber dafür hat die pietistische Richtung einen außerordentlichen Reichtum an religiöser Lyrik hervorgebracht, in der die einzelnen Individuen von der Stärke und Treue ihres tief innerlichen Glaubens oftmals rührendes Zeugnis ablegen.

In Schwaben und Württemberg hat es im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges nicht eben viele geistliche Poeten von Belang gegeben. Neben Valentin Andreä sind hauptsächlich Friedrich Greiff, Josua Wegelin und Magnus Hesenthaler zu nennen. Greiff (1601—1668), aus Tübingen gebürtig, wurde, nachdem er studiert und die Magisterwürde erlangt hatte, Apotheker in seiner Vaterstadt. Mehr religiöser Kunstlyriker, als Kirchenliederdichter, hat er als einer der ersten die Opitzischen Neuerungen sich angeeignet, aber in nicht gerade geistvoller Weise zur Anwendung gebracht. Wegelin (1604—1640), zuerst Prediger in seiner Vaterstadt Augsburg, dann Pfarrer und Senior der evangelischen Kirche zu Preßburg in Ungarn, reihte seine anspruchslosen Lieder in zwei von ihm herausgegebene Sammlungen ein. Hesenthaler (1621—1681) aus Hochdorf (O.A. Waiblingen), Professor am Tübinger Collegium illustre und später Hofhistoriograph zu Stuttgart, ließ 1668 „Evangelische Jubelstimmen" erscheinen und sah seine Erzeugnisse auch in verschiedene Gesangbücher aufgenommen.

Desto größeren Anteil hat Schwaben an der pietistischen Poesie gehabt. Die Universitätsstadt Halle war der geistige Mittelpunkt des Pietismus und zugleich das Hauptquartier eines norddeutschen Dichterkreises. Diesem sind Johann Daniel Herrnschmidt (1675 bis 1723) aus dem Reichsstädtchen Bopfingen, zuletzt Professor der Theologie und Subdirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle, dem Loblieder besonders gut gelungen sind, und der auf diesem Gebiete wenig bedeutende Christian Ludwig Scheidt (1709—1761), ein Hohenloher aus Waldenburg (O.A. Oehringen), zuletzt Bibliothekar und Archivar in Hannover, Historiker, zuzuzählen; auch Johann Friedrich Bertram (1699—1741) aus Ulm, als Hofprediger in Aurich gestorben, Geschichtschreiber von Ostfriesland, befaßte sich mit religiösen Schriften und Versen.

Bald rückte die neue kirchliche Bewegung nach Württemberg selbst vor und schlug in dem durch Andreä und andere Männer

wohl bearbeiteten Boden in kurzer Frist starke Wurzeln. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errang sie im Land einen vollständigen Sieg, und ihre Anhänger konnten auf die wichtigsten Kirchen- und Schulstellen Beschlag legen. Der Pietismus hat sich damals in Schwaben mit einer gewissen Selbständigkeit entwickelt und sich im Anfange wenigstens von Einseitigkeit und Engherzigkeit eher, als anderswo, ferngehalten. Unter seinen Bekennern gab es zahlreiche Männer von Geist und Herz. Auch die pietistische Lyrik der Schwaben ist bei allem Reichtum an Gemüt von Ueberschwenglichkeit verhältnismäßig frei geblieben und hat den Subjektivismus nicht ganz auf die Spitze getrieben.

Es war damals eine Seltenheit, wenn in Württemberg ein religiöser Dichter sich damit begnügte, auf dem allgemeinen Standpunkte der Landeskirche zu stehen, ohne jener besonderen Richtung zu huldigen. Eine solche Ausnahme machte Johann Balthasar Beyschlag (1669—1717) aus Hall, Prediger und später Dekan in seiner Geburtsstadt. In der 1709 erschienenen „Centifolia Melica oder hundertblättrigen Liederrose" vereinigte er hundert Stücke, wovon manches in die Gesangbücher übergegangen ist.

Die pietistischen Liederdichter Württembergs, von denen einige mit ihrem Leben und Wirken noch in die folgende Epoche hineinragen, sind fast durchweg aus dem Tübinger Stifte hervorgegangene Theologen. Die meisten von ihnen haben nur gelegentlich gedichtet und sich durch praktische Thätigkeit oder wissenschaftlich theologische Werke und erbauliche Schriften größeren Ruhm, als durch ihre Verse, erworben. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind verschiedene Gesangbücher in Württemberg entstanden, worin über die Gesamtleistung der pietistischen Richtung sozusagen Heerschau abgehalten wird. So das Hedingersche Gesangbuch, „Andächtiger Herzensklang in dem (innersten) Heiligtum Gottes" betitelt (erste Auflage 1700), das aber mehr außerwürttembergische als einheimische Poeten berücksichtigt, der Württembergische geistliche Liederschatz vom Jahre 1732 oder das sogenannte Tausendliederbuch, das Württembergische Gesangbuch von 1741. Letzteres, ein Werk des Prälaten W. G. Tafinger und dreier Genossen, wurde noch im selben Jahr als Landesgesangbuch eingeführt und blieb bis 1791 im Gebrauch.

Als älteste schwäbische Vertreter der pietistischen Lyrik sind namhaft zu machen: Johann Heinrich Schellenbaur (1643—1687) aus Brackenheim, zuletzt Professor am Stuttgarter Obergymnasium und Abendprediger an der Stiftskirche, Johann Jakob Lang (1646 bis 1690) aus Nürtingen, ein gefeierter Kanzelredner in Stuttgart, der schon unter den Humanisten erwähnte Johann Ulrich Erhard, Eberhard Zeller (1654—1714) aus Stuttgart, der zu einer Zeit lebte, da man in Württemberg des Pietismus wegen noch angefochten wurde, gestorben als Pfarrer zu Wallau in Hessen, Friedrich Konrad Hiller (1662—1726) aus dem damals württembergischen (jetzt badischen) Marktflecken Unteröwisheim (bei Bruchsal), herzoglicher Kanzleiadvokat in Stuttgart, Johann David Commerell (1662—1715) aus Stuttgart, als Dekan in Urach verstorben. Diese Namen sind bis auf den Hillers aus dem jetzt gültigen Landesgesangbuche verschwunden. Von Johann Reinhard Hedingers gediegenen, aber in der Form etwas nachlässigen Liedern sind noch einige in Gebrauch. Hedinger (1664—1704), der Herausgeber des schon angeführten Gesangbuches, Universitätsprofessor in Gießen, später Hofprediger und Konsistorialrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, war eine bedeutende Persönlichkeit und wußte sich durch sein mannhaftes Auftreten selbst an dem frivolen Hofe Herzog Eberhard Ludwigs Achtung zu verschaffen. An Hedinger reihen sich ein paar untergeordnete Dichter an: Johann Ulrich Frommann (1669—1715) aus Tübingen, Professor der Theologie daselbst, Gottfried Hoffmann (1669—1728) aus Stuttgart, gleichfalls theologischer Professor an der Landesuniversität, Philipp Heinrich Weißensee (1673—1767) aus Fichtenberg (O.A. Gaildorf), der als württembergischer Prälat eine Rolle gespielt hat, Christian Eberhard Weismann (1677—1747) aus Hirsau, zuletzt Professor der Theologie in Tübingen, Samuel Urlsperger (1685—1772) aus Kirchheim unter Teck, nachdem ihn sein Freimut um seine Stuttgarter Hofpredigersstellung gebracht hatte, Dekan in Herrenberg und zuletzt Senior und Prediger zu St. Anna in Augsburg. Auch Albrecht Bengel (1687—1752) aus Winnenden, Konsistorialrat und Prälat von Alpirsbach, das einflußreiche theologische Schulhaupt, durch den Tausende von dankbaren Jüngern der Sache des Pietismus zugeführt worden sind,

hat einige Lieder verfaßt. Auf ihn folgen dem Alter nach Johann Andreas Grammlich (1689—1728) aus Stuttgart, Hofkaplan daselbst, Ludwig Eberhard Fischer (1695—1773) aus Aichelberg (O.A. Schorndorf), der später als württembergischer Prälat an dem Kampfe der Landstände gegen Herzog Karl Eugen hervorragenden Anteil genommen hat, und David Samson Georgii (1697—1756) aus Neuffen (O.A. Nürtingen), Spezial und Stadtpfarrer in Backnang. Grammlich verwob geistliche Dichtungen in seine Erbauungsschriften, Fischer, zugleich ein tüchtiger Philologe, arbeitete am Landesgesangbuche von 1741 mit und lieferte dafür einige Stücke; Georgii hat außer Kirchenliedern in jüngeren Jahren sich auch der weltlichen Poesie beflissen.

Der Hauptdichter des württembergischen Pietismus, der Bengels Ideen in allgemein faßlicher Weise dem Volke vermittelt hat, war Philipp Friedrich Hiller. Am 6. Januar 1699 zu Mühlhausen a. d. Enz (O.A. Vaihingen) als Pfarrerssohn geboren, erhielt er seine Ausbildung auf den Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn, dann im Tübinger Stifte. Nach einer längeren Vikars- und Hofmeisterszeit wurde er 1732 Pfarrer zu Neckargröningen (O.A. Ludwigsburg), 1736 in seinem Heimatorte, 1748 zu Steinheim (OA. Künzelau). Hier verlor Hiller, dem das Leben auch sonst nicht leicht geworden ist, die Stimme und mußte sich bis zu seinem am 24. April 1769 erfolgten Tod im Predigen durch einen Vikar vertreten lassen. Sein Unglück gab für ihn den Beweggrund ab, daß er sich mit desto feurigerem Eifer seinem Dichterberufe widmete. Neben Erbauungsschriften in Prosa und Versen hat er verschiedene Liedersammlungen herausgegeben, unter denen das „Geistliche Liederkästlein zum Lobe Gottes“ (2 Teile, Stuttgart 1762/7) das bedeutendste ist. Ein genialer geistlicher Sänger, wie etwa Gerhardt, ist Hiller nicht, er ist nur unter den vielen mittleren Talenten seiner Umgebung das kräftigste. Was ihm fehlt, ist der Schwung der Phantasie und der Reichtum an eigenen Ideen. Seine Art ist mehr verstandesgemäß, seine Auffassung an die Tradition gebunden. Hillers Lieder zeichnen sich durch Klarheit und Natürlichkeit aus und unterscheiden sich gerade in diesem Punkte vorteilhaft von vielen Erzeugnissen der pietistischen Richtung. Unser

Dichter pflegt an einem Grundgedanken festzuhalten und ihn in sauberer Anordnung und meist mit zweckmäßiger Kürze durchzuführen; daß unter den etlichen tausend Liedern, die er verfaßt hat, manche matt und nüchtern sind, ist nicht gerade verwunderlich. Je mehr sich aber Hiller von Uebertreibungen fern hält, desto wahrer erscheint der Ausdruck seiner christlichen Empfindungen, und desto eindringlicher wirkt seine Gläubigkeit auf die Gemüter. Hillers Lieder haben sich daher über die Grenzen Württembergs hinaus große Beliebtheit erworben, zumal da sie auch in der Form mit Glück Volksmäßigkeit anstreben.

Unter Hillers Zeitgenossen haben sich auch einige Koryphäen des württembergischen Pietismus an der Liederdichtung beteiligt. Friedrich Christoph Oetinger (1702—1782) aus Göppingen, Prälat von Murrhardt, der bekannte Theosoph, machte schon als Knabe und Jüngling Gelegenheitsverse und schuf in den Mannesjahren gedankenschwere religiöse Gedichte. Maximilian Friedrich Christoph Steinhofer (1706—1761) aus Owen (O.A. Kirchheim), zuletzt Spezial und Stadtpfarrer in Weinsberg, und Johann Christian Storr (1712—1773) aus Heilbronn, als Konsistorialrat und Prälat von Alpirsbach gestorben, die beide durch die Kraft ihrer Persönlichkeit außerordentlichen Einfluß auf die Gemüter gewonnen und eine reiche praktische Wirksamkeit entfaltet haben, versuchten sich gleichfalls in geistlichen Liedern.

Endlich haben auch zwei Frauen ihre christlichen Empfindungen in Versen ausströmen lassen: die Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg und Magdalena Sibylla Rieger. Jene, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt (1652—1712), die früh verwitwete Gemahlin Herzog Wilhelm Ludwigs und spätere „Mitobervormünderin" ihres Sohnes Eberhard Ludwig, erwarb sich im Land als Wohlthäterin des Volkes, namentlich in den Nöten der Franzosenzeit, ein gesegnetes Andenken. Sie war eine fromme Frau, deren halbes Leben im Gebet aufging. Sie gab mehrere Andachtsbücher heraus, worin sie auch ihre gottgeweihten poetischen Herzensergüsse aufnahm. Mit einem etwas höheren Maßstabe wollen die Leistungen der gekrönten Dichterin Magdalena Sibylla Rieger (1707—1786) gemessen sein. Sie war zu Maulbronn als

Tochter des dortigen Klosterpräzeptors und nachmaligen Prälaten Weißensee geboren und seit 1723 mit dem 1758 als Regierungsrat und Stadtvogt von Stuttgart verstorbenen Immanuel Rieger vermählt. Von ihrem Vater hatte sie eine fast gelehrte Erziehung erhalten. Ein heftiges Kopf- und Nervenleiden, das sie von jungen Jahren plagte, lenkte frühzeitig ihren Sinn nach oben, und die mannigfaltigen schmerzlichen Verluste, die sie in ihrem langen Leben erlitt, bestärkten sie in dieser Richtung. Als junge Frau fing sie an, sich und ihre Umgebung durch fromme Gedichte zu erbauen. Der norddeutsche Arzt und Dichter Daniel Wilhelm Triller, an den sie sich brieflich wegen ihrer körperlichen Schmerzen gewandt und den sie auch in ihr poetisches Geheimnis eingeweiht hatte, gab 1743 unter dem Titel „Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte“ 67 versifizierte Sonntags- und Feiertagsandachten der Riegerin ohne deren Vorwissen heraus. Das Buch fand Beachtung und rückte die bescheidene Person der Dichterin plötzlich in die Oeffentlichkeit. 1746 ließ Triller eine zweite Sammlung „Geistlich- und moralischer, auch zufällig vermischter Gedichte“ seiner Freundin erscheinen. Die Lieder der Riegerin sind dem inneren Drang eines kindlich frommen und glaubensinnigen Herzens entsprungen. In der Form ziemlich sauber und selbst nicht ohne einen gewissen melodischen Fluß der Sprache, machen sie einen schlichten und ungekünstelten Eindruck. Ihr geistiger Gehalt ist sehr gering. Die Gelegenheitsgedichte — sie enthalten rein Persönliches, darunter recht prosaische Gegenstände, gereimte Episteln und dergleichen — bewegen sich durchaus in der pietistischen Sphäre, deren poetische Berechtigung auf einem anderen, als dem religiösen Gebiete, doch höchst zweifelhaft ist.

Der Pietismus mußte in seinen äußersten Konsequenzen zum Separatismus führen, und wirklich zweigten sich bald allerlei Gemeinschaften und Vereinigungen vom Protestantismus ab. Sie hatten ihre eigenen Gesangbücher, ihre besonderen Dichter. Manche angesehene württembergische Pietisten, wie z. B. Steinhofer, sind in jungen Jahren der Verführung separatistischer Schwärmerei erlegen, später aber wieder zur allgemeinen lutherischen Kirche zurückgekehrt. Matthäus Gottfried Hehl (1705—1787) aus Ebersbach

(O.A. Göppingen), ursprünglich württembergischer Theologe, und Leonhard Johann Dober (1706—1766) aus Mönchsroth in bayerisch Schwaben, Töpfer von Beruf, sind dagegen der Herrnhuter Gemeinde zeitlebens treu geblieben und in ihr zu den wichtigsten Stellungen emporgestiegen. Beide haben Lieder in die Herrnhuter Gesangbücher geliefert. Auch die zwei Führer der Inspirierten, Eberhard Ludwig Gruber (1665—1728) aus Stuttgart, abgesetzter württembergischer Pfarrer, und Johann Friedrich Rock (1678—1749) aus Oberwälden (O.A. Göppingen), seines Zeichens ein Sattler, eine merkwürdige Persönlichkeit, ergingen sich in mystischen Reimereien.

Wie in der lateinischen Poesie der Humanisten, so gewannen auch in der deutschen Poesie seit Einführung des Renaissancestiles die Gelegenheitsverse einen breiten Raum. Die gelehrten Dichter liebten es, sich wechselseitig in den Himmel zu erheben und den Büchern, die sie veröffentlichten, gereimte Lobeshymnen von gefälligen Kollegen als Geleitbriefe mit auf den Weg zu geben. Keiner, der durch Geburt oder Verdienste über den gewöhnlichen Sterblichen stand, entging dem Schicksal, in meist geschmacklos übertriebener Weise besungen zu werden. Nicht immer waren die Helden und Gegenstände so würdig, wie der tapfere Konrad Widerhold und seine „jungfräuliche Twiela". Auch mit Lobpreisungen des württembergischen Fürstenhauses sparten weder Landeskinder noch Ausländer, die zum Hof irgend welche Beziehungen hatten oder suchten. Neben persönlicher Verherrlichung ließen sich die Poeten die Verschönerung der Hoffeste angelegen sein. Sie drängten sich dazu, Aufgaben zu erhalten, wobei die Poesie keine selbständige Rolle spielte, sondern nur das Bindeglied für prunkvolle Aufzüge und Maskeraden, pantomimische und musikalische Darbietungen abgab.

Das deutsche Bühnenwesen trug seit dem dreißigjährigen Krieg ein wesentlich höfisches Gepräge. Die Hoffnungen auf ein nationales Drama, die noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts genährt werden durften, erfüllten sich nicht. Die Berufskomödianten, die, von Ort zu Ort wandernd, die dramatischen Bedürfnisse des Volkes befriedigten, versanken mehr und mehr in Roheit. In den vor-

nehmen Kreisen spielte das rezitierende Drama nur noch eine ganz untergeordnete Rolle. Hier nahm eine neu aufgekommene Kunstgattung, die Oper, das Interesse fast ausschließlich in Anspruch. Sie wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland herüber gebracht, wo vorher nur kleinere Singspiele gegeben worden waren. Bald verschaffte sich die Oper großen Stiles auch in Stuttgart Eingang.

Die beiden Elemente, aus denen sich die Oper außer dem Worttexte hauptsächlich zusammensetzte, das musikalische und das dekorative, waren am württembergischen Hofe schon lange vorher vertreten gewesen. Dekorationsprunk war bei den zu Ehren von Hochzeiten, Taufen und ähnlichen Begebenheiten veranstalteten Festlichkeiten entfaltet worden. Die Hofmusik hatte seit den Tagen des Herzogs Ulrich sorgfältige Pflege gefunden. Die herzogliche Kapelle genoß einen guten Ruf, bis sie unter Eberhard III. den Kriegsstürmen zum Opfer fiel. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahmen die musikalisch-dramatischen Zustände am Stuttgarter Hofe wieder einen Aufschwung. Seit 1660 wurden Singballette gegeben, eine Mischgattung von Singspiel und Ballett, worin die Hofgesellschaft selbst mitwirkte. Eine ständige Oper, bald zu Stuttgart, bald zu Ludwigsburg, that sich auf, seitdem der treffliche Kapellmeister Cousser 1698 an den Hof gekommen war. Unter Herzog Eberhard Ludwig wie unter seinem Nachfolger, dem Musik liebenden Karl Alexander, wurden die Opern meist von italienischen Künstlern ausgeführt und mit viel Glanz in Szene gesetzt. Eberhard Ludwigs Sohn, der jung verstorbene Erbprinz Friedrich Ludwig, komponierte selbst Tonwerke, die in Ludwigsburg gegeben wurden. Das rezitierende Drama, zumal das deutsche, wurde dagegen vernachlässigt; der Geschmack der Zeit war auf französische Komödien gerichtet. Eberhard Ludwig und Karl Alexander unterhielten zeitweise solche welsche Truppen, die ein ziemlich kostspieliger Artikel waren. Die 1698 und 1706 in Stuttgart erschienenen Ausgaben von Dramen Corneilles waren eine litterarische Frucht des Aufenthaltes der Franzosen in Stuttgart. Nach Herzog Karl Alexanders Tod im Jahre 1737 nahm die ganze Komödiantenherrlichkeit am württembergischen Hof ein jähes Ende.

Unter der vormundschaftlichen Regierung für Karl Eugen, deren oberstes Prinzip Sparsamkeit war, feierte Oper wie französisches Schauspiel, bis der junge Fürst selbst die Zügel der Regierung ergriff und eine unerhörte Pracht in szenischen Aufführungen walten ließ.

Die schwäbischen Dramatiker dieser Periode sind rasch aufgezählt. Da ist zunächst Johann Rudolf Fischer, am 16. Mai 1598 zu Lindau geboren und 1632 zu Augsburg gestorben. Er war Pfarrer zu Kirchen (O.A. Ehingen) und 1620—1631 zu Grimmelfingen (O.A. Ulm), dann Feldprediger beim Reiterobersten Grafen Christoph Martin von Degenfeld. Die üble Geldwirtschaft im benachbarten Württembergerlande lieferte dem reichsstädtisch Ulmischen Pfarrherren den Stoff zu zwei polemischen Zeitstücken „Letzte Weltsucht und Teufelsbrut" (Ulm 1623) und „Des Teufels Tochter" (Kempten 1624), worin das schnöde Treiben der privilegierten und nicht privilegierten Wucherer und die Not der Bauern in volkstümlichem Stile geschildert sind. Von der erstgenannten Komödie wissen wir, daß sie durch die Kemptener Weberzunft auf die Bühne gebracht worden ist. Seine Bauern läßt Fischer im schwäbischen Dialekte reden. Ein Menschenalter später lebten der Jurist Hieronymus Thomas(ius) aus Augsburg (um 1640 geboren), der 1662 ein im Stile des Andreas Gryphius gehaltenes Trauerspiel „Titus und Tomyris" erscheinen ließ, und Michael Schuster (1649—1693) aus Memmingen, Pfarrer im Oettingischen, der namentlich 1674 durch ein „singendes und sonst musikalisches Freudenspiel von der in der Fremde erworbenen Lavinia" den Einzug der Herzogin Magdalena Sibylla in Stuttgart verherrlichte. Ueber Gebühr wurde Johann Ulrich König von den Zeitgenossen bewundert. Am 8. Oktober 1688 in der Reichsstadt Eßlingen geboren, besuchte er das Stuttgarter Gymnasium, studierte in Tübingen Theologie, in Heidelberg Rechtswissenschaft und kam dann nach Hamburg, wo er sich an der Stiftung der teutschübenden Gesellschaft beteiligte. Seine litterarische Thätigkeit in der Hansastadt bestand hauptsächlich darin, daß er sich als Textdichter in den Dienst der dort blühenden Oper stellte. 1717 verließ er Hamburg und wurde nach vorübergehendem Aufenthalt in Leipzig und am Weißenfelser Hofe 1719 Geheim-

sekretär und Hofpoet in Dresden. Er gewann dort eine sowohl durch Hofgunst als durch seine litterarische Wirksamkeit einflußreiche Stellung, stieg 1729 zum Zeremonienmeister und Hofrat empor, wurde Mitglied der Berliner Akademie und schließlich vom König von Polen geadelt. Er starb am 14. März 1744. König war ein eitler und ehrsüchtiger Streber. Wie als Mensch verfügte er auch als Litterat über große Gewandtheit. Seine Poesie ist in der Form glatt und gefällig, aber ohne Geist und Charakter. Neben nichtigen Erzeugnissen höfischer Schmeichelei verfertigte er weltliche und geistliche Lieder, begann ein sächsisch patriotisches Epos „August im Lager“ und gab die Werke zeitgenössischer Dichter heraus. Die regste Thätigkeit entfaltete König jedoch für das Theater. Er dichtete, unterstützt durch musikalische Kenntnisse, Serenaden, Schäferspiele, Singspiele, Opern, deren Stoffe in buntem Wechsel dem klassischen Altertume, der deutschen Heldensage und Geschichte, der modernen Schäferlitteratur entlehnt waren; er schrieb 1725 zwei Lustspiele „Der Dresdener Schlendrian“ und „Die verkehrte Welt“, die sich längere Zeit auf dem Spielplane behaupteten; er übersetzte ferner das Trauerspiel „Regulus“ aus dem Französischen des Pradon. Durch Förderung des Bühnenwesens hat sich König immerhin einige Verdienste erworben. Zu Gottsched unterhielt er anfangs freundliche Beziehungen, entzweite sich aber später mit ihm, da ihn seine Angriffe auf die Oper ärgerten. An König sind noch ein paar Zeitgenossen Gottscheds anzureihen, die in der technisch regelmäßigen, aber schablonenhaften Manier des Leipziger Reformators für die Bühne eigene Dramen lieferten oder fremde Stücke übersetzten. Julius Friedrich Scharffenstein aus dem damals im württembergischen Besitze befindlichen Mömpelgard, als Pfarrer in Rappoltsweiler abgesetzt, dann Professor in Nürnberg und seit 1744 Pfarrer zu Kirchahorn im Bambergischen, verdeutschte 1737 und 1740 die beiden Voltaireschen Dramen „Der Tod des Cäsar“ und „Mariamne“ sowie 1750 „Das Leben ist ein Traum“ aus dem Italienischen. Johann Gottfried Bernhold (1720—1766) aus Pfedelbach (O.A. Oehringen), Professor an der Nürnbergischen Universität Altdorf, dichtete eine „Sophonisbe“ nach dem Englischen des Thomson, „Johanna die Heldin

von Orleans“ und „Irene“. Johann Friedrich Camerer (1720 bis 1792) aus Oettingen, Kriegsrat zu Wodder in Schleswig, schrieb außer verschiedenen anderen Dichtungen 1748 ein Trauerspiel „Octavia“.

Die Anzahl derjenigen Schwaben, welche sich an der Pflege der prosaischen Unterhaltungslitteratur beteiligt haben, ist in diesem Zeitabschnitt ebenfalls klein. Die Renaissancebestrebungen kamen auch dem deutschen Prosastile zu gut; namentlich beeinflußte der schon höher entwickelte französische Satzbau den deutschen. Die Romanstoffe wurden nach wie vor in Masse aus der Fremde eingeführt. Hieronymus Ambrosius Langenmantel aus Augsburg, 1718 als Kanonikus daselbst gestorben, übertrug 1690 einen französischen Roman „Die gekrönte Unschuld oder Leben der frommen Hirlandin“. Der Ulmer Zacharias Hermann (1640—1711), der seiner Geburtsstadt als Geistlicher und Schulmann diente, gab außer anderen Büchern 1680 unter dem Titel „Historisches Blumengebüsch“ fünfzig Geschichten heraus. Zu Hall, wo die Tradition der Familie Widmann fortwirkte, erschienen 1731 und 1736 Anekdotensammlungen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschten die Robinsonaden den Lesemarkt. Das Verdienst, das berühmte Originalwerk des Engländers Daniel Defoe zuerst dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben, gebührt einem Schwaben, dem Magister Ludwig Friedrich Vischer (1677—1743) aus Calw. Vischer war 1698—1700 Präzeptor in Cannstatt, kam später als Hausinformator nach Hamburg und lebte dort offenbar in gedrückter Lage. Zwischen 1705 und 1716 lieferte er eine Menge sauber gefertigter Uebersetzungen aus verschiedenen fremden Sprachen, zumeist von historischen oder Reisewerken. 1720 ließ er zu Hamburg in zwei Teilen „Das Leben und die ganz ungemeine Begebenheiten des berühmten Engelländers Mr. Robinson Crusoe“ erscheinen. Auf diese erste Ausgabe folgten zwei weitere rechtmäßige 1721 und 1731. Sofort entstanden auch zahlreiche Nachdrucke des ungemein beliebten Buches, und der Name des ursprünglichen trefflichen Uebersetzers geriet darüber in Vergessenheit. Das Werk des Engländers entfesselte in Deutschland eine wahre Hochflut von Nachahmungen; Robinsone aller Nationen und

jeden Charakters schossen wie Pilze hervor, und auch ein schwäbischer Robinson (Leipzig 1742) fehlte nicht darunter. Sonstige Abenteuer von Reisenden und Seeleuten reihten sich an. So beschrieb der Ulmer Johann Daniel Bartholomäi (1729—1790), Ratskonsulent und zuletzt Stadtammann in seiner Vaterstadt, 1769 die neuen Fata einiger Seefahrer.

Reiseschriften waren schon seit langem eine beliebte Lektüre belehrender Art gewesen. In Schwaben hatte Ritter Georg von Ehingen mit seinen „Reisen nach der Ritterschaft" manchen Nachfolger gefunden. Das 17. Jahrhundert zog auch ältere derartige Werke an's Licht. So erschien das „Türkisch Tagebuch von 1573 bis 1578" des nachmaligen Tübinger Vizekanzlers und Propstes Stephan Gerlach (1546—1612) aus Knittlingen (O.A. Maulbronn) im Jahre 1674. Der als Obervogt zu Waiblingen verstorbene Hans Jakob Breuning, Herr von und zu Buchenbach (1552—1616), gab 1612 seine „Orientalische Reise" heraus. Die Schilderungen zweier Ulmer, die im heimatlichen Dialekte, was sie in der Fremde erfahren und gesehen hatten, aufzeichneten, des Samuel Kiechel (1563—1619) und des Hans Ulrich Krafft (1550—1621), wurden erst im 19. Jahrhundert gedruckt. Adam Wenner aus Crailsheim veröffentlichte 1622 ein Reisebuch über die Türkei, und um dieselbe Zeit schrieb Josua Ulsheimer aus Gerstetten (O.A. Heidenheim), der als Wundarzt fast die ganze Welt bereist hatte, seine Erlebnisse nieder. Das Werk des Hieronymus Welsch (1612—1665) aus Nördlingen, herzoglich württembergischen Rentkammerrates in Stuttgart, der als Wanderer und Krieger in den verschiedensten europäischen Ländern herumgekommen war, wurde erstmals 1658 und dann öfters aufgelegt. Christoph Schweitzer, ein Württemberger unbekannter Herkunft, brachte 1688 das „Journal und Tagebuch seiner sechsjährigen Ost-Indianischen Reise", das vom 1. Dezember 1675 bis 2. September 1682 geht, auf den Markt. Alle diese und ähnliche Schriften sind noch heute von gewissem Wert, insofern sie nach irgend einer Richtung unsere Kenntnis der Vergangenheit fremder Länder und Völker bereichern.

Fünftes Kapitel.

Die Anfänge der klassischen Litteratur.

Der Fortschritt, den die deutsche Litteratur in der ersten Hälfte und zumal im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts gemacht hatte, war ganz außerordentlich. Welch eine Flut wechselnder Bewegungen und Erscheinungen im Verlaufe weniger Jahrzehnte! Um 1730 stand der Leipziger Professor Gottsched auf der Höhe seiner Macht; um 1750 war er bereits entthront, mißachtet, von seinen einstigen Anhängern verlassen, und nicht lange währte es, bis seine angemaßten Ansprüche wie seine wirklichen Verdienste völlig vergessen waren. Von Zürich aus empfing jetzt die deutsche Poesie ihre Gesetze, Bodmer und Breitinger hießen ihre Lehrmeister. Trefflich verstanden sie sich auf die Kunst, Talente zu wecken und zu fördern. Bodmer selbst galt zwar sehr mit Unrecht seiner Zeit auch als Dichter; aber manche seiner Mitstreiter sind es wirklich gewesen, obschon sie bald von Größeren überflügelt worden sind. In Bern wirkte der tief veranlagte und gedankenschwere Haller, der Sänger der Alpen, gleich bedeutend als Gelehrter wie als Poet. Am entgegengesetzten Ende der deutschen Sprachzone, in Hamburg, huldigte der flüchtige Hagedorn einer entgegengesetzten Manier; seine graziösen Fabeln und Erzählungen, seine munteren Trinklieder gaben Muster ab, die in unzähligen Variationen nachgeahmt wurden. Auch Gellert in Leipzig stand im Banne Hagedorns, Gellert, seit Gottscheds Fall die erste Zierde der ersten deutschen Hochschule, der deutsche Dichter nach dem Herzen Friedrichs des Großen, dessen gefällige Moral lange Zeit die Massen gewaltig anzog. Er war es, der im Vereine mit dem Satiriker Rabener und mit Zachariä, dem Vater des humoristischen Epos, 1744 eine einflußreiche schönwissenschaftliche Zeitschrift, „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", meist kurzweg „Bremer Beiträge" genannt, begründete. In Halle schwärmten Gleim, Uz und andere Jünglinge in anakreontischen Tönen von Wein und Liebe und Rosen. Ein Offizier des großen Friedrich, Ewald Christian

von Kleist, pries 1749 in seinem „Frühling“ mit Wärme die Reize der Natur und des Landlebens. Sie alle stellte der vierundzwanzigjährige Klopstock in Schatten, der 1748 im vierten Bande der Bremer Beiträge seine begeisterten drei ersten Messiasgesänge erscheinen ließ, und der sich mit einem Schlage zum Liebling — nicht des deutschen Volkes, das dem Dichter unmöglich in seine überirdischen Regionen nachfliegen konnte, wohl aber aller schönen Geister in Deutschland machte. Er war dazu berufen, als heilsames Gegengewicht gegen die Tändeleien der Fabeldichter und Anakreontiker die ernsten und erhabenen Weisen einer höheren Lyrik anzustimmen und die pathetische Gefühlsdichtung zu erneuern, die in vielen deutschen Herzen mächtigen Widerhall fand. Etwa gleichzeitig verdiente sich ein Leipziger Student, Gotthold Ephraim Lessing, als Dramatiker die Sporen. Sein Hervortreten erregte nicht dasselbe Aufsehen wie das Klopstocks, doch bald genug sollte er sich zum unerreichten Meister der Kritik und zum kühnen Reformator der deutschen Litteratur auswachsen.

Von all den Sternen, die bis zum Jahre 1750 über Deutschland aufgegangen sind, hat auch nicht einer seinen Lauf in Schwaben begonnen. Nicht bloß diese Gegenden, sondern der deutsche Süden überhaupt, wenn man von der Schweiz absieht, die wie in politischer so auch in geistiger Hinsicht eine Sonderstellung einnahm, hatte die Führung in litterarischen Dingen gänzlich Mittel- und Norddeutschland überlassen. Nicht als ob man in Schwaben jemals zu dichten aufgehört hätte! Im Gegenteil: der Versmacher gab es auch damals genug; aber sie bewegten sich in ausgefahrenen Geleisen, ihr armseliger Ruhm reichte nicht über die Grenzen ihrer engsten Heimat hinaus, und für die Entwicklung der deutschen Poesie hatten sie nicht das geringste Gewicht in die Wagschale zu werfen. Denn was wollte es besagen, daß man die Knaben auf den Lateinschulen rings im Lande Vergilsche Verse drechseln lehrte, ehe sie der Muttersprache mächtig waren, und daß diese dann bis in’s Greisenalter fortfuhren, eine so nutzlose Kunst zu üben? Was hatte das Heer geistlicher Sänger mit ihren mittelmäßigen Durchschnittsleistungen zu bedeuten, die den Strom des geistigen Lebens in das enge Bett der pietistischen Weltanschauung einzuzwängen

suchten? Oder verdienen die Scharen von Gelegenheitsdichtern, die über die Schilderung wirklich oder scheinbar wichtiger Begebenheiten, über die Verherrlichung öffentlicher und privater Festakte nicht hinauskamen, überhaupt erwähnt zu werden? Da war ein gewisser Johann Jakob Mack (1715—1791) aus Crailsheim, zuletzt Dekan in Gunzenhausen, der 1745 mit einem „Der Gasthof nach Gott" betitelten Lehrgedichte hervortrat. Da begeisterte sich ein Jeremias Höslin (1722—1789) aus Wippingen (O.A. Blaubeuren), Pfarrer in Böhringen (O.A. Urach), der sich übrigens um die Landwirtschaft und Kultivierung der schwäbischen Alb Verdienste erworben hat, im Jahre 1749 für das heilkräftige Röthelbad bei Geislingen in langweiligen Alexandrinern. Das waren die Leute, die man in Schwaben und den angrenzenden fränkischen Gegenden den Hagedorn und Gellert, den Haller und Kleist oder gar dem jugendlichen Sänger des Messias entgegenzustellen hatte.

Ebenso weit war auf dem Gebiete der Journalistik der deutsche Süden hinter dem Norden, wo Christian Thomasius Bahn gebrochen hatte, zurückgeblieben. Die Reichsstadt Augsburg zwar, die im 16. Jahrhundert ein Hauptquartier der fliegenden Blätter, jener Vorläufer der politischen Zeitungen, gebildet hatte, besaß von alters her angesehene Journale. Desto später fand die periodische Presse im übrigen Schwaben Eingang. In Stuttgart scheint die erste Zeitung 1702 herausgekommen zu sein. Im Jahre 1750 zählte man in ganz Württemberg schwerlich mehr als drei in der Residenz erscheinende Blätter. Von den Reichsstädten hatte Heilbronn seit 1744 seine Neckarzeitung; Ulm folgte erst 1752 mit dem Intelligenzblatte nach. Nimmt man die 1714 begründete Riedlinger Ordinari-Zeitung hinzu, so ist damit die Liste der Journale, die in diesen Gegenden um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestanden haben, erschöpft. Auch die Anfänge der gelehrten und ästhetischen Zeitschriften in Schwaben führen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es waren meist kurzlebige Unternehmungen von keiner oder doch nur lokaler Bedeutung. Bezeichnenderweise diente die älteste schöngeistige Zeitschrift erbaulichen Zwecken. Es war „Die Gott geheiligte Poesie", vom Murrhardter Abte Georg Konrad Pregizer in Tübingen 1717—1737

herausgegeben. Die ersten wissenschaftlichen Zeitungen von einiger Dauer erschienen ebenfalls in der württembergischen Universitätsstadt: „Das gelehrte Journal“ (1734—1739) und „Wöchentliche gelehrte Neuigkeiten“ (1735—1740).

Wie hätte das periodische Schriftwesen in einem Lande gedeihen sollen, das an tüchtigen Publizisten ebenso arm war wie an guten Dichtern? Im Jahre 1750 war der einzige schwäbische Schriftsteller von Rang und Ruf Johann Jakob Moser, dem bereits an seinem Sohne Friedrich Karl ein ebenbürtiger Mitarbeiter und Nachfolger heranzuwachsen begann. Johann Jakob Moser, am 18. Januar 1701 in Stuttgart geboren, entfaltete von jungen Jahren an mit der Feder und in praktischen Wirkungskreisen eine außergewöhnlich erfolgreiche Thätigkeit. Er war der Reihe nach Regierungsrat in seiner Vaterstadt, Professor der Rechte in Tübingen, Universitätsdirektor in Frankfurt a. d. Oder; nach acht Jahren glücklicher, der Ausarbeitung seines deutschen Staatsrechtes gewidmeter Muße zu Ebersdorf (im Fürstentume Reuß) trat er dann 1747 als Geheimerat in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Homburg, gründete 1749 eine Staatsakademie in Hanau und übernahm, von Liebe zu seiner engeren Heimat getrieben, 1751 das dornenvolle Amt eines württembergischen Landschaftskonsulenten. Als unerschrockener, unbeugsamer, unbestechlicher Vorkämpfer der landständischen Rechte gegenüber den Vergewaltigungen Herzog Karl Eugens lud er den Zorn dieses Fürsten auf sich und mußte eine fünfjährige Kerkerhaft auf der Festung Hohentwiel (1759—1764) über sich ergehen lassen. Nachdem er schließlich das Ziel seines politischen Strebens, die Sicherheit der württembergischen Verfassung, doch noch erreicht sah, zog er sich 1770 in's Privatleben zurück und beschloß am 30. September 1785 sein arbeitsreiches Leben. Moser gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern Deutschlands. Von den fünfhundert bis sechshundert Bänden, die er geschrieben hat, sind manche, wie seine 1768 veröffentlichte „Lebensgeschichte“, mehr populärer Art. Aber der Schwerpunkt seiner publizistischen Thätigkeit liegt in seinen Werken über das deutsche Staatsrecht und das europäische Völkerrecht. Er hat sich für seine fachwissenschaftlichen Schriften durchweg der deutschen Sprache be-

dient; schon allein aus diesem Grunde müßte sein Name in einer vaterländischen Litteraturgeschichte verewigt werden. Friedrich Karl Moser, nachmals von Joseph II. in den Freiherrenstand erhoben, erblickte als Johann Jakobs Erstgeborener am 18. Dezember 1723 in Stuttgart das Licht der Welt. Er verbrachte sein Leben teils als unabhängiger Schriftsteller, teils in Diensten des Kaisers oder anderer Reichsfürsten; 1772—1780 war er hessen-darmstädtischer Minister. Seine freilich stark anfechtbare Amtsführung zog ihm nach seinem Sturze langjährige, höchst verdrießliche Prozesse zu, die indessen schließlich eine für ihn befriedigende Erledigung fanden. Seit 1790 lebte er in Ludwigsburg, wo er am 11. November 1798 verschied. Er war der echte Sohn seines Vaters, und aus dem Wirken beider spricht ein gemeinsamer Geist. Sie standen einander gleich an Freimut, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe; doch war Johann Jakob fester in seinem Handeln, schlichter in seinem Auftreten, Friedrich Karl mehr heißblütig und leidenschaftlich, stolz und herrschsüchtig. Den tiefen Eindruck, den Johann Jakob durch sein persönliches Vorbild bei dem Freiheit und Recht liebenden deutschen Bürgertume machte, erreichte Friedrich Karl nicht. Auch der Sohn widmete seine besten Talente der staatswissenschaftlichen Schriftstellerei, deren Höhepunkt das 1759 erschienene Buch „Der Herr und der Diener“ bezeichnet. Er bevorzugte populäre Darstellung und näherte sich mitunter sogar der Poesie; ein paarmal kleidete er seine Stoffe in Fabeln ein, ein andermal wählte er die Form eines prosaischen Heldengedichtes („Daniel in der Löwengrube“ 1763). Er war noch mehr, als sein Vater, auf praktische Wirkungen seiner Schriften bedacht, die er in gehobener und stark pathetischer Sprache abfaßte. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk wollte er sittlich erheben, die politischen und sozialen Zustände in seinem Vaterlande der Besserung entgegenführen. Er betrachtete, gleich seinem Vater, die Religiosität als das zuverlässigste Heilmittel. Beide waren geschworene Feinde aller freigeistigen und rationalistischen Bestrebungen, beide wurzelten mit ihren Lebensanschauungen in den pietistischen Kreisen ihres engeren Heimatlandes. Wir werden später noch von ihren geistlichen Liederdichtungen hören. Hier seien nur noch die Verdienste erwähnt, die

sich die zwei Moser, namentlich der ältere, um die württembergische Lokalgeschichte erworben haben.

Außer diesen beiden Männern hatte Schwaben damals keine großen Fachgelehrten aufzuweisen. Nur in der Theologie gab es eine Anzahl wenigstens in beschränkter Sphäre ausgezeichneter Männer. Tübingen, die einzige schwäbische Universität, hatte sich ja im Laufe der Zeit mehr und mehr zur einseitig theologischen Hochschule entwickelt. Ueberhaupt herrschte dort ein merkwürdiger Geist. Wissenschaften, die sich nicht in die Schablone der Fakultäten einzwängen ließen oder keine sichere Aussicht auf Broterwerb boten, standen tief im Werte. Gegen Neuerungen war man von vornherein mißtrauisch. Als der junge Professor Georg Bernhard Bilfinger (1693—1750) aus Cannstatt, der sich nachmals als Mitglied der vormundschaftlichen Regierung für Herzog Karl Eugen und als Konsistorialpräsident um das Land hochverdient gemacht hat, in Tübingen 1719—1725 die Leibniz-Wolffsche Philosophie einführen wollte, wurde er durch die theologischen Kollegen von seinem Platze weggeärgert. Die schönen Wissenschaften hatten bei den obwaltenden Zuständen hier am wenigsten Förderung zu erwarten. Sie zu pflegen, erschien der steifen Gelehrsamkeit des zopfigen Professorentumes als eine Entwürdigung. Der Geist finsterer Rechtgläubigkeit, dem man sich hingab, verwarf die heiteren Künste als etwas Unmoralisches, die Moral Gefährdendes. Im Stifte zumal, wo doch die befähigtsten jungen Leute studierten, war die Beschäftigung mit der deutschen Litteratur auf's strengste verpönt, während möglichste Gewandtheit im lateinischen Versmachen für preiswürdig galt.

Was waren nun aber die Ursachen, warum das geistige Leben in Schwaben damals so arg darniederlag? Schon Zeitgenossen haben mit Recht die hauptsächliche Schuld der Jämmerlichkeit der politischen Zustände aufgebürdet. Es fehlte an Zentralisation, an einflußreichen Kulturmittelpunkten. In engen und gedrückten Verhältnissen schlich überall das öffentliche Leben träge dahin. Die zahllosen kleinen und ohnmächtigen Herrschaftsgebiete, in die der schwäbische Kreis zerrissen war, boten keinen Spielraum für Entfaltung bedeutender Talente. Wo war da ein verlockendes Ziel für

den Ehrgeiz, wo anfeuernder Wettbewerb, wo leuchtende Vorbilder, die einen richtigen Maßstab für die Größe abgaben? Gewiß hat das Uebergewicht des Katholizismus in Süddeutschland viel zur Versumpfung des geistigen Lebens beigetragen. Aber wenn auch der Tiefstand im katholischen Oberschwaben am größten sein mochte, so sah es in den evangelischen Gegenden doch nicht viel besser aus. In den Reichsstädten, die lange Jahre die Fahne der Bildung vorangetragen hatten, walteten seit dem dreißigjährigen Kriege klägliche Zustände. Unter dem selbstsüchtigen Regiment engherziger und hochmütiger Aristokratien wurden alle frischeren Regungen im Keim erstickt. Wie tief war beispielsweise das stolze Ulm im 18. Jahrhundert gesunken! Man huldigte dort noch den alten Daseinsansprüchen, aber nicht mehr der alten Erwerbslust. Müßiggang und Wohlleben brachten das Staatswesen wie die einzelnen Bürger in finanzielles Gedränge. Das herrschende Patriziat war in ungerechtfertigtem Familiendünkel verknöchert, während es unter der unzufriedenen Bürgerschaft gärte. Zum Ueberfluß erstreckte sich die trostlose Verfassung der Republik auch auf ihr akademisches Gymnasium. Nicht besser sah es, von den kleineren Reichsstädtchen ganz zu schweigen, in Augsburg aus, wo lächerliche Bemühungen, die Parität aufrecht zu erhalten, den höchsten Triumph der Staatsweisheit bildeten.

Derjenige Staatsverband, welcher vermöge seiner Größe und Bedeutung am ehesten dazu berufen gewesen wäre, die Ehre des schwäbischen Stammes zu retten, das Herzogtum Württemberg, versäumte lange Zeit diese Pflicht vollständig. Seit dem Heimgange des wackeren Herzogs Christoph hatten sich die inneren Zustände von Regierung zu Regierung verschlimmert, hatte man sich fast auf keinem Gebiete die Errungenschaften der fortschreitenden Zeiten anzueignen gewußt. Alle die Einrichtungen, auf die man sich im Lande soviel zu gut that, waren veraltet: die Verfassung gleichermaßen wie das Schulwesen. Dieses war ganz auf Züchtung von Theologen zugeschnitten, was ja gar nicht anders sein konnte, da die Theologie wie auf der Tübinger Universität so auch in der Staatsverwaltung die erste Rolle spielte. Die Zahl der höher gebildeten weltlichen Beamten war gering; ihre Stelle vertrat ein

Heer von Schreibern, die, auf einer je niedrigeren sittlichen Stufe sie durchschnittlich standen, desto bequemere Vollzugswerkzeuge für Gewalt und Willkür bildeten. In der ersten Hälfe des 18. Jahrhunderts erreichte die Verderbtheit ihren Höhepunkt. Auf die üppige Maitressenwirtschaft unter dem pflichtvergessenen Eberhard Ludwig folgte das nicht viel erfreulichere Regiment des starrsinnigen Karl Alexander, der seine Unterthanen durch den jüdischen Finanzkünstler Süß Oppenheimer ausrauben ließ. Das schlechte Beispiel von Liederlichkeit, das von oben her gegeben wurde, fand unter den höheren Ständen allenthalben, namentlich aber in der Residenz Nachahmung. Die Zeiten der vormundschaftlichen Regierung für den jungen Karl Eugen brachten einige Erleichterung, und auch die Anfänge dieses Fürsten, der 1744 auf Verwendung seines großen Lehrmeisters, des Königs Friedrich II. von Preußen, im Alter von sechzehn Jahren für mündig erklärt wurde, versprachen Gutes. Aber je mehr der Herzog die Zügel der Herrschaft in die eigenen Hände nahm, desto höher stiegen Not und Elend im Lande. Karl Eugen war ein Mensch von nicht gewöhnlichen Anlagen: von lebhaftem Geiste, klarem Verstande, scharfen Sinnen. Er verfügte über viel Willenskraft, aber unstät und unbeständig, wechselte er allzu oft die Ziele seines Wollens. Ein starkes Begehrungsvermögen ließ ihn ungezügelter Genußsucht und maßloser Eitelkeit fröhnen. Voll von Selbstbewußtsein und vom Gefühle seiner Selbstherrlichkeit durchdrungen, wollte er die Vorsehung seiner Unterthanen spielen. Doch nicht etwa eine gerechte Vorsehung, gleich dem großen Friedrich; vielmehr bezeichneten Härte und Gewalt, Laune und Willkür seine Wege. Karl Eugen ist sein ganzes Leben über im Grunde derselbe geblieben. Nur kühlte sich allmählich die Hitze seiner Jugend ab, machten ihn die Jahre in manchen Stücken besonnener, milderte bei ihm vieles der sanfte weibliche Einfluß seiner Herzensbeherrscherin und nachmaligen zweiten Gemahlin, der zur Reichsgräfin von Hohenheim erhobenen Franziska von Leutrum. Vor allem aber gab er sich in seiner zweiten Regierungshälfte, die vom Anfange der siebenziger Jahre zu datieren ist, verständigeren und nützlicheren Liebhabereien hin, als in der ersten. Er warf sich da auf die Pädagogik und Pflege der Wissenschaften, wovon

noch ausführlich die Rede sein wird. In den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft richtete sich seine Phantasie auf Entfaltung einer unerhört verschwenderischen Prachtliebe, die mehr als alles andere die unglücklichen politischen Zustände im Lande verschuldete. Wohl kam diese Leidenschaft den Künsten zu gut: der Architektur bot sich Gelegenheit zu glänzenden Leistungen, Malerei und Plastik hatten im Dienste jener reichliche Beschäftigung. 1761 wurde eigens eine Akademie dafür unter der Leitung des ausgezeichneten Malers Guibal begründet. Aber nicht um ihrer selbst willen liebte Karl Eugen die Künste: sie erfüllten für ihn dekorative Zwecke, dienten ihm als Mittel, um einerseits seine Sinne zu berauschen, andererseits den Glanz seiner Hofhaltung zu erhöhen und den Ruhm seines Namens zu mehren. Musik und Schauspiel nahmen unter den Festlichkeiten des württembergischen Hofes einen wichtigen Rang ein. In Stuttgart und Ludwigsburg entstanden große Theaterbauten, die Sommerresidenzen wurden mit kleineren Bühnen versehen. Leider war der Herzog, wie die deutschen Fürsten seiner Zeit überhaupt, ganz im welschen Geschmacke befangen. Die großen Opern und Ballette wurden bevorzugt, auf prunkvolle Ausstattung, auf Engagements italienischer Sänger und Virtuosen sowie französischer Tänzer ungeheuere Summen verschwendet. 1753—1769 stand der berühmte Kapellmeister und Komponist Nicolo Jommelli an der Spitze der musikalischen Aufführungen. Auch die Opera buffa wurde nicht vergessen, überdies lange Jahre eine französische Komödiantentruppe unterhalten, deren Direktor Uriot, zugleich Vorleser des Herzogs, sich seiner Aufgabe, die Hoffeste in französischer Sprache zu beschreiben, mit kriechender Schmeichelei entledigte. Weithin erscholl der Ruhm der herzoglichen Theater, und das gerade war es, was der Eitelkeit Karl Eugens gefiel. Für deutsche Schauspielkunst gab es in Württemberg keinen Raum mehr; 1746 hatte auf ein Vierteljahrhundert hinaus zum letztenmal eine einheimische Truppe in Stuttgart Vorstellungen gehalten. Aber auch die welsche Flitterherrlichkeit nahm ein Ende. Seit 1768 verlor der Herzog allmählich den Geschmack an diesen Lustbarkeiten und entließ die kostspieligen fremden musikalischen und mimischen Größen, um fortan der deutschen Bühnenkunst eine dürftige Stätte zu bereiten.

Für die heimische Litteratur hat der französisch gebildete Karl Eugen niemals das richtige Verständnis gehabt, auch nicht in den späteren Zeiten, da er sich doch mehr mit solchen Dingen abgab, geschweige denn in seiner früheren Periode. Dennoch fällt gerade in diese der Umschwung zum Besseren in den litterarischen Zuständen Württembergs und Schwabens. Es mag sein, daß die bei allen Schwächen und Verirrungen bedeutende Persönlichkeit des Herzogs, seine in manchen Stücken belebend und erfrischend wirkende Selbstherrschaft wenigstens nicht ganz ohne mittelbare Einwirkung gewesen sind. Aber weit mehr that das Vorbild des deutschen Nordens, das zur Nacheiferung anfeuerte. So unübersteigbar war die Mauer, die den schwäbischen Winkel vom übrigen Reich absperrte, denn doch nicht, daß das neu erwachte Geistesleben nicht nach und nach eingedrungen wäre. Und ein so begabtes und geistig so regsames Völklein mit so ruhmreicher Vergangenheit, wie die Schwaben, konnte auf die Dauer sich von den Brandenburgern und Sachsen nicht über die Achsel ansehen lassen. Aerger über die Anmaßung dieser und Scham über die Berechtigung der fremden Geringschätzung waren die wechselnden Gefühle der Schwaben, welche etwas auf ihren Stamm hielten. Die einen mühten sich ab zu beweisen, daß es um die schönen Wissenschaften im Lande so schlimm nicht bestellt sei, die anderen erkannten die Thatsache der geistigen Inferiorität rückhaltlos an und suchten auf den Grund davon zu gelangen. Scharfe Kritik frommte natürlich mehr, als falsche Selbstzufriedenheit. Der Hauptgewinn lag jedoch darin, daß die Frage überhaupt in Fluß gekommen war und weitere Kreise sich dafür interessierten. Die Debatten währten bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hinein. Bald konnten die Verfechter schwäbischer Stammesehre sich auf klangvolle Namen berufen: auf Wieland, Schubart, Abbt und auf manchen Stern bescheideneren Ranges. Es waren freilich zunächst nur einzelne Männer, die in litterarischen Dingen mitzusprechen hatten. Die geistige Bildung im allgemeinen hob sich naturgemäß langsam, wie man auch auswärts nur langsam eine bessere Meinung von den Schwaben gewann. Noch fehlte hochstrebenden Geistern der rechte Boden, um zu gedeihen, die freie Luft, um die Schwingen zu ent-

falten, und so geschah es, daß Wieland, Abbt und andere, wie später noch Schiller, sich der Heimat entzogen, daß Schubart, der ausharrte, teuer dafür bezahlte. Aber, was immer das Schwerste ist, der Anfang war gemacht, die Bahn gebrochen; die dichte Wolke geistiger Finsternis, die lange Zeit über dem Schwabenlande gelagert hatte, war zerrissen, und die Nebel begannen sich zu teilen.

Die ersten Männer in Württemberg, die nicht bloß die richtige Erkenntnis von dem, was not that, besaßen, sondern auch ihre Anschauungen durch poetische Versuche praktisch erläuterten, waren die seit der Studienzeit miteinander enge befreundeten Altersgenossen Johann Ludwig Huber und Eberhard von Gemmingen. Huber, als Dichter der bedeutendere von beiden, war am 21. März 1723 als Pfarrerssohn zu Großheppach (O.A. Waiblingen) geboren. Er besuchte die Klosterschulen zu Denkendorf und Maulbronn und das Tübinger Stift, entsagte aber dann dem theologischen Studium, um sich der Rechtswissenschaft zuzuwenden. Zunächst Hofgerichtsadvokat in Stuttgart, trat er 1750 in den Staatsdienst über und wurde Oberamtmann oder, wie es damals hieß, Vogt zu Nagold. Von hier aus sandte Huber, der sich schon frühzeitig mit den schönen Wissenschaften beschäftigt, sein Talent an Uebersetzungen geübt und daran eigene poetische Versuche gereiht hatte, ein Bändchen „Oden, Lieder und Erzählungen“ 1751 anonym in die Welt. 1756 wurde er auf das Oberamt Bebenhausen und 1762 auf das Oberamt Tübingen mit dem Titel Regierungsrat versetzt. Hier leistete er den ungesetzlichen Steuerplänen Karl Eugens 1764 mannhaften Widerstand und riß durch sein Beispiel das ganze Land fort. Der Herzog ließ den kühnen Beamten ein halbes Jahr auf der Festung Hohenasperg schmachten. Durch das Fürwort des kaiserlichen Gesandten in Freiheit gesetzt, lebte Huber als Privatmann in Tübingen, seit 1788 in Stuttgart, wohin er der Nähe seines Freundes Gemmingen wegen zog. Er teilte seine Zeit zwischen Rechtsgeschäften, die ihm von vielen Seiten anvertraut wurden, und litterarischer Beschäftigung. 1775 gab er einen Band Gedichte, „Versuche mit Gott zu reden“ betitelt, und 1783 „Vermischte Gedichte“, beide Sammlungen wieder anonym, heraus; erst als von der ersteren 1787 eine zweite Auflage erscheinen konnte,

setzte er seinen Namen auf das Titelblatt. Des weiteren veröffentlichte er Tischgebete, 1779 ein Nachspiel „Das Lotto oder der redliche Schulze“ und 1791 ein Melodrama „Tamira“; beide Stücke wurden wiederholt am Stuttgarter Hoftheater aufgeführt. 1793 errichtete er seinem verstorbenen Freunde Gemmingen ein biographisches Denkmal in poesievoller Prosa, und 1798 ließ er „Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Vestung“ folgen. Diese autobiographische Arbeit, der ein poetischer Anhang von Erzeugnissen aus der Zeit der Hohenasperger Kerkerhaft beigegeben ist, liefert nicht nur einen beachtenswerten Beitrag für die Zeitgeschichte, sondern macht uns auch in erwünschter Weise mit der Denkart des Mannes bekannt. Er verschied am 30. September 1800.

Huber wurde von seinen Landsleuten nicht bloß als unerschrockener Vorkämpfer für Recht und Gesetz gegen Fürstenwillkür, als Märtyrer einer guten Sache, als gesinnungstüchtiger württembergischer Patriot gefeiert, sondern die jüngeren Talente blickten auch zu ihm als dem ehrwürdigen Förderer der einheimischen Poesie empor. Nicht bei allen Dichtern spiegelt sich der im Leben bethätigte persönliche Charakter in den Dichtungen so deutlich ab, wie bei Huber. Pflicht und Tugend sind die Götter, denen er dient. Er selbst bezeichnet als den Endzweck seiner gesamten litterarischen Thätigkeit Gemeinnützlichkeit. In seinen „Versuchen mit Gott zu reden“ und in den auf dem Asperg entstandenen Gedichten waltet ein tief sittlicher Ernst und die echte Frömmigkeit eines von kirchlichen Vorurteilen unabhängigen Mannes. Manches darin ist groß gedacht, manches in wirklich erhabenem Tone durchgeführt. Das Melodrama „Tamira“ behandelt in schwungvoller Prosa den Sieg der Königspflicht über die Vaterliebe. Solche pathetische Stoffe entsprechen Hubers natürlichem Talent am besten. Daneben hat er mit Vorliebe kleine poetische Erzählungen, Fabeln, Epigramme verfertigt. Diese Stücke alle haben eine satirische Spitze oder sonst eine unverhüllte moralische Tendenz. Huber ist Reflexionspoet, und er ist es mit vollem Bewußtsein. Er legt über sein poetisches Schaffen sich selbst und teilweise auch der Welt theoretische Rechenschaft ab. Seine Vorbilder sind die Schweizer,

namentlich Haller, ferner Hagedorn, erst in späteren Jahren auch Klopstock. Im bewußten Gegensatze zu dem in Schwaben bisher üblichen inhaltlosen Reimgeklingel hat er reimlose Metren bevorzugt. Die Absichtlichkeit, der Mangel an sinnlicher Naivetät trüben den Genuß seiner Poesie mehr noch als die häufigen Schwerfälligkeiten in der Behandlung der Stoffe und Unbeholfenheiten im sprachlichen Ausdrucke. Dennoch verweilt man nicht ungern bei Huber. Denn er ist seit Andreä und Weckherlin wieder der erste schwäbische Dichter von charakteristischem Gepräge. Und nicht allein darum. Seine Erscheinung weist auch auf eine größere Zukunft hin. Wichtige Elemente der Schillerschen Muse zeigen sich bereits in der Huberschen, hauptsächlich die Begeisterung für Bürgertugend und der Haß gegen die Tyrannei. Aber Huber hat nur etwas von Schillers sittlichem Pathos, nichts von Schillers weltbewegender Kraft. Ja, das geniale Ungestüm des Dichters der Räuber scheint bei dem unbeugsamen Manne des verbrieften Rechtes kein Verständnis gefunden zu haben. Wie Huber moralische Bedenken gegen Schillers Jugendwerk beschlichen, so hätte er vermutlich auch zu Tells patriotischer Mordthat mißfällig den Kopf geschüttelt.

Freiherr Eberhard Friedrich von Gemmingen, am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, studierte in Tübingen und Göttingen die Rechte. In letzterem Musensitze fand des Jünglings Neigung für die schönen Wissenschaften mehr Befriedigung, als in Tübingen. Der Umgang mit Albrecht von Haller, der damals in Göttingen lehrte, ermunterte ihn zu eigenen poetischen Versuchen. Nachdem er auf Reisen seine Bildung vollendet hatte, wurde er 1748 württembergischer Regierungsrat. 1750 veröffentlichte er „Lieder, Oden und Erzählungen" in zwei Büchern, 1752 gab Bodmer von ihm ein Heftchen „Poetische Blicke in das Landleben" heraus, und 1753 folgten „Briefe nebst andern Poetischen und Prosaischen Stücken"; letztere Sammlung ließ der von Göttingen her mit Gemmingen befreundete Zachariä zum Verdrusse des Verfassers 1769 neu erscheinen. Mit diesen drei Büchern, denen er übrigens seinen Namen auf dem Titel nicht vorsetzte, war seine kurze litterarische Laufbahn beendigt; nur im Göttinger Musenalmanach von 1771 und 1774 trat er nochmals mit einigen Gedichten hervor. Aber

seine Teilnahme an der Entwicklung der Litteratur ließ auch unter der Last eines verantwortungsreichen Amtes nicht nach. Ebenso wie für die Poesie war er auch für die Musik begabt, was seine 1786 erschienenen Klaviersonaten bezeugen. Gemmingen rückte im Laufe der Zeit zum Regierungspräsidenten und wirklichen Geheimerat vor. Auf ihn findet die viel mißbrauchte Redensart, daß er das Muster eines pflichtgetreuen Beamten gewesen sei, mit Recht Anwendung. Nicht bloß seiner verdienstvollen amtlichen Wirksamkeit, auch seiner Charakterfestigkeit wegen war er allgemein geachtet. Er starb am 19. Januar 1791 zu Stuttgart.

Gemmingens poetische Physiognomie ist in den Grundzügen mit der seines Freundes Huber verwandt. Vorzug der Geburt gilt ihm nichts, Verdienst der Tugend alles. Aber er weiß seinen Gesinnungen nicht so kraftvollen Ausdruck zu verleihen, wie Huber. Beide haben sich an denselben Mustern gebildet. Aber mehr noch, als ein Schüler Hallers, ist Gemmingen ein Jünger des Horaz. Seine Gedichte triefen von Horazischer Weltweisheit, er preist das Landleben im Horazischen Geist, er verwendet mit Vorliebe, wenn auch nicht mit sonderlichem Geschicke, Horazische Versmaße. Reicht Gemmingen an Hubers Pathos und Schwung nicht heran, so ist er dafür geschmeidiger. Einige seiner Fabeln, die er gerne mit Kehrreimen versieht, sind nicht ohne Witz. Und in seinen humoristisch-satirischen Prosaaufsätzen, namentlich in der ironisch gehaltenen Abhandlung „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben“, zeigt er einen artigen Anflug von feuilletonistischer Begabung.

Das Beispiel Hubers und Gemmingens wirkte fort. Die Landesuniversität, das Stift hatten diese beiden Männer für das Darniederliegen der schönen Wissenschaften in Württemberg mitverantwortlich gemacht. Das wollte man sich dort nicht sagen lassen. Man wollte beweisen, daß man in der Poesie auch etwas zu leisten vermöge. Der damalige Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, Johann Gottlieb Faber (1717—1779) aus Stuttgart, Theologe von Haus aus, suchte auf den Geschmack seiner Schüler Einfluß zu gewinnen und ermunterte sie zu poetischen Versuchen. Eine Anzahl Studenten, meist Stiftler, versammelten sich wöchentlich in seinem Haus, um, wie er es selbst ausdrückt, ihre akade-

mischen Nebenstunden mit vernünftigen Ergötzungen aufzuräumen. Faber hielt darauf, daß sich die jungen Leute der deutschen Sprache bedienten. Das war gewiß rühmlich. Aber daß er etwas so Selbstverständliches geflissentlich betonen und sogar rechtfertigen mußte, läßt einen tiefen Blick in die mittelalterliche Barbarei der Landesuniversität thun. Zuerst wagte, offenbar von Faber angeregt, ein einzelner Tübinger Jüngling einen selbständigen Flug an die Oeffentlichkeit: der Theologe Georg Jakob Duttenhofer, am 5. Dezember 1729 zu Calw geboren, am 23. September 1780 als Dekan zu Wildberg gestorben. Er ließ 1751 anonym ein erstes Stück „Schwäbische Gedichte" erscheinen. Mit maßloser Heftigkeit zieht er darin wider Hubers und Gemmingens wegwerfende Urteile über die schönen Wissenschaften in Schwaben zu Feld; aber seine eigenen poetischen Leistungen sind eher dazu angethan, diese Urteile zu rechtfertigen, als sie zu entkräften. An Stelle des männlichen Ernstes jener beiden tritt bei Duttenhofer knabenhafte Spielerei. Das meiste ist unselbständig und unreif, gespreizt und geziert. Am angenehmsten berührt noch an dem Büchlein eine gewisse jugendliche Keckheit und die gutmütige Absicht, die Ehre der heimatlichen Hochschule und der „Neckarmusen" zu retten. Duttenhofer ist in späteren Jahren höchstens noch gelegentlich als Dichter hervorgetreten. 1753 gab Professor Faber selbst ein Bändchen „Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart" heraus, Erzeugnisse seiner Schüler, von denen indessen keiner einzeln namhaft gemacht ist. Sowohl die Gedichte als die Prosaaufsätze sind wertlose, teilweise kindliche Schulübungen; jene, im Tone von Klopstocks Vormännern gehalten, erreichen kaum das Niveau der Duttenhoferschen Leistungen. Lediglich um seiner merkwürdigen Folgen willen erweckt das Büchlein einiges Interesse. Im Tübinger Stifte nämlich entrüstete man sich darüber, daß Zöglinge ihre der heiligen Wissenschaft geweihte Zeit mit solchem Tande vergeudeten und Gedichte, darunter — entsetzlich! — sogar zahlreiche Liebeslieder, der Oeffentlichkeit übergaben. Man ergriff Maßregeln, um für die Zukunft solch schweres Aergernis zu verhüten. Faber ward von seinem poetischen Lehramt entfernt und auf die theologische Professur beschränkt, brachte es übrigens doch

noch zu den höchsten geistlichen Würden. Nicht besser, als Faber und seinen Schülern, erging es zehn Jahre später den Urhebern eines ähnlichen litterarischen Unternehmens. Die beiden Stiftler Johann Jakob Guoth (1743—1766) aus Rosenfeld und Johann Christoph Schwab, am 10. Dezember 1743 zu Ilsfeld (O.A. Besigheim) geboren, ließen 1763 das erste Stück einer „Neue Beiträge zum Vergnügen des Geschmacks, des Verstands und des Herzens" betitelten Monatsschrift erscheinen. Der Inhalt, Verse wie Prosa, bekundet immerhin gegenüber der Faberschen Sammlung Fortschritte, wenn auch von echtem Klopstockschen Geiste noch nicht viel zu spüren ist. Da man nun schon einmal im Stifte Beschäftigung mit der Poesie als Verbrechen betrachtete, wurde die Auflage der Monatsschrift konfisziert, die zwei Herausgeber samt dem Buchdrucker mehrere Tage in das Karzer gesperrt und den Stipendiaten von neuem eingeschärft, daß der Umgang mit den Musen sich für einen Theologen nicht zieme. Guoth, dem Anscheine nach der poetisch Begabtere von beiden, starb dreiundzwanzigjährig als Präzeptor zu Ebingen, während Schwab, nachdem er sich elf Jahre lang als Hofmeister in der Schweiz aufgehalten hatte, 1778 Professor der Logik und Metaphysik an der Karlsschule wurde und mit diesem Amte später das eines Geheimsekretärs im Staatsministerium verband. Unter der kurzen Regierung Herzog Ludwig Eugens (1793—1795) war Schwab eine wichtige Persönlichkeit und machte offenbar seinen Einfluß für Aufhebung der Karlsschule geltend. Er starb am 15. April 1821 zu Stuttgart. Schwab zeigt sich in seinen Gedichten, wovon er noch mancherlei veröffentlicht hat, mehr als einen Liebhaber von Bildung und Geschmack, denn als einen Poeten von wirklichem Berufe. Daneben entfaltete er eine emsige publizistische Thätigkeit und genoß namentlich als fruchtbarer philosophischer Schriftsteller Ansehen, wenn er auch schließlich als Anhänger Leibniz' und Gegner Kants fast völlig vereinzelt dastand.

Auch ohne die Beihilfe der Tübinger Universität und gegen den Widerstand des Stiftes vollendeten die Musen ihren Siegeszug durch das Schwabenland. Redliche Mühe gab sich dabei Balthasar Haug, der eine Zeit lang des ästhetischen Richteramtes in Württemberg gewaltet hat. Er war am 4. Juli 1731 zu Stammheim

(O.A. Calw) geboren, machte den regelmäßigen theologischen Bildungsgang durch, wurde Pfarrer zu Niederstotzingen (O.A. Ulm) und Magstadt (O.A. Böblingen), 1766 Professor am Stuttgarter Gymnasium, welchen Posten er jedoch erst 1773 antreten konnte, da er in der Zwischenzeit in herzoglichen Privatdiensten zu Ludwigsburg beschäftigt war. 1776 erhielt er zu seinem Gymnasialamt eine Professur für deutschen Stil an der Karlsschule und die Stelle des Mittwochpredigers an der Stiftskirche. Er starb am 3. Januar 1792. Haugs Ansehen beschränkte sich nicht auf die Grenzen seiner engeren Heimat. Er war Mitglied verschiedener auswärtiger Gesellschaften, kaiserlicher Pfalzgraf und machte sich als solcher den von ihm freilich ernst gemeinten Spaß, eine Anzahl Dichter zu krönen. Eine wohlmeinende und unterrichtete Persönlichkeit mit regen und vielseitigen geistigen Interessen, erhob sich Haug in keinem Fach über ein anständiges Durchschnittsmaß und war gegen den leisesten Verdacht der Genialität völlig gesichert. Als Poet hat er nichts Bleibendes geschaffen. Er diente dem Herzog und der Karlsakademie mit Festgedichten, die allen höfischen Anforderungen Genüge thaten. Sonst liebte er religiöse und moralische Stoffe, die er zwar nicht ohne Gewandtheit, aber in einem geschmückten und aufgeputzten Stile, der aus der Rumpelkammer der Renaissancepoesie hervorgeholt zu sein scheint, behandelte. Sein poetisches Hauptwerk ist eine „Der Christ am Sabbath" betitelte Sammlung frommer Lieder (1763/4). Außerdem schriftstellerte er auf verschiedenen Gebieten. Wirklichen Nutzen hat er als Litterarhistoriker und als Förderer der zeitgenössischen Litteratur gestiftet. Zwar muß seine Jugendschrift „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" (Ulm und Leipzig 1762), ein Versuch, die Ehre der einheimischen Litteratur zu retten, als verunglückt bezeichnet werden; sie bewegt sich in Allgemeinheiten ohne Beweiskraft und ist in zopfiger, schwerfälliger Prosa geschrieben. Aber die Gründung einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift in Stuttgart war ein sehr verdienstvolles Unternehmen. Sie erschien erstmals 1774 unter dem Titel „Gelehrte Ergözlichkeiten und Nachrichten", 1775—1780 als „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen", 1781 und 1782 als „Zustand der Wissenschaften und Künste in

Schwaben". Gedichte, litterarhistorische, ästhetische, kritische Artikel, Personalnotizen wechseln darin miteinander ab, und wenn die neun Bände auch weit reichere Ausbeute für Statistik und Biographie, als für Poesie, liefern, so war doch einmal der Versuch gemacht, die schwäbischen Schriftsteller zu sammeln. Die späteren Jahrgänge der Zeitschrift durften sich sogar der Mitarbeiterschaft Schillers rühmen. Und nicht bloß durch seine Feder und seine journalistischen Unternehmungen, auch durch mündliche Aufmunterung und persönliche Bemühungen hat Balthasar Haug den schönen Wissenschaften in Schwaben zu kräftigem Fortschritte verholfen.

An Haug reihen sich ein paar Dichter, die sich gleichfalls mehr an den Vorläufern Klopstocks, als an diesem selbst, gebildet haben. Johann Friedrich August Kazner (1732—1798) aus Stuttgart, württembergischer Hofgerichts- und Kanzleiadvokat, verfertigte hauptsächlich Fabeln. Christian Friedrich Christoph von Bühler (1733—1810) aus Backnang, Oberamtmann und Regierungsrat zu Kirchheim unter Teck, gab zu Erlangen, wo er studierte, eine Wochenschrift „Vergnügte Nachmittage" heraus, machte 1763 „Das Lager bei Osweil" zum Gegenstande von Versen und war als Schriftsteller in verschiedenen Fächern thätig. Immanuel Pfleiderer (1745—1811) aus Gärtringen (O.A. Herrenberg), zuletzt Generalsuperattendent von Oehringen und Prälat zu Schönthal, schrieb 1767 ein „Gedicht von der Glückseligkeit eines Staates unter der Regierung eines Weltweisen". Friederike Luise Haasin, geborene Feuerbach, folgte den Spuren der damals noch als Greisin lebenden Magdalena Sibylla Riegerin. Sie kam am 10. Januar 1738 in Ludwigsburg als Tochter eines Offiziers zur Welt und verheiratete sich mit dem Pfarrer Haas zu Grötzingen (O.A. Nürtingen) und später zu Schlierbach (O.A. Göppingen). Balthasar Haug krönte sie für ein Gedicht auf Gellerts Tod 1770 zur Dichterin. Ihre Verse, die sich meist auf fromme Anlässe oder festliche Gelegenheiten beziehen, erschienen im schwäbischen Magazin und in sonstigen Zeitschriften oder Anthologien. Häusliche Sorgen erstickten indessen, wie sich Haug ausdrückt, das dichterische Feuer in ihr. Von Reichsstädtern sind Jakob Schultes aus Ulm und Johann Georg Geßler aus Memmingen zu nennen. Jener (1727—1771),

Diakonus zu Leipheim (in bayerisch Schwaben), dichtete hauptsächlich im Odenstil und lieferte Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Geßler (1734—1789) war erst Strumpfwirker, ging dann zum Studium über und wurde Korrektor in einer Buchdruckerei zu Lindau. Er veröffentlichte 1761 „Verse und Erzählungen", 1763/4 vier Stücke „Satirisch-moralisches Allerlei voller anmutigen Erzählungen und Gedichte", 1765/7 drei Teile einer satirisch-moralischen Wochenschrift in gebundener und ungebundener Schreibart „Der Rechtschaffene" und endlich 1767 drei Teile „Spanisch-jesuitische Anekdoten". Gegen letzteres, wie es in dem reichshofrätlichen Erkenntnis heißt, mit den abscheulichsten Gotteslästerungen angefüllte Werk wurde scharf vorgegangen. Der Autor selbst entzog sich der Verantwortung durch Flucht. Er lebte fortan in der Schweiz und in Frankreich und beschloß seine Tage in der Nähe von Paris. Geßler war ein kleiner Geist. Fabeln, Satiren, Schäferstückchen, moralische Erzählungen in Versen und Prosa sind sein Element. Echte Herzenstöne findet er nicht, aber auch Geschmack und Witz vermißt man bei seinen poetischen Spielereien und Tändeleien. Endlich verfaßte der Hohenloher Philipp Ernst Kern (1716—1777) aus Niedernhall (O.A. Künzelsau), Konsistorialrat in Hildburghausen, 1754 ein religiöses Lehrgedicht in Alexandrinern, „Die Allmacht Gottes in den Werken der Schöpfung" betitelt.

Wenn diese Männer noch in ihren munteren Stücken Hagedorn und die Anakreontiker, in ihren ernsten Haller und Gellert nachahmten, so wuchs mittlerweile ein Geschlecht heran, das in Klopstock sein poetisches Vorbild erblickte. In Schwaben war Schubart der Bannerträger dieser Heerschar.

Christian Friedrich Daniel Schubart ist am 24. März 1739 als Sohn des Kantors Johann Jakob Schubart in dem damals zur Grafschaft Limpurg gehörigen Dorf Obersontheim (O.A. Gaildorf) geboren. Seine Heimat ist also das schwäbisch-fränkische Grenzgebiet; sein Vater war Franke aus dem Nürnbergischen Altdorf, aber der Sohn hat sich mehr als Schwaben gefühlt und ist zu einem solchen durch alle seine Lebensbeziehungen gestempelt worden. Kaum ein Jahr alt, kam das Knäblein nach der kleinen

Reichsstadt Aalen, wo sein Vater Präzeptor und Musikdirektor geworden war und später zum Diakonus aufstieg. An diesem Orte hafteten Schubarts Jugendeindrücke, hier begann sich sein Wesen nach verschiedenen Richtungen, die für seine ganze Zukunft bestimmend wurden, zu entwickeln. Seinen derben deutschen Ton hat er nach eigener Angabe den urwüchsigen Reichsstädtern abgelernt. Auf die Aalener Zeit geht seine Begeisterung für Klopstock, mit dessen Messias ihn ein Werbeoffizier bekannt machte, wie seine Vorliebe für das Preußentum zurück, die im Verlaufe seines Lebens reichliche Nahrung erhalten und sich immer mehr kräftigen sollte. In Aalen zeigte sich auch schon das musikalische Talent des Knaben, das durch des Vaters Neigungen zu dieser Kunst geweckt wurde. Ueberhaupt war der alte Schubart ein origineller Kopf, bei dem sich manche von den Eigentümlichkeiten des Sohnes nachweisen lassen. Die Erziehung, die der junge Schubart im Elternhaus erhielt, that mancherlei für die Ausbildung seines lebhaften Geistes, aber wenig für die Stählung seines Charakters, ließ vielmehr eine Nachsicht walten, die bei seinem zu Leichtsinn und Unbedachtsamkeit geneigten Naturelle doppelt gefährlich wurde. So war es ein bedenkliches Wagnis, den Vierzehnjährigen in die Welt zu schicken. In der That war schon zu Nördlingen, wo er 1753—1756 als Schüler des Lyzeums weilte, und in Nürnberg, wo er 1756—1758 das Gymnasium zum heiligen Geiste besuchte, bei tüchtiger Förderung seiner Studien sein Lebenswandel ziemlich ungeordnet. Der Wirtshausverkehr mit Leuten aus den unteren Volksklassen, den er zeitlebens mit Vorliebe pflegte, im besonderen mit Handwerksburschen und Musikanten, trug gerade nicht zur Hebung seiner Sitten bei. Poetische Anregungen bekam er immerhin davon. Schon in Nördlingen versuchte er sich mit Glück als Poet, und in Nürnberg entflammten ihn die Ruhmesthaten der preußischen Waffen zu Kriegsliedern. In Erlangen, wohin er 1758 verschlagen wurde, führte Schubart vollends ein wüstes Leben. Seinen theologischen Studien lag er ohne Regel und Zusammenhang ob. Desto eifriger beteiligte er sich dagegen an den rohen Belustigungen der Studentenschaft. Als er gar in den Schuldturm kam, zog es der Vater vor, ihn im Frühjahre 1760 nach Aalen zurückzurufen.

Hier und in der Umgegend verbrachte er einige für seine weitere Ausbildung ersprießliche Jahre. Er verfolgte mit Interesse die Entwicklung der deutschen Litteratur, dichtete, knüpfte wertvolle Verbindungen und Korrespondenzen, wie mit Balthasar Haug, an; er trieb Musik und komponierte; dazwischen hinein predigte er auf den Dörfern herum, war eine Zeit lang Hauslehrer in Königsbronn (O.A. Heidenheim) und machte Streifzüge durch die schwäbischen Lande.

Im Oktober 1763 übernahm Schubart die Stelle eines Präzeptors und Musikdirektors in dem zur Reichsstadt Ulm gehörigen Städtchen Geislingen. Obgleich nicht methodisch zum Lehrer vorgebildet, wirkte er doch vermöge seiner starken Individualität und seines lebhaften Geistes auf seine Schüler höchst anziehend. Sein Lehrberuf gewährte ihm auch teilweise Befriedigung. Aber dennoch wurde ihm seine Geislinger Lage bald unerträglich. Nicht nur zwang ihn sein Amt zu allerhand unwürdigen Nebendiensten, sondern er fühlte sich auch in dem abgelegenen Städtchen mit seiner langweiligen Philisterbevölkerung geistig eingeengt und vereinsamt. Sein Behagen wurde nicht vermehrt durch eine vorzeitige Heirat, die er 1764 mit der Tochter des Geislinger Oberzollers Bühler einging. Noch hatte der Brausekopf seinen Durst nach Lebensgenuß zu wenig gestillt, als daß er zum Gatten und Familienvater getaugt hätte. Helene Schubart, die sich später im Unglücke so echt bewähren sollte, wußte sich anfangs in die genialische Art ihres Gatten nicht zu schicken; sie fühlte sich noch zu sehr als die Tochter einer ehrbaren, aber philiströsen Familie, und mit dieser, zumal mit dem Schwiegervater, konnte sich der feurige Schwiegersohn unmöglich vertragen. Immerhin war die Geislinger Zeit nicht ohne Gewinn für Schubarts geistige Fortbildung. Er las nicht bloß die Erzeugnisse der modernen Litteratur, sondern auch wissenschaftliche Werke. Er korrespondierte eifrig; damals knüpfte sich eine nicht allzu lang währende Verbindung mit Wieland an. Er verdiente sich als Mitarbeiter der Lindauer Wochenschrift „Der neue Rechtschaffene" (einer Fortsetzung von Johann Georg Geßlers „Der Rechtschaffene") die journalistischen Sporen. Er veröffentlichte 1766 ein Bändchen

„Zaubereien“, worin er kecker satirischer Laune die Zügel schießen ließ, und im folgenden Jahre „Todesgesänge“; durch ein steifes Prunkgedicht auf den Tod des Kaisers Franz I. erlangte er sogar die noch immer nicht aus der Welt geschaffte Würde eines gekrönten kaiserlichen Poeten.

Inzwischen litt Schubart mehr und mehr unter dem Drucke der Geislinger Verhältnisse, und so griff er mit Freuden zu, als sich ihm Herbst 1769 die Ludwigsburger Organisten- und Musikdirektorsstelle bot. Die Familie sträubte sich vergebens gegen diesen Wechsel. Ihr erschien Schubarts neuer Beruf als Herabwürdigung des ehemaligen Theologen, und sie sah voraus, daß der schwache Mann den Verführungen der in Genüssen schwelgenden Herzogsresidenz erliegen werde. Aber was ihn lockte, waren eben diese Genüsse. Seine geselligen, insbesondere seine musikalischen Talente erschlossen ihm rasch alle Kreise der Ludwigsburger Gesellschaft. Er brachte die dortige Kirchenmusik in die Höhe, erregte durch sein Flügel- und Orgelspiel Aufsehen, war als Musiklehrer viel begehrt; hatte er doch selbst Franziska von Leutrum, der damaligen Geliebten des Herzogs Karl Eugen, Unterricht zu erteilen. Daneben suchte er, was ihm hoch angerechnet werden muß, Geschmack an der deutschen Litteratur in der fremden Moden huldigenden Stadt zu verbreiten. Seine eigenen Produktionen beschränkten sich in dieser Periode fast ganz auf Gelegenheitsgedichte, durch die er seiner stets leeren Kasse aufzuhelfen suchte. Eine 1771 veranstaltete Ausgabe von Klopstocks kleinen poetischen und prosaischen Werken erwarb ihm nicht den Dank des Meisters. Die beste Zeit war dem Vergnügen gewidmet. Trotz den schönsten Vorsätzen und fortgesetzten Anwandlungen von Reue versank er immer tiefer im Schlamm der Sünde. Unsäglich hatte die Gattin unter seinem sittenlosen Wandel zu leiden. Er wetteiferte mit den Kavalieren und Künstlern, die seinen Umgang bildeten, in Ausschweifungen; aber es fehlten ihm nicht bloß die Geldmittel, sondern auch die weltmännische Erziehung, um sich bei seinen Belustigungen kavaliermäßig zu benehmen. Auch gebrachen ihm Takt und Mäßigung im geselligen Verkehre mit gesellschaftlich Höherstehenden. Ein Spottgedicht auf einen einflußreichen Höfling und eine Parodie der

Litanei erregten viel Anstoß. Seine geistlichen Vorgesetzten, die begreiflicherweise zu dem wüsten Treiben des Organisten scheel sahen, voran der bekannte Dekan Zilling, wirkten zu seinem Sturze mit. Er wurde erst wegen Ehebruches eingekerkert und dann durch einen herzoglichen Erlaß vom 21. Mai 1773 um des öffentlichen Aergernisses willen, das er gegeben, seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen.

Während Frau und Kinder in Geislingen eine Zufluchtsstätte fanden, griff Schubart zum Wanderstab. Er hielt sich der Reihe nach in Heilbronn, Mannheim, Heidelberg und am pfälzischen Hof in Schwetzingen auf. Seine geistsprühende Persönlichkeit schuf ihm überall rasch Gönner bis in die höchsten Kreise hinein. Aber das Schmarotzerleben, das er führte, verhalf ihm zu keiner Anstellung; in Schwetzingen verscherzte er sich die Gunst Herzog Karl Theodors durch seine lose Zunge wieder. Dann ging es nach München, wo ihm um den Preis seines Uebertrittes zum Katholizismus Amt und Brot zu winken schienen. Doch zum Glücke bewahrte ihn eine ungünstige Auskunft, die aus Württemberg über ihn eintraf, vor der Schmach, den Glauben, in dem er geboren und erzogen war, zu verkaufen. Nun wollte er nach Stockholm; der Zufall hielt ihn unterwegs in Augsburg zurück. Hier that er den glücklichsten Griff seines Lebens: er verwirklichte den schon früher gehegten Gedanken, ein Journal zu begründen. Seit dem 31. März 1774 gab er wöchentlich zweimal die „Deutsche (später: Teutsche) Chronik“ heraus. Er schenkte damit dem Publikum ein brauchbares Organ, das im Schwabenland und darüber hinaus mancherlei Wissen und Bildung ausbreitete. Für sich selbst aber gewann er einen Beruf, der nicht bloß seiner Begabung besonders zusagte, sondern ihn auch zur Seßhaftigkeit und wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu regelmäßiger Arbeit nötigte, gewann außerdem die Mittel, sich und seine Familie anständig zu unterhalten. Der Verlag der Chronik siedelte schon im Mai 1774 nach Ulm über, während Schubart selbst noch ein halbes Jahr in Augsburg blieb. Er hielt dort öffentliche Vorlesungen über Litteratur und Künste und trug als Rhapsode den Messias seines Lieblinges Klopstock vor. Doch hatte er sich durch seine Chronik manche Feindschaften zuge-

zogen, namentlich die der Jesuiten, die er besonders durch seine Angriffe auf den wunderthätigen Pfarrer Gaßner gereizt hatte, und Ende 1774 setzten die Gegner seine Arrestierung und alsdann seine Ausweisung aus Augsburg durch.

Mit dem neuen Jahre verzog Schubart nach Ulm, und hier begann er sich sittlich zu läutern, an ein ruhigeres Leben zu gewöhnen, wenn es auch an Rückfällen in die alte Wildheit keineswegs fehlte. Er war jetzt wieder mit der Gattin und den Kindern vereinigt und lernte die Segnungen des Familienlebens schätzen. Daneben bot ihm die alte Reichsstadt Anregungen aller Art. Er fand passenden Umgang; besonders nahe trat er Miller, dem Dichter des „Siegwart", der sich später im Unglück als treusten Freund der Familie bewähren sollte. Sein Ansehen in der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt hob sich immer mehr; mit dem kühn die Häupter emporreckenden Dichtergeschlechte der Stürmer und Dränger knüpfte er mannigfache Beziehungen an. Er stand im Mittelpunkte des Ulmer Musiklebens, stellte seine Talente dem dortigen Theater zur Verfügung, versah das Intelligenzblatt mit Prosa und Versen. Seine besten Kräfte widmete er aber seiner Chronik, die einen immer weiteren Leserkreis und damit immer bedeutenderen Einfluß gewann.

Die freimütige Art, auf die er sein Organ leitete, beschwor indessen einen vernichtenden Wetterschlag auf sein Haupt herab. Am Wiener Hofe fühlte man sich durch einige Stellen der Chronik beleidigt; die Jesuiten, Schubarts Erzfeinde, scheinen den Brand geschürt zu haben. Unglücklicherweise kränkte der Poet durch eine Künstlerlaune den österreichischen Residenten in Ulm, und dieser befürwortete nun aus Privathaß die Absicht, den Dichter aufzuheben und nach Oesterreich zu schleppen. Der Herzog von Württemberg erfuhr von dem Vorhaben und machte sich alsbald anheischig, den Vollzug der Strafe zu übernehmen. Ob Schubart etwa schon in den Ludwigsburger Tagen den persönlichen Zorn des Herzogs auf sich geladen hatte? Man weiß es nicht; denn seine damaligen Beziehungen zu Karl Eugen und Franziska sind nicht aufgeklärt. Gewiß aber hat er sich in der Folge durch schriftliche und mündliche Bemerkungen, Anspielungen und Spöttereien bei Karl Eugen

und nicht minder bei „Donna Schmergalina", wie er Franziska nannte, mißliebig gemacht; gewiß hat diese Dame zu Schubarts Verderben das Ihrige beigetragen. Außerdem war dem autokratischen Fürsten der ganze Geist, der aus der Chronik sprach, in der tiefsten Seele zuwider. Er betrachtete sich gleichsam als den Rächer aller gesalbten Potentaten Europas, wenn er den kecken Journalisten, dem keine Fürstenwillkür heilig war, züchtigte. Endlich wirkte die pädagogische Leidenschaft des Herzogs mit. Es gefiel ihm, die Vorsehung zu spielen und Schubart nicht bloß zu strafen, sondern durch eine radikale Kur zu bessern. So beging er denn den Gewaltakt; ein solcher war es schon darum, weil er über Schubart, der sein Unterthan nicht war, keinerlei Rechte hatte. Auf dem Boden der Reichsstadt Ulm wagte er sich nicht an dem Manne zu vergreifen. Deshalb mußte der Klosteroberamtmann Scholl Schubart auf württembergisches Gebiet nach Blaubeuren locken, wo er am 22. Januar 1777 verhaftet wurde. Man brachte ihn alsbald auf die Festung Hohenasperg, und das persönlich anwesende Fürstenpaar ließ ihn dort ohne Verhör und Urteil in einen düsteren Kerker werfen. Ein Jahr fristete er so, jeder menschlichen Gesellschaft und jeden Bildungsmittels beraubt, das denkbar elendeste Leben. Erst mit dem zweiten Jahre traten nach und nach wesentliche Erleichterungen ein, und seit 1780 durfte er sich frei innerhalb den Mauern der Festung bewegen. General Rieger, der Kommandant auf Asperg, versah sein Kerkermeisteramt ganz im Sinne seines Herren. Er suchte seinen Sträfling nicht bloß durch irdische Zuchtmittel zu bessern, sondern beschwor auch die Donner des ewigen Gerichtes auf sein Haupt herab. Schubart bewies sich so wenig fest, daß er sich seine eigene Natur ausziehen, sich zum Pietisten und Frömmler machen ließ. In den ersten Zeiten der Gefangenschaft bemächtigte sich trostlose Verzweiflung seiner Seele. Sein von jeher zart veranlagtes Gewissen führte ihm nun die Schreckbilder einer unsauberen Vergangenheit in vergrößertem Maßstabe vor das Gemüt, und in seiner Zerknirschung neigte er dazu, sein Elend als verdiente Strafe für seine Vergehungen hinzunehmen. Aber dauernd konnte er doch nicht vergessen, daß diese Strafe zu seiner Schuld in keinem rechtlichen

oder sinngemäßen Zusammenhange stehe. So kamen Stunden, da sich seine natürlichen Gefühle gegen die Vergewaltigung, die ihm widerfahren war, aufbäumten. In solcher Stimmung erging er sich in Klagen über sein Los und führte wohl auch Schmähreden gegen den Herzog; in solcher Stimmung geschah es, daß er die berühmte Fürstengruft dichtete. Derartige Rückfälle gaben dann Karl Eugen Vorwände zur Verlängerung von Schubarts Haft, dessen Besserung noch nicht vollendet sei. Doch lockerten sich im Laufe der Jahre seine Bande immer mehr, zumal unter den Nachfolgern des 1782 verstorbenen Rieger. Im Juli 1785 fand das erste Wiedersehen mit Weib und Kindern statt. Helene Schubart hatte sich treu und stark im Unglücke bewiesen und hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel umsonst erschöpft, um ihrem Gatten die Freiheit zu erwirken. Eine besondere Grausamkeit lag in der langen Fernhaltung der Familie, während er doch sonstige Besuche aller Art schon manches Jahr vorher hatte empfangen dürfen. Als Dichter und Schriftsteller war Schubart auf dem Asperg keineswegs verstummt. Namentlich floß ihm damals reich der Liederquell. Er erhielt Erlaubnis, in der Druckerei der herzoglichen Akademie, die übrigens ein gutes Geschäft damit machte, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten. Sie erschien 1785/6 in zwei Bänden, nachdem vorher schon verschiedene unbefugte Ausgaben von fremder Seite hergestellt worden waren. Gleichzeitig gab Schubart drei Hefte Kompositionen unter dem Titel „Musikalische Rhapsodien" heraus. 1787 ließ er dann noch einzeln die zwei frisch verfertigten Kaplieder („Kaplied" und „Für den Trupp") nebst Melodie drucken. Von Prosawerken entstanden die Anfänge seiner Selbstbiographie, die er zu einer Zeit, da ihm noch die Mittel zum Schreiben entzogen waren, einem Mitgefangenen in die Nebenzelle hinein durch eine Maueröffnung diktierte, und die „Ideen zu einer Aestethik der Tonkunst". Außerdem lieferte er noch von dem Herzog oder von Rieger bestellte Gelegenheitsarbeiten und war namentlich für des letzteren Soldatenbühne als Poet thätig.

Endlich mußte der Herzog doch sein wiederholt gegebenes Versprechen, den Gefangenen freizulassen, einlösen. Alle früheren Fürbitten waren an dem starren Sinne Karl Eugens abgeprallt,

aber einer nachdrücklichen Verwendung von Berlin aus, wo Schubart durch seine begeisterten Gedichte auf Friedrich den Großen warme Teilnahme erweckt hatte, konnte er nicht widerstehen. Am 11. Mai 1787 verkündete Herzogin Franziska Schubart die Freiheit. Und die Sonne der fürstlichen Gnade ging nun über dem gebesserten Sünder auf. Wie der Herzog einst nach der Verhaftung Schubarts die Familie versorgt hatte, so gab er jetzt diesem selbst sein Brot zu essen. Gewiß nicht ohne kluge Berechnung, da er auf solche Weise alle etwaigen Rachegedanken seines Opfers im Keim erstickte. Als Hofdichter und Direktor des Schauspieles und der deutschen Oper hielt Schubart frohlockend in Stuttgart seinen Einzug. Gutmütig ließ er alsbald den letzten Rest von Groll gegen seinen Peiniger schwinden und kam seinen Verpflichtungen als Hofpoet mit wahrem Feuereifer nach. In seinem Theateramte gab er sich anfangs große Mühe; doch erlahmte er rasch, da er sich überzeugte, daß die Vorliebe seines Herren für die Bühne nicht mehr zurückzurufen sei. Fortan widmete er seine Zeit fast ausschließlich der Chronik. Diese war nach seiner Einkerkerung noch eine Zeit lang zu Gunsten der Familie von einigen Freunden weitergeführt worden und hatte dann ganz aufgehört. Jetzt lebte sie wieder auf und erschien unter herzoglichem Schutz in der akademischen Druckerei, die eine hübsche Summe Geldes dabei verdiente, zunächst als „Vaterländische Chronik", seit Anfang 1790 als „Chronik" schlechtweg. Der kürzere Titel entsprach den thatsächlichen Verhältnissen, insofern mit dem Beginne der Revolution die französischen Ereignisse den breitesten Raum in dem Journal einnahmen. Die bei der zunehmenden Verwicklung der politischen Lage doppelt schwierige Redaktion zog ihm Widerwärtigkeiten aller Art zu. Davon abgesehen, führte Schubart in Stuttgart ein angenehmes Leben. Sein schönstes Glück fand er im Kreise der Familie, für die er nun einen wirklich guten Gatten und Vater abgab. Frau Schubart war jetzt nachsichtig genug, ihn in seinen Liebhabereien nicht zu stören. Denn trotz seinen religiösen Errungenschaften, denen er treu blieb, fröhnte er wieder leiblichen Genüssen, die er sich vermöge seiner stattlichen Einkünfte besser, als früher, leisten konnte. Er that sich in den Stuttgarter Wein-

häusern gütlich in Gesellschaft seines „Falstaff", des Schieferdeckers Leopold Baur, und anderer lustiger Kumpane. Diese Lebensweise zerrüttete vollends seine durch die lange Gefangenschaft ohnehin stark angegriffene Gesundheit. Ein Verdruß wegen der Chronik im März 1791 setzte ihm hart zu. Er litt den Sommer über unter melancholischen Anwandlungen. Im Herbst wurde er dann von einem Schleimfieber ergriffen, das ihn am 10. Oktober 1791 dahinraffte.

So weit die Meinungen über Schubart im einzelnen auseinandergehen, so lautet doch das Urteil über die Gesamtheit seiner Persönlichkeit übereinstimmend: ein genial und original veranlagter Mensch, der aber zu wenig von Selbstzucht gewußt hat, um seine natürlichen Gaben zu ihrer höchsten Entfaltung zu bringen. Man würde das Wesen Schubarts nur unvollständig erfassen, wenn man sich darauf beschränken wollte, ihn als Dichter und Schriftsteller zu betrachten. War es doch gerade der mündliche Verkehr, worin er sein Bestes zu geben vermochte. Sein Geist sprühte allezeit Witzesfunken und strömte über von glücklichen Einfällen; dabei steckte in ihm ein überwältigender Drang, sich mitzuteilen, sich hören und bewundern zu lassen, ein Drang, den er ebenso gern im Wirtshause vor einem ungebildeten Publikum als an den Tafeln der Großen befriedigte. Wie verstand er zu reden, zu erzählen, zu scherzen! Wie wußte er lustige Stegreifverse und launige Epigramme zu improvisieren! Freilich war der Ton, den er anschlug, oft grob, und seine Gefühlsergüsse gingen, zumal nach reichlichem Weingenusse, gern in heftige Schimpfereien über. Er wäre vermutlich ein bedeutender Volksredner geworden, wenn seine feurige und urkräftige Beredsamkeit Gelegenheit zur berufsmäßigen Ausbildung gehabt und sich nicht vorwiegend an seine Kneipkameraden gewandt hätte. Auch als Deklamator und Rhapsode erregte er Bewunderung. Die Wirkung seines Vortrages erhöhte ein charakteristisches Mienen- und Gebärdenspiel. Endlich waren seine musikalischen Anlagen ganz außerordentlicher Art, obschon auch hier, wie auf allen Gebieten, seine Leistungen mehr den Stempel eines genialen Naturalismus, als den systematisch durchgebildeten Künstlertumes trugen. Als Komponist gelang ihm darum nur hin

und wieder ein glücklicher Wurf; als Virtuos auf dem Flügel und der Orgel riß er die Hörer allenthalben zu Entzücken hin. Eine so seltene Vereinigung der verschiedenartigsten Talente mußte seine Gesellschaft äußerst genußreich machen. Aber für die Nachwelt ist diese lebendige Wirkung seiner Persönlichkeit verloren gegangen; was wir von ihm haben, ist außer der Kenntnis seines Lebens nur noch das geschriebene Wort.

Als Dichter hat Schubart seinen Ausgang von Klopstock genommen. Er war dessen erster überzeugter Jünger in Schwaben und hat mehr, als irgend ein anderer, dazu beigetragen, den Geist Klopstockscher Poesie unter seinen Stammesbrüdern zu verbreiten. Aber wenn er auch zeitlebens seiner Begeisterung für den Dichter des Messias treu geblieben ist und diese auf die Vertreter des Hainbundes übertragen hat, so hat er sich doch nicht einseitig einer litterarischen Richtung verschrieben. Vielmehr bewahrte er sich die Unbefangenheit, Wieland und Lessing, Herder und Goethe, Gerstenberg und Bürger gleichzeitig zu bewundern und allen etwas abzulernen. Besonders gut sagte seinem Naturelle die urwüchsige und kraftstrotzende Derbheit der Stürmer und Dränger zu, und so warf er sich von der Ulmer Zeit an dieser Bewegung in die Arme. Zu ihrem glänzendsten Vertreter, dem emporwachsenden Schiller, stand Schubart in doppeltem Verhältnis: nicht nur darf er als sein Vorläufer gelten, sondern er hat sich in seinen späteren poetischen Erzeugnissen auch von dem jüngeren Landsmanne beeinflussen lassen. Während Schubart in allen diesen Beziehungen mehr oder weniger abhängig erscheint, muß ihm in *einem* Stück das Recht der Priorität eingeräumt werden: vor Herder und Goethe hat er für das volksmäßige Lied eine Vorliebe gehegt und es gepflegt, freilich mehr instinktiv und nicht mit dem künstlerischem Bewußtsein jener.

Schon in seinen poetischen Knabenjahren huldigte Schubart gleichzeitig zwei entgegengesetzten Stilarten: der pathetischen, auf die ihn das Vorbild Klopstocks hinwies, und der naiven, zu der ihn die innere Neigung zog. In Nördlingen dichtete er Volkslieder, die nach seinem eigenen Zeugnis auf mancher Schneidersherberge gesungen wurden, und in Nürnberg Preußenlieder, die unter den Anhängern des großen Friedrich weite Verbreitung fan-

den; daneben lief eine hochtrabende Nänie auf das Erdbeben von Lissabon und Aehnliches her. Diese Abwechslung gefiel ihm sein ganzes Leben hindurch. Fülle der Kraft und das Vermögen wuchtiger Rhetorik brachte er unleugbar für die höhere Lyrik mit; in der Fürstengruft, jener fürchterlichen Abrechnung mit den Tyrannen, feiern die genannten Eigenschaften ihren schönsten Triumph. Aber seine meisten Oden und Hymnen sind schwülstig und aufgedunsen, grell in der Farbengebung, überladen im Ausdruck. Oft ist der Ton, den er anstimmt, zu hoch, als daß er auf die Dauer festgehalten werden könnte, und schlägt in triviale und prosaische Redeweise um. Selbst die gefeiertsten Stücke, wie die lyrische Rhapsodie vom ewigen Juden und der Hymnus auf den alten Fritz, der ihm die Freiheit eintrug, entsprechen in ihrer gewaltsamen Erhabenheit unserem Geschmacke nicht mehr. Schubarts volksmäßige Lieder muten dagegen heute noch frisch an. Jene glücklichen Versuche aus der Nördlinger und Nürnberger Gymnasistenzeit sind leider verloren gegangen, wie er denn überhaupt sein geistiges Eigentum in fast beispielloser Weise verschleuderte. Aus späteren Perioden hat sich aber mancherlei in dieser Tonart erhalten. Schubart liebte den Umgang mit dem niederen Volk und suchte es gern an Orten und in Lagen auf, wo es sich ganz natürlich und ungezwungen gab. So fand er für die Stimmungen und Empfindungen der geringen Leute den richtigen Ausdruck. Namentlich sind seine schwäbischen Bauernlieder hübsch; sie erbringen den Beweis, daß man ländliche Kreise auch ohne Dialekt poetisch abschildern kann. Mitunter ist es Schubart geglückt, in ernsten Gedichten sein gewöhnliches Pathos auf einen schlichten und natürlichen Ton herabzustimmen, und gerade solche Stücke, in denen gewissermaßen zwei Stilarten einheitlich verschmolzen sind, gehören zum Besten, was er geleistet hat. So ist in dem berühmten und noch heute volkstümlichen Kapliede die Handlung ganz in die Sphäre des Gemütlichen gezogen und der politische Horizont nur indirekt durch die sanft elegische Stimmung des Ganzen angedeutet. Verschiedene ergreifende Seufzer aus dem Kerker, rührende Ansprachen an Weib und Kinder, auch einige geistliche Lieder gehören zu dieser Gruppe.

Von einer ebenmäßig fortschreitenden Entwicklung kann bei Schubarts Poesie die Rede nicht sein: in allen Perioden seines Lebens läuft Gutes, Mittelmäßiges und gänzlich Mißlungenes durcheinander. Doch bedeutet die Asperger Zeit den Höhepunkt seines Schaffens. Denn hier, wo er innere Einkehr hielt, verstärkte sich sein Gefühlsleben, hier zogen ihn keine weltlichen Zerstreuungen vom Verkehre mit der Muse ab. Sein übriger bewegter Lebenslauf war der Entfaltung seiner Dichtergaben nicht günstig; seine meisten Erzeugnisse lassen die innere Sammlung vermissen. Sein lebensvolles und überschäumendes Naturell, das seinen persönlichen Verkehr so anziehend machte, kommt auch in den Gedichten zum Vorschein, aber nicht immer zu ihrem Vorteil. Es sind meist nur Kinder des Augenblickes, plötzlichen Eingebungen und Stimmungen entsprungen. Einbildungskraft und Empfindung überwiegen bei Schubart Willen und Verstand. Besonders unangenehm macht sich der Mangel an gereinigtem Geschmack und feinem Takte fühlbar. So hat er nur selten planvoll angelegte und völlig durchgebildete Kunstwerke zu schaffen vermocht. Manchmal fielen Erfindung und Gestaltung in seinem Kopfe zusammen, und das war die beste Bürgschaft des Gelingens. Alles kam bei ihm auf den ersten Wurf an; zu langem Prüfen und Wählen, zu sorgfältigem Glätten und Feilen fehlte ihm die Beharrlichkeit. Vorzüglich verstand er dagegen, Versmaß und Rhythmus zu treffen, wie sie zum Inhalte paßten; sein musikalisches Talent wies ihm dabei die richtigen Wege. Auch den Reim handhabte er mit natürlichem Geschicke.

Schubart hat alle Gattungen der Lyrik fast gleichmäßig gepflegt. Seine lange Kerkerhaft und die damals erfolgte Bekehrung zum positiven Christentume haben es mit sich gebracht, daß bei ihm die geistlichen Gedichte einen breiten Raum einnehmen. Uebrigens hat er schon in früheren Perioden fromme Lieder verfertigt. Die religiösen Ergüsse Schubarts sind an Wert sehr ungleich: teils frostig und erzwungen, teils warm empfunden und echt poetisch. Diejenigen, welche die Erlebnisse seines Inneren und den Zustand seines Gemütes widerspiegeln, übertreffen die dogmatischen Gedichte. Eigentliche Kirchenlieder, die in Gesangbücher übergegangen sind, hat er nur in beschei-

dener Zahl geschaffen. Die patriotischen, politischen und Zeitgedichte mehren sich namentlich seit der Begründung der deutschen Chronik. Die Erzählungen, Legenden und ähnliche Sachen lesen sich desto angenehmer, je mehr sie sich dem ungekünstelten Tone mündlichen Vortrages nähern. Die Epigramme sind im einzelnen nicht ohne derben Witz, im ganzen von geringer Bedeutung. Unter den eigentlichen Liedern spielen die Liebeslieder keine hervorragende Rolle. Daß sich unter Schubarts Gedichten zahlreiche Gelegenheitsstücke im engeren Sinne finden, versteht sich bei der Art seiner Begabung von selbst. Die harmlosen Improvisationen an Verwandte, Freunde und Bekannte, wie er sie in geselligen Kreisen zu spenden oder in seine Briefe einzustreuen liebte, verdienen den Vorzug vor den bestellten und bezahlten anspruchsvolleren Machwerken, die meist nicht viel mehr als Phrasengewebe und überdies ein bedenkliches Zeugnis von mangelhafter Selbstachtung sind. Die Prologe und Epiloge auf Namens- und Geburtstage Herzog Karl Eugens oder Franziskas, worin der auf seine Würde allzu wenig bedachte Dichter seine Peiniger, sogar vom Asperg aus, in überschwenglichen Tiraden gepriesen hat, machen ebenso wie die Verherrlichungen des toten Rieger einen geradezu widerlichen Eindruck.

Schubarts poetisches Wirken blieb in der Hauptsache auf die Lyrik beschränkt. Was er für das Theater schrieb, Operntexte, Festspiele und dergleichen, war eben nur Gelegenheits- und Gefälligkeitsware, wovon sich das meiste, namentlich die Leistungen für Riegers Soldatenbühne auf dem Asperg, nicht einmal erhalten hat. Die Kunst, umfangreiche Stoffe nach den Gesetzen der Logik zu gliedern und zu ordnen, war ihm so wenig gegeben, als die Ausdauer, welche die Ausarbeitung größerer Werke erfordert. So kam er selten über den ersten Anlauf hinaus, und seine Epen blieben nur Pläne oder höchstens Fragmente.

Die Bedeutung der litterarischen Persönlichkeit Schubarts beruht nun aber nicht allein auf seinen poetischen Leistungen, sondern ebenso gut auf seiner Prosaschriftstellerei. Auch hier liegt seine Stärke nicht in umfassenden zusammenhängenden Werken; selbst seine bekannteste größere Schrift, die „Schubarts Leben und Ge-

sinnungen" betitelte Autobiographie, im Zustande geistiger Unfreiheit abgefaßt, ist als Ganzes mangelhaft und befriedigt nur in einzelnen Teilen. Vielmehr gibt er in denjenigen Gattungen der Prosa, welche am wenigsten systematische Darstellung verlangen und der mündlichen Rede am nächsten kommen, sein Bestes. Er ist ein vorzüglicher Briefschreiber, er steht als Publizist und Journalist auf einer Achtung gebietenden Höhe. Namentlich hat er als Herausgeber und hauptsächlicher Verfasser der Chronik eine gemeinnützige und fruchtbringende Thätigkeit entfaltet. Es ist ihm gelungen, Bildung in weite Kreise des deutschen Südens zu tragen und bei seinen Zeitgenossen Teilnahme am politischen und geistigen Leben der Gegenwart zu wecken. Den höchsten Anforderungen blieb er freilich auch auf diesem Felde viel schuldig. Seinem Wissen gebrach die Gründlichkeit und Gediegenheit, seiner derb zufahrenden Art die Besonnenheit. Er zeigte sich vielfach unsystematisch, ungleichmäßig, widerspruchsvoll. Er ließ zu sehr seinen rhetorischen Neigungen die Zügel schießen. Er urteilte mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopf, und ließ sich hauptsächlich in der ästhetischen Kritik gerne zu übertriebenem Lobe hinreißen. Andererseits verfügte er über einen reichen Schatz bunter Kenntnisse, die er sich nicht bloß aus Büchern, sondern auch auf der Wanderschaft und im regen Verkehre mit Menschen jeder Art erworben hatte. So verstand er, über alle Gegenstände zu reden. Er schrieb litterarische und ästhetische, kunstgeschichtliche und musikalische Artikel, er lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf Männer von Verdienst, er belehrte sein Publikum über politische und soziale Fragen, unterhielt es mit kleinen moralischen Erzählungen und rührsamen Anekdoten. Seine meisten Aufsätze sind kurz und schlagkräftig, volkstümlich und gemeinverständlich geschrieben, frei von Gelehrtenlangeweile und staubiger Schulweisheit. Nirgends verleugnen sie das frische, saftige, urwüchsige, kampfesfrohe Naturell ihres Autors. Aber auch in der Form ist Schubarts Prosa nicht sorgfältig ausgeglichen und sauber durchgebildet. Pflegte er doch seine Chronikartikel im Wirtshause zu diktieren! Bei allem Reichtum und aller Originalität seines sprachlichen Ausdruckes läßt er die zuverlässige grammatikalische Korrektheit vermissen. Manchmal ist sein Stil auch geschmack-

los überladen, namentlich seit der Rückkehr vom Asperg, und in dieser letzten Lebensperiode steht seine Prosa überhaupt nicht mehr auf der früheren Höhe.

Die Tendenzen, die Schubart mit seiner publizistischen Thätigkeit verfolgte, waren durchaus rühmlich. Er predigte einfache Lebensart und gute Sitte: Tugenden, deren Wert er zu schätzen wußte, wenn er selbst sie auch nicht immer ausübte. Er schwärmte für Menschenbeglückung, er trat für Recht und Freiheit ein, er strafte die kleinen deutschen Despoten, aber hütete sich, das Volk aufzureizen. Er glühte für die großen Bestrebungen und Errungenschaften der französischen Revolution, aber er hatte Einsicht genug, die Bewegung nicht nach Deutschland verschleppen zu wollen. Revolutionäre Gelüste lagen ihm ferne, vielmehr wußte er die staatliche und polizeiliche Ordnung sehr zu schätzen. Er trug in seiner Weise zur Aufklärung der Massen bei; die nüchterne Aufklärung als litterarische Richtung war freilich nicht nach dem Sinne des phantasievollen Mannes, der seit seiner Bekehrung sogar der kirchlichen Reaktion das Wort redete und dem Aberglauben Opfer brachte. Vor allem aber stach die Chronik durch ihre echt deutsche Haltung hervor. Schubarts warmblütiger Patriotismus erschöpfte sich nicht in deutschtümelnder Bardenspielerei, wie sie sonst Klopstocks Nachtreter liebten, war vielmehr von praktischer Bedeutung. Jede Gelegenheit benützte er, für deutsche Gesinnung zu eifern, seinen Landsleuten nahe und ferne Beispiele von Tüchtigkeit vorzuhalten, aber sie vor Nachäfferei fremder Modethorheiten zu warnen. Schubart hat den Traum von der künftigen Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes schon hundert Jahre vor der Erfüllung geträumt. Er hat zeitlebens und oft unter schwierigen Verhältnissen, so viel in seinen Kräften stand, an der Stärkung und Vertiefung des deutschen Nationalbewußtseins mitgewirkt, und das soll ihm ewig unvergessen bleiben.

Von Schubart in seinen poetischen Neigungen bestärkt wurde der Memminger Hutmacher Christoph Städele (1744—1811), der sein Gewerbe aufgab und sich bis zum Schulmeister in seiner Vaterstadt emporschwang. Er lieferte zu der Schubartschen Chronik und verschiedenen Almanachen Beiträge, gab aber auch selbständig 1779

ein Singspiel „Rinald“, 1782 eine Sammlung Gedichte und sonstiges heraus, wobei er seine Leier gern auf einen möglichst hohen Ton stimmte. Auch manche Katholiken verschmähten es nicht, von dem protestantischen Klopstock Anregungen zu empfangen. Thaddäus Plazzary (1746—1789) aus der Reichsstadt Dillingen, Jesuit, zuletzt Gymnasiallehrer in Biberach, veröffentlichte unter anderem 1786 „Christusgesänge für Christusfreunde“ und 1787 „Gedichte zur Ehre der Tugend und Freundschaft“. Joseph Sebastian von Rittershausen (1748—1820) aus Immenstadt im Allgäu, Mitglied des Theatinerordens in München und später geistlicher Rat daselbst, entfaltete eine vielseitige litterarische Thätigkeit. Er verfertigte geistliche Dichtungen und Dramen, gab Zeitschriften heraus, schrieb über Kunstgeschichte und andere Gegenstände. Der österreichische Piarist Johann Siegfried Wiser (1752—1810) aus Günzburg richtete sogar 1777 eine „Ode an Klopstock“ und unternahm in Gemeinschaft mit seinem um ein Jahr älteren, gleichfalls dem Orden der frommen Schulen angehörigen Bruder Otto Wiser, der gelegentlich auch dichtete, eine freilich niemals im Druck erschienene lateinische Uebersetzung der Messiade.

In Altwürttemberg ließ sich Georg Friedrich Gaus (1747 bis 1777) aus Ebhausen (O.A. Nagold), Garnisonprediger zu Stuttgart, einer der Mitarbeiter des schwäbischen Magazines, von Klopstock beeinflussen. Namentlich aber fand hier der Sänger des Messias talentvolle Nacheiferer an zwei Jünglingen, die das gemeinsame Schicksal eines vorzeitigen Todes gehabt haben, an Thill und Hartmann. Johann Jakob Thill, am 22. Dezember 1747 in Stuttgart geboren, in den Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen und dann im Tübinger Stifte herangebildet, wurde nach Beendigung seiner Studien Vikar seines Vaters in Großheppach (O.A. Waiblingen), wo er am 31. März 1772 einer im Dorfe wütenden Seuche erlag. Thill ist zu Lebzeiten nicht als Dichter hervorgetreten, hat sich aber mit großen Plänen für die Zukunft getragen. In seinem Nachlasse fanden sich zahlreiche Gedichte, Entwürfe zu größeren poetischen Werken, namentlich zwei historische Schauspiele in Prosa „Hermanns Tod“ und „Der Entsatz von Wien“, Materialien zu ästhetischen und sonstigen wissenschaftlichen

Arbeiten. Nach den veröffentlichten Proben zu schließen, war Thill ein entschiedenes dichterisches Talent. Er betont im Anschluß an Klopstock stark das vaterländische Element, wie später Hartmann, ist aber weniger gespreizt, als dieser, bleibt einfacher und natürlicher, weil er nicht von vorzeitiger Geniesucht geplagt ist. Seine Oden sind von Schwung und kräftiger deutscher Gesinnung erfüllt, seine munteren Lieder zeigen Empfindung und leichten Fluß.

Im Gegensatze zu Thill war Gottlob David Hartmann frühzeitig eine öffentliche Rolle zu spielen eifrig bestrebt. Am 2. September 1752 zu Roßwag a. d. Enz (O.A. Vaihingen) als Schullehrerssohn geboren, fühlte er sich in den engen und strengen Verhältnissen des Vaterhauses ebenso wenig wohl, als später in den niederen Seminarien zu Blaubeuren und Bebenhausen und seit Herbst 1771 im Tübinger Stifte. Der humanistische Zopf und die theologische Gelehrsamkeit waren ihm gleichermaßen zuwider. Klopstock und die neue Poesie, daneben philosophische, geschichtliche und germanistische Wissenschaft waren mehr nach seinem Geschmack. Er brannte vor Verlangen, in der deutschen Litteratur mitreden zu dürfen. In seinem Hirne kreuzten sich die großartigsten Pläne, die einander immer wieder, ehe sie zur Ausführung kamen, verdrängten. Hartmann fühlte sich ganz als Originalgenie, aber von den Extravaganzen in der Lebensführung, die sich solche sonst zu leisten pflegen, hielt er sich fern: er war nichts weniger als frivol, vielmehr durch und durch moralisch, fromm in seiner Weise und tugendstolz. So stieß ihn Schubart, mit dem er in Ludwigsburg zusammentraf, trotz gemeinsamer Begeisterung für Klopstock seiner sinnlichen Natur wegen ab. Zu Huber dagegen sah Hartmann als zu einem Ideal empor, und er schätzte sich glücklich, in Tübingen die Freundschaft und den Rat des würdigen Mannes genießen zu dürfen. Litterarische Beziehungen nach allen Seiten hin anzuknüpfen, war überhaupt sein Stolz; besonders eifrig war sein Briefwechsel mit dem alten Bodmer und Lavater. Er besuchte die beiden Spätjahr 1773 in Zürich, wo er die glücklichsten Wochen seines Lebens verbrachte. Als Dichter trat Hartmann in verschiedenen Almanachen hervor; seine Jahresfeiern ließ er als Einzeldrucke erscheinen. 1773 gab er eine ziemlich umfangreiche moralphilosophische Prosaschrift „So-

phron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben" heraus, worin das im Titel angegebene Thema nach eigenen Erfahrungen und Stimmungen unter scharfen Ausfällen gegen das heimische Schulwesen erörtert ist. 1774 folgten „Litterarische Briefe", nebenher wurde emsig für verschiedene Blätter rezensiert. Schon begann man den Namen des vorwärts Stürmenden in Deutschland zu nennen und auf seine Zukunft frohe Hoffnungen zu bauen. Man kann sich denken, daß die Stiftsvorgesetzten, denen die Musen nach wie vor ein Greuel waren, nicht eben freundlich zu Hartmanns Treiben sahen. Dieser fühlte sich im Seminare vereinsamt, eingeengt, beargwöhnt und konnte sich mit seiner theologischen Bestimmung durchaus nicht versöhnen. So war es eine glückliche Lösung, daß ihm Freunde einen Ruf als Professor der Philosophie an das neu gegründete akademische Gymnasium zu Mitau in Kurland verschafften. Im April 1774 machte er sich auf die Reise; unterwegs suchte er eine Reihe litterarischer Größen auf: Goethe in Frankfurt, Wieland in Weimar, Nicolai und Mendelssohn in Berlin, Kant in Königsberg. In Mitau erwarteten ihn eine geachtete, ehrenvolle Stellung und angenehme äußere Lebensbedingungen; nur zog ihn der Verkehr mit dem kurländischen Hof und Adel zu sehr von seinen geliebten Studien ab. Aber Hartmann war bereits am Ende seiner kurzen Laufbahn angelangt. Seine in ruhelosem Vorwärtsdrängen und übermäßiger geistiger Arbeit erschöpften Kräfte hielten den Stürmen eines hitzigen Fiebers, das ihn im zweiten Herbste seines Mitauer Aufenthaltes ereilte, nicht stand: er verschied am 5. November 1775.

Hartmann, dessen früher Tod nicht bloß innerhalb seinem engeren Heimatlande lebhaft beklagt wurde, hat trotz heißem Bemühen keine dauernden Spuren in der deutschen Litteratur zurückgelassen. Es war ihm nicht beschieden, aus Sturm und Drang zu Klärung und Reife sich durchzuarbeiten. Die Frage, ob er wohl bei längerem Leben das hochgesteckte Ziel seines Ehrgeizes erreicht hätte, muß unbeantwortet bleiben. Mit geistigen Gaben war er von der Natur reich bedacht worden. Sein poetisches Talent war durchaus auf das Erhabene und Pathetische gerichtet; Tändeleien waren ihm zuwider; den Reim that er in Acht und Bann.

Aber auch den einfachen Liederton hätte er schwerlich je getroffen. Er war im Grunde genommen aus sprödem Stoffe, Naivetät und Sinnlichkeit gingen ihm völlig ab. Bei solcher natürlichen Veranlagung konnte es nicht ausbleiben, daß er in den Bardenchor, zu dem Klopstocks vaterländische Poesie ausgeartet war, miteinstimmte. Die Gesänge, die er als Barde Telynhard preisgab, sind nichts als Erzeugnisse einer schwülstigen und frostigen Rhetorik. Wärmer wird er da, wo er die Harfe zum Preise bewunderter Vorbilder, wie Hubers und Eberhard von Gemmingens, ergreift. Seine eigentümliche Erfindung sind die Jahresfeiern, worin er rückblickend sich in Betrachtungen über das vergangene Jahr versenkt und Zeitereignisse und persönliche Erlebnisse ineinander fließen läßt. Seinen patriotischen Empfindungen und deutschtümlichen Gesinnungen, seiner Begeisterung für Freiheit und Bürgertugend, seinem Hasse gegen Tyrannei und Völkerkrieg verleiht er beredten und feurigen Ausdruck. Bereits werden da die Saiten gerührt, die Schiller später voller erklingen ließ. Vieles ist freilich auch hier gespreizt, aber an einzelnen Stellen ist das Bestreben des Dichters, schlichter und natürlicher zu werden, doch unverkennbar. Der unangenehmen Eigenschaft, seiner Person übertriebene Wichtigkeit beizumessen und sie in den Mittelpunkt seines Dichtens zu stellen, hätte er sich wohl mit der Zeit am leichtesten entäußert. Denn sein Geschmack begann sich immerhin zu läutern. So wandte er sich schließlich in Begeisterung dem Dichter des Werther zu, den er anfangs mit einem teilweise wohl von kindischer Eifersucht eingegebenen Hasse verfolgt hatte, und lernte Herder schätzen. Mit diesem begegnete er sich in seinen geschichtphilosophischen Studien: Hartmann bereitete nichts Geringeres, als eine Geschichte der Menschheit, vor. Es ist wohl denkbar, daß er bei längerem Leben mehr als Prosaschriftsteller, denn als Poet, geglänzt hätte. In seinem Sophron wie in seinen sonstigen prosaischen Arbeiten zeigt er sich trotz großer Unreife, die durch seine Selbstüberhebung in noch grellere Beleuchtung gerückt ist, als einen philosophisch angelegten Kopf und gewandten Stilisten.

Zu den feurigsten Verehrern Klopstocks gehörte eine Schar von Jünglingen, die gleichzeitig zu Göttingen studierten und in

einer Stunde der Begeisterung am 12. September 1772 einen „Hain" benannten Freundschaftsbund stifteten, zu dessen Beschützer sie eben den Dichter des Messias erkürten, und zu dessen Losung die Pflege der nationalen Poesie im Gegensatze zu Wielands französischer Richtung erhoben wurde. Schon ein paar Jahre vorher war aus Göttinger Dichterkreisen unter der Leitung Boies ein Almanach hervorgegangen, der mit dem gleichfalls auf 1770 in Leipzig erstmals erschienenen „Almanach der deutschen Musen" in Nachahmung des seit 1765 bestehenden Pariser „Almanac des Muses" eine Form poetischer Publikation eröffnete, die in den nächsten Jahrzehnten sich außerordentlicher Beliebtheit in ganz Deutschland zu erfreuen hatte. Ursprünglich mehr Anthologien schon gedruckter als Sammlungen neuer Erzeugnisse, brachten es die Almanache rasch dahin, daß sich die vornehmsten Dichter gern ihrer bedienten, um ihre Schöpfungen bekannt zu geben. Bald wollte jede Provinz, jede Stadt eine Blumenlese, einen poetischen Kalender, ein Taschenbuch haben, jeder Autor an der Spitze eines solchen Unternehmens stehen. Das einemal wurden nur Verse, ein andermal nur Prosa, im dritten Fall eine Mischung von beidem geboten; dieses Büchlein war nur von wenigen oder gar nur von einem Schriftsteller abgefaßt, jenes suchte mit einer möglichst stattlichen Anzahl von Namen zu prunken. Es entstanden Spezialalmanache nicht nur für dichterische Gattungen, sondern auch für wissenschaftliche Disziplinen. Alle suchten ihren Reiz durch Beiwerk von Bildern zu erhöhen, deren Güte das Schicksal des betreffenden Kalenders oft stark beeinflußte. Der Göttinger Musenalmanach behauptete sich unter verschiedenen Redaktionen längere Zeit. Die Jahre seines Glanzes fielen mit der Blüte des Hains zusammen, dessen Mitglieder ihm ihre Gedichte zur Verfügung stellten. Zu den Stiftern des Bundes gehörten auch zwei junge Schwaben, Johann Martin Miller und Gottlob Dietrich Miller, Vettern und beide Söhne der Reichsstadt Ulm. Gottlob Dietrich (1753—1822), der 1771—1774 in Göttingen Rechtsgelehrsamkeit studierte, war als „Bardenhold" Schriftführer des Hains, trat aber poetisch niemals hervor; er vergaß bald seine Jugendideale und kam als Justizbeamter zu Würden. Dagegen war der Name

Johann Martin Millers eine Zeit lang in aller Mund. Er hatte am 3. Dezember 1750 als Pfarrerssohn das Licht erblickt. Die Knabenjahre verbrachte er im Städtchen Leipheim a. d. Donau, die ersten Jünglingsjahre wieder in Ulm als Schüler des akademischen Gymnasiums. Schon damals reimte er fleißig und versuchte sich sogar in Dramen. Herbst 1770 begab er sich zum Studium nach Göttingen, wo er vier Jahre lang unter dem Bundesnamen „Minneholb" für Freundschaft und die sonstigen Ideale des Hains schwärmte und den Almanach aus seinem frisch sprudelnden Liederquelle speiste. Im Wintersemester 1774/5 setzte er wider seinen Willen die Studien in Leipzig fort, lebte dann eine Zeit lang in Hamburg mit Klopstock zusammen, machte eine Rundreise zu den verschiedensten deutschen Dichtergrößen, besuchte im Herbst 1775 Zürich, wo er sich mit Lavater befreundete. Nach der Heimkehr bestand er in Ulm sein Examen, und nun erwartete ihn an Stelle des dithyrambischen Treibens das nüchterne Amt eines Vikars und Gymnasiallehrers. Die lyrische Ader versiegte ziemlich rasch; er warf sich dafür auf die Prosaschriftstellerei und Romandichtung, die ihm zu großen Triumphen und zu einer gefüllten Kasse verhalf. Seit 1780 versah er von Ulm aus die ihm übertragene Pfarrei im nahen Jungingen und führte nun eine brave Gastwirtstochter heim, mit der er sich nach allerlei anderweitigen Liebeleien schon vor mehreren Jahren verlobt hatte, und die nach ihrem Tode zwei Nachfolgerinnen erhalten sollte. 1781 wurde er Professor am Ulmer Gymnasium und vereinigte mit diesem Amte seit 1783 das eines Münsterpredigers. Zuletzt stieg er zum geistlichen Rat und Dekan empor. Sein Beruf gab ihm nicht die rechte Befriedigung, er gewöhnte sich allmählich an ein enges Philisterdasein, und nur die Göttinger Erinnerungen bewahrten ihn davor, daß er ganz versauerte. An der Weiterentwicklung der deutschen Litteratur seit den achtziger Jahren hatte er keinen Anteil mehr, obgleich er die alten Freundschaften pflegte und manche neue Bekanntschaften knüpfte; bei seinem Tode, der am 21. Juni 1814 zu Ulm erfolgte, war sein Dichterkranz schon stark verwelkt.

Millers Gedichte findet man in den Göttinger und anderen

Almanachen und in einer 1783 veranstalteten Sammlung. Gleich den übrigen Bundesbrüdern entrichtete er der Klopstockbegeisterung in reimlosen Oden seinen Zoll, deklamierte viel von deutschen Männern und Frauen, donnerte gegen das französische Wesen und verfluchte die Tyrannen — bei ihm lauter erzwungene Stimmungen. Seiner wahren Natur sagten einfache und leichte sangbare Lieder in kunstlosen gereimten Versen weit besser zu, und solche herrschen denn auch unter seiner Lyrik vor. Von seinen Gesellschafts- und Trinkliedern, Freundschafts- und Liebesgesängen sind viele komponiert worden und eine Zeit lang sehr volkstümlich gewesen. Die Liebe namentlich hat Miller aus allen Tonarten verherrlicht. Er steckt seine Liebenden häufig in Bauern- und Hirtenkostüme; die Bauernlieder sind recht frisch und gefällig, wenn auch gar zu idealistisch gehalten. Weniger gelungen sind die Nachbildungen altdeutscher Minnelieder und die Liebesseufzer von Nonnen. Miller singt überhaupt gerne von treuloser und unglücklicher Liebe und wird dabei allzu weichlich, rührsam, thränenreich. Seiner ganzen Poesie haftet etwas Weibisches an. Noch mehr, als in seiner Lyrik, fröhnt er in den Romanen dem Hange zur Empfindsamkeit. Einer von ihnen, die 1776 erschienene Klostergeschichte „Siegwart“, war mit ihrem unendlich höher stehenden Vorbilde, den Leiden des jungen Werther, das gefeiertste Werk der sentimentalen Litteraturepoche. Der Held der Dichtung, der oberschwäbische Amtmannssohn Xaver Siegwart, bestimmt sich frühzeitig selbst für das Kloster, wird aber seinem Vorsatz untreu, da er sich als Student in die Erlanger Hofratstochter Mariane Fischer verliebt und bei ihr Erhörung findet. Der grausame Vater trennt die Liebenden und sperrt die widerspenstige Tochter in ein Kloster. Nun kehrt auch Siegwart zu seinem Mönchsideale zurück. Als Priester findet er nach Jahren die sterbende Mariane wieder und wird bald auf ihrem Grabe von seinen Leiden erlöst. Besser ergeht es einem zweiten Liebespaare, Siegwarts Schwester Therese und seinem vertrauten Freunde, dem jungen Baron Kronhelm, die nach vielen Fährlichkeiten vereinigt werden. Unmännliches Dulden ist der Grundzug dieser Geschichte. Die Hauptpersonen handeln gar nicht oder zweckwidrig. Statt den Schlägen des Schicksales und der Bos-

heit der Welt Widerstand entgegenzusetzen, jammern sie, schmachten den Mond an, schreiben Gedichte und Betrachtungen nieder, flüchten in das Kloster oder in das Kriegsgetümmel, wünschen den Tod herbei, sterben an gebrochenem Herzen. Alles schwimmt in Gefühlen und Thränen. Die Liebe ist eine entnervende Seuche, die wahre Verheerungen anrichtet. Und ein solcher Roman entzückte das gerührte Publikum, bestach die Rezensenten, erlebte zahlreiche Neuauflagen, Uebersetzungen, Nachahmungen! Indessen gab es auch eine Minderzahl, die mit Ernst oder Spott gegen diese Geschmacksverirrung ankämpfte. Siegwart hat sich hauptsächlich durch das Uebermaß seiner Empfindsamkeit, womit er dem Zeitgeschmack entgegenkam, die Herzen erobert; doch ist der Roman nicht ganz ohne wirkliche Vorzüge. Die Darstellung vermag in einzelnen Partien, so in den Abschnitten, welche vom Kloster handeln, den Leser zu erwärmen. Im Gegensatze zu den verschwommenen Hauptfiguren wird das Treiben des alten Kronhelm, eines rohen Landjunkers, in derb realistischen Zügen recht anschaulich geschildert. Ueberhaupt kann man aus der Erzählung das süddeutsche Leben in den letzten Jahrzehnten vor dem Zusammenbruche des alten Reiches nach manchen Richtungen kennen lernen. Auch die übrigen Romane, in denen, wie im Siegwart, eigene Erlebnisse und persönliche Beziehungen des Verfassers stark und oft recht taktlos verwertet sind, liefern einige kulturhistorische Ausbeute; sonst ist ihnen nichts Gutes nachzusagen. Mit der breiten und öden 1780 vollendeten „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“ litt Millers episches Produktionsvermögen gänzlichen Schiffbruch. Es reichte dann gerade noch zu ein paar kleinen moralisierenden Schriften und zuletzt 1786 zu einem trivialen „Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand“, betitelt „Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtchens Erlenburg“, aus, und in der Folge bereicherte Miller die Litteratur nur noch mit Predigtsammlungen.

Unter den auswärtigen Mitarbeitern des Göttinger Almanachs befand sich noch ein weiterer Schwabe, der am 30. November 1744 im öttingischen Schloß Wallerstein geborene Karl Ludwig von Knebel. Er stand 1765—1773 als Offizier in Potsdam und wurde 1774

Erzieher des Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar. In demselben Jahre geschah es, daß er auf einer Reise nach Paris, wohin er seinen Zögling und dessen älteren Bruder, den Erbprinzen Karl August, zu begleiten hatte, in Frankfurt jene folgenreiche Bekanntschaft zwischen letzterem und Goethe vermittelte. Nachdem die Erziehung des Prinzen Konstantin vollendet war, lebte Knebel als pensionierter Major vorzugsweise in Jena, wo er am 23. Februar 1834 verschied. Schon als junger Offizier hatte er mit der Litteratur Fühlung gehabt und war mit poetischen Versuchen hervorgetreten, aber erst als Glied des Weimarer Musenhofes gelangte er zu Ansehen. Er war freilich mehr ein würdiger Teilnehmer an geistigen Genüssen, als eine produktive Natur. Dichterische Phantasie und schöpferische Kraft gingen ihm ab; dagegen hatte er ein feines Gefühl für klassische Formen. Das Beste leistete er als sorgfältiger Uebersetzer, namentlich des Properz und Lukrez. Seine eigenen geglätteten Verse veröffentlichte er in Almanachen und Zeitschriften, auch in Form kleiner Bücher (so 1815 „Sammlung kleiner Gedichte", 1826 ein Heft „Lebensblüthen"). Er pflegte besonders das Gebiet der Gedankendichtung und verwendete fast ausschließlich antike reimlose Metren. Elegien und Epigramme in Distichen nach dem Vorbilde Goethes und Schillers glückten ihm am ehesten.

In den ersten Jahrzehnten unserer klassischen Litteraturperiode stand unter Gellerts und Klopstocks Einfluß die religiöse Dichtung im Vordertreffen, während sie im weiteren Verlauf, als Wieland und Lessing, Goethe und Schiller die Uebermacht gewannen, ganz zurückgedrängt wurde. Aber auch schon durch die Einwirkung jener Dichter, die aus innerem Bedürfnis und Ueberzeugung an einem lebendigen Christentume festhielten, bildete sich das eigentliche Kirchenlied in einer seinen Traditionen und Zwecken widersprechenden Weise um. Früher hatte es als Ausdrucksmittel strenger Bibelgläubigkeit oder doch herzlichen Verkehres mit einem persönlichen Gotte gedient: jetzt wurde es zum Moralliede, das die Vernunft auf den Thron der Phantasie erhob und vor allem Uebung in praktischer Tugend einschärfte, oder zum religiösen Naturliede, das Gott durch die Vermittlung seines Schöpfungswerkes verehrte und in einem

Uebermaße von Empfindung schwelgte. Als sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der Sieg der durch die Wolffsche Philosophie emporgekommenen rationalistischen Richtung entschied und die fromme Gläubigkeit der vorhergehenden Epoche fast nirgends mehr anzutreffen war, verfiel die religiöse Lyrik, den Talenten dritten Ranges überantwortet, vollends in nüchterne Lehrhaftigkeit und frostiges Pathos. Wie der Gehalt mußte sich auch die Form der Kirchenlieder dem Zeitgeschmacke fügen. Man wollte die modernen ästhetischen Errungenschaften auch auf diesem Gebiete zur Geltung bringen, und so wurde die schlichte und naive Bibelsprache, die dem allgemeinen Verständnis angepaßt war, mehr und mehr durch eine feinere und vornehmere, aber eben nur den Gebildeten geläufige Ausdrucksweise ersetzt. Und während die Gegenwart also ihr volles Recht in Anspruch nahm, verkümmerte sie der Vergangenheit das ihrige. Man begann die alten Lieder im neuen Zeitgeschmack umzudichten, durch welche angeblichen Verbesserungen die meisten ihre ursprüngliche Kraft einbüßten. Kein Geringerer, als Klopstock, hatte das Beispiel zu solcher Pietätslosigkeit gegeben. Die veränderten Texte gingen in neu gefertigte Gesangbücher über und wurden so den christlichen Gemeinden zum Gebrauch aufgenötigt.

Württemberg war das Paradies der Pietisten noch zu einer Zeit, da sich diese kirchliche Richtung in den übrigen Teilen des Reiches überlebt hatte. Herzog Karl Eugen duldete sie, ja begünstigte sie mittelbar, insofern er seinen Unterthanen die Freude am irdischen Dasein erschwerte. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es eine beträchtliche Schar pietistischer Dichter im Lande. Zu den im vorigen Kapitel genannten gesellten sich namentlich die beiden Moser und Rieger. Johann Jakob Moser, auch auf hymnologischem Gebiete thätig, entfaltete als Liederdichter eine außerordentliche Fruchtbarkeit, zumal während seiner Gefangenschaft auf dem Hohentwiel. 1766/7 veranstaltete er eine zweibändige Ausgabe von 1190 Stücken, die zwar von echter Frömmigkeit durchdrungen, aber poesielos und in der Form ungelenk sind. Friedrich Karl von Moser begnügte sich mit einer bescheidenen Anzahl sorgfältiger durchgearbeiteter Lieder, die er in zwei kleinen Sammlungen niederlegte. Philipp Friedrich Rieger (1722—1782) aus Stuttgart,

der vom Grafen Montmartin gestürzte Günstling Karl Eugens, später wieder zu Gnaden angenommen und als Festungskommandant auf Hohenasperg mit dem Titel eines Generalmajors verstorben, trug schon in den Tagen des Glückes eine äußerliche Frömmigkeit zur Schau, die, solang er in seinem Hohentwieler Kerker schmachtete, sich verstärkte, aber nicht verinnerlichte und zu seiner Hartherzigkeit in widerwärtigem Gegensatze stand. Seine Kirchenlieder sind außer einem Passionsliede verschollen. Als letzte Sänger des älteren württembergischen Pietismus seien Johann Ferdinand Seiz (1738 bis 1793) aus Lombach (O.A. Freudenstadt), Stadtpfarrer in Sindelfingen, und Karl Friedrich Harttmann (1743—1815) aus Adelberg (O.A. Schorndorf), Prediger und Professor an der Karlsschule, dann Pfarrer und Dekan an verschiedenen Orten, erwähnt.

Den bewährten Ton des älteren Kirchenliedes schlug noch ein frommes Fürstenpaar an: Prinz Friedrich Eberhard von Hohenlohe-Kirchberg (1737—1804) und seine Gemahlin Albertina Reata, geborene Gräfin von Castell-Remlingen. Christian Gottlieb Göz (1746—1803) aus Hengen (O.A. Urach), zuletzt Pfarrer in Plieningen (im Stuttgarter Amtsbezirk), von dem in Hohenheim residierenden württembergischen Herzogspaare vertrauten Umganges gewürdigt, fühlte sich von Jugend auf zur Poesie hingezogen, machte viele Gelegenheitsgedichte und gab 1785 „Geistliche Oden und Lieder" heraus, worin er bibelgerechte Haltung mit den ästhetischen Ansprüchen der Neuzeit zu vereinigen suchte. Von den religiösen Erzeugnissen zahlreicher Dichter der modernen Richtung ist in anderem Zusammenhange schon die Rede gewesen oder wird die Rede noch sein; hier nur noch so viel, daß Lieder von Huber, Schubart, Neuffer und anderen auch in Kirchengesangbücher Einlaß gefunden haben. Johann Georg Angerer (1725—1797) aus Oettingen, Superintendent und Konsistorialrat im öttingischen Marktflecken Harburg, veröffentlichte 1764 „Evangelische Lieder". Christoph Christian Sturm (1740—1786) aus Augsburg, zuletzt Hauptpastor an der Hamburger St. Petrikirche, erfreute sich intimer persönlicher Beziehungen zu Klopstock, in dessen Bahnen er auch als Dichter wandelte. Er gab eine Anzahl Erbauungsschriften und Liedersammlungen heraus, durch die er seine eigenen Gedichte —

außer Kirchengesängen auch Natur- und Kinderlieder — verbreitete. Johann Leonhard Bäßler (1745–1811), Rektor des Lyzeums seiner Geburtsstadt Memmingen, verfaßte namentlich „Geistliche Lieder für's Landvolk" (1778), von denen etliche in Gesangbücher übergegangen sind. Johann Christoph Heckel (1747—1798) aus Augsburg, Prediger daselbst, ließ unter anderem 1789 „Lieder für leidende Christen" erscheinen und besorgte 1794 im Vereine mit dem Diakonus L. F. Kraus für die evangelischen Gemeinden seiner Vaterstadt eines jener rationalistisch gefärbten und modernisierten Gesangbücher, wie sie damals allerorten aufkamen. Schon vorher hatte das Stündlein des alten württembergischen Gesangbuches vom Jahre 1741 geschlagen. Der einzige, aber energische Vertreter des Rationalismus im damaligen Konsistorium, Georg Friedrich Griesinger (1734—1828) aus Marschalkenzimmern (O.A. Sulz), seit 1766 Geistlicher in Stuttgart und seit 1786 Konsistorialrat, setzte 1791 die Einführung eines neuen Landesgesangbuches durch, das er selbst mit Hilfe des Prälaten Balthasar Sprenger und unter Beiziehung des Dichters Gotthold Stäudlin bearbeitet hatte. Man scheute sich zwar, gar zu radikal vorzugehen; manche alte Lieder, darunter die Luthers, blieben verschont; aber größer noch war die Anzahl derer, welche sich die Umdichtung gefallen lassen mußten oder ganz wegfielen, um durch moderne Erzeugnisse ersetzt zu werden. Dieses Gesangbuch begegnete bei den Württembergern tiefem Mißtrauen und stieß beim Landvolke vielfach auf Widerspruch, ja auf Widerstand, so daß es teilweise den Gemeinden gewaltsam aufgezwungen werden mußte. 1799 erschien zu dem Gesangbuche von 1791 ein im Auftrage des Konsistoriums gefertigtes Choralbuch, und damit war das Werk der Erneuerung des evangelischen Kirchengesanges im Herzogtume Württemberg abgeschlossen.

Herzog Karl Eugen wollte auch für seine katholische Hofkapelle ein Gesangbuch haben, das Benedikt Maria Werkmeister (1745 bis 1823) aus Füssen, 1784–1790 Hofprediger und später Oberkirchenrat in Stuttgart, ganz im rationalistischen Geiste 1784 anfertigte. Derselbe gab 1807 ein weiteres „Gesangbuch bei den Gottesverehrungen der katholischen Kirche zu gebrauchen" heraus. Wie Werkmeister schöpfte auch ein anderer Katholik vorzugsweise

aus dem evangelischen Liederschatz: Joseph Sperl (1761—1837) aus Lauchheim (O.A. Ellwangen), 1817—1820 Direktor des Wilhelmstiftes und Stadtpfarrer in Tübingen, später Pfarrer und Kirchenrat in Dürmentingen (O.A. Riedlingen), der 1800 eine der katholischen Gemeinde zu Nürnberg gewidmete Sammlung „Christliche Gesänge" erscheinen ließ. Darin stehen auch eigene recht annehmbare Lieder Sperls, von denen manche in evangelische Gesangbücher übergegangen sind.

Sechstes Kapitel.

Romandichtung und Publizistik.

Unter den zahlreichen jungen Talenten, die sich für Klopstock begeisterten und an ihm zu Dichtern heranbildeten, befand sich auch der Schwabe Christoph Martin Wieland. Aber nicht war es seine Bestimmung, das ganze Leben lang in ätherischen Höhen zu schweben: nachdem er den Irrtum seiner Jugend abgeschworen hatte, wurde er der früheste und einer der größten Meister der modernen deutschen Romandichtung in Vers und Prosa. Während der vielgepriesene Messias wie ein einsamer Felsen aus dem Meere ragte und sein gewaltiges Vorbild nichts für die Begründung eines nationalen Epos im großen Stile vermochte, übten Wielands mehr dem Irdischen und Sinnlichen zugewandte Dichtwerke breiten Einfluß auf eine leichtfertigere und flüchtigere Gattung der Epik. Klopstocks Bestrebungen, unseren poetischen Stil zu veredeln, setzte Wieland fort und dehnte sie auf den prosaischen aus. Mögen auch seine übrigen Verdienste um die deutsche Litteratur alle fragwürdig sein, das *eine* große muß ihm unbestritten bleiben: er hat unserer künstlerischen Prosa zuerst aus Schwerfälligkeit und Verworrenheit zu Klarheit und Anmut verholfen.

Die Familie Wieland genoß seit langer Zeit Ansehen in dem oberschwäbischen Reichsstädtchen Biberach. Des Dichters Urgroßvater war dort Bürgermeister gewesen, der Großvater hatte sein Leben als Pfarrer in dem zum Biberacher Gebiete gehörigen Dorf

Oberholzheim (O.A. Laupheim) zugebracht und sein Amt auf seinen Sohn Thomas Adam Wieland vererbt. Diesem und seiner Gattin Regina Katharina Kick, der Tochter eines badischen Offiziers, wurde am 5. September 1733 als zweites von fünf Kindern ein Söhnlein geboren, das auf die Namen Christoph Martin getauft wurde. Schon 1736 ward Vater Wieland nach Biberach versetzt, wo er allmählich zur höchsten republikanischen Kirchenwürde des Seniors vorrückte. Der Knabe erhielt von dem in der Schule des Pietismus groß gewordenen Vater, einem ernsten und steifen Mann, eine streng religiöse Erziehung; doch übte die lebhafte Mutter, zu der sich ein inniges Gemütsverhältnis herausbildete, mildernden Einfluß. Frühzeitig trat seine hohe Begabung zu Tag, und ungewöhnlich rasch entwickelte sich sein für äußere Eindrücke außerordentlich empfänglicher Geist. Im zehnten Jahre las er Vergil und Horaz; schon vom siebenten an machte er zum Verdrusse des Vaters lateinische und deutsche Verse, deren stark angeschwollenen Vorrat er als Student verbrannte. Vom Herbst 1747 bis zum Frühjahr 1749 weilte der junge Wieland in Klosterbergen bei Magdeburg, einer ganz im pietistischen Geiste geleiteten Vorbereitungsanstalt für die Hochschule. Er machte dort in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte, las viel und vielerlei ohne Wahl, beschäftigte sich namentlich mit der deutschen Litteratur, vertiefte sich in Klopstock, was ihn aber nicht hinderte, gleichzeitig hinter dem Rücken der Lehrer von Voltaire zu naschen. Ebenso bunt sah es in seiner Seele aus: mystische Anwandlungen wurden von skeptischen Anfechtungen abgelöst, und schließlich pries er sich glücklich, als er Ostern 1749 zum Studium der Philosophie nach der Universität Erfurt übersiedeln durfte. Freilich kam auch jetzt noch keine Klarheit in sein Inneres. Er wohnte bei einem Verwandten, dem Professor Dr. J. W. Baumer, einem Manne von Geist, der seinen Zögling in die philosophischen Systeme einführte und auf Don Quijote aufmerksam machte. Die neu erworbene rationalistische Weltweisheit und die alten pietistischen Grundsätze bekämpften sich in dem Jüngling, auf den indessen der Aufenthalt im Elternhause seit dem Frühjahre 1750 beruhigend wirkte. Aber jetzt sollte er zum erstenmale die Macht der Liebe kennen lernen, und die Liebe

sollte ihn seinem Dichterberufe zuführen. Eine Verwandte Wielands, die um zwei Jahre ältere, fein gebildete und fast gelehrt erzogene Sophie Gutermann, kam nach Biberach, um ihren dort lebenden Großvater zu besuchen. Kaum hatten sich die zwei jungen Schöngeister gesehen, als sie sich auch schon liebten. Er betrachtete das Mädchen nicht nur als seine Verlobte, sondern fand auch an ihr, was vorderhand wichtiger war, eine Vertraute seiner dichterischen Pläne und Hoffnungen. Als er nach einem wonnereichen Sommer seit November 1750 zum Studium der Rechtswissenschaft in der Universitätsstadt Tübingen weilte, verlieh er im fortgesetzten Gedanken an die Geliebte seinen Entwürfen Gestalt und entwickelte plötzlich eine außerordentliche Produktivität. Als sein erstes gedrucktes Werk erschien 1751 ein „Lobgesang auf die Liebe" und noch im selben Jahr ein in Alexandrinern abgefaßtes Lehrgedicht in sechs Büchern „Die Natur der Dinge", worin der Student sein ganzes philosophisches Wissen ausbreitete. 1752 folgten „Zwölf moralische Briefe" in Alexandrinern, „Der Anti-Ovid" in freiem Versmaße, der sich nicht bloß gegen den römischen Dichter, sondern auch gegen dessen französische Gesinnungsgenossen richtete und die sinnliche Liebe verdammte, eine lyrisch-elegische Dichtung „Der Frühling" in Hexametern, „Erzählungen" in reimlosen Jamben. Alle diese Erzeugnisse, deren Grundthema die Liebe und im besonderen sein ideales Verhältnis zu Sophie ist, zeichnen sich schon durch klaren Fluß der Verse, durch Gefälligkeit und Gewandtheit der Sprache aus, sind aber nach Stoff und Inhalt ganz unselbständig. Haller, E. von Kleist sind Muster, in der Form auch Hagedorn. Doch vor allem bemüht sich Wieland, in die Fußtapfen Klopstocks zu treten. Durch ihn wurde er zu einem Epos in Hexametern „Hermann" begeistert. Im August 1751 sandte er vier Gesänge des niemals fertig gewordenen Werkes an Bodmer nach Zürich. Es entspann sich daraus ein Briefwechsel und persönliche Beziehungen zwischen beiden, die für die nächsten Lebensjahre Wielands entscheidend wurden.

Im Juni 1752 kehrte der Jüngling nach Biberach zurück, an juristischen Fachkenntnissen nicht eben reich, aber bereits mit den ersten Lorbeeren des Dichterruhmes geschmückt. Im Oktober

desselben Jahres folgte er einer Einladung Bodmers nach Zürich, nicht ohne vorher in Biberach von seiner Sophie mündlichen Abschied genommen zu haben; er sollte sie als die Gattin eines anderen wiederfinden. In Zürich lebte Wieland von Oktober 1752 bis Juni 1754 als Gast in Bodmers Hause. Der Alte, der einst an Klopstocks Lebensfreude Anstoß genommen hatte, und die puritanischen Züricher konnten mit dem jungen Schwaben zufrieden sein. Er trank und rauchte nicht, fand am Umgange mit älteren ernsthaften Männern Geschmack, arbeitete fleißig und ließ sich von Bodmer am Gängelbande leiten. Er vollendete 1753 unter anderem eine schon in Biberach angefangene breitspurige „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: Der Noah", worin er dieses Machwerk seines Gönners Bodmer unmäßig pries, dichtete selbst unter des letzteren Augen ein biblisches Epos in drei Gesängen „Der geprüfte Abraham", schrieb verschiedene Gebete in Versen und Prosa sowie die phantastischen „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde". Die rechte Glaubensinnigkeit lassen diese Arbeiten bei aller künstlichen Steigerung des religiösen Empfindens vermissen. Ende 1753 erhielt Wieland die überraschende Nachricht von der Verbindung Sophiens mit dem kurmainzischen Hofrate La Roche. Später fand er sich in einem unbefangenen Freundschaftsverhältnis zu der Jugendgeliebten trefflich zurecht. Aber damals fühlte er sich tief im Innersten getroffen, und die nächste Folge dieser ersten großen Enttäuschung seines Lebens war, daß er sich vollends der himmlischen Liebe in die Arme warf und sich in mystischen Schwärmereien erging. Er dichtete Oden und Hymnen, versenkte sich in Schriften von Kirchenvätern und Philosophen. Diese Richtung setzte sich zunächst noch fort, als er im Juni 1754 als Hofmeister in das Haus des Züricher Amtmannes von Grebel übersiedelte. Er ließ sich von ältlichen Frauenzimmern anhimmeln, schwärmte und disputierte mit ihnen, schrieb „Sympathien" (1756) und in gekünstelter Nachahmung der Psalmen krankhaft überspannte „Empfindungen eines Christen" (1757), griff in der Vorrede zu letzterem Werke die Anakreontiker mit unziemlicher Heftigkeit an. Nun aber hatte Wieland den Gipfel seiner übersinnlichen Richtung erreicht, und langsam bahnte

sich die Umkehr an. Von der Beaufsichtigung und unmittelbaren geistigen Bevormundung Bodmers befreit, regelte er Studium, Lektüre und Produktion nach eigenem Ermessen. Er beschäftigte sich eingehend mit den Griechen, mit Plato, später mit Xenophon und Lukian. Daneben las er Shakespeare, die französischen Freigeister und kam auf Don Quijote zurück. Die großen Ereignisse des siebenjährigen Krieges zogen seine Aufmerksamkeit auf die Politik. Er begann, sich an Xenophons Kyropädie anlehnend, ein nie vollendetes Epos „Cyrus", von dem fünf Gesänge 1759 gedruckt wurden. Der persische Prinz war darin zum Idealhelden nach dem Muster des großen Friedrich gestempelt. Schon vorher hatte Shakespeare unseren Dichter zu einem Trauerspiel in reimlosen Jamben begeistert, das, konventionell und deklamatorisch gehalten, freilich mehr den Geist Racines als den des großen Britten atmet. Dennoch erwarb sich „Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion", die erstmals im Juli 1756 in Winterthur über die Bretter ging und 1758 im Buchhandel erschien, den Beifall der Zeitgenossen, und Lessing, der den Entwicklungsgang Wielands aufmerksam verfolgt und seine Verirrungen scharf kritisiert hatte, begrüßte es mit Freuden, daß er die ätherischen Höhen verlassen habe und wieder unter Menschen wandle. 1758 vereinigte Wieland die Mehrzahl seiner prosaischen Schriften zu einer dreibändigen Sammlung, der sich 1762 eine Gesamtausgabe der poetischen Werke ebenfalls in drei Teilen anreihte.

Fünf Jahre verlebte Wieland bei Herrn von Grebel in äußerst angenehmen Verhältnissen. Seine gesellschaftlichen Beziehungen gestalteten sich hier weit freier und vielseitiger, als in Bodmers Haus; er lernte die Lebensfreude und den Lebensgenuß kennen und schätzen, und als er im Juni 1759 nach Bern weiter zog, war er schon ein anderer, als zur Zeit seiner Ankunft in Zürich. Der gefeierte junge Poet wurde in Bern überall mit offenen Armen empfangen. Eine Hauslehrersstellung war ihm nach einem Monate verleidet; er bezog eine Privatwohnung und hielt Patriziersöhnen philosophische Vorlesungen. Damals knüpfte Wieland ein Liebesband mit der Freundin Rousseaus, Julie Bondeli (1731—1778), einem mehr mit geistigen als mit körperlichen Reizen geschmückten

Mädchen von herrlichem Charakter, um deren dauernden Besitz er sich später durch eigene Schwäche brachte. In Bern dichtete er 1760 ein undramatisches Rührstück in Prosa „Clementina von Porretta“ und eine dialogisierte Geschichte „Araspes und Panthea“, deren Stoff der Kyropädie entnommen und ursprünglich zu einer Episode im „Cyrus“ bestimmt war. Darin schlug Wieland zum erstenmale das später von ihm endlos variierte Thema vom Siege der Natürlichkeit über die Schwärmerei an. Die beiden letztgenannten Schöpfungen wurden erst nach der Rückkehr des Dichters in die Heimat veröffentlicht.

Diese erfolgte im Mai 1760. Die Biberacher hatten nämlich ihren berühmten Mitbürger zum Senator erwählt, und bald darauf wurde ihm auch die Stelle eines Stadtschreibers oder, wie der prunkvollere Titel lautete, eines Kanzleiverwalters übertragen. Zwar mußte er sein Amt in einem langwierigen Prozesse gegen die Ansprüche der katholischen Partei verteidigen, zwar gab es bei den kleinlichen Verhältnissen der paritätischen Duodezrepublik Verdrießlichkeiten und Mißhelligkeiten genug und überreiche Gelegenheit zu abderitischen Studien: aber er hatte nun doch einen festen Wirkungskreis, ein gesichertes Auskommen. Die praktische Thätigkeit ergänzte die Ausbildung seines Charakters in wünschenswerter Weise, was seinen späteren schriftstellerischen Leistungen zu gut kam. Eine weit stärkere Beeinflussung erfuhr seine dichterische Persönlichkeit von anderer Seite. Im Jahr 1761 hatte der ehemalige kurmainzische Minister Graf Friedrich von Stadion sein nahe bei Biberach gelegenes Familienschloß Warthausen bezogen. Der Graf, ein fein gebildeter und in der Litteratur wohl bewanderter Mann, machte ein großes Haus und umgab sich gerne mit Gelehrten, Künstlern, bedeutenden Männern aller Art. Der kurmainzische Rat La Roche, Stadions Pflegesohn und Freund, hatte ihn mit seiner Gattin nach Warthausen begleitet, und diese Gattin war ja Wielands Jugendgeliebte Sophie. Sie beeilte sich, den Dichter im Schloß einzuführen, man bereitete ihm dort die beste Aufnahme, und er selbst, der befürchten mußte, in Biberach zu versauern, schätzte sich glücklich, einen würdigen Verkehr gefunden zu haben. Bald war man sich gegenseitig unentbehrlich, und Wieland verbrachte seine

ganze reichlich bemessene Mußezeit auf Warthausen. Er benützte die große Bibliothek des Grafen; er arbeitete an seinen Dichtungen, besprach sie mit den Freunden und las die fertigen Stücke vor; er gab mit den Mitgliedern des seit 1688 bestehenden Biberacher Liebhabertheaters, dessen Direktion ihm übertragen worden war, und das durch seine Bemühungen eine ansehnliche Höhe erreichte, im Schlosse Vorstellungen. Warthausen wurde für Wieland die hohe Schule der Geistesumbildung. Hier traten ihm die feinen Umgangsformen der vornehmen Welt entgegen, hier lernte er die vom deutschen Adel damals gehätschelte Kultur der Franzosen mit ihrer verführerischen Außenseite und ihrer inneren Frivolität kennen, hier wurde er in die Ideen der Aufklärung eingeweiht, hier sah er die Vorzüge heiterer Lebensanschauung vor Augen, hier bekam er Geschmack an Spott und Ironie. Eine Natur von Wielands Weichheit konnte so starken und reizvollen Einwirkungen unmöglich widerstehen; entsprachen doch diese ohnehin seinem wahren, bislang widernatürlich verkehrten Wesen. So warf er denn in seinen neuen Schöpfungen vollends alle Schwärmerei und Uebersinnlichkeit über Bord und schwelgte, nach einem ganz natürlichen psychologischen Gesetze dem entgegengesetzten Extreme verfallend, in nackter und häßlicher Sinnlichkeit. Aber auch dieser Krankheitszustand wurde schließlich, wie der frühere, überwunden, und nachdem er sich, freilich spät, zu innerem Maße durchgerungen hatte, schuf er Meisterwerke, die ohne die Lehrzeit auf Warthausen sich gar nicht denken lassen. Sieben Jahre, von 1762 bis 1768, währten Wielands Beziehungen zum Stadionschen Hause, nur vorübergehend infolge eines Interessenzusammenstoßes des Grafen mit der Reichsstadt Biberach getrübt. Auch die Gründung eines eigenen Hausstandes, die am 21. Oktober 1765 erfolgte, that dem Verkehre mit Warthausen keinen Abbruch. Nachdem Wieland in Biberach verschiedene Liebesabenteuer, auf die er nicht eben stolz sein durfte, bestanden hatte, ließ er sich von seiner Mutter und Frau La Roche mit einer jungen Verwandten, der Augsburger Kaufherrentochter Anna Dorothea von Hillenbrand, verheiraten. Uebrigens gestaltete sich seine Ehe mit der ihm zwar geistig nicht ebenbürtigen, aber herzensguten Frau im Laufe der Jahre immer glücklicher. Der

Mann, dessen Dichtungen sittenstrengen Leuten Abscheu einflößten, war ein tadelloser Gatte und Vater, erzog seine Kinder vortrefflich, gab das Muster eines reinen und ehrbaren Familienlebens.

Während der Biberacher Zeit entfaltete Wieland als Schriftsteller und Dichter die gewohnte Fruchtbarkeit. 1762—1766 erschien seine durch die Bedürfnisse des Biberacher Stadttheaters angeregte Shakespeareübersetzung in acht Teilen, eine heute längst überholte, aber damals gewiß verdienstliche Leistung. Von den selbständigen Schöpfungen dieser Periode wurde zuerst (1764) der komische Roman „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva“ der Oeffentlichkeit übergeben. Er ist eine karikierte Nachahmung des Don Quijote und schildert, wie ein junger Landedelmann im Glauben an die Existenz von Feen auf Abenteuer auszieht, um die ihm aus Büchern bekannte Märchenwelt in der Wirklichkeit zu suchen, schließlich aber durch eine irdische Fee von seinem Wahne geheilt wird. Wieland erzählt seinen eigenen Liebesroman mit Sophie in burleskfatirischer Einkleidung. Das Buch machte den Dichter zum Liebling des großen Lesepublikums, stieß aber auch auf Widerspruch wegen seines schlüpfrigen Tones, der in dem eingeflochtenen grotesken Märchen vom Prinzen Biribinker besonders unangenehm hervortritt. Auf ernsthaftere Weise wurde das dem Don Sylvio zu Grunde liegende Thema in dem Romane „Geschichte des Agathon“ behandelt, an dem Wieland seit 1761 arbeitete. Der erste Band wurde 1766, der zweite 1767, der Rest erst 1773 mit der zweiten Ausgabe der früheren Teile veröffentlicht. Wir werden in die griechische Welt des 4. vorchristlichen Jahrhunderts geführt und vernehmen, wie ein junger Schwärmer — in Wahrheit wieder niemand anders, als der Dichter selbst — durch allerlei Erfahrungen und Enttäuschungen für das praktische Leben erzogen wird, während die schöne Sünderin Danae, die als wichtiges Medium für Agathons Entwicklungsgang dient, durch die wahre Liebe veredelt und zur Tugend und Entsagung bekehrt wird. Die bunte, abenteuerliche Handlung und der reiche philosophische Inhalt des breit angelegten Romans sind geschickt ineinander geschlungen, wenn auch nicht völlig zu einer organischen Einheit verwachsen. Wieland hatte dieses große

Werk, das alle seine bisherigen an Bedeutung überragt, schon vor seinen Beziehungen zu Schloß Warthausen entworfen, die indessen auf die Ausführung einzelner Teile nicht ohne Einfluß blieben. Direkt für den Stadionschen Kreis bestimmt waren eine Reihe kleiner Gedichte, deren Reigen die mutwillige (erst 1769 erschienene) „Nadine" eröffnete. Es folgten sieben aus Lukian geschöpfte komische Erzählungen nach, von denen Wieland nur einen Teil 1765 in gemilderter Form drucken zu lassen wagte. Sie fanden natürlich ihren Leserkreis, aber die Kritik erhob abermals scharfe, wohl begründete Einsprache gegen solche Feilbietung der üppigsten und lüsternsten Sinnlichkeit. Nicht besser erging es dem von den jungen Tugendspiegeln des Göttinger Hains verbrannten frivolen Machwerk „Idris" (1768, später „Idris und Zenide"), das, ganz phantastischen Inhaltes, wiederum der gröbsten sinnlichen Liebe einen Triumph bereitet. Maßvoller war die gleichzeitig entstandene, nach Darstellung und Form besonders anmutige Dichtung „Musarion oder die Philosophie der Grazien", worin ein menschenfeindlicher Platoniker zu heiterem Lebensgenuß umgestimmt wird. Zwei weitere Werke, „Die Grazien" und „Der neue Amadis", von denen das eine erst 1770, das andere 1771 herauskam, atmen noch ganz den Geist dieser Periode, in der sie auch ersonnen und zum Teil ausgeführt worden sind. Jene Dichtung erzählt, halb in Prosa, halb in Versen, von dem Leben und Wirken der Grazien, während das seinerzeit sehr beliebt gewesene satirisch-komische Heldenepos „Der neue Amadis" in achtzehn Gesängen die Wechselfälle der Liebe an sechs verschiedenen Paaren mit reichlicher Verwertung persönlicher Erlebnisse des Dichters darlegt. Neben den eben genannten wichtigsten Erzeugnissen der Biberacher Zeit laufen noch verschiedene kleinere oder fragmentarische Arbeiten her.

Anfang 1769 folgte Wieland einem Rufe des Mainzer Kurfürsten, der ihn zum ersten Professor der Philosophie an seiner Universität Erfurt mit dem ansehnlichen Gehalte von 600 Thalern und dem Titel eines Regierungsrates ernannte. Ungern ließen die Biberacher ihren Stadtschreiber ziehen, und ungern schied dieser aus der Heimat, der er stets warme Anhänglichkeit bewahrte. Es war ein Scheiden für immer. Aber Wieland sollte es nicht zu

bereuen haben. Vierthalb glückliche Jahre verlebte er in Erfurt. Er fand anziehenden Verkehr und die Freundschaft tüchtiger Männer. Die akademische Thätigkeit, vor der er sich bislang gescheut hatte, befriedigte ihn; er zog neben der Philosophie Philologie, Geschichte und Litteratur in den Kreis seiner Vorlesungen. Als Schriftsteller feierte er auch in diesem Zeitraume nicht. Doch wurde er nun im Einklange mit seinem Lebensalter und seiner Lebensstellung ernsthafter, ließ das philosophische und didaktische Element mehr, als früher, hervortreten. Er schrieb, von Rezensionen für die Erfurter gelehrten Anzeigen abgesehen, im Spätsommer 1769 eine romanhafte Geschichte des Kynikers Diogenes unter dem Titel „Σωκράτης μαινόμενος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope“, sammelte 1770 zwei Bände kleiner Abhandlungen und Aufsätze als „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ und verfaßte 1772 einen sozial-politischen Roman, „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“, dem er eine 1775 teilweise veröffentlichte, aber erst 1795 vollendete Fortsetzung „Geschichte des Philosophen Danischmende“ (später „Geschichte des weisen Danischmend“) gab. In dem ersteren Werke hat der Leibphilosoph Danischmend seinen Herren, den indischen Sultan Schach-Gebal, mit der Geschichte des Reiches Scheschian einzuschläfern und erfüllt seine Aufgabe so meisterhaft, daß nicht bloß der orientalischen Majestät, sondern auch den Lesern die Augen zufallen. Unterhaltender ist die Beschreibung der späteren Schicksale Danischmends. Uebrigens dient im goldenen Spiegel dem Dichter die Handlung nur als Gefäß, um darin seine Ideen von Staatsweisheit unterzubringen. Was er verherrlicht, ist die aufgeklärte und tolerante Despotie, deren Grundsätze in den Reformbestrebungen Josephs II. vorbildliche Gestalt gewonnen haben.

Der goldene Spiegel wurde nicht nur vom Publikum sehr beifällig aufgenommen, sondern lenkte auch die Aufmerksamkeit der verwitweten Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar auf den Erfurter Professor. Sie machte ihm den Antrag, die Erziehung des Erbprinzen Karl August zu übernehmen, und da Wieland eine reizvolle Aufgabe darin erblickte, einen künftigen Fürsten nach seinen Idealen heranzubilden, siedelte er als Hofrat im September 1772

nach Weimar über. Als im Jahre 1775 sein Auftrag erfüllt war, dachte er anfangs daran, nach Biberach heimzukehren, aber der dankbare Karl August, nunmehr volljährig und Herzog, erhöhte die ausbedungene Pension von 600 auf 1000 Thaler unter der Bedingung, daß Wieland in Weimar bleibe. So verbrachte er hier die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens ohne größere Unterbrechung. Alles in allem genommen, vier glückliche Jahrzehnte. Er erfreute sich eines traulich friedsamen Familienlebens, und seine finanziellen Verhältnisse ließen so wenig zu wünschen übrig, daß er eine Zeit lang (1793—1803) sogar im Besitz eines Landgutes zu Oßmannstedt unfern von Weimar war und sich dort ländlichen Vergnügungen überließ. Ehren und Ruhm genoß er im Ueberflusse, die Huld des Weimarer Hofes und die Gunst des Publikums blieben ihm zeitlebens treu; vereinzelte Angriffe konnte er darüber leicht verschmerzen. Seine Beziehungen zu den Dichtergrößen, die sich allmählich in Weimar ansammelten, gestalteten sich auf's freundlichste. Liebenswürdig, wohlwollend und gutmütig, wie Wieland war, wußte er sich mit jedermann zu stellen. Von Goethe hatte er zwar kurz vor dessen Ankunft in Weimar durch die übermütige Farce „Götter, Helden und Wieland" arge Verhöhnung erfahren. Aber er nahm die Sache nicht tragisch, und als er vollends mit dem Dichterjüngling in näheren Verkehr trat, konnte er sich dem Zauber dieser sieghaften Persönlichkeit nicht entziehen. Bald schwärmte Wieland für Goethe, wie auch dieser für den älteren Dichter ganz eingenommen wurde. Ohne Frage haben beide mancherlei voneinander gelernt. Für Wieland war überhaupt die Einwirkung des den höchsten Idealen zustrebenden Weimarer Dichterkreises von unschätzbarem Wert. Es gelang ihm jetzt, sich der früheren Zucht- und Maßlosigkeit zu entäußern und jene harmonischen Schöpfungen hervorzubringen, durch die er sich den Meistern unserer klassischen Litteratur an die Seite gestellt hat. Seit 1775 konnte er, von jeder Verpflichtung befreit, ungeteilt dem Schriftstellerberufe leben. Schon 1773 hatte er eine Monatsschrift „Der Teutsche Merkur" begründet, die unter diesem Titel bis 1789 und als „Der neue Teutsche Merkur" von 1790 bis 1810 bestand, in den letzten Jahren von K. A. Böttiger herausgegeben. Nichts Geringeres wollte

Wieland schaffen, als ein litterarisches Zentralorgan für die höher gebildete deutsche Gesellschaft. Mannigfache und große Schwierigkeiten stellten sich ihm dabei freilich in den Weg. Er selbst war ein Neuling in Redaktionsgeschäften, die Mitarbeiter ließen ihn anfangs im Stiche, die Anhänger Klopstocks, Hainbündler und sonstige Gegner rückten ihm scharf zu Leibe. Durch Beharrlichkeit und Klugheit wurde er indessen über alle Hindernisse Herr. Er gewann erfahrene Mitredakteure, zu denen eine Zeit lang Schiller gehörte, entwaffnete durch liebenswürdige Milde seine gefährlichsten Gegner, wußte die ersten Geister der Nation als Mitarbeiter um sein Banner zu scharen. Bald lieferten Goethe, Herder Beiträge, wurde der deutsche Merkur das Sprachrohr des Weimarer Poetenkreises. Die Teilnahme des Publikums ging damit Hand in Hand, und die Zeitschrift übte auf das deutsche Geistesleben gewaltigen Einfluß aus. Für reinen Geschmack, für gemäßigt optimistische Lebensanschauungen, für Vernunft und Aufklärung trat Wieland in seinem sehr vielseitigen Journal ein. Auch über den Gang der großen Politik legte er darin Rechenschaft ab. Die französische Revolution begrüßte er als Freund der Aufklärung zunächst mit Jubel; aber als Mann, der in allen Dingen nach der richtigen Mitte strebte, mußte er bald bedenklich werden und verwünschte zuletzt die ganze Bewegung. Nicht nur politische Aufsätze, sondern auch Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten des vergangenen und gegenwärtigen Kulturlebens schrieb Wieland für seine Zeitschrift, wovon er eine Auswahl 1785/6 in zwei Bänden als „Kleine prosaische Schriften“ sammelte. Auch seine poetischen Erzeugnisse ließ er fortan zuerst im deutschen Merkur erscheinen.

Zu Beginn der Weimarer Periode wandte sich Wieland dem Singspiele zu und lieferte seit 1772 eine Reihe solcher Stücke, namentlich „Die Wahl des Herkules“, „Alceste“, „Das Urteil des Midas“, „Rosamund“ und „Pandora“. Sie wurden in Musik gesetzt und am Weimarer Hoftheater, für das sie ursprünglich bestimmt waren, wie an anderen Bühnen aufgeführt. Ohne Eigenart und inhaltliche Bedeutung haben Wielands Singspiele doch das Verdienst, durch edle Haltung und Form diese ganze dramatische Gattung auf eine höhere Stufe erhoben zu haben. Alceste war

es, die Goethe zu der schon erwähnten Satire „Götter, Helden und Wieland" anreizte. Doch hat nicht die Schöpfung selbst, höchstens die selbstgefällige Art, wie sich der Dichter damit brüstete, solchen Spott verdient.

Dann machte sich Wieland an sein bestes Prosawerk, das man noch heute mit Vergnügen liest, „Die Abderiten". Die Geschichte erschien stückweise seit 1774 im deutschen Merkur. In fünf teilweise nur lose miteinander zusammenhängenden Büchern werden die Narrheiten der Abderiten geschildert. Im ersten Buche „Demokritos unter den Abderiten" wird dieser Weltweise, der einzige Vernünftige in der ganzen Stadt, von seinen Mitbürgern für einen Narren ausgegeben, während im zweiten Buche der berühmte Arzt Hippokrates, der eigens nach Abdera berufen worden ist, um den Geisteszustand Demokrits zu untersuchen, den Abderiten derbe Wahrheiten sagt. Besser weiß der athenische Tragiker Euripides mit den Leutchen umzugehen: er nimmt sie, wie sie sind, und amüsiert sich königlich auf ihre Kosten. Er spielt ihnen mit seiner Schauspielertruppe seine Andromeda vor und versetzt dadurch die ganze Stadt in ein tragisches Fieber. Das vierte Buch behandelt den berüchtigten Prozeß um des Esels Schatten, wobei die Abderiten unendlich viel Scharfsinn an die gleichgültigste und lächerlichste Sache der Welt verschwenden. Im fünften Buch endlich müssen sie auswandern und ihre Stadt den der Latona heiligen Fröschen, die sie selbst in unerträglicher Menge herangefüttert haben, zeitweilig überlassen. Das Material zu diesem Romane haben dem Dichter teils die Berichte der griechischen Autoren, teils die Erzählungen über deutsche Schildbürgerstreiche, teils eigene Beobachtungen und Erfahrungen geliefert. Das antike Kostüm ist ziemlich durchsichtig. Wieland will eben nicht sowohl die griechischen Abderiten als die Narren aller Völker und Zeiten treffen. Der Eindruck der Satire wird dadurch verstärkt, daß die Abderiten keine gewöhnlichen Dummköpfe sind, sondern ihren Verstand nur am unrechten Ort anwenden. Ein Funken Wahrheit, die Spur eines richtigen Gedankens versteckt sich hinter allen ihren Tollheiten. Dadurch erscheinen ihre Streiche als im Bereiche der Möglichkeit liegend und auf die menschliche Natur gegründet. Leider ist Wieland

mitunter aus dem satirischen in den direkt lehrhaften Ton verfallen und ermüdet die Leser durch lange dialektische Erörterungen.

Neben der Geschichte der Abderiten liefen eine Reihe Epen her, die sich nach Stoff und Behandlung von den Erzeugnissen der Biberacher Periode wesentlich unterschieden. Wieland warf sich nun der Romantik in die Arme, deren erste Anklänge schon in Idris und Zenide und im neuen Amadis zu finden sind. Er schöpfte aus den damals wieder erschlossenen Ritterromanen des französischen Mittelalters, aus italienischen Quellen, aus der orientalischen Märchenwelt, auch aus der deutschen Volkssage. Er studierte unter Goethes Einfluß Hans Sachs und andere altdeutsche Dichter und zog daraus für seinen eigenen poetischen Stil großen Nutzen. Die Form seiner Darstellung blieb sich an Anmut gleich, aber veredelte sich; die Komposition wurde straffer und sorgfältiger, litt nicht mehr so sehr an Weitschweifigkeit; die Neigung zum Schlüpfrigen trat hinter höheren künstlerischen Zwecken mehr zurück. Von 1775 bis 1778 entstanden folgende kleinere Epen: „Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein", „Ein Wintermärchen", „Liebe um Liebe" (später „Gandalin"), „Geron, der Adelige", „Das Sommermärchen", „Hann und Gulpenheh", „Schach Lolo" und „Die Wünsche oder Pervonte". Geron verdient Hervorhebung; der Stoff ist hier der Artussage entnommen, und in der Ausführung zeigt sich Wielands Kunst der seines schwäbischen Landsmannes Hartmann von Aue nicht unebenbürtig. Die Dichtung ist im reinsten und ernstesten epischen Stil ohne ironische Zuthaten gehalten und löst das Problem, wie ein Ritter die Freundestreue in hartem Seelenkampf über die Minne stellt, auf eine moralisch und ästhetisch gleich unanfechtbare Weise. Die Krone hat indessen Wieland seiner Poesie durch das romantische Heldengedicht „Oberon" aufgesetzt, das in den Jahren 1778—1780 vollendet worden ist. Ein Märchenspiel, das aus Shakespeares Sommernachtstraum und aus einer Erzählung Chaucers entlehnt ist, und ein Stück Menschenschicksal, dessen äußere Umrisse ein französisches Ritterbuch geliefert hat, sind kunstvoll zu einer einheitlichen Handlung verarbeitet. Ritter Hüon von Bordeaux erschlägt unschuldigerweise einen Sohn Karls des Großen, wofür er zur Entsühnung nach Bagdad pilgern und außer

anderen heiklen Aufträgen die Kalifentochter Rezia zur Braut gewinnen soll. Der Elfenkönig Oberon hat sich mit seiner Gemahlin Titania entzweit und geschworen, sich erst dann wieder mit ihr zu vereinigen, wenn er einem sich in allen Gefahren treu bleibenden Paare begegnet sei. In Hüon und Rezia hofft er ein solches zu finden, und er leiht deshalb dem Ritter seine mächtige Hilfe. Nachdem die Prinzessin glücklich entführt ist, legt Oberon den Liebenden das Gelübde zeitweiliger Keuschheit auf. Aber sie erliegen der Versuchung. Da stürzt sie der Zorn des Geisterfürsten in Not und Elend. Nachdem ihre Liebe sich geläutert und veredelt, ihre Treue alle Prüfungen siegreich bestanden hat, winkt ihnen der verdiente Lohn, und auch das Elfenpaar feiert sein Versöhnungsfest. An einem psychologischen Problem, einer sittlichen Idee, die warme menschliche Teilnahme erregt, ist eine Welt von bunten Märchen und Abenteuern aufgereiht, die der Dichter mit dem ganzen Aufgebote seiner Einbildungskraft ausgeschmückt und mit den glänzendsten Farben seiner Darstellungskunst ausgemalt hat. Ueber die Figuren Hüons und Rezias, über die Schilderung ihres Liebeslebens auf der einsamen Felseninsel ist ein poetischer Zauber von unvergänglichem Reiz ausgegossen. Daneben sorgen die humoristischen Partien, die alle Tonarten von der fein ironischen bis zur derb volkstümlichen durchlaufen, für Abwechslung. Der Dichter versteht es, die Leser bis zum letzten Augenblicke zu fesseln und zu spannen, höchstens daß ein paar gedehnte Episoden die Handlung zu sehr belasten. Auf die Form hat er diesmal eine selbst bei ihm außergewöhnliche Sorfalt verwendet. In achtzeiligen gereimten Stanzen, die ebenso frei als leicht gebaut sind, läßt er das Gedicht klar und anmutig dahinströmen, in einem Meere sprachlichen Wohllautes schwelgend. Fürwahr redlich verdient war das hohe Lob, das Goethe, Lessing und andere berufene Kritiker dem Werke spendeten.

Oberon bedeutet den Gipfelpunkt von Wielands poetischem Vermögen; die zwei versifizierten Erzählungen, die noch folgten, die Legende „Clelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampeduse“ (1783) und „Die Wasserkufe“ (erst 1795 veröffentlicht), fallen stark ab. In dem richtigen Gefühle, sein Meisterwerk doch nicht überbieten zu können, ging er nun zunächst von der selbständigen

Produktion zur Uebersetzung über. Er verdeutschte namentlich Horaz' Episteln und Satiren, alle Werke des ihm kongenialen Lukian in sechs Teilen, einige Stücke des Aristophanes und Euripides, die Briefe Ciceros in sieben Bänden, deren zwei letzte erst nach seinem Tod erschienen. Die Mehrzahl dieser Uebertragungen machte Wieland durch Vermittlung seiner dem klassischen Altertume gewidmeten Zeitschriften „Attisches Museum“ (1796—1803) und „Neues attisches Museum“ (1805—1809) bekannt. Die Beschäftigung mit den antiken Dichtern und Schriftstellern wirkte auch auf seine eigenen Schöpfungen zurück, für die er nun wieder das griechische Kostüm statt des mittelalterlichen wählte. In verschiedenen Gesprächen nach Art Lukians behandelte er in scherzhaft ironischer Form Fragen der Tagespolitik, besonders die französische Revolution. Dann folgten drei Romane aus der hellenischen Welt, die aber nicht denselben Reiz, wie einst Agathon, auszuüben vermochten: 1788 ff. „Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus“, 1796 ff. „Agathodämon“, 1800 ff. „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen“ in vier Bänden. Persönliche Erlebnisse und Züge aus dem Kulturleben seiner Epoche verwob er nach früherer Gewohnheit in die Schilderung vergangener Zeiten und schob den alten Philosophen eigene Gedanken und Anschauungen unter. „Agathodämon“, eine Ehrenrettung des Schwindlers Apollonius von Tyana, gewinnt dadurch Interesse, daß der Dichter Veranlassung nimmt, sich mit dem Christentum und dessen Anfängen ganz im rationalistischen Sinn auseinanderzusetzen. Zwei kleinere Erzählungen „Menander und Glycerion“ (1803) und „Krates und Hipparchia“ (1804) und eine Sammlung von sechs unter dem Titel „Das Hexameron von Rosenhain“ (1805) vereinigten Märchen und Novellen bildeten die Schlußsteine der poetischen Thätigkeit Wielands. Schon 1794 ff. hatte er eine erste Gesamtausgabe seiner Werke (bei G. J. Göschen) veranstaltet.

Wielands letzte Jahre waren von schmerzlichen Verlusten, wie sie langlebigen Menschen niemals erspart bleiben, getrübt; am härtesten traf ihn der Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin im Jahr 1801. Auch das Elend des unter dem Joche französischer Zwingherrschaft seufzenden Vaterlandes ging nicht spurlos an ihm

vorbei, und er konnte die allgemeine Schmach darüber, daß seiner persönlichen Eitelkeit auf dem Erfurter Kongreß im Jahr 1808 von den Kaisern Napoleon und Alexander geschmeichelt wurde, nicht vergessen. Seine von Jugend an schwächliche, aber zähe Konstitution erhielt im Jahr 1809 durch eine schwere Krankheit einen Stoß. Nach Neujahr 1813 suchten ihn mehrere Schlaganfälle heim, denen er am 20. Januar erlag. Am 25. wurde er seinem Wunsche gemäß in Oßmannstedt begraben; Goethe hielt ihm in der Freimaurerloge, deren eifriges Mitglied Wieland seit 1809 gewesen war, eine ehrenvolle Leichenrede.

Wenn es das bezeichnende Merkmal des Genies ist, daß es unbetretene Pfade wandelt und vorher ungangbare Bahnen eröffnet, dann darf dieses höchste Prädikat Wieland nicht zugestanden werden. Keine großen Ideen sind von ihm ausgegangen, keine litterarischen Umwälzungen knüpfen sich an seinen Namen. Aber vermöge einer außerordentlichen Spürkraft hat er das Neue rasch ausfindig zu machen und dank großer geistigen Gewandtheit es aufzugreifen und sich anzueignen gewußt. So steht er überall in der vordersten Reihe. Von Haller bis auf Goethe hat er sich von allen bedeutenden zeitgenössischen Dichtern beeinflussen lassen, von jedem etwas gelernt. Eine bewegliche Natur, ein weicher, gegen fremde Einwirkungen nicht widerstandsfähiger Charakter, wechselte er wiederholt seine künstlerische Physiognomie und machte die geistigen Wandlungen seines Zeitalters fast alle durch. Wir haben gesehen, wie er aus einem Pietisten und empfindsamen Schwärmer zum Freigeist und Aufklärer geworden, wie er aus naturwidriger Sittenstrenge in allzu natürliche Frivolität gefallen ist, um endlich zum Moralgesetz ein heiter unbefangenes Verhältnis zu gewinnen. Der Reihe nach und teilweise gleichzeitig ist er Dichter und Schriftsteller, Journalist und Redakteur, Popularphilosoph und Politiker, Pädagog und Philologe gewesen. Trotz dieser Vielseitigkeit ist Wielands poetisches Talent doch in gewisse Schranken gebannt. Die lyrische Ader fließt bei ihm äußerst spärlich, dramatische Begabung geht ihm so gut wie ganz ab. Es ist ihm eben versagt, seine Gefühle und Gedanken zu verdichten. Breit und ungehemmt muß der Strom seiner Rede sich entfalten können. Dieses Be-

dürfnis kann nur im Epos Befriedigung finden. Aber auch innerhalb der epischen Gattung hat er sich wieder, wenn man von seiner Klopstockschen Periode absieht, die für seine Beurteilung als Dichter kaum in Betracht kommt, auf die Unterart des Romanes beschränkt. Romane sind seit der Rückkehr nach Biberach alle seine Dichtungen, mögen sie nun in Prosa oder Versen abgefaßt sein. Ein Epos im monumentalen Stile findet sich nicht darunter. Auch der Oberon ist dies bei allen glänzenden Vorzügen nicht. Dazu ist der Stoff zu launenhaft phantastisch, zu wenig von gediegenem Ernst und vorbildlicher Bedeutung. Der Roman ist Wielands Element. Hier kann er alle seine Talente entfalten, allen seinen Neigungen Genüge thun. Hier kann er sich bequem gehen lassen, kann seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen, kann erzählen und fabulieren nach Herzenslust. Hier kann er ferner dem bei ihm nicht minder stark ausgeprägten Gelüste fröhnen, die Menschheit zu belehren und zu seiner Lebensweisheit zu bekehren.

Der deutsche Roman war im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorwiegend Abenteurergeschichte gewesen; auf merkwürdigen Begebenheiten und Erlebnissen der Helden lag der ganze Nachdruck, und die Beschreibung der Seelenzustände trat dahinter weit zurück. Die Reaktion gegen diese Richtung ging von England aus, wo vor der Mitte des 18. Jahrhunderts der moralische Familienroman aufkam. Bald drang er nach Deutschland vor. Hier wurden namentlich die Werke Samuel Richardsons mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und vielfach nachgeahmt. Auch Wieland begeisterte sich in seiner Jugend für den gefeierten Engländer, den er schon in Klosterbergen kennen gelernt hatte: entnahm er doch sogar den Stoff zu seinem Drama „Clementina von Porretta" Richardsons Geschichte Sir Charles Grandisons. Nachdem er jedoch in Warthausen den französischen Kultureinflüssen anheimgefallen war, warf er mit anderem Ballaste der empfindsamen Epoche auch seine Vorliebe für Richardson über Bord. Mit gutem Grund erschienen ihm die vollkommenen Idealgestalten des Engländers als unwahr; nicht Abstraktionen von Tugend oder Laster, sondern wirkliche Menschen mit warmem Blute, mit großen und kleinen Schwächen wollte er zeichnen. Aber in einem wich-

tigen Punkte berührte sich Wieland auch fernerhin mit dem englischen Familienroman: er behandelte das Seelenleben mit größerer oder doch zum mindesten mit gleicher Sorgfalt, wie die äußeren Begebenheiten. Seit dem Agathon weisen alle seine Romane einen philosophischen, meist psychologischen Grundgedanken auf. Die Bekehrung eines Idealisten zu realer Lebensauffassung ist, wie wir schon erfahren haben, Wielands Lieblingsthema. Ganz natürlich, da dies die bedeutendste Wandlung in seinem eigenen Dasein gewesen ist. Sobald einmal die Schilderung innerer Zustände im Roman überhand nahm, konnte es nicht ausbleiben, daß die Dichter vor allem in die eigene Brust griffen und die Erfahrungen ihres Herzens immer wieder zu Rate zogen. Wieland hat besonders viel Persönliches in seine Dichtungen hineingetragen. Von seinen inneren Erlebnissen kam der Liebe die größte Bedeutung zu, und so gönnte er denn dieser Leidenschaft in seinen Romanen einen bisher unerhörten Spielraum, indem er die Abenteuer seines Herzens vervielfältigte und ihnen fast endlos wechselnde Formen lieh, zuerst übersinnlicher Schwärmerei, dann nackter Sinnlichkeit huldigend, die er endlich zu natürlich vorurteilsfreier Behandlung der Geschlechtsverhältnisse mäßigte. Trotz allen Ausschweifungen Wielands bedeutete doch die starke Betonung des psychologischen Elementes einen wichtigen Fortschritt für die deutsche erzählende Dichtung. Er ließ sich nun aber nicht daran genügen, auf indirekte Weise seine Lebensideale und Moralbegriffe klarzulegen, vielmehr benützte er auch seine Romane, um seine Weisheitslehren direkt vor das Publikum zu bringen. In den Prosawerken wird der Gang der Handlung häufig durch weitschweifige philosophische Erörterungen unterbrochen, die zwar den handelnden Personen in den Mund gelegt sind und zu deren Charakterisierung dienen sollen, aus denen jedoch der Autor selbst deutlich hervorschaut. Diese Methode beeinträchtigt die epische Wirkung und setzt die Geduld des Lesers auf harte Proben, zumal da Originalität und Tiefe des Denkens Wielands Sache nicht ist, er vielmehr nur die Ideen der französischen und sonstigen Philosophen seines Zeitalters geistreich zu popularisieren versteht.

Der innere Gehalt der Wielandschen Romane, den wir jetzt

kennen gelernt haben, steht mit ihrer äußeren Handlung nicht immer in Einklang, und namentlich die Erzählungen, welche im alten Griechenlande spielen, sind keine organischen Kunstwerke im strengsten Sinn. Unser Dichter liebt das Hellenentum und versetzt sich und seine Zuhörer gern in die Epoche athenischer Herrlichkeit, aber auch in die des Niederganges griechischer Kultur, in jene Zeiten, da Xenophon und Plato oder ihre philosophischen Nachfolger unter den Sterblichen wandelten. Gewiß ist Wieland in griechischer Litteratur und griechischem Altertum ungemein belesen und bewandert, gewiß kommen seine reichen Kenntnisse der Antike seinen Gemälden zu gut: aber gleichzeitig hat er in seine Romane Sittenschilderungen aus seinem Zeitalter, namentlich Bestandteile der modernen französischen Kultur aufgenommen, so daß das griechische Kostüm nichts als eine mehr oder weniger durchsichtige Verkleidung ist. Verhältnismäßig einheitlicher sind die phantastischen und romantischen Dichtungen gestaltet. Hier hat Wieland, der übrigens in der Erfindung niemals selbständig, sondern stets der Anlehnung bedürftig war, hauptsächlich aus dem Feenreiche des Orients und aus der europäischen Ritterwelt des Mittelalters geschöpft. Indem er auch die romanischen Litteraturen als Quellen hinzunahm, hat er das Stoffgebiet unserer erzählenden Litteratur glücklich erweitert. Ebenso bereicherte er die Mittel der Darstellung dadurch, daß er dem Humor, der Satire und der Ironie weit stärkere Geltung, als bisher, verschaffte. Das war ein Gewinn, ob sich gleich nicht leugnen läßt, daß sich diese Elemente bei Wieland mitunter allzu unbescheiden vordrängen.

Hohe Bewunderung erweckt Wielands formales Können. Von Natur ist ihm eine außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit der Ausdrucksweise verliehen, Eigenschaften, die sofort aus seinen ersten dichterischen Versuchen hervorleuchteten. Damit paarte sich ein rastloses Streben, die Darstellungsmittel zu vervielfältigen und zu vervollkommnen. Er studierte daraufhin deutsche und ausländische Muster aus den verschiedensten Epochen mit stets frischem Eifer. Er lauschte den italienischen Meistern Rhythmik und Reimkunst ab, er ruhte nicht, bis es ihm glückte, die Ottaverime der heimatlichen Sprache anzupassen. Er war unermüdlich im Ausfeilen und

Glätten seiner Verse oder Perioden und legte auch an schon abgeschlossene Arbeiten wieder und wieder die nachbessernde Hand. Es kam ihm zu statten, daß er, bevor er sich der Aufklärung in die Arme warf, die Schule des phantasiereichen und schwungvollen Klopstock durchgemacht hatte. Dies bewahrte ihn davor, daß seine Sprache jemals zur Trockenheit und Nüchternheit herabsank. Aber die Uebertreibungen und Ueberschwenglichkeiten der Klopstockschen Richtung dämmte er ein, und zu der Erhabenheit, Größe und Würde, die jener unserem poetischen Stile verliehen hatte, fügte er nun die Heiterkeit, Feinheit und Anmut hinzu. Die unumschränkte Gewalt, die sich Wieland allmählich über Sprache und Metrik erworben hatte, verführten ihn wohl auch zu Bequemlichkeiten und Nachlässigkeiten. Wie er in der Behandlung seiner Stoffe oft breitspurig, manchmal sogar geschwätzig ist, hat er häufig, zumal in den späteren Lebensjahren, die Perioden seiner Prosa allzu gedehnt und langatmig gestaltet. Mitunter artet seine Leichtigkeit der Technik in Willkür und Regellosigkeit aus und wird namentlich in Metrik und Reim zur Spielerei. Doch entspricht die Buntheit der Wielandschen Formen wenigstens der Buntheit seine Stoffe. Und wenn die formale Kunst seiner besten Nachfolger noch einwandsfreier und reiner erscheint, so ist zu bedenken, daß er das Fundament erst schaffen mußte, auf dem die Späteren verhältnismäßig leicht weiter bauen konnten.

Zu seinen Zeitgenossen stand Wieland so ziemlich im umgekehrten Verhältnis, wie Klopstock. Dieser wurde überall in Deutschland nur mit der größten Ehrfurcht genannt, aber gelesen nicht allzu häufig: Wieland begegnete schon zu Lebzeiten leidenschaftlichem Tadel, dagegen wurden seine Schriften vom Publikum verschlungen. Er stand eben mitten in seiner Zeit, ohne ihr vorauszueilen oder sich über sie zu erheben, und seine Gedanken nahmen keinen so hohen Flug, daß nicht jeder Gebildete hätte nachfolgen können. Er verstand die Bedürfnisse seiner Leser und trug ihnen Rechnung. Die wahrhaft erhebende und begeisternde Wirkung geht seinen Dichtungen ab, weil sie nicht für die höchsten Menschheitsideale eintreten. Und, was schlimmer ist, manche von ihnen schleppten das Gift der Lüsternheit in weite Kreise ein, entfesselten sinnliche Leiden-

schaften und wohllüstige Triebe. Aber vielleicht war die Aufnahme französischer Kulturelemente das einzige Mittel, um die vornehmeren Schichten der deutschen Gesellschaft, die sich bisher nur an der französischen Litteratur erbaut hatten, für die deutsche Kunst zurückzuerobern. Und eben dies erreichte Wieland in vollem Maß. Es wäre ihm aber nicht gelungen ohne den Zauber seiner Darstellung, der seine eigenste Gabe ist. In späteren Zeiten erwiesen sich die formalen Reize, die sich überdies auch andere aneigneten, nicht mehr stark genug, um die inhaltlichen Mängel zu verdecken, und so kam es, daß bald nach seinem Tode die Mehrzahl seiner Schöpfungen der Vergessenheit anheimfiel, daß heute nur noch wenige seiner Meisterwerke Lebenskraft besitzen.

Ebenso breiten Einfluß wie auf das Publikum übte Wieland auf die poetische Produktion seiner Zeit aus. Von seiner Darstellungskunst haben die Jüngeren alle Nutzen gezogen, auch die, welche, gleich Goethe, sie noch zu übertreffen wußten. Die viel verspotteten Singspiele aus dem klassischen Altertume dürfen als eine Art von Vorstufe zu Goethes Iphigenie betrachtet werden. Den Romantikern, mit denen Wieland in heftiger Fehde lag, hat er nichtsdestoweniger die Wege gewiesen. In der poetischen Erzählung fand er nur wenige Nachfolger, eine desto größere Schar im Prosaromane. Die Aufstellung und Durchführung philosophischer Probleme bildete nach seinem Vorgange fortan einen wichtigen Bestandteil des deutschen Romans, und eine Fabel ohne Liebesverhältnis im Mittelpunkte ließ sich seitdem überhaupt kaum mehr denken. Hier hat Wieland ohne Frage auch Unheil gestiftet. Ein Teil seiner Nachahmer fand an seiner Schlüpfrigkeit besonderes Gefallen und trieb diese auf die Spitze, eine um so widerlichere Wirkung erzielend, je weniger sich bei ihnen Wielandscher Geist mit der Lüsternheit paarte. Der Dichter selbst schämte sich solcher Gefolgschaft und wäre gern die Geister, die er gerufen hatte, los geworden. Auch die Humoristen, die sich an ihn anschlossen, machten dem Meister nicht viel Ehre.

Unterhaltung und Belehrung waren die Zwecke, die Wieland mit seinen Romanen verfolgte: Unterhaltung und Belehrung strebten auch seine Nachfolger an. Aber sie betrachteten durchschnittlich

ihre Aufgabe von einem wesentlich niedrigeren Standpunkte. Keine andere Gattung der Poesie gewährte den Stümpern ein so weites Feld, als eben der Roman. Mäßige Federgewandtheit und ein Stück wenn auch noch so roher Phantasie ersetzten hier wahrhaft dichterischen Sinn und ästhetische Bildung. Nicht die künstlerische Form, sondern der stoffliche Inhalt gab in den Augen des Publikums den Ausschlag. Das Lesebedürfnis, das sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte, forderte zu massenhafter Produktion heraus, und unter der Masse pflegt das Minderwertige stets zu überwiegen. Romane von bedeutendem Ideengehalt und künstlerischer Weihe gehörten zu den Seltenheiten: in Schwaben stand Hölderlins Hyperion, von dem in einem späteren Kapitel gehandelt werden wird, ziemlich vereinzelt da. An Familienromanen erbaute sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das deutsche Publikum hauptsächlich. Die Engländer gaben dazu, wie wir schon gehört haben, die Muster ab; die Briefform erfreute sich nach Richardsons Vorgang besonderer Beliebtheit. Es ging in diesen bürgerlichen Erzählungen, die auf ihrer untersten Stufe zur geistlosesten Trivialität herabsanken, sehr moralisch zu: die Tugend pflegte schließlich über das Laster zu triumphieren und ein armes weibliches Wesen für ein- oder mehrbändige Leiden durch eine glückliche Heirat entschädigt zu werden. In vielen Romanen drängte sich das empfindsame Element hervor. Schon die Richardsonaden enthielten davon ihren wohl gemessenen Teil; Deutschland war überdies durch Klopstock darauf vorbereitet. Da kam der Einfluß Rousseaus und Rousseauscher Naturschwärmerei hinzu und brachte vollends das Fieber der Sentimentalität zum Ausbruch. Eine Flut von Thränen jeglicher Art überschwemmte die Lande. Es war ein mehrjähriger Krankheitszustand, den nicht bloß die deutsche Litteratur, sondern auch das deutsche Volk durchzumachen hatte. In Goethes Werther besitzen wir das bedeutendste, im Siegwart des Schwaben Miller, den wir schon kennen gelernt haben, das am stärksten ausgeprägte Geistesdenkmal dieser Epoche.

In Schwaben war die erfolgreichste Vertreterin des Familienromanes Wielands Jugendgeliebte Sophie La Roche. Geboren am 6. Dezember 1731 zu Kaufbeuren als Tochter des Arztes Guter-

mann von Gutershofen, ging sie, wie wir schon aus Anlaß von Wielands Leben gehört haben, 1753 eine Vernunftheirat mit dem kurmainzischen Hofrate La Roche ein, lebte zuerst in Mainz, dann in Warthausen, 1768—1770 auf Schloß Bönnigheim, wo ihr Gatte damals gräflich Stadionscher Amtmann war. Hier machte sie die Einsamkeit zur Schriftstellerin. 1771 erschien ihr erster Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“; Wieland konnte der Freundin die Bitte, das Buch herauszugeben und zu bevorworten, nicht abschlagen, obwohl die im Richardsonschen Stile gehaltene Geschichte seinem damaligen Geschmacke zuwider war. Das Werk, dem 1779 ff. ein ähnlicher noch umfangreicherer Roman „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St.**“ nachfolgte, fand den begeisterten Beifall selbst der besten Zeitgenossen. Als La Roche 1771 kurtrierischer Geheimerat und bald darauf Kanzler zu Ehrenbreitstein wurde, that Sophie einen glänzenden litterarischen Salon auf, in dem die ersten Geister der Nation der vornehmen Weltdame und gefeierten Dichterin huldigten. Nach der Entlassung des Kanzlers im Jahre 1780 lebte sie in Speyer, Mannheim, Offenbach, wo ihr Gatte 1788 starb; durch Reisen in fremden Ländern erhielt sie sich frisch und knüpfte Beziehungen mit auswärtigen Größen an. Ihre Feder wurde ihr fortan zum Beruf und zur Erwerbsquelle. Sie belehrte in der viel gelesenen Zeitschrift „Pomona für Deutschlands Töchter“ (1783/4) die weibliche Jugend und schüttete ein Füllhorn von moralischen Erzählungen, Reisetagebüchern und Lebensbeschreibungen über das Publikum aus. Ihre Schriftstellerei bewegte sich in absteigender Linie; an das Fräulein von Sternheim reichte von ihren späteren Schöpfungen keine mehr heran. Ihre Weichlichkeit, Rührseligkeit, Schwatzhaftigkeit nahmen mit der Zeit einen unerträglichen Grad an. Durch Schilderungen von dem, was sie erlebt und gesehen hatte, verdeckte sie ihre Armut an Erfindungsgabe. Die Technik ihrer Romane ist ziemlich mangelhaft. Aber ein warm fühlendes Frauenherz und ein reich gebildeter Geist spricht doch aus ihnen. Bis an ihren Tod, der am 18. Februar 1807 erfolgte, bewahrte sich Sophie La Roche eine ungemeine geistige Regsamkeit.

Stark von Miller beeinflußt erscheint David Christoph Sey-

bold, in dessen Romanen sich das spießbürgerlich hausbackene und das sentimentale Element paaren. Er war am 26. Mai 1747 zu Brackenheim geboren, durchlief die theologischen Seminarien, bekleidete außerhalb dem engeren Heimatlande die verschiedensten Lehrämter und wurde 1796 Professor der klassischen Philologie in Tübingen, wo er am 19. Februar 1804 starb. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, schrieb philologische und pädagogische Werke, lieferte Uebersetzungen antiker Klassiker und Schulbücher, erwarb sich durch sein „Vaterländisches Historienbüchlein" (1801) um die württembergische Biographie Verdienste, beteiligte sich an der Leitung verschiedener Zeitschriften. Seine belletristischen Arbeiten zeugen von guter Beobachtungsgabe und sind, vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet, lehrreich. Der Autor liebt es, kleine Verhältnisse mit behaglicher, auf die Dauer jedoch langweilender Breite zu malen und überall moralisierende Betrachtungen einzuflechten. Die Poesie bleibt dabei ganz aus dem Spiele, wenn man nicht die Rührung, die hin und wieder erweckt wird, dafür nehmen will. Seybolds bekannteste Werke sind „Hartmann, eine Wirtembergische Klostergeschichte" (1778) und „Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Offiziers" (1778/9); in dem erstgenannten Buche nimmt die Schilderung der vorbereitenden Laufbahn eines jungen württembergischen Theologen vor mehr als hundert Jahren das Interesse einigermaßen in Anspruch. Die Romane Wagenseils, Werthes' und Stäudlins, die mehr oder weniger Werther- und Siegwartstimmung atmen, werden noch in anderem Zusammenhang erwähnt werden. Seit 1768 überflutete länger, als ein Dezennium, Christoph Heinrich Korn (1726—1783) aus Tübingen, der als Lieutenant in holländischen Diensten gestanden hatte und dann in Stuttgart und Ulm schriftstellerte, den litterarischen Markt mit der ödesten belletristischen Ware, die aber doch ihre Liebhaber fand. Der Ravensburger Johann Gottfried Essich (1757—1806), Prediger in Augsburg, der, von unheilbarer Gliederkrankheit befallen, sich 1789 pensionieren ließ, tröstete sich in seinem Leiden und in seiner Langweile damit, daß er „Rührende Erzählungen aus der Thierwelt" (1796) und eine Reihe ähnlicher Schriften abfaßte, mit denen er sich an Leidende und geistig Arme, als da sind

bürgerliche Mädchen, Lehrjungen, Dienstboten, wandte. Ebenso schrieb Johannes Ludwig (1750—1801) aus Ulm, zuletzt Pfarrer in dem damals zu seiner Vaterstadt, jetzt zu Bayern gehörigen Riedheim, seine Familiengeschichten vorwiegend für die Jugend; übrigens brachten Zeitschriften und Sammelwerke auch Verse von ihm, die 1802 unter dem Titel „Lieder und Gedichte für Freunde der Natur und häuslichen Glückseligkeit" vereinigt wurden. Konrad Friedrich Köhler (1752—1838) aus Wippingen (O.A. Blaubeuren), Inhaber der Wohlerschen Buchhandlung in Ulm, auch gelegentlich Dichter und Journalist, schrieb einen „Roman für Liebende" unter dem Titel „Scenen aus dem menschlichen Leben, oder die Geschichte einer Spröbin" (1777). Friedrich Wilhelm Jonathan Dillenius (1754—1815) aus Knittlingen (O.A. Maulbronn), als Pfarrer zu Hemmingen (O.A. Leonberg) gestorben, verfertigte neben Schulbüchern, Klassikerübersetzungen und popularphilosophischen Schriften einige heute verschollene Erzählungen. Auf einer etwas höheren Stufe stehen die Erzeugnisse von Karoline Paulus (1767 bis 1844) aus Schorndorf. Sie vermählte sich 1789 mit ihrem Vetter, dem namhaften Theologen H. E. G. Paulus, der damals eine Professur in Jena inne hatte. Hier war die lebhafte und aufgeweckte Schwäbin wohl gelitten und durfte sich der Freundschaft Goethes, Schillers, Voß', Jean Pauls und anderer Größen rühmen. Später begleitete sie ihren Gatten auf dessen verschiedenen Lebensstationen; 1811 ließ sich das Ehepaar dauernd in Heidelberg nieder, wo Karoline ihre Tage beschloß. Die Schriftstellerei galt ihr nur als angenehmer Zeitvertreib in Mußestunden, über dem sie die Hauswirtschaft nicht zu versäumen pflegte. Ihren ersten Roman „Wilhelm Dumont" gab sie 1805 unter dem Pseudonym Eleutheria Holberg heraus, und er fand Gnade vor Goethes Augen. Ein paar weitere Erzählungen folgten nach.

Neben dem Zeitromane kam im 18. Jahrhundert dem historischen nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Die Ritter- und Räuberromane, die an Goethes Götz von Berlichingen, Schillers Räuber und andere Produkte der Sturm- und Drangperiode anknüpfen, enthalten so gut wie keine geschichtlichen Elemente, obwohl sie meist in den „finsteren Zeiten des Mittelalters" spielen, von

dem man sich noch eine ganz verkehrte Vorstellung machte. Sie schlugen einen rohen Ton an und suchten das Sensationsbedürfnis mangelhaft gebildeter Leserkreise zu befriedigen. Feine kulturhistorische Gemälde, wie sie ein Paul von Stetten (1731—1808) aus Augsburg lieferte, bildeten Ausnahmen. Dieser treffliche Mann, der in den letzten sturmbewegten Zeiten seiner heimatlichen Republik als deren höchster Beamter eine wichtige und ehrenvolle Rolle spielte und als bayerischer Geheimerat starb, bearbeitete zuerst, wie sein gleichnamiger Vater, die Augsburger Lokalgeschichte und verlegte sich dann hauptsächlich auf die Erforschung der Kultur- und Kunstgeschichte seiner Vaterstadt. Für mehrere seiner Schriften wählte er Romanform. Größeren Beifall, als ein paar Rittergeschichten, wie „Selindo“ (1764) und „Siegfried und Agnes“ (1767), erwarben sich die 1777 dreimal in rascher Folge aufgelegten „Briefe eines Frauenzimmers aus dem 15. Jahrhundert“, die, Ton und Geist der vergangenen Zeit sicher treffend, schlicht, aber anmutig erzählen, wie eine verwitwete Augsburgerin zu einem zweiten Manne kommt. Georg Wilhelm Zapf (1747—1810) aus Nördlingen, der Notar in Augsburg war und dann, nachdem er Geld, Ehren und Titel in Fülle erworben hatte, auf einem Landgut in der Nähe jener Stadt ganz den Wissenschaften und litterarischen Arbeiten sich widmete, verfaßte unter zahlreichen Werken aus dem Bereiche der Geschichte und Biographie, der Philosophie und Aesthetik, des Buchdruckes und Bibliothekwesens auch eine Erzählung aus der Reformationszeit „Christoph von Stadion, Bischof von Augsburg“ (1799). Christoph Friedrich Wittich (1757—1818) aus Liebenzell (O.A. Calw), zuletzt Pastor in Waldorf (O.A. Tübingen), schrieb einen Zigeuner-Kriminalroman über den bekannten 1787 zu Sulz hingerichteten Raubmörder Hannikel, über den er auch ein „Lied für's Volk“ dichtete, während Kaspar Maximilian Erb, 1777 zu Ravensburg geboren, katholischer Pfarrer zu Neukirch (O.A. Tettnang), neben einigen anderen Geschichten 1801 eine romantische Erzählung aus den Annalen des Schussenthales „Gustav Veitsberg und Amalie“ lieferte.

Mit dem Aufschwunge, den der epische Prosastil nahm, hielten die Fortschritte der wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen,

ästhetischen und kritischen Prosa vollständig gleichen Schritt. In jener Sphäre haben wir Wieland als Führer kennen gelernt, in dieser war Lessing Bahnbrecher und Herrscher: Lessing, der, voll von Unternehmungslust und Kampfbegierde, ein unbarmherziger Gegner aller Mittelmäßigkeit, aber doch planvoll vorgehend und die Blicke fest auf erreichbare Ziele richtend, großartigen Reformen in der wissenschaftlichen Kritik und in der Kunstlehre zum Siege verhalf. Dem Meister folgte eine Heerschar Mitstreiter von ungleicher Tüchtigkeit. Mit Lessing thaten sich seine beiden nächsten Freunde, der Berliner Buchhändler Nicolai und der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn, 1759 zur Gründung einer kritischen Zeitschrift „Briefe, die neueste Litteratur betreffend" zusammen. Gemeinverständliche Darstellung, elegante Prosa wurden darin angestrebt; die Wissenschaft sollte den Händen einer bezopften und dem Volksleben ahnungslos gegenüberstehenden Gelehrtenzunft entrissen werden. Lessing selbst gab das Muster, wie man durch lebendige Rede und künstlerischen Ausdruck auch trockene, dem allgemeinen Interesse bislang ganz ferne liegende Gegenstände genießbar und anziehend machen könne. Dem Gehalt und Geiste nach waren es die Grundsätze der Aufklärung, denen die Litteraturbriefe Geltung verschafften.

Die Aufklärung war ja das große geistige Prinzip, um das sich die europäische Kultur des 18. Jahrhunderts hauptsächlich drehte. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts drang es von allen Seiten ungestüm vor, in der zweiten behauptete es sich siegreich auf der ganzen Linie, gegen Ende erreichte es in der französischen Revolution seinen Höhepunkt, artete aber, allzustraff angespannt, bald in Wirrsal und Greuel aus. Es waren untereinander sehr verschiedene Mächte, die von den verschiedensten Punkten aus dem gemeinsamen Ziel entgegenarbeiteten. In England wirkten die Deisten für die Aufklärung, in Frankreich die Philosophen der Encyklopädie, Rousseau, Voltaire. Zu diesen Franzosen unterhielten namentlich die Deutschen mannigfache Beziehungen: auch persönliche Berührungen fanden statt, wie beispielsweise der Ulmer Abbt Voltaire in Genf aufsuchte, und bekannt genug ist die Freundschaft des großen Preußenköniges mit dem zuletzt genannten philo-

sophischen Freigeist. In Deutschland hatte seit der Reformation die Theologie die Vorherrschaft unter den Wissenschaften ausgeübt und waren alle übrigen Bildungsinteressen in ihr Schlepptau geraten. Die Befreiung der Kultur aus den Banden dieser Gewalt war das Werk der Aufklärung. Und zwar mußte zu dem Behufe die Theologie selbst erst eine gründliche Umbildung sich gefallen lassen. Es geschah durch die von Leibniz vorbereitete und durch seinen Schüler Christian Wolff vollendete und zum System erhobene rationalistische Philosophie. Fortan galt als der beste Teil der Frömmigkeit die Moral, und Gläubigkeit forderte man nur, soweit sie innerhalb den Grenzen der Vernunft möglich war. Die Theologie selbst hatte freilich den Schaden davon, und das religiöse Gefühl mußte bei dieser Richtung, die sich an Kopf und Verstand, statt an Gemüt und Phantasie wandte, notwendig verflachen. Aber die übrigen Zweige des geistigen Lebens gewannen, was der eine verloren hatte. Nichts war den Strahlen des neu entzündeten Lichtes undurchdringlich. Die Ideen der Aufklärung erfaßten mit unwiderstehlicher Gewalt die Geister, und ihre Gegner erkannten bald, daß Widerstand unnütz sei, und verstummten. Selbst gekrönte Häupter leisteten der Bewegung Vorschub und nahmen die Grundsätze des Zeitalters in ihr Regierungsprogramm auf. Friedrich II. und Joseph II. gingen in Deutschland voran, wie Katharina II. in Rußland, und viele kleine deutsche Fürsten befolgten diese Beispiele, während die republikanischen Oligarchien der frischen Luft den Zulaß wehren wollten. Ein endloses Heer von Aufklärern jeder Art und jeden Ranges stand kampfbereit auf dem Plane. Da waren die großen Dichter und Denker, die den herrschenden Gedanken vorbildliche künstlerische Gestalt gaben oder sie zu planvollen Theorien verdichteten: neben Lessing Goethe und Schiller, Herder und Kant, der scharfsinnige Begründer der kritischen Philosophie. Hinter diesen Aufklärern im vornehmsten Stile marschierte die Masse der Kleineren und Kleinen, von denen jeder sein Scherflein zur Hebung der Volksbildung beitrug, deren praktisches Wirken und Werben zum Siege der Sache, der sie dienten, nicht zu entbehren war. Ihnen fiel die Aufgabe zu, das Gold der Großen, in gangbare Münzen gewechselt, unter den Haufen zu

werfen. Die Popularphilosophen, Mendelssohn und Abbt an der Spitze, verstanden es, in weiten Kreisen das philosophische Denken zu wecken und zu schulen, wenn es ihnen auch vielfach an Tiefe und Originalität gebrach und der Dilettantismus sich in ihren Reihen breit machte. Die Publizisten verallgemeinerten das Interesse an Politik und Staatsrecht, Nationalökonomie und Statistik; auf diesem Gebiete zeichnete sich der mit ungewöhnlichem praktischen Verstande begabte Nicolai ebenso sehr aus, wie er sich als ästhetischer Kritiker lächerlich machte. Die Pädagogen verkündeten unter Rousseaus Einfluß das Evangelium der Menschenfreundlichkeit und Duldsamkeit und reformierten das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Sinn. Alle diese Männer, wie verschieden sie nach Begabung und Charakter, Geistesrichtung und Lebensverhältnissen im einzelnen sein mochten, strebten doch dem gemeinsamen Ziele zu, das Volkswohl zu fördern und die Menschheit zu beglücken. Sie wollten ihren Mitbrüdern dazu verhelfen, den Verstand allseitig auszubilden, die individuellen Fähigkeiten frei zu entwickeln, alle beengenden Schranken der Vorurteile zu durchbrechen. Das Hauptmittel, dessen sie sich dabei bedienten, war die Feder. Man schrieb Bücher, wobei die Form der Reisebeschreibung beliebt war, weil sie bequeme Gelegenheit bot, alles, was man auf dem Herzen hatte, loszuwerden: aber einen breiteren Raum noch nahmen die periodischen Druckwerke ein. Allerorten tauchten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Blätter auf, die zwischen den jetzigen Zeitschriften und politischen Zeitungen etwa die Mitte hielten und sich äußerlich zu handlichen Oktavbänden zusammenfügten. Der Stand der Journalisten mehrte sich, wie Sand am Meer. Es war freilich zum großen Teil ein leichtfertiges Völklein, das an innerem Halt und an Sittlichkeit gerade keinen Ueberschuß hatte. Sie trieben wohl auch vielfach Mißbrauch und Unfug mit den Prinzipien der Aufklärung, schmeichelten dem Volk und haschten nach seiner Gunst, statt sich seinem Besten selbstlos hinzugeben. Aber doch war ihre Beihilfe zur Verallgemeinerung der Bildung unentbehrlich. Und daß sie sich ein Gewerbe daraus machten, jeden Mißbrauch und jede Ungerechtigkeit an die große Glocke zu hängen, war allen Tyrannen und Gewalthabern in Deutschland ein höchst heilsamer Schrecken.

Schon wiederholt mußte auf das Zurückbleiben der schwäbischen Kultur im Vergleiche zur Kultur anderer deutscher Stämme im 18. Jahrhundert hingewiesen werden. Auch die Aufklärung drang erst spät in das Land ein. Zunächst waren es einzelne talentvolle Männer, die, ihren Stammesgenossen vorauseilend, die neuen Ideen erfaßten, aber ihren Wirkungskreis außerhalb den heimatlichen Gauen suchten, um die Geistessaat auf fruchtbarerem Boden auszustreuen. So entfaltete Wieland im deutschen Norden seine jouralistische Thätigkeit, wohin ihm ein anderer Schwabe, Thomas Abbt, schon vorausgezogen war. Dieser entfremdete sich wie äußerlich so auch innerlich vollständig der Heimat, deren armselige Verhältnisse ihn sogar mit Geringschätzung erfüllten. Der erste, der sich der Mühe unterzog, in Schwaben Bildung zu verbreiten, war Schubart; von Augsburg und dann von Ulm aus sandte er, wie wir schon gesehen haben, seine deutsche Chronik in die Welt. Aber wenn er auch in vielen Stücken die Grundsätze der Aufklärung teilte, stand er doch in anderen wesentlichen Punkten im Gegensatze zu ihr. Gründlicher und bedingungsloser huldigte dem Zeitgeiste Ludwig Wekhrlin, dessen Zeitschriften die Schubartsche Chronik an Popularität und Einfluß in Schwaben fast noch übertrafen. Für Wekhrlin bot sich in der Grafschaft Oettingen-Wallerstein eine Zufluchtstätte, wo er ungestört sein Werk thun konnte. Die kleinen reichsunmittelbaren Herren zeigten im schwäbischen Kreise noch am ehesten einiges Verständnis für die Aufklärung. In Württemberg drehte sich wenigstens während der ersten Regierungshälfte Karl Eugens das allgemeine Interesse mehr um materielle als um geistige Fragen. Die schwäbischen Reichsstädte versagten gänzlich. Ihnen galt darum auch der Spott und die Verachtung der schwäbischen Publizisten in erster Linie. Abbt hatte seine geringe Meinung vom Schwabentum im Anblick der Ulmer Zustände sich gebildet, Wekhrlin schüttete die volle Schale seines scharfen Witzes über die heruntergekommenen Republiken, und Affsprung fand kaum weniger an ihnen auszusetzen.

Am frühesten unter seinen Landsleuten griff Thomas Abbt in die litterarische Bewegung ein und gelangte in ganz Deutschland zu Ansehen. Er war am 25. November 1738 zu Ulm als

Sohn eines Perückenmachers geboren, durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt, begab sich dann zum Studium der Theologie nach Halle, fühlte sich aber mehr, als zur Gottesgelehrsamkeit, zu den Sprachen, zur Mathematik, zur Geschichte, vor allem zur Philosophie hingezogen. Behend und schmiegsam, wie er war, wußte er sein Lebensglück, wie wenige, zu schmieden. Er hielt schon in Halle philosophische Vorlesungen und folgte 1760 einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Frankfurt a. d. Oder. Von hier aus sandte er, durch die Thaten des großen Friedrich dazu begeistert, seine patriotische Schrift „Vom Tode für's Vaterland", die sich an alle Gebildeten wandte, 1761 in die Welt. Sein Ruf war damit begründet, seine Zukunft gesichert. Damals zog sich Lessing von den Litteraturbriefen zurück, und Abbt wurde an seiner Stelle zur Mitarbeiterschaft eingeladen. Er lieferte im Laufe der Jahre eine stattliche Anzahl philosophischer, ästhetischer und historisch-politischer Beiträge. Herbst 1761 trat er nach längerem Aufenthalt in Berlin eine neue Stelle als Mathematikprofessor an der hessischen Universität Rinteln an. Hier vollendete er sein bedeutsamstes Werk, die breit angelegte popular-philosophische Schrift „Vom Verdienste" (1762—1764). 1765 gab er die ihm verhaßte akademische Thätigkeit, die er schon 1763 durch eine neunmonatliche Reise nach Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich unterbrochen hatte, ganz auf und nahm von mehreren ihm angebotenen Posten den eines Hof-, Regierungs- und Konsistorialrates in Bückeburg an. Er fand hier angenehme persönliche Beziehungen zu seinem Herren, dem bedeutend veranlagten Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, und einen ihm zusagenden Wirkungskreis, der sich hauptsächlich auf die Leitung des Schulwesens bezog. Als Schriftsteller warf er sich nun mit besonderem Eifer auf die historischen Fächer und begann seine originelle Sallustübersetzung. Da bereitete plötzlich am 3. November 1766 der Tod seiner von seltenem Glücke begünstigten Laufbahn ein jähes Ende. Alle Welt beklagte den schmerzlichen Verlust; sein Amtsnachfolger Herder, Nicolai, Schubart und andere setzten ihm in Prosa oder Versen Ehrendenkmale; Nicolai gab 1768/81 Abbts Werke in sechs Bänden heraus.

Obgleich es Abbt nicht vergönnt war, den Höhepunkt seiner Entwicklung zu erreichen, übte er doch auf Mitlebende und Ueberlebende nachhaltigen Einfluß aus. Kleine und Große, selbst die Größten, wie Schiller, fanden in seinen Schriften Belehrung und Anregung. Sein Bestreben ging dahin, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung weiten Kreisen darzubieten. Sein Leitstern hieß Lessing, und er zeigte sich an Schärfe der Urteilskraft seines großen Vorbildes nicht unwürdig. Höher als Abbts philosophische Leistungen, die noch im trockenen Schematismus der Wolffschen Schule befangen sind, stehen seine journalistischen. Er wirkt für die Herrschaft der gesunden Vernunft auf allen Gebieten und zieht gegen Vorurteile und Aberglauben in jeder Form zu Felde. Von Einseitigkeit hält er sich allerdings nicht frei: für Klopstocks poetisches Pathos fehlt ihm das Organ, und den Versmachern ist er überhaupt nicht hold. Der deutschen Prosa gilt seine Liebe, und um sie hat er sich entschieden verdient gemacht. Er hat nicht nur einen lebendigen, kräftigen, markigen Stil geschrieben, er ist auch als Sprachschöpfer thätig gewesen. Die Ecken seiner Schreibart hätten sich mit der Zeit um so eher abgeschliffen, als er diesen Mangel selbst anerkannte.

Einen starken Gegensatz zu seinem Stammesbruder Abbt bildet Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Er war durchaus Journalist mit allen Schwächen eines solchen, aber auch von starker momentaner Einwirkung auf die zeitgenössischen Lesermassen, ein Agitator der Aufklärung, während jener stets eine philosophisch vornehme Haltung einnahm. Wekhrlins Leben ist in manchen Punkten nicht aufgeklärt, da er selbst nach Abenteurerart seinen Wandel in Dunkel zu hüllen liebte und sogar in vertrauten Briefen unverschämt log. Geboren ist er am 7. Juli 1739 zu Bothnang bei Stuttgart als Sohn des Dorfpfarrers. Frühe des Vaters beraubt, wurde er nach der Konfirmation von dem zweiten Gatten seiner Mutter, dem Stadt- und Amtsschreiber Heuglin zu Ludwigsburg, für den Schreiberstand bestimmt und begann seine Laufbahn auf der Maulbronner Schreiberstube, um sie in Ludwigsburg unter den Augen des verhaßten Stiefvaters fortzusetzen. Dem aufgenötigten Beruf entzog er sich um das Jahr 1766 durch die Flucht, welcher Schritt

die dauernde Entzweiung mit den Eltern nach sich zog. Die zehn folgenden Jahre verbrachte er in Wien, offenbar in den verschiedensten Stellungen, eine Zeit lang wohl als französischer Botschaftssekretär, in welcher Eigenschaft er nach Italien, vielleicht auch nach Paris gekommen sein dürfte. Doch änderte sich seine Glückslage, und er schied 1776 von Wien. In diesem und dem nächsten Jahr erschien sein erstes bekannt gewordenes Werk „Denkwürdigkeiten von Wien" in drei Teilen, eine Schilderung der österreichischen Hauptstadt, ihrer Bewohner, ihrer Sitten, ihres Lebens nach Art moderner Reiseschriften. Das Buch erregte Aufsehen durch seinen lebendigen Feuilletonstil, der damals für die Deutschen etwas Neues war, aber auch Anstoß durch die Ungeniertheit seines Urteils. Von Wien wandte sich Wekhrlin über Regensburg und Augsburg, aus welch letzterer Stadt er, wie zwei Jahre vorher Schubart, ausgewiesen wurde, nach Nördlingen, warf „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland" (1778) auf den Markt, pikante Reisebilder, deren scharfe kritische Aeußerungen mehr Widerspruch als Widerlegung fanden, und redigierte ein halbes Jahr lang eine politische Zeitung „Das Felleisen". Auch aus Nördlingen vertrieben, zog er seit Mai 1778 sich in das benachbarte Dorf Baldingen zurück, dessen Gebieter, der freisinnige, billig denkende und gebildete Fürst Kraft Ernst zu Oettingen-Wallerstein, ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Hier lebte er in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit, der Anregungen persönlichen Verkehres völlig entbehrend, aber geistig ungemein thätig; seine eben nicht übermäßigen Bedürfnisse deckte er durch den Erwerb seiner Feder und eine kleine Rente, die ihm die Mutter aussetzte, mit Mühe. Infolge einer Schmähschrift in Knüttelversen auf die Stadt Nördlingen und ihr Oberhaupt, die Wekhrlin 1786 herausgegeben, übrigens dem Anscheine nach nur teilweise verfaßt hatte, wurde er im Mai 1787 vom Oettinger Fürsten, der teils der Gerechtigkeit Genüge thun, teils seinen Mann vor der Rache der Reichsstädter sicher stellen wollte, auf dem prächtig gelegenen Schloß Hochhaus interniert, wo er fast fünf Jahre in lockerer Gefangenschaft zubrachte. Die Baldinger und Hochhauser Zeit ist die Glanzperiode des Publizisten Wekhrlin. Er gab der Reihe nach angesehene, einflußreiche und viel gelesene

Journale heraus: 1779 ff. zwölf Bände „Chronologen", 1784—1787 das „Graue Ungeheur" in einunddreißig Heften, 1788—1790 sechs Bände „Hyperboreische Briefe", 1791 zwei Bände „Paragrafen". Aus allen diesen Veröffentlichungen weht derselbe Geist, wenn auch die eine rücksichtsloser, die andere unter dem Zwange der Verhältnisse oder der Zensur zahmer gehalten ist, wenn sich auch diese mehr auf das politische und soziale Gebiet beschränkt, jene Litteratur und Kunst mit in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Die Aufklärung war das Licht, dem Wekhrlin selbst folgte, und das er unter den Deutschen verbreiten wollte. Er griff alle Fortschritte des Zeitalters rasch auf und suchte auch seinem Publikum zu raschem Verständnis zu verhelfen. Er war freisinnig und freigeistig, dabei aber im Grunde genommen mehr aristokratisch als demokratisch gesinnt. Er erörterte mit Kühnheit alle politischen, staatsrechtlichen, wirtschaftlichen Gegenstände, beleuchtete aus Anlaß praktischer Fälle wichtige prinzipielle Fragen, wie die Berechtigung der Todesstrafe, von allen Seiten, machte es sich zur Aufgabe, jede Schlechtigkeit und Dummheit an den Tag zu bringen, wobei es natürlich nicht ohne Zänkereien aller Art abging. Kleine Reiseberichte und Städtebilder, teils auch Novelletten, Anekdoten, Gedichte sorgten für Abwechslung; doch wurden im ganzen die schönen Künste sehr stiefmütterlich behandelt. Immerhin war der Inhalt der Wekhrlinschen Zeitschriften außerordentlich reich und vielseitig, und wer das geistige Leben der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennen lernen will, darf an ihnen ja nicht vorübergehen. Wekhrlin selbst, der nie auf einer Universität gewesen war, hatte sich doch ein umfassendes Wissen angeeignet; außerdem arbeiteten, freilich anonym, eine Anzahl fähiger Köpfe an seinen Publikationen mit. Vor allem aber zog der Herausgeber durch seine natürlichen Talente seine Leser an. Er war der geborene Feuilletonist: witzig, geistreich, stets unterhaltend, leicht und elegant in der Darstellung. Dennoch haben die Urteile der Zeitgenossen über Wekhrlin sehr widersprechend, die der Nachwelt überwiegend ungünstig gelautet. Daran tragen die Unzuverlässigkeit seines Charakters, der Mangel an festen sittlichen Grundsätzen und an Wahrheitsliebe die Schuld, welche Fehler auch in seinen politischen und sonstigen Anschauungen keine Gleich-

mäßigkeit und Folgerichtigkeit aufkommen lassen. Die Abenteuersucht seiner Jugend und gelegentliche Ausschweifungen wird ihm jeder Unbefangene gerne verzeihen, aber über jene moralischen Gebrechen kommt man nicht hinweg. Seiner Person bleibt die Achtung, die seine ersprießliche publizistische Wirksamkeit abnötigt, versagt. Schubart, dessen Charakterbild ähnliche Flecken, wie das Wekhrlins verunstalteten, erscheint doch als Mensch weit liebenswürdiger. Allerdings ist das Glück Wekhrlin nicht eben hold gewesen: widrige Familienverhältnisse, finanzielle Verlegenheiten, Feindschaften, die er sich durch seine freimütige Feder zuzog, böse Krankheiten haben ihm das Leben schwer gemacht. Auch sein Ausgang ist fast tragisch zu nennen. Im März 1792 wandte er mit Hinterlassung von Schulden Schloß Hochhaus den Rücken und ließ sich nach einer Reise in die schwäbische Heimat in dem jüngst preußisch gewordenen Ansbach nieder, wo er seit 1. August eine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung „Ansbachische Blätter“ herausgab. In dem Kriege zwischen Oesterreich-Preußen und der französischen Republik nahm er eine schwankende Mittelstellung ein. Ein Aufruhr des durch den Sieg der Franzosen und durch die Annäherung der Kriegsgefahr nervös gewordenen Volkes richtete sich gegen den verdächtigen Journalisten, der von den Behörden durch Hausarrest sicher gestellt wurde. Der Schrecken scheint aber Wekhrlin, der ohnehin an Gicht litt, so arg zugesetzt zu haben, daß er bald nach dem Ereignis am 24. November 1792 starb.

Johann Michael Afsprung steht etwa in der Mitte zwischen Abbt und Wekhrlin: an sittlichem Gehalt über diesem, an innerer Harmonie unter jenem. Auch er war, gleich Abbt, Ulmer. Am 21. Oktober 1748 als Sohn eines Schlossers geboren, besuchte er das reichsstädtische Gymnasium und zog dann in die weite Welt, im Laufe seines unruhigen Lebens seine Bildung mit großer Energie vollendend. Er wechselte seinen Aufenthalt häufig, lehrte Sprachen und Mathematik in Wien, Ungarn, Holland, war eine Zeit lang Registraturadjunkt der Herrschaftstube in Ulm, gründete eine Erziehungsanstalt in Heidelberg, ließ sich von den Wogen der von ihm mit Begeisterung begrüßten französischen Revolution in die Schweiz tragen, bestand als Sekretär der helvetischen Regierung

allerlei Abenteuer, stieg dann wieder zum Hauslehrer herab und beschloß seine Tage in seiner Vaterstadt als Professor der griechischen Litteratur am 21. März 1808. Ganz realistisch veranlagt, huldigte Affsprung in zahlreichen populären Schriften verschiedenster Art einer verstandesmäßig praktischen Richtung und verneinte mit der Mehrzahl der Aufklärer das Recht der Phantasie. Am bedeutendsten wirkte er auf dem pädagogischen Gebiete, wo er den fortschrittlichen Standpunkt mit Entschiedenheit vertrat. So machte er 1776 in einer „Patriotischen Vorstellung an seine liebe Obrigkeit" Reformvorschläge für das Ulmer Schulwesen, was gewiß ein dringendes Bedürfnis war, zog sich aber dadurch die Ungnade der lieben Obrigkeit zu, die von den Bequemlichkeiten des hergebrachten Schlendrians nichts preisgeben wollte. Sonst gab Affsprung sein Bestes in einigen Reiseschriften. Es gefiel ihm, sich in absonderlichen schriftstellerischen Formen zu bewegen. Sein Witz war scharf und bitter, ja nicht selten bissig, seine Aufrichtigkeit schlug häufig in Derbheit und Grobheit um, in der Verfechtung seines Standpunktes wurde er gern eigensinnig und parador.

Alle diese schwäbischen Schriftsteller übertraf noch an ausgebreiteter und erfolgreicher Wirksamkeit der Hohenloher August Ludwig Schlözer. Auch er verließ frühzeitig seine Heimat, und in der Fremde verwischten sich die Spuren seiner Abstammung aus einem fränkischen Pfarrhause fast vollständig. Schlözer kam am 5. Juli 1735 in Gaggstatt (O.A. Gerabronn) zur Welt, widmete sich in Wittenberg der Theologie und vollendete seine Studien in Göttingen. Nachdem er eine Zeit lang in Schweden Hauslehrer gewesen war, führte ihn sein guter Stern nach St. Petersburg, wo er es allmählich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie und Professor für russische Geschichte brachte. 1769 folgte er einem Ruf an die Universität Göttingen, der er nunmehr vierthalb Jahrzehnte seine Kräfte widmete. 1804 trat er in den Ruhestand und verschied am 9. September 1809. Durch zahlreiche äußere Ehren und Auszeichnungen, darunter die Erhebung in den russischen Adelsstand, wurden die Verdienste des Mannes anerkannt. Seine viel besuchten Vorlesungen bezogen sich auf Geschichte, Politik, Statistik, und diesen Fächern galt auch hauptsächlich seine außerordentlich

fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Mit der Feder wollte er so gut wie vom Katheder herab ein Lehrmeister der Nation sein. Der pädagogische Trieb des Aufklärungszeitalters, dessen echter Sohn er in jeder Hinsicht war, steckte ihm tief im Blute. Bezeichnend ist, daß er sich nicht für zu vornehm hielt, eine Reihe Kinderschriften auf den Markt zu bringen, unter denen die 1779 erschienene „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" große Beliebtheit erwarb. Das Volk durch Belehrung zu veredeln und zu beglücken, betrachtete er als seine wichtigste Aufgabe. Zu dem Behuf ergriff er die Laufbahn des Journalisten. Nachdem er schon 1774/5 vierzehn Stücke „Briefwechsel, meist statistischen Inhalts" veröffentlicht hatte, gab er 1776/82 zehn Bände „Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts" heraus, woran sich 1782/93 die „Staats-Anzeigen" in achtzehn Bänden anschlossen. Durch diese politischen Zeitschriften, denen eine Reihe tüchtiger und zum Teile hochgestellter Mitarbeiter ihre Unterstützung lieh, gewann Schlözer auf das öffentliche Leben und die öffentliche Meinung in Deutschland außerordentlichen Einfluß, der erst dann sank, als er, ein überzeugungstreuer Anhänger der aufgeklärten Monarchie und Feind aller gewaltsamen Selbsthilfe des Volkes, gegen die französische Revolution entschieden Partei ergriff, wie er schon früher den Freiheitskampf der Nordamerikaner verurteilt hatte. Sonst waren es gerade die liberalen und fortschrittlichen Ideen, die Schlözer unter dem Schutze weitgehender Zensurfreiheit, wie sie damals in Göttingen nach englischem Vorbilde bestand, mit dem größten Freimute vertrat. Als unermüdlicher Vorkämpfer der Volksrechte und schonungsloser Kritiker der herrschenden Zustände stiftete er durch Furcht Gutes, brach manchen Reformen Bahn. Er machte politische und staatsrechtliche Fragen zum Gegenstand allgemeiner Teilnahme, er setzte seine Kräfte für die Ausbreitung freisinniger und vaterländischer Gesinnungen ein. Freilich waren die Meinungen, die er abgab, vielfach unklar und widerspruchsvoll, wie die der Aufklärungsjournalisten überhaupt. Aber er unterschied sich von der Mehrzahl seiner Kollegen dadurch vorteilhaft, daß er nicht bloß ein oberflächlicher Vielwisser war, sondern von der gediegenen Grundlage umfassender historischer und staatswirtschaftlicher Fach-

kenntnisse ausging, wodurch sein publizistisches Wirken eine höhere Berechtigung erhielt. Und wie er als Journalist Gelehrter blieb, so betonte er umgekehrt in seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten nachdrücklich die Bezüge auf das reale Leben der Gegenwart. In seinen historischen Werken, durch die er namentlich die russische Geschichte erschlossen hat, steht er ganz auf dem materiell-praktischen Standpunkt und verdammt die poetisch-philosophische Auffassungsweise der Herderschen Schule. Scharfsinn des Urteiles und strenge Methode der Forschung zeichnen ihn aus, aber die Gabe der Darstellung ist ihm versagt, und davon, daß der Geschichtschreiber zugleich auch Künstler sein könne, ahnt er kaum etwas. Deshalb verzichtet er auch auf größere systematische Werke und beschränkt sich auf Grundrisse und kritische Untersuchungen. Als Stilist war er durchaus Individualist. Seine gedrungene und knappe Sprache entbehrt nicht origineller Züge, gefällt sich aber in Derbheiten, Uebertreibungen, Geschmacklosigkeiten. Sein Stil war übrigens nur das Abbild seiner ganzen Person, die bei aller festen und bewährten Männlichkeit scharfe Kanten aufwies: sein strenges und finsteres Wesen mußte die ihm Nahestehenden peinigen, und seine leidenschaftliche Heftigkeit verwickelte ihn in endlose litterarische Fehden und persönliche Feindschaften. Der Kampf war das Element dieses ausgeprägten Charakterkopfes der Aufklärungsperiode.

An die namhafteren Vertreter der Publizistik reihen sich eine Anzahl weniger hervortretender Geister, teils Männer der Wissenschaft, die es aber doch nicht verschmäht haben, Wirkung in die Breite anzustreben, teils abenteuernde Litteraten. Während eine Uebersicht über diejenigen Schriftsteller, welche im Herzogtume Württemberg thätig gewesen sind, für den Zusammenhang des folgenden Kapitels aufgespart bleibt, sollen hier geborene Württemberger, welche aber in der Fremde gewirkt haben, sowie die außerwürttembergischen Schwaben ihre Stelle finden. Da sind auf staatswissenschaftlichem Gebiete zwei Männer, die sich den beiden Moser nicht ganz unwürdig an die Seite gestellt haben: Karl Friedrich Gerstlacher (1732—1795) aus Böblingen, als wirklicher Geheimerat in Karlsruhe verstorben, und Friedrich Christoph Jonathan Fischer (1750—1797) aus Stuttgart, Professor an der

Universität Halle, der besonders einer „Geschichte des deutschen Handels“ seinen Ruf verdankt. Emanuel Christoph Klüpfel (1712—1776) aus Hattenhofen (O.A. Göppingen), zuletzt Vizepräsident und Vorsitzender des Oberkonsistoriums in Gotha, rief 1763 den „Gothaischen genealogischen Kalender“, das noch heute bestehende und unentbehrliche Nachschlagewerk, in's Leben und beteiligte sich auch sonst an journalistischen Unternehmungen. Johann Kaspar Adam Ruef (1748—1825) aus Ehingen, Professor des römischen Zivil- und Kirchenrechtes sowie Bibliothekar an der Universität Freiburg, leitete eine angesehene Zeitschrift „Der Freimüthige“ (1782/7 in vier Bänden), die durch die „Freiburger Beiträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie“ fortgesetzt wurde. Ruef, der seine Blätter hauptsächlich mit den Erzeugnissen seiner eigenen Feder füllte, verfocht darin die Josephinischen Ideen und half eine freiere Richtung in der katholischen Kirche anbahnen. Nach dem Tode Kaiser Josephs II. wurde seinem litterarischen Wirken durch Verbot seiner Zeitschrift ein Ende bereitet. Johann Jakob Palm (1750—1826) aus Schorndorf, der als angesehener Buchhändler in Erlangen lebte, gab eine Reihe nützlicher bibliographischer Handbücher heraus. Unter den Popularphilosophen der Aufklärungszeit verdienen noch der Ulmer Münsterprediger Johann Kern (1756—1801) aus Geislingen und Thomas Wizenmann (1759—1787) aus Ludwigsburg Erwähnung. Letzterer, der nach Vollendung seiner theologischen Studien im Tübinger Stift und der üblichen Vikariatszeit Hofmeister zu Barmen wurde, sich der besonderen Gönnerschaft Friedrich Heinrich Jacobis zu erfreuen hatte, dessen Gastfreundschaft in Düsseldorf genoß, aber frühzeitig zu Mülheim am Rhein der Schwindsucht erlag, erweckte durch seine philosophischen Schriften schöne Hoffnungen und machte auch gedankenreiche, tief religiöses Empfinden ausströmende Gedichte, von denen einzelne Proben in Almanachen und Zeitschriften aufgenommen wurden. Als emsiger litterarischer Vertreter des philosophischen Systems Jacobis ist ferner Jakob Salat (1766—1851) aus Abtsgmünd (O.A. Aalen), Universitätsprofessor in Landshut, anzuführen. Ein tüchtiger Schulmann und fruchtbarer Polyhistor war der Ulmer Gymnasialrektor Johann Peter Miller (1705—1781)

aus Scharenstetten (O.A. Blaubeuren), der sich namentlich als Herausgeber lateinischer Klassiker Anerkennung erwarb. Millers gleichnamiger Neffe (1725—1789) aus dem Ulmischen (jetzt bayerischen) Leipheim, Professor der Theologie in Göttingen, und Georg Christian Raff (1748—1788) aus Stuttgart, Konrektor des Lyzeums in demselben Göttingen, thaten sich ebenfalls als pädagogische Schriftsteller hervor. Johann Georg Heinzmann (1757—1802) aus Ulm, Buchhändler daselbst und später Direktor der typographischen Gesellschaft zu Bern, verfertigte zahllose Bücher meist belehrender Art, deren Stoffe den verschiedensten Wissensgebieten entlehnt waren. Ein anderer Ulmer, Samuel Baur (1768—1832), als Dekan in dem ehemals zu dieser Reichsstadt gehörigen Dorfe Göttingen gestorben, brachte es auf anderthalbhundert Bände, teils Uebersetzungen, teils eigene hastig zusammengeraffte und wertlose Erzeugnisse theologischen und pädagogischen, geschichtlichen und biographischen, aber auch mehr belletristischen Inhaltes. Alle diese Pädagogen stellte ein etwas jüngerer Landsmann in den Schatten: Karl Zeller (1774—1846) aus Hohenentringen (O.A. Herrenberg), einer der fähigsten und selbständigsten Schüler Pestalozzis. Er füllte in preußischen Diensten verschiedene praktische Stellungen aus und beeinflußte die Richtung des preußischen Volksschulwesens; überdies vertrat er seine Ansichten mit gewandter Feder.

Unter den Schwaben, welche in der Fremde als Journalisten Brot und Glück suchten, ist der begabte Ludwigsburger Dekanssohn Johann Joseph Schmidlin (1725—1779) eine bemerkenswerte Erscheinung. Er trieb sich in England und Hamburg herum und unternahm zuletzt die Herausgabe eines großen „Katholikon“ genannten Real- und Universallexikons der französischen Sprache, erlag jedoch mitten in der Arbeit. Der Kuriosität halber sei auch Johann Friedrich Schiller (1731—1815), ein Verwandter und Taufpate des Dichters, erwähnt. Er ist dem Anscheine nach eine Zeit lang vom Herzog von Württemberg in nicht ganz sauberen Geschäften verwendet worden; dann begegnen wir ihm als Schriftsteller in London und wieder als Buchdruckereibesitzer in Mainz. Er übersetzte hauptsächlich aus dem Englischen. Der Polyhistor Johann Hermann Pfingsten (1751—1798 oder 1799) aus Stutt-

gart endete zu Konstantinopel, nachdem er zuvor in Deutschland allerhand gelehrte und praktische Stellungen ausgefüllt hatte, während der viel schreibende Friedrich August Weber (1753—1806) sich nach einer abenteuerlichen Jugend in seiner Vaterstadt Heilbronn als Arzt niederließ.

Siebentes Kapitel.

Die Zeiten der Karlsschule und der junge Schiller.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ging die Saat der Aufklärung auch in Württemberg auf. Bei dem persönlichen, fast patriarchalischen Regimente, das Karl Eugen führte, mußten seine Neigungen, sein Beispiel den Ausschlag geben. Und ein so beweglicher Geist, wie der des Herzogs, konnte sich auf die Dauer unmöglich den herrschenden Ideen entziehen. Nachdem er ein paar Jahrzehnte lang in Genußsucht, Prunkliebe und Verschwendung einem Ludwig XIV. nachgeeifert hatte, streckte er nunmehr nach den Lorbeeren Friedrichs des Großen und Josephs II. die Hände aus. Im Jahre 1770 war der langjährige Kampf zwischen ständischen Rechten und herzoglicher Gewalt durch den sogenannten Erbvergleich zu Ende gekommen. Karl Eugen sah sich nun genötigt, haushälterischer zu werden, und da er überdies mit den höheren Jahren der sinnlichen Genüsse mehr und mehr überdrüssig wurde, so trat seine Ueppigkeit allmählich in bescheidenere Grenzen zurück. Ja, sogar Anwandlungen von Reue über das Geschehene stellten sich ein. Solche kamen namentlich in einem am 11. Februar 1778 aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstages von den Kanzeln des Landes verlesenen Edikte zum Ausdruck, worin er seine Sünden bekannte und für die Zukunft Besserung gelobte. Freilich hat er seine Versprechungen entfernt nicht alle gehalten, ist mehr als einmal in die alten Laster zurückgefallen, wie ja beispielsweise die Vergewaltigung Schubarts erst dieser seiner zweiten Regierungs-

hälfte angehört: aber eine Erleichterung und Abschwächung des Druckes machte sich im allgemeinen doch fühlbar. Der Herzog gewann den Regierungsgeschäften Geschmack ab, arbeitete sich in alle Verhältnisse ein, zeigte für alle Zweige der Verwaltung Interesse, ließ sich an allen Orten sehen. Er stellte zu seinen Unterthanen persönliche Beziehungen her und nahm den gemeinen Mann durch Herablassung und Leutseligkeit für sich ein, wobei der Fürst mit seiner majestätischen Erscheinung, mit seinem scharf ausgeprägten Wesen auf jeden, dem er nahe trat, unauslöschlichen Eindruck machte. So gelang es ihm, sich ein Maß von Volkstümlichkeit zu erwerben, das zu seinen wahren Verdiensten um das Volk nicht im richtigen Verhältnis stand.

Die Zeiten waren also vorbei, da Karl Eugen in prunkreichen Festen und geräuschvollen Lustbarkeiten seine Befriedigung gesucht hatte. Er verringerte jetzt den Aufwand seiner Hofhaltung bedeutend und führte an der Seite seiner Franziska mehr das Leben eines vornehmen und reichen Privatmannes; nur ausnahmsweise lebten bei feierlichen Anlässen die alten glänzenden Tage wieder auf. Auch das Hoftheater mußte sich Einschränkungen gefallen lassen. Nach der Entlassung der kostspieligen fremden Virtuosen entnahm der Herzog fast alle Kräfte für Schauspiel, Oper und Ballett, einschließlich das Orchester, aus der mit der Militärakademie verbundenen Theaterschule und der 1773 gestifteten École des desmoiselles. Die Aufführungen solcher Anfänger trugen zunächst einen sehr dilettantenhaften Charakter, und so kamen in den siebenziger Jahren auch wieder auswärtige Truppen nach Stuttgart, unter denen Schikaneders Gesellschaft aus Wien 1778 großen Zulauf hatte. Der Erfolg dieser deutschen Vorstellungen zog 1779 den Versuch nach sich, die jungen akademischen Künstler nun auch in der Muttersprache spielen zu lassen. In dem neu erbauten sogenannten kleinen Theater, das 1802 abbrannte, wurden seit 1780 zweimal wöchentlich deutsche Schauspiele aufgeführt, und hier bemühte sich, wie wir schon gesehen haben, 1787—1791 Schubart als Direktor, der modernen einheimischen Bühnenkunst eine Stätte zu bereiten, ein Unternehmen, das nur von geringem Erfolge begleitet sein konnte, da die Gunst des Hofes dem Theater

dauernd entzogen blieb. Die Gagen, welche die auf fürstliche Kosten ausgebildeten Musiker und Mimen bezogen, waren sehr geringfügig, und so wurden große Ersparnisse gemacht, die den Wissenschaften und sonstigen nützlichen Zwecken zu gut kamen. Namentlich wurden nun für die 1765 zu Ludwigsburg begründete öffentliche Bibliothek Mittel flüssig. 1777 verlegte der Herzog diese Anstalt nach Stuttgart und scheute weder Mühe noch Kosten, um ihr eine rasche Ausdehnung, einen würdigen Rang zu verschaffen. Noch größeres Interesse zeigte er für die Pädagogik. Dieser Bildungszweig war ja das Steckenpferd des Jahrhunderts und entsprach den natürlichen Neigungen Karl Eugens, der in irgend welcher Weise Gewalt auszuüben und Menschenschicksale nach seiner Weisheit zu lenken nicht unterlassen konnte. Die Verhältnisse der Landesuniversität und des dortigen Seminars beschäftigen ihn, und er bethätigte seine Teilnahme durch persönliche Besuche und neue Verordnungen, die sich auch auf die niederen Klosterschulen erstreckten; noch 1791 verfügte er einen gründlichen Umbau des Stiftes, der schon im folgenden Jahre in Angriff genommen, aber erst 1796 vollendet wurde. Indessen waren diese auf alten unantastbaren Traditionen und Privilegien beruhenden Institute seinem Machtbereiche zu sehr entzogen, als daß er an ihnen seine pädagogischen Anschauungen und Grundsätze hätte zur Anwendung bringen können. So lag ihm der Wunsch nahe, ein eigenes, ganz seinem selbstherrlichen Willen unterworfenes Organ für Erziehungswesen in's Leben zu rufen. Der Herzog zögerte nicht, den einmal ergriffenen Gedanken in die That umzusetzen.

Es waren zunächst bescheidene Anfänge, aus denen allmählich der stolze und weite Bau der unter dem Namen der Karlsschule durch ganz Europa berühmt gewordenen Anstalt hervorwuchs. Im Jahre 1770 zog der Herzog eine Anzahl Soldatenkinder auf sein von ihm 1763/7 nahe bei Stuttgart angelegtes Lustschloß Solitüde und ließ sie als „Garten- und Stuccatorknaben", bald auch einen Teil von ihnen als Musiker und Ballettänzer ausbilden; billige Kräfte für seine Bauten und sein Theater zu gewinnen, war der nächste Zweck des Unternehmens. Schon im Dezember wurde es durch ein übrigens bald wieder aufgehobenes militärisches Waisen-

haus erweitert, dessen Zöglinge zu Handwerkern bestimmt waren. Die Leitung fiel dem damaligen Hauptmann und späteren Obersten Christoph Dionysius Seeger zu, der durch alle Entwicklungsstadien der Anstalt bis zu ihrem Ende Intendant blieb und sich trefflich bewährte. Im Februar 1771 geschah der entscheidende weitere Schritt. Eine neue Abteilung wurde hinzugefügt mit der Bestimmung, „Kavaliers- und Offizierskuaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten vorzubereiten“. Die damit in's Leben getretene „Militärische Pflanzschule“ blühte rasch empor, die Zahl der Schüler vermehrte sich außerordentlich, und die der Lehrkräfte wurde in entsprechender Weise erhöht. Seit Anfang 1773 wurden akademische Lehrfächer in den Unterrichtsplan aufgenommen, und das Institut erhielt nunmehr den Namen „Herzogliche Militärakademie“. Man errichtete zwei neue Klassen, die der Kameralisten und die der Jäger (oder Forstwirte), 1774 folgte eine juristische, 1775 eine medizinische Abteilung nach. Da die philosophischen Disziplinen dem gesamten Unterrichte zu Grunde lagen, so waren jetzt alle Fakultäten außer der theologischen in der Akademie vertreten. Ja, sie war zugleich auch Kadettenhaus und Kriegsschule, und ebenso ging in ihr die 1761 gestiftete Kunstschule allmählich völlig auf. Seit 1779 wurde sogar die Handelswissenschaft mit gutem Erfolge gelehrt. Mit dem zunehmenden Rufe des Institutes mehrte sich auch die Zahl der zahlenden fremden Pensionäre aus aller Herren Länder. Am 22. Dezember 1781 erhob Kaiser Joseph II. die schon 1775 von der Solitüde nach der Residenz verlegte Anstalt zum Rang einer Universität; jetzt erst erhielt sie die Bezeichnung „Karls Hohe Schule“ und wurde in sechs förmliche Fakultäten gegliedert. Dieser höchste äußere Glanz barg aber schon die Keime des Zerfalles in sich. Die Zöglinge der nunmehrigen förmlichen Hochschule erhoben Anspruch auf akademische Freiheiten, und die Zulassung von Stadtstudenten zum Unterrichte brachte ein fremdes bedenkliches Element in den bisher fest und einheitlich gefügten Körper; es kam zu Ausschreitungen, und noch mehr lockerten sich die Bande der Disziplin, als die Ideen der französischen Revolution in die Anstalt eindrangen. Der Herzog selbst war alt geworden, seine Energie hatte nachgelassen, und auch seine

Teilnahme für die Akademie war im Rückgange begriffen. Da sich diese überdies viele begründete und unbegründete Feindschaften zugezogen hatte, wurde sie bald nach dem Tode Karl Eugens zu Anfang des Jahres 1794 aufgelöst. Das war ganz in der Ordnung; denn mit ihrem Stifter war ihre treibende Kraft dahin, und ihre Zwecke hatte sie zur Genüge erfüllt. Ohnehin konnte das kleine Land nicht auf die Dauer sich den Luxus zweier Universitäten gestatten.

Schon das allmähliche Entstehen der Karlsschule weist darauf hin, daß der Herzog keineswegs von vornherein so weittragende Absichten gehabt hat, daß er vielmehr durch den Erfolg Schritt für Schritt weiter gedrängt worden ist. Das Gedeihen der Anstalt schuf ihm täglich zunehmendes Vergnügen, der persönliche Umgang mit der Jugend wurde ihm rasch zum angenehmen Zeitvertreib und Bedürfnis. Man würde ihn jedoch unterschätzen, wenn man annehmen wollte, daß pädagogische Liebhaberei dabei die einzige Triebfeder seines Handels gewesen sei. Politische Erwägungen wirkten als wichtiger Faktor mit. Sich ein zuverlässiges, von seinen Ideen und Grundsätzen erfülltes Beamtentum und Offizierscorps heranzubilden und so die Fortdauer seines Regierungssystemes noch über seinen Tod hinaus sicher zu stellen, war der letzte Zweck des Herzogs. Die Karlsschüler — die inländischen zum mindesten, welche auf öffentliche Kosten studierten — sollten ganz seine willenlosen Geschöpfe und gefügigen Werkzeuge werden. Darum führte Karl Eugen selbst die Leitung und Aufsicht über das Institut bis in die kleinsten Einzelheiten. Und um diesen autokratischen Gedanken durchzuführen, griff er zu ärmlichen und vielfach unmoralischen Mitteln. In der Anstalt herrschte die in manchen Stücken bis zur Grausamkeit gesteigerte Strenge militärischer Disziplin, der steife Mechanismus einer einförmigen Dressur, ein geistloses Einerlei, das den individuellen Neigungen und Bedürfnissen der einzelnen Zöglinge nicht im geringsten Rechnung trug. Für die wichtigste und schönste Aufgabe, den Geist sittlicher Freiheit in die jungen Seelen zu pflanzen, gab es in dem pädagogischen Systeme des Herzogs keinen Raum.

Im Gegensatze zu dem verwerflichen Erziehungswesen war es

um das Unterrichtswesen der Karlsschule im großen Ganzen vortrefflich bestellt. Zwar machte auch hier die Eitelkeit des Herzogs manches dem Scheine dienstbar: erlauchte oder berühmte auswärtige Besucher, die sich häufig genug einfanden, sollten von der Akademie einen möglichst glänzenden Eindruck bekommen; die Festakte, die Prüfungen mit den Preisverteilungen wurden zu pomphaften öffentlichen Schaustellungen gestempelt. Nicht immer mit gesunden Mitteln stachelte man den Ehrgeiz der jungen Leute auf. Und allzu viel wurde mit Experimenten gearbeitet, Neuerung drängte sich zu rasch auf Neuerung, vieles wurde hastig und übereilt durchgeführt, um bald wieder preisgegeben zu werden. Aber davon abgesehen, erregt die Art, wie die Karlsschule ihren äußerst vielseitigen, verwickelten und schwierigen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht geworden ist, hohe Bewunderung. Vereinigte sie doch in beispielloser Weise die Stufen des Elementarunterrichtes, des Gymnasiums und der Hochschule. Bereitete sie doch schlechtweg auf alle höheren Berufsarten außer der theologischen vor. Eine solche großartige Universalität erheischte die breiteste wissenschaftliche Grundlage und infolge dessen einen außerordentlichen Reichtum an Lehrmitteln und Lehrkräften. Wirklich wurden keine Kosten gescheut, um allen Ansprüchen zu genügen. Eine lange Reihe ausgezeichneter Professoren stand für die verschiedensten Fächer der Karlsschule zur Verfügung, meist jüngere Leute, die der Herzog mit sicherem Blick aus den Stiftspromotionen, später auch aus ehemaligen Zöglingen der Akademie auswählte. In der Jugend der Lehrer lag eine Gewähr für angenehme und fruchtbringende Beziehungen zwischen diesen und ihren Schülern; junge Lehrer eigneten sich besonders dazu, in die Ideen des fürstlichen Leiters sich einzuleben, die Fortschritte des Unterrichtswesens in sich aufzunehmen und zur Anwendung zu bringen. So herrschte in der Karlsschule eine treffliche Unterrichtsmethode. Alle Kräfte, die irgendwie in den jungen Leuten schlummerten, wurden geweckt, man gewöhnte sie an selbständiges Denken und pflanzte ihnen Freude an frei erwählter wissenschaftlicher Arbeit ein. Im scharfen Gegensatze zu den ganz auf veralteten Grundlagen ruhenden sonstigen Bildungsanstalten des Landes war es der frische Hauch des modernen

Geistes, der die Lehrsäle der Akademie durchwehte. Die Philologie wurde zum jähen Schrecken ausgetrockneter Humanisten nicht mit allzu großer Gründlichkeit betrieben, wogegen die realistischen Fächer, französische Sprache, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, stark bevorzugt waren. Die eigenartigste Stellung nahm jedoch die Philosophie ein. Sie bildete den gemeinsamen Mittelpunkt, in den der gesamte Unterricht zusammenlief, das einheitliche Band, das die entgegengesetztesten Lehrfächer umschlang. Die Popularphilosophie, die zur Blütezeit der Akademie noch das Uebergewicht hatte, eignete sich vermöge ihrer leichten Faßlichkeit trefflich zu dieser Aufgabe, während die neu aufkommende Philosophie Kants dem Begriffsvermögen zu viel zumutete, als daß sie in ähnlicher Weise der Jugendbildung hätte zu Grunde gelegt werden können.

Die Karlsschule übte auf die gesamte Kultur im Land einen großen und wohlthuenden Einfluß aus. Daß sie das einheimische Unterrichtswesen aus seinem Schlaf aufrüttelte und ihm einen kräftigen Antrieb gab, schon das war keine geringe Sache. Noch mehr Bedeutung hatte es, daß es ihr gelang, die Alleinherrschaft der Theologie zu brechen. Das viertelhundertjährige Bestehen der rein weltlichen Stuttgarter Universität neben der vorwiegend theologischen in Tübingen reichte hin, um das Gleichgewicht zwischen den geistlichen und weltlichen Machtfaktoren im Staat annähernd herzustellen. Erst der Akademie verdankte Württemberg einen tüchtigen höher gebildeten Beamtenstand, der nun die aufgeblasene Schreiberzunft, die bislang neben den Theologen den Ausschlag gegeben hatte, in die gebührenden subalternen Schranken zurückwies. Je mehr die Karlsschüler auf die einflußreichen Aemter und Stellungen Beschlag legten, desto mehr verbreitete sich der Geist, in welchem sie selbst groß geworden waren, durch das ganze Land. Es war ein durchaus moderner Geist, der rasch seine Schwingen in Bewegung zu setzen und einen weiten Flug zu nehmen wußte, der gar sehr von der zopfigen und schwerfälligen Art der früheren Zeit abstach. Und diese geistige Regsamkeit und Lebendigkeit hatten sich nicht etwa nur wenige Bevorzugte, sondern alle Karlsschüler fast gleichmäßig zu eigen gemacht. Mehr als auf die vielen Berühmtheiten, auf die Scharen von Generalen und Staatsmännern, Künstlern

und Gelehrten, die aus der Akademie hervorgegangen sind, darf sich diese auf den brauchbaren Durchschnitt zu gut thun, den sie herangebildet hat. Denn das ist Verdienst der Schule, während eine Fülle von Genies oder starken Talenten mehr als ein zufälliges Geschenk der Natur betrachtet werden muß.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hob sich also dank den von der Karlsschule ausgehenden Anregungen die allgemeine Bildung im Herzogtum in merklicher Weise. Natürlich war es nur ein allmähliches Steigen, und die günstigen Folgen der Akademie machten sich in weiteren Kreisen am wirksamsten erst dann geltend, als sie selbst und ihr Stifter schon dahin gesunken waren. In den achtziger Jahren häufen sich ja noch die heftigen Angriffe Wekhrlins und anderer Publizisten gegen das Land der Magister und Schreiber. Nicolai, der 1781 seine viel berufene Reise durch Schwaben machte und sich dabei nicht bloß als scharfen Beobachter erwies, sondern auch über zuverlässige Gewährsmänner verfügte, fand von seinem modern praktischen Aufklärungsstandpunkt aus noch gar viel an den württembergischen Zuständen auszusetzen. Als fünfzehn Jahre später die das Schwabenland behandelnden drei Bände seines großen Reisewerkes im Druck erschienen, hatte sich die Gültigkeit seines Urteiles schon in manchen Punkten abgeschwächt. Mehr und mehr verstummte der Spott, eroberten sich die Schwaben wieder eine Achtung gebietende Stellung im deutschen Geistesleben.

Die Kulturfortschritte Württembergs während der zweiten Regierungshälfte Karl Eugens zeigten sich auch im Privatleben, in dem das öffentliche sich ja zu spiegeln pflegt. Die schwerfällige und steife Art der früheren Jahrzehnte konnte für überwunden gelten. Der gesellschaftliche Verkehr wurde freier und ungezwungener, die Umgangsformen verfeinerten sich, die verschiedenartigen Stände vermischten sich und schliffen durch gegenseitige Reibung ihre Kanten aneinander ab. Je mehr die Ideen der Aufklärung Gemeingut aller Gebildeten wurden, desto mehr nahm die Gedankenfreiheit zu und verflüchtigten sich die Vorurteile der alten Zeit. Die 1777 in Stuttgart gegründete Freimaurerloge „Zu den Zedern“, in der die angesehensten Vertreter aller höheren

weltlichen Berufsklassen saßen, gewann Einfluß auf das Geistesleben. Das wachsende Interesse an ästhetischen Dingen hatte der Ausbreitung edlerer Sitten Vorschub geleistet, und diese beförderten ihrerseits wieder den Geschmack an den schönen Wissenschaften. Das Lesebedürfnis stieg; man fing an, sich zu Lesegesellschaften zusammenzuthun. Die Freude am Besitze von Büchern nahm zu, und einige Privatleute brachten es zu ansehnlichen Bibliotheken. Der Sammeleifer erstreckte sich auch auf Kunstgegenstände, wie Gemälde und Kupferstiche. Das Kunstleben blühte in Württemberg, seitdem eine Anzahl tüchtiger Maler und bildender Künstler im Lande wirkte, allen voran Dannecker, 1790 aus der Fremde heimgekehrt und seiner Heimat für immer wieder geschenkt. Gleichzeitig gab Rudolf Zumsteeg dem musikalischen Leben kräftige Antriebe. Freilich genoß alle diese Vorzüge in der Hauptsache nur Stuttgart und auf kürzere Zeit die zweite Residenz Ludwigsburg, während die kleineren Städte in beschränktem Maß und langsamer der Errungenschaften der neuen Kultur teilhaftig wurden. Aber in Stuttgart erhob sich wenigstens das geistige Leben auf eine der Hauptstadt des Herzogtumes würdige Stufe. Die Stadt zog zahlreiche fremde Besucher an, berühmte Männer weilten Jahr für Jahr vorübergehend in ihren Mauern, und die Zeit war nicht mehr ferne, da sich eine Schar fremder Dichter und Schriftsteller dauernd hier festsetzen sollte. Geachtete und vielseitig gebildete Männer thaten ihre Häuser für einheimische und auswärtige Gäste auf und gaben Gelegenheit zum Austausche mannigfaltiger Anregungen. So fanden bei dem herzoglichen Hof- und Domänenrat Johann Georg Hartmann (1731—1811), der sich auch durch weithin geschätzte Publikationen über Pferdezucht und eine württembergische Gesetzsammlung schriftstellerisch verdient gemacht hat, künstlerische Bestrebungen jeder Art eine Heimstätte. Hier gingen die Stuttgarter Gelehrten, Dichter, Künstler aus und ein; hier konnte man Schubart hemdärmelig Klavier spielen sehen und Lieder singen hören. Die Beziehungen des wackeren Mannes reichten über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus. Lavater hieß er seinen Freund, mit Goethe stand er bei dessen erstem Stuttgarter Aufenthalt im Dezember 1779 in vertrautem Verkehr und diente dem

berühmten Gast als Führer durch die Residenzstadt. Mit dem Hartmannschen Hause begann in den letzten Regierungsjahren Karl Eugens das des Kaufherren Gottlob Heinrich Rapp in der Pflege idealer Güter zu wetteifern; es sollte in den folgenden Jahrzehnten zu einem Mittelpunkte für das Stuttgarter Geistesleben heranwachsen.

Den besten Gradmesser für den zunehmenden Geschmack an Litteratur bildete der Aufschwung des Buchhandels und des periodischen Schriftwesens. In den ersten Zeiten nach der Erfindung des Buchdruckes hatten sich viele Schwaben innerhalb und außerhalb ihrer Heimat an der Weiterentwicklung dieser Kunst und an ihrer Verwertung für schöne und andere Wissenschaften rühmlich beteiligt. Seit dem 17. Jahrhundert war dann, wie fast auf allen Kulturgebieten, auch hierin ein Stillstand eingetreten, und noch um die Mitte des 18. Jahrhunders hatte der schwäbische Buchhandel wenig zu bedeuten. Jetzt trat kräftige Regsamkeit an Stelle der bisherigen Trägheit. In Stuttgart war es namentlich die 1783 in Verbindung mit der Karlsschule gegründete Druckerei, die aus spekulativen Gründen die wichtigen einheimischen Verlagsartikel an sich zu ziehen suchte. In der kurzen Zeit ihres Bestehens ließ sie eine stattliche Reihe bedeutsamer periodischer und sonstiger Werke hervorgehen, darunter Schubarts Gedichte und Chronik, Elbens Merkur, Hausleutners Schwäbisches Archiv. Mit der akademischen Druckerei wetteiferten geschickt geleitete Privatunternehmungen. Unter diesen entwickelte sich die J. G. Cottasche Buchhandlung zur großartigsten Verlagsanstalt in ganz Deutschland. Seit 1659 existierte die Firma in Tübingen; damals hatte ihr Begründer Johann Georg Cotta, der erste in Schwaben ansässige Cotta, ein betriebsamer und gescheiter Mann, die Brunnsche Buchhandlung erheiratet und dieser seinen Namen gegeben. Unter seinen Erben kam das Geschäft herunter. Ein Urenkel, Christoph Friedrich Cotta, setzte sich in den Besitz der Hof- und Kanzleibuchdruckerei in Stuttgart. Dessen Sohn, der am 27. April 1764 in der Residenzstadt geborene Johann Friedrich Cotta, der die Rechte studiert und sich in Tübingen als Hofgerichtsadvokat niedergelassen hatte, erkaufte im Jahre 1787 das Tübinger Geschäft. Ein intelligenter Kopf und ein unternehmungslustiger Geist, arbeitete er sich, hauptsäch-

lich den Verlag betreibend, aus ärmlichen Anfängen rasch empor. Das Glück führte ihm 1789 in der Person des Kanzleiadvokaten Dr. Chr. J. Zahn, nachmaligen Vizepräsidenten der zweiten württembergischen Kammer, einen kapitalkräftigen Associe zu, und als dieser 1797 wieder ausschied, hatte das Geschäft bereits in jene glänzenden Bahnen eingelenkt, die Johann Friedrich Cotta zum König unter den deutschen Buchhändlern machten.

Mit dem Aufschwunge des Buchhandels ging die rasche Vermehrung der periodischen Druckschriften Hand in Hand: schon gegen Ende des Jahrhunderts konnte man Klagen über die Sintflut von Journalen, die das Land überschwemmen, vernehmen, während ein Menschenalter früher höchstens entgegengesetzte Beschwerden laut geworden waren. Von politischen Blättern war es neben der 1787 von Schubart in Stuttgart erneuerten und nach dessen Tode noch kurze Zeit von Stäudlin fortgesetzten Chronik der „Schwäbische Merkur", der bald alle Nebenbuhler überflügelte. Der Begründer dieser Zeitung, die noch heute Ansehen genießt, war Christian Gottfried Elben (1754—1829), ein Schullehrerssohn aus Zuffenhausen (O.A. Ludwigsburg), der in Tübingen Theologie studierte, aber Werbern in die Hände fiel und vier Jahre preußischer Soldat bleiben mußte, bis ihn der Vater loskaufen konnte. Er wurde nun Hauslehrer in Stuttgart und ergriff bald die schriftstellerische Laufbahn, die sich hauptsächlich auf die geschichtlichen Fächer bezog. Seit 1787 war Elben auch Professor der Geographie an der Karlsschule bis zu deren Aufhebung. Am 3. Oktober 1785 ließ er an Stelle eines eingegangenen ähnlichen Journales die erste Nummer des Schwäbischen Merkurs erscheinen und stellte dieser allgemein politischen Zeitung schon im folgenden Jahr eine „Schwäbische Chronik" mit Nachrichten aus der engeren Heimat an die Seite. Im Juli 1787 wurden beide Unternehmen vereinigt und blühten unter Elbens ebenso vorsichtiger als umsichtiger Leitung rasch auf. Uebrigens beschränkte sich das Erscheinen politischer Journale vorderhand noch auf die Residenz; andere altwürttembergische Städte bekamen erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts Zeitungen. Mit wissenschaftlichen und schöngeistigen Zeitschriften schritt die Universitätsstadt voran. 1752—1763 erschienen die „Tübingischen Be-

richte von gelehrten Sachen"; von einigen aus Studentenkreisen hervorgegangenen litterarischen Unternehmungen, die an der Strenge theologischer Zensur scheiterten, ist bereits die Rede gewesen. Bald lief die Hauptstadt auf diesem Gebiete Tübingen den Rang ab. Das 1767 hervortretende „Stuttgarter allgemeine Magazin" vermochte sich zwar nicht zu halten, aber Haugs zwischen 1774 und 1782 bestehende Zeitschriften, die wir schon kennen gelernt haben, fielen auf einen fruchtbaren Boden. Als sie aufhörten, sprang das von Schiller und Genossen begründete inhaltsreiche, doch leider nur kurzlebige „Wirtembergische Repertorium der Litteratur" (1782/3) in die Lücke, und gleichzeitig thaten sich auch in Tübingen die zuerst von Chr. Fr. Schnurrer und später von dem Theologieprofessor J. Fr. Gaab geleiteten „Tübingische gelehrte Anzeigen" auf, die ein Vierteljahrhundert lang (1783—1808) in der wissenschaftlichen Welt Ansehen genossen. Unter ein paar weiteren Blättern, die dem Wissen und der Unterhaltung durch buntes Vielerlei dienen wollten, aber es über wenige Jahrgänge nicht hinausbrachten, erregen die im Mäntlerschen Verlage zu Stuttgart erschienenen „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" (1775/81) trotz ihrer geringen Bedeutung unsere Aufmerksamkeit dadurch, daß im Jahre 1781 Schiller an ihrer Redaktion beteiligt war. Schon tauchte auch rein belletristische Ware auf, wie die Deutschlands Töchtern geweihte Monatsschrift „Amaliens Erholungsstunden" (1790—1792) und ihre Nachfolgerin „Flora" (1793—1803, beide bei Cotta). Von den aus dem Lande hervorgegangenen Almanachen werden wir in anderem Zusammenhange hören. Ihren eigentümlichen Wert hatte eine Zeitschrift, die Philipp Wilhelm Gottlieb Hausleutner in's Leben rief. Hausleutner (1754—1820), aus Neuenstadt a. d. Linde gebürtig, lehrte von 1780—1794 an der Karlsschule klassische Philologie und wurde dann Registrator am Aktendepot in Stuttgart. Er war Mitarbeiter von allerhand Blättern, schrieb namentlich über Länder- und Völkerkunde und lieferte Uebersetzungen, so 1786 zwei aus dem Italienischen bearbeitete Operntexte „König Theodor" und „Die Sanftmuth des Titus". 1788 begründete er das „Schwäbische Archiv", von dem bis 1793 sieben Stücke in zwei Bänden herauskamen. Die Poesie war darin ausgeschlossen, ge-

schichtliche, kulturgeschichtliche, biographische und topographische Aufsätze wechselten miteinander ab, die Statistik nahm einen hervorragenden Raum ein. Man muß bedauern, daß diesem verdienstvollen Unternehmen, das als Vorläufer der Württembergischen Jahrbücher und Vierteljahrshefte für Landesgeschichte betrachtet werden kann, keine längere Dauer beschieden war. Das Schwäbische Archiv leitet zu den Fachzeitschriften über, die im letzten Drittel des Jahrhunderts in stattlicher Anzahl von Stuttgart und Tübingen wie auch von einigen nichtwürttembergischen Städten Schwabens ausgingen, die verschiedensten gelehrten und praktischen Wissensgebiete umfassend. Schon von 1755 bis 1758 hatte C. Fr. Bernhard die Herausgabe einer „phisikalisch-ökonomischen Wochenschrift“ unternommen; jetzt folgten periodische Spezialwerke, wie ein „Journal für Gartenkunst“, ein „Taschenbuch für Pferdeliebhaber“, nach. 1790 erschien in Stuttgart die erste Musikzeitung, 1793 das erste Modejournal.

Unverkennbar ist die lokalpatriotische Tendenz, die ein großer Teil der damals in Württemberg begründeten litterarischen Unternehmungen an der Stirne trägt. Noch stellte sich der Buchhandel fast ausschließlich in den Dienst einheimischer Kulturinteressen, die Autoren, deren Bücher hier verlegt wurden, waren überwiegend Schwaben, die Zeitschriften, die hier gedruckt wurden, standen der Mehrzahl nach in innerem Zusammenhange mit dem Land. Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nahm, hauptsächlich infolge des Aufschwunges der Cottaschen Buchhandlung, der Verlag solcher Werke überhand, welche allgemein nationale Bedeutung hatten, und späterhin ging dann die spezifisch schwäbische Litteratur fast in der Masse der Schriften unter, welche nur die Blüte dieses Industriezweiges zufällig nach Württemberg zog. Zur Zeit Herzog Karl Eugens wollten aber die in Württemberg fertig gestellten Druckwerke recht geflissentlich von der lange Zeit bestrittenen Leistungsfähigkeit des schwäbischen Stammes Zeugnis ablegen. Nicht ohne Grund führten viele und gerade die wichtigsten Blätter das Wort „schwäbisch“ im Titel: „schwäbisch“ und nur ausnahmsweise „württembergisch“; in Kulturfragen kam es eben mehr auf den Stammesverband als auf den politischen an, und schon fühlte sich Württem-

berg als Kernland des Schwabentumes und mit diesem gewissermaßen identisch. Uebrigens gab es auch Württemberger, die außerhalb ihrem Geburtslande kräftig für die Stammesehre wirkten, so vor allen Armbruster in seinem 1785/6 zu Kempten gedruckten „Schwäbischen Museum", von dem noch die Rede sein wird. Den landsmannschaftlichen Stolz krönte dann ein 1802 unter dem Titel „Das gelehrte Schwaben" erschienenes Lexikon der damals lebenden schwäbischen Schriftsteller. Der Verfasser war Johann Jakob Gradmann (1750—1817), evangelischer Pfarrer in seiner Vaterstadt Ravensburg, der auch sonst viel geschrieben und neben erbaulichen Schriften und Uebersetzungen mehrere Taschenbücher praktischer Natur herausgegeben hat. Es war ein gewaltiges Heer von Autoren jeder Art und jeden Ranges, über das Gradmann Musterung abhielt. Schon lange vorher hatte Balthasar Haug, der unermüdliche Statistiker, herausgerechnet, daß Württemberg dem übrigen Deutschland an Zahl der Schriftsteller sogar überlegen sei, und mit Behagen ließ sich Herzog Karl Eugen die Hunderte von Männern der Wissenschaft vorzählen, die seine Regierung gesehen hatten.

In der That verfügte Württemberg in jenen Zeiten über einen außerordentlichen Reichtum an Gelehrten, von denen natürlich jeder seine Gelehrsamkeit durch schriftstellerische Arbeiten erhärtet hat. Es war nicht allein die Masse, auf die man pochen durfte: ein verhältnismäßig starker Prozentsatz ragte über den Durchschnitt hervor. Daß Württemberg tüchtige evangelische Theologen im Ueberfluß erzeugte und davon an andere deutsche Länder abgab, war ein altes, fast zum Gesetze gewordenes Herkommen. Damals erwarben sich in der Fremde vor anderen drei schwäbische Gottesgelehrte Berühmtheit: Gottlieb Jakob Planck (1751—1833) aus Nürtingen, Karl Friedrich Stäudlin (1761—1826) aus Stuttgart, beide Professoren in Göttingen und vorwiegend Kirchenhistoriker, und Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851) aus Leonberg, zuletzt Professor in Heidelberg, das charakterfeste und streitbare Haupt des theologischen Rationalismus, ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Planck, der vor seiner Berufung nach Göttingen eine Zeit lang als Prediger und Professor an der Karlsschule

wirkte, und Stäudlin haben sich übrigens in jungen Jahren auch mit der schönen Litteratur befaßt. Letzterer machte Verse und ersterer veröffentlichte außer einigen Kleinigkeiten 1779 anonym einen Roman „Tagebuch eines neuen Ehmanns“, worin mit ziemlich unreifer psychologischer Kunst geschildert wird, wie ein junger Gatte seine Frau auf seine Art zu erziehen sucht. Während der Held mit Bewußtsein gegen die Siegwartsche Empfindsamkeit ankämpft, kann sich der Autor ihrem Banne doch nicht ganz entziehen. In Württemberg selbst, wo sich die aufgeklärten Theologen gegenüber denen, welche am Offenbarungsglauben strenge festhielten, noch in der Minderzahl befanden, gab der Tübinger Professor Gottlob Christian Storr (1746—1805) aus Stuttgart, das Haupt der dortigen supranaturalistischen Schule, den Ton an. Nicht minder zahlreich, als die teilweise noch in lateinischer Sprache verfaßten rein wissenschaftlichen Werke der württembergischen Gottesgelehrten, waren die, welche populäre nnd praktische Zwecke verfolgten. Durch Predigt- und Andachtsbücher, Erbauungs- und Jugendschriften wie auch durch fromme Verse sorgten die Geistlichen in hoher und niedriger Stellung für das Seelenheil unmündiger wie mündiger Beichtkinder. Unter den geistlichen Pädagogen im Lande war Johann Friedrich Flattich (1713—1797) aus Beihingen (O.A. Ludwigsburg), Pfarrer in Münchingen (O.A. Leonberg), eine eigentümliche Erscheinung. Ohne dem Rationalismus zu huldigen, setzte er die philanthropischen Ideen des Aufklärungszeitalters mit der größten Selbstverleugnung in Thaten um. Die württembergischen Philosophen nahmen in jenen Tagen, wie auch noch später, ihren Ausgang von der Theologie und dienten teilweise diesen beiden Wissenschaften zugleich. Ansehen genoß der Tübinger Professor Gottfried Ploucquet (1716—1790) aus Stuttgart, der zwar über den Leibniz-Wolffschen Standpunkt nicht viel hinauskam, aber von der Bedeutung Kants doch wenigstens einen Begriff hatte. Die Größen der Karlsschule hingen gleichfalls der auf rationalistischer Grundlage ruhenden Popularphilosophie an. Unter ihnen zieht namentlich Jakob Friedrich Abel (1751—1829) aus Vaihingen a. d. Enz die Blicke auf sich. Er kam unmittelbar vom Stifte weg einundzwanzigjährig als Professor der Philosophie an die Akademie,

wurde 1790 in derselben Eigenschaft nach Tübingen versetzt und stieg später zur Würde eines Prälaten empor. Die Psychologie war der hauptsächliche Gegenstand seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Gelegentlich dichtete er auch; so enthielt das erste Stück des Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur, an dessen Leitung er beteiligt war, Fragmente eines die Geschichte des Korinthers Timoleon behandelnden Dramas aus seiner Feder. Abel war ein liebenswürdiger, ideal veranlagter Mensch und zugleich ein warmblütiger Patriot. Seinem Unterrichte wußte er Seele einzuhauchen, und viele dankbare Schüler, darunter Friedrich Schiller, verehrten ihr ganzes Leben lang den engelgleichen Mann, wie er in der Karlsschule allgemein hieß. Mit Johann Christoph Schwab hat sich schon ein früherer Abschnitt beschäftigt; gleich ihm leistete der Stuttgarter Gymnasialrektor Gebhard Ulrich Brastberger (1754 bis 1813) aus Gussenstadt (O.A. Heidenheim) der Kantschen Philosophie Widerstand. Ein origineller Kopf, aber in seinen schriftstellerischen Aeußerungen unreif und unfertig war Christoph Gottfried Bardili (1761—1808) aus Blaubeuren, Professor an der Akademie und später am Gymnasium in Stuttgart; er darf als eine Art von Vorläufer Hegels und seines Vetters Schelling betrachtet werden, denn seine freilich nur unvollständig entwickelte Weltansicht war mit der jener größeren Denker verwandt. Bardili hat sich auch als Poet versucht und zu den vier ersten Jahrgängen des Stäudlinschen Almanaches einige Gaben reflektierender Lyrik beigesteuert.

Die württembergischen Philologen sind mehr tüchtige Schulmänner, als Leuchten der Wissenschaft, gewesen, haben sich mehr durch praktische Leistungen, als durch Aufsehen erregende Schriftwerke kritisch-exegetischer oder systematischer Art, hervorgethan. Ihre Arbeiten beschränkten sich auf kleinere Untersuchungen, Uebersetzungen, Lehrbücher. Hervorhebung verdienen Johann Andreas Tafinger (1728—1804) aus Ludwigsburg, Gymnasialrektor in Stuttgart und später Abt von Hirsau, auch lateinischer Poet, Johann Georg Hutten (1755—1834) aus Kirchheim unter Teck, zuletzt Ephorus in Urach, und die beiden Karlsschullehrer Jakob Nast (1751—1822) aus Stuttgart und Friedrich Ferdinand Drück (1754

bis 1807) aus Marbach. Der erstere wurde später Gymnasialprofessor in der Hauptstadt und beschloß seine Laufbahn, wie einst sein Vater, der tüchtige Sprachforscher Johann Nast (1722—1807) aus Leonberg, als Pfarrer in Plochingen. Drück, der, ähnlich wie Abel, zu den Herzen seiner Schüler zu sprechen verstand, wurde nach der Aufhebung der Akademie Gymnasialprofessor und Bibliothekar in Stuttgart. Von zwei weiteren tüchtigen Philologen, dem Tübinger Professor Seybold und seinem Amtsnachfolger Conz, haben wir den einen schon als Romanschreiber kennen gelernt und wird uns der andere noch unter den Dichtern des schwäbischen Klassizismus begegnen. Als Orientalist erfreute sich der Kanzler der Landesuniversität, Christian Friedrich Schnurrer (1742—1822) aus Cannstatt, eines europäischen Rufes. Der Germanist Friedrich Karl Fulda (1724—1788) aus dem schwäbischen (jetzt hessischen) Reichsstädtchen Wimpfen war zwar nicht von Geburt, aber nach seinen Lebensbeziehungen ein Württemberger. Langjähriger Pastor zu Mühlhausen (O.A. Vaihingen), starb er ein Jahr nach seiner Versetzung auf die Pfarrei Ensingen (im selben Oberamt). Seine gelehrten Werke aus dem Gebiete der deutschen Sprachforschung sind Zeugnisse ungewöhnlichen Fleißes, Scharfsinns und Gedankenreichtums. An seinem um ein Menschenalter jüngeren Landsmanne Gräter hat Fulda in der germanischen Altertumskunde einen nicht unwürdigen Nachfolger gefunden.

Als Begründer des modernen Geschichtstudiums in Württemberg galten Johann Christian Volz (1721—1783) aus Oettingen unter Teck und Johann Friedrich Lebret (1732—1807) aus Untertürkheim. Dieser, Kanzler der Karlsschule und später der Universität Tübingen, war ein fleißiger Schriftsteller und bearbeitete namentlich die italienische Geschichte. Volz, Gymnasialrektor in Stuttgart und Prälat von Bebenhausen, auch Kustos des herzoglichen Münzkabinettes, wirkte weniger durch seine Schriften, als durch persönliche Anregung. Er weckte Sinn und Verständnis für die historischen Wissenschaften bei zahlreichen Schülern. Unter diesen war der berühmteste Ludwig Timotheus Spittler, der am 11. November 1752 zu Stuttgart das Licht der Welt erblickte. Seine wissenschaftliche Arbeit hat er außerhalb der engeren Heimat gethan, in Göttingen,

damals einer förmlichen württembergischen Gelehrtenkolonie, wohin er 1779 als ordentlicher Universitätsprofessor berufen wurde. Seine Vorlesungen übten große Anziehungskraft auf die Studenten aus. Als Schriftsteller verlegte er sich zunächst auf Kirchengeschichte und wandte sich dann der politischen zu. Neben den beiden schätzenswerten Spezialgeschichten von Württemberg und Hannover, einem „Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten", einer „Geschichte der Dänischen Revolution im Jahr 1660" und anderen zusammenhängenden Werken liefen zahlreiche kleinere Studien und Forschungen her, die er zum Teil in dem von ihm gemeinsam mit seinem Kollegen Christoph Meiners 1787/94 herausgegebenen „Göttingischen Historischen Magazin" niederlegte. Spittler war ein pragmatischer Geschichtschreiber großen Stiles. Kritisch veranlagt in der Art Lessings, beherrschte er das Material vollständig, verstand es zu ordnen und zu sichten und ihm Geist einzuhauchen. Er besaß die Gabe, seinen Gedanken in würdevoller Sprache klaren Ausdruck zu verleihen und die Leser durch künstlerische Darstellung für die Gegenstände, die er behandelte, zu gewinnen. Das Verlangen nach einem praktischen politischen Wirkungskreise führte Spittler 1797 in den Dienst des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. Unter dessen Nachfolger Friedrich, dem nachmaligen ersten württembergischen Könige, stieg er zum Staatsminister und Freiherren empor. Als Diener jenes autokratisch gesinnten Fürsten, unter dem sich der Streit mit der Landschaft erneute, mußte Spittler, der in seinen Werken einem freilich stets mit gewisser Vorsicht gepaarten Freisinne gehuldigt hatte und für die Rechte des Volkes und die Heiligkeit der Verfassungen eingetreten war, mit seinen früheren Idealen in Widerspruch und dadurch in eine schiefe Stellung nach außen wie in inneren Zwiespalt geraten. Daß er nunmehr zu schriftstellerischen Arbeiten weder Zeit noch Stimmung mehr fand, war ein bedauerlicher Verlust. Er starb am 14. März 1810.

Der unter Herzog Karl Eugen neu erwachte und durch günstige Ergebnisse genährte schwäbisch-württembergische Nationalstolz verlegte sich folgerichtig auch auf die Erhellung der Landesgeschichte. Umfassende handschriftliche Materialiensammlungen, durch den Hof-

historiographen Oswald Gabelkover veranstaltet und dessen Sohn, den Stuttgarter Archivar Johann Jakob Gabelkover, fortgeführt, lagen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bereit. Verschiedene Anläufe, die tote Masse zu beleben, führten nicht zum Ziel, und auch der Tübinger Professor und spätere Stuttgarter Oberarchivar Johann Ulrich Pregizer, ein Mann, der sich um die Erforschung der württembergischen Geschichte im einzelnen wohl verdient gemacht hat, kam mit einem zusammenhängenden Werke darüber nicht zu stand. Johann Ulrich Steinhofers vierbändige württembergische Chronik (1744/55), deren ausführlicher Teil übrigens nur bis zum Jahre 1525 geht, war gleichfalls keine systematische Darstellung, sondern eine fast ausschließlich von Gabelkovers Reichtume zehrende Stoffsammlung. Einen wesentlichen Fortschritt bedeuteten die Leistungen des herzoglichen Archivars und Regierungsrates Christian Friedrich Sattler (1705—1785) aus Stuttgart. Nachdem dieser schon 1752 eine „Historische Beschreibung des Herzogthums Würtenberg" geliefert hatte, schrieb er 1767 die „Geschichte des Herzogthums Würtenberg und dessen angränzender Gebiethe und Gegenden" bis auf das Jahr 1260, reihte daran 1767/8 die „Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Graven" in vier Teilen und führte endlich 1769/83 in dreizehn Teilen die „Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen" bis zum Jahre 1714 herab. Was Sattler schuf, war ein gründliches und gediegenes Gelehrtenwerk, von zäher Arbeitskraft und eisernem Fleiße zeugend, ein umfassendes Urkundenmaterial darbietend, aber ohne weite Perspektive, ungelenk in der Anordnung, schwerfällig in der Darstellung. Spittlers schon berührte „Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge", in gedrängter Form gehalten, bietet für das, was Sattler an Geist und Geschmack abgeht, reichen Ersatz, während die „Pragmatische Geschichte Würtembergs" (1787) des unter den Publizisten erwähnten Fr. Chr. J. Fischer nichts Neues bringt. Im Anfange des 19. Jahrhunderts lieferte Johann Christian Pfister (1772—1835) aus Pleidelsheim (O.A. Marbach), zuletzt Prälat in Tübingen, neben anderen Erzeugnissen aus dem Bereiche der württembergischen, aber auch allgemein deutschen Geschichte eine als Quellenwerk brauch-

bare „Geschichte von Schwaben". Neben den Gesamtdarstellungen liefen zahlreiche Monographien her, und außer dem politisch-historischen Gebiete fanden auch die Landeskunde und Kulturgeschichte in ihren einzelnen Teilen tüchtige Bearbeiter. Als württembergische Kirchen- und Kulturhistoriker zeichneten sich der bereits genannte Schnurrer und später der Reutlinger Dekan David Friedrich Cleß (1768—1810) aus Calw besonders aus. Desgleichen begann man in jener Periode in den schwäbischen Reichsstädten und sonstigen kleineren Herrschaften sowie in den jetzt zu Württemberg gehörigen fränkischen Landen sich eifrig auf die Erforschung der örtlichen Geschichte zu verlegen.

Auch bisher vernachlässigte Wissensgebiete wurden damals fleißiger angebaut. Württemberg verfügte über eine Reihe tüchtiger Mathematiker und Naturforscher innerhalb wie außerhalb dem Land. Als erster hatte sich der ausgezeichnete Astronom Tobias Mayer (1723—1762) aus Marbach, Professor in Göttingen, mit Lorbeeren bedeckt. Die Karlsschule verstärkte dann die Hinneigung zu den empirischen Wissenschaften. Sie hat die zwei bedeutenden Naturforscher Kielmeyer und Cuvier herangebildet. Karl Friedrich Kielmeyer (1765—1844) aus Bebenhausen, erst Professor an der Akademie, dann in Tübingen, zuletzt Vorstand der Staatssammlungen in Stuttgart und Staatsrat, hat sich selbst durch seine Scheu, als Schriftsteller hervorzutreten, um den größeren Teil des ihm gebührenden Nachruhmes betrogen. Aber unter seinen Schülern streute er herrlichen Samen aus; auch der größere Georg Cuvier (1769—1832) hat ihm manches verdankt. Dieser, unter württembergischer Herrschaft in Mömpelgard geboren, gehört wie der Nationalität so auch seinem späteren Leben nach ganz Frankreich an. Neben solchen glänzenden Namen lenkt die Aufmerksamkeit der schlichte Echterdinger Pfarrer Philipp Matthäus Hahn (1739—1790) aus Scharnhausen (beide Orte im Stuttgarter Amtsbezirk) auf sich, der sein außerordentliches mathematisches Können hauptsächlich in den Dienst kunstreicher mechanischer Erfindungen stellte. Den naturwissenschaftlichen Autoren traten medizinische, land- und forstwirtschaftliche an die Seite, und der Einfluß der Akademie zog auch Militärschriftsteller in Württemberg groß. Unter den

Vertretern der Rechts- und Staatswissenschaften erhob sich außer den beiden Moser im Lande keiner über den Durchschnitt; höchstens sind die litterarischen Leistungen des Karlsschullehrers und nachmaligen Staatsrates Johann August Reuß (1751—1820) aus Horrheim (O.A. Vaihingen) hervorzuheben.

In dem Wettkampfe so vieler geistigen Kräfte, die jetzt im Herzogtume Württemberg entfesselt waren, blieb auch die Poesie nicht zurück, obgleich Karl Eugen dieser Kunst unmittelbar keine Förderung angedeihen ließ. Daß der mürb gewordene Schubart oder andere Sänger, über die seine Akademie verfügte, bei festlichen Anlässen zu seinen und Franziskas Ehren in die Saiten griffen, ließ er sich schon gefallen, aber seine Achtung vor der Muse als solcher oder gar vor den Persönlichkeiten der Dichter hob sich dadurch nicht. Zum Glücke waren indessen die Zeiten vorüber, da die Dichtung nur an den Strahlen der Fürstengunst gedeihen konnte. Die älteren Poeten, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Lande lebten, haben wir der Mehrzahl nach bereits früher kennen gelernt: Balthasar Haug und der auf dem Wege der Gewalt für Württemberg gewonnene Schubart standen obenan. Zu diesen traten noch ein paar weitere hinzu. So Friedrich Bernritter, der Satiriker Altwürttembergs. Am 19. Mai 1753 zu Eßlingen geboren, nahm er württembergische Dienste und starb als Rechenbankrat bei der Rentkammer in Stuttgart am 31. Oktober 1803. Er führte sich in die Litteratur 1777 ein durch eine „Siegwart oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich verfrorene Kapuziner“ betitelte Parodie des Millerschen Romanes, ein ebenso launiges als harmloses Werkchen, dessen satirische Wirkung lediglich durch Nacherzählen der Siegwart-Handlung im Bänkelsängerton erzielt wird. Bernritter schrieb noch ähnliche Scherzgedichte, ferner zwei Teile „Wirtembergische Briefe“ (1786 und 1799), ein Bändchen „Reden und Dialogen“ (1788), ein Heft „Anekdoten aus Schwaben“ (1789); zu Stäudlins Musenalmanach steuerte er Epigramme bei. Durch das erste Bändchen seiner Wirtembergischen Briefe hat er sich einen gewissen Ruf in seiner engeren Heimat erworben. Er geißelt darin die Thorheiten und Schlechtigkeiten verschiedener Stände, wobei er wiederum

seinen Zweck weniger durch satirische Darstellung, als durch Aufzählung und Aneinanderreihung einfacher Thatsachen, die für sich selbst sprechen müssen, zu erreichen sucht. Die Farben sind meist sehr dick aufgetragen, und neben Fällen von typischer Geltung werden auch allerlei Klatschgeschichten aufgetischt; in ähnlicher Weise bringen die Anekdoten aus Schwaben plump und geistlos geformte Schwänke, wie man sie sich damals mündlich im Land erzählen mochte. Ist der erste Teil der Wirtembergischen Briefe wenigstens unterhaltend, so langweilt dagegen der zweite, worin der Autor mehr auf das sozialpolitische Gebiet sich begiebt und den ernsthaften Ton des Moralisten anschlägt.

Johann Schwindrazheim (1736—1813) aus Neuenbürg trat erst in höheren Jahren als Dichter an die Oeffentlichkeit. 1767 hatte er die reichlich mit Filialen bedachte und nichts weniger als beneidenswerte Schwarzwaldpfarrei zu Thumlingen (O.A. Freudenstadt) erhalten, wo sich der für feinere Lebensgenüsse empfängliche Mann so unglücklich fühlte, wie einst Ovid in seiner pontischen Verbannung. Er schilderte seine Leiden nach dem Vorbilde des römischen Poeten in eleganten lateinischen Distichen, die er „Tristia Thumlingensia" betitelte und an das Konsistorium sandte. Das originelle Bittgesuch trug ihm schon 1768 die Professur an der obersten Klasse der Ludwigsburger Lateinschule ein. Hier war er der Lehrer Schillers, dem er die erste Anleitung zum Versemachen gab. 1775 wurde er zum Pfarrer in Gomaringen (O.A. Reutlingen) ernannt. Als deutscher Dichter beschränkte sich Schwindrazheim auf Gelegenheitsverse bei Todesfällen, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen, wovon er 1782 eine Sammlung veranstaltete, „Kasualgedichte eines Wirtembergers" betitelt. Schiller hat im ersten Stücke seines Wirtembergischen Repertoriums diese Erzeugnisse seines Lehrers gar zu mild beurteilt. Sie verraten zwar derben Witz, aber keine Spur von echter Poesie oder von geläutertem Geschmacke, von der Einförmigkeit des Inhaltes ganz abgesehen. Den 1796 nur für seine Angehörigen gedruckten „Trauerliedern" ist noch weniger Gutes nachzusagen.

Auch eine Dichterin ist hier zu nennen: Karoline, als Tochter des württembergischen Oberjägermeisters von Brandenstein am

27. Mai 1755 zu Engelberg (O.A. Schorndorf) geboren, verehelichte von der Lühe und später mit ihrem Gemahle nach Norddeutschland verzogen. Sie steuerte zu Haugs Schwäbischem Magazin, anderen Blättern und Almanachen Verse bei.

Aber seit dem Anfange der achtziger Jahre trat die ältere württembergische Dichtergeneration in den Hintergrund vor einer jüngeren, zu deren Wortführer und Bannerträger sich Gotthold Friedrich Stäudlin aufwarf. Er war am 15. Oktober 1758 zu Stuttgart als Sohn eines angesehenen Beamten geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen und in Tübingen Rechtswissenschaft studiert hatte, lebte er im väterlichen Hause, zunächst ausschließlich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Frühzeitig war sein Talent für die Dichtkunst hervorgetreten, schon von den Knabenjahren an war sein Genie von allen Seiten verhätschelt worden, so daß es nicht verwunderlich war, wenn sich bei dem Jüngling eine übertriebene Vorstellung von dem eigenen Werte herausbildete. In rascher Folge veröffentlichte er 1780 ein schwungvolles Lobgedicht in drei Gesängen auf Albrecht von Haller, 1781 „Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten“, 1782 eine Sammlung „Vermischte poetische Stücke“, 1783 den Roman „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand“. In demselben Jahre begann er Bodmers Nachlaß herauszugeben, von dem berühmten Schweizer selbst mit dieser Aufgabe betraut. Eine besondere Bedeutung erlangte Stäudlin durch die im Vereine mit dem Cottaschen Verlage zu Tübingen unternommene Begründung eines Schwäbischen Musenalmanaches. Unter diesem Titel erschienen die drei ersten Jahrgänge für 1782—1784, während die drei folgenden (1785—1787) als „Schwäbische Blumenlese“ vor das Publikum traten. Nach mehrjähriger Pause kam — diesmal in Stäudlins Selbstverlag — auf 1792 wieder ein „Musenalmanach“ und auf 1793 nochmals eine „Poetische Blumenlese“ heraus. Seit 1786 praktizierte Stäudlin, nachdem er sein juristisches Examen nachgeholt hatte, als Kanzleiadvokat in Stuttgart. In den Jahren ernster Berufsarbeit traten die litterarischen Beschäftigungen mehr in den Hintergrund, doch sammelte er 1788 und 1791 seine Gedichte in zwei Bänden und war an der Redaktion des neuen württembergischen Landesgesang-

buches vom Jahre 1791 beteiligt. Völlig geriet er wieder in das litterarische Fahrwasser, als er sich nach Schubarts Tod im Oktober 1791 die Fortsetzung von dessen Chronik, deren Mitarbeiter er schon seit längerer Zeit gewesen war, auflud. Er war bei diesem Unterfangen wenig vom Glücke begünstigt. Seine allzu feuerige Begeisterung für die französische Revolution stieß viele Leser zurück; im Frühjahre 1793 wurde die Chronik vom Wiener Reichshofrate verboten, und bald darauf hörte ihr Erscheinen ganz auf. Im Herbste desselben Jahres erhielt Stäudlin von der württembergischen Regierung, bei der er sich durch seine politische Haltung mißliebig gemacht hatte, den Rat, das Land zu verlassen, da er auf keine Anstellung zu rechnen habe. Nach einer Periode unstäten Umherschweifens ließ er sich im Dezember 1794 zu Lahr im Breisgau nieder und begründete dort ein politisches Journal „Klio", dem indessen nur eine kurze Dauer beschieden war. Nichts wollte dem Unglücklichen mehr glücken. Schulden, Nahrungssorgen, Schmerz über sein verpfuschtes Dasein hatten den Lebensmut des einst so heiter veranlagten Mannes gebrochen und trieben ihn zur That der Verzweiflung. Er ertränkte sich — es geschah zwischen dem 11. und 17. September 1796 — bei Straßburg im Rhein.

Ein Verkettung von Schuld und Verhängnis hat Gotthold Stäudlins Leben so unglücklich gestaltet. Es hat ihm weder an Vorzügen des Geistes noch an solchen des Herzens gefehlt, wohl aber an Charakterfestigkeit, Selbstbeherrschung und Besonnenheit. Bei hoher Begeisterungsfähigkeit für alles Gute und Edle strafte er oft genug durch den privaten Lebenswandel die schönsten Grundsätze und rühmlichsten Gesinnungen Lügen. Manche von den Eigenschaften, welche den großen Dichter ausmachen, zierten ihn. Er war phantasiereich, entzündbar, warmblütig, gefühlvoll, daneben freilich auch nicht selten überschwenglich, empfindsam, allzu weichlich sich den Eindrücken hingebend. Groß war seine Gewandtheit, seine Leichtigkeit und Flüssigkeit in der Formgebung, seine Beherrschung des sprachlichen Ausdruckes und sein Wortreichtum. Mit der Gefälligkeit seiner Begabung hält indessen ihre Tiefe nicht gleichen Schritt. Stäudlins Poesie ist eher oberflächlich und inhaltsleer, als gedankenreich. Von einer Entwicklung seines Talentes kann

kaum die Rede sein: zwischen seinen frühesten und spätesten Erzeugnissen besteht kein wesentlicher Unterschied. Niemals ist er von der Nachbildung zur Selbständigkeit vorgedrungen. Biegsam, wie er war, lehnte er sich an die verschiedensten Muster an. Seine natürlichen Gaben wiesen ihn auf die kleineren litterarischen Gattungen hin. Ein größeres Kunstwerk zu gestalten, war er so wenig der Mann, wie Schubart, mit dem er auch sonst eine gewisse geistige Verwandtschaft hat. Der Roman Wallberg ist nichts als eine lose aneinander gereihte Sammlung ziemlich verschwommener und in Wertherscher Sentimentalität getränkter Bilder aus seiner Tübinger Studentenzeit. Die Lyrik ist Stäudlins eigentümliches Feld. Hier thut er sich durch Vielseitigkeit hervor, beherrscht er fast jede Tonart. In begeisterten Oden und Hymnen, in pathetischen Stücken und Bürgerschen Balladen, in volltönenden Naturschilderungen liegt seine Stärke. Kaum minder gut gelingen ihm indessen allerlei humoristische Tändeleien und satirische Plänkeleien. Auch in der Idylle leistet er Tüchtiges. Aber trotz ihren Vorzügen sind Stäudlins poetische Erzeugnisse längst schon der Vergessenheit anheimgefallen, weil sie eben doch nur Nachahmungen sind und des eigenartigen Gepräges entbehren.

Die Jahre des Schwäbischen Musenalmanaches waren die Glanzzeiten in Stäudlins Leben. Sein Unternehmen war eine ausgesprochene That des Lokalpatriotismus. Schwäbische Zeitschriften, die unter anderem auch Verse enthielten, hatte es freilich schon vorher gegeben: aber ein schwäbisches Taschenbuch, das sich ausschließlich der Poesie weihte, war etwas Neues. Stäudlin wirft im Vorworte zum ersten Jahrgange die Frage auf, ob die armen Schwaben denn unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen könne. Sein Almanach wollte dem übrigen Deutschland den Beweis liefern, daß dies nicht der Fall sei. Die Talente, über die der Stamm verfügte, sollten darin zu einer imponierenden Heerschar vereinigt werden. Wirklich war Stäudlin in mehr als einer Hinsicht ganz der richtige Mann, um das schwäbische Poetenvölklein zusammenzuhalten. Nichts lag ihm ferner, als Engherzigkeit oder einseitige Betonung eines bestimmten litterarischen Standpunktes. Er war

der Mann für alle, dabei liebenswürdig und gewinnend im persönlichen Verkehre; die Jüngeren namentlich verstand er für sich selbst einzunehmen und für die Muse zu begeistern. Diese erblickten in dem frühe zu Ansehen gekommenen Dichter die Verkörperung ihrer Vorstellung von Genie und enthielten ihm den Zoll der Bewunderung nicht vor; willig und neidlos folgte die Mehrzahl, Stuttgarter Karlsschüler so gut wie Tübinger Stiftler, seiner Fahne. Aber auch zu der älteren schwäbischen Dichtergeneration stand Stäudlin in freundlichen Beziehungen; Balthasar Haug und Schubart hielten große Stücke auf ihn. So gewann er einen Teil von jenen wenigstens zu gelegentlichen Mitarbeitern. Bewährte Namen, wie die eines Huber oder Miller, mußten neben vorwiegend unbekannten Größen besonders erwünscht sein. Schubart leistete (als T. und T. d. ä.) zu den Jahrgängen 1783 und 1784 Beiträge. Auch Städele stellte sich ein, und aus dem Nachlasse der jung verstorbenen Thill und Hartmann konnte manche wertvolle Gabe veröffentlicht werden. Indessen war es doch die lebende und strebende Jugend, die in dem Schwäbischen Musenalmanache vorherrschte und seinen Charakter bestimmte. Neben Stäudlin selbst traten von Anfang an Armbruster, Conz, Friedrich Haug, Reinhard und Weisser besonders hervor. Auch Bardili, der uns schon unter den Philosophen begegnet ist, Bührer, Fr. K. Lang und Jakob Heinrich Duttenhofer beteiligten sich bereits am ersten Jahrgang; im Lauf der Zeit kamen Schreiber, Bernritter, Stäudlins jüngerer Bruder, der nachmalige Göttinger Theologe (als St. d. j.), Ludwig Schubart (als T. d. j.), Schlotterbeck, Werthes, Hübner, Neuffer hinzu, und als der Almanach nach fünfjähriger Pause 1792 neu erstand, eröffnete ihn ein Hymnus des jungen Hölderlin, der mit seinen Freunden Neuffer und Magenau nun das allerjüngste schwäbische Dichtergeschlecht würdig vertrat. Durch mehrere heute völlig verschollene Namen und durch eine Anzahl Chiffern, deren Deutung manches Rätsel aufgiebt, wird die Liste der Mitarbeiter an Stäudlins Almanach vervollständigt. Dieser war, im ganzen genommen, nicht viel besser, gewiß aber nicht schlechter, als der Durchschnitt der poetischen Kalender, die Deutschland damals überfluteten. Es waren wenigstens nicht bloß routi-

nierte Versmacher, die hier das Wort ergriffen, sondern frische Jugend, die der Begeisterung fähig war und an sich selber glaubte. Freilich mußte man oft genug den guten Willen als Ersatz für reifes Können hinnehmen. Eigenart hatte kaum einer zu verausgaben; hinter den Erzeugnissen Stäudlins und seiner Genossen schauten deutlich die Muster hervor, an die sie sich anlehnten: vor allem Klopstock und die Dichter des Göttinger Hains in der Lyrik, Bürger in der Ballade. Mit jenen wetteiferten sie im Preise des Deutschtumes, zugleich Klänge schwäbischer Heimatliebe darein mischend. Aber sie teilten nicht den Haß der übrigen Anhänger Klopstocks gegen Wieland. Vielmehr sind manche Beiträge des Schwäbischen Musenalmanaches in Wielandschem Tone gehalten. Selbst die Epigramme, die stark vertreten sind, neigen nicht selten zur Zote hin. Man glaubte eben auf jede Weise die Schranken der Konvenienz durchbrechen und Genialität bekunden zu müssen.

Ein Teil der Jünglinge, die sich unter Stäudlins Führung die Sporen verdienten, haben ihre bedeutendste litterarische Rolle erst im nächsten Zeitraume gespielt; ihr Leben und Wirken wird im neunten Kapitel ausführlich geschildert werden. Andere dagegen, die späterhin für den schwäbischen Parnaß nicht mehr oder nur noch wenig in Betracht kommen, sei es nun, daß sie frühe gestorben oder als Dichter verstummt oder in die Fremde gezogen sind, mögen hier erledigt werden. Eine merkwürdige Erscheinung ist Karl Friedrich Reinhard. Am 2. Oktober 1761 als ältester Sohn des Diakonus zu Schorndorf geboren, erhielt er seine Ausbildung in den Seminarien Denkendorf und Maulbronn und seit 1778 im Tübinger Stifte. Die klassischen Sprachen, das Arabische, in das Schnurrer, damals Stiftsephorus, seinen Schüler einführte, und die schönen Wissenschaften zogen den vielseitig begabten Jüngling besonders an. Er übersetzte und dichtete mit seinem vertrauten Freunde Conz um die Wette. Unter Stäudlins Schirm wagte er den ersten Flug an die Oeffentlichkeit. Gleichzeitig schloß er aber auch bei einem Besuch in Stuttgart Freundschaft mit Schiller, von dem er einen tiefen Eindruck erhielt, und der seinerseits Reinhard und dessen poetische Bestrebungen zu schätzen wußte. Unser Dichter war in allen Jahrgängen des Schwäbischen Musenalmanaches

vertreten und gehörte zu den festesten Stützen des Unternehmens. Ferner lieferte er in Armbrusters Poetisches Portefeuille (1784) Gedichte und in den ersten Band des von demselben herausgegebenen Schwäbischen Museums (1785) ein mattes versifiziertes Feenmärchen in Wielandscher Manier, Namens „Zobeide", Uebersetzungen aus neulateinischen Dichtern und einige Prosaaufsätze. In Buchform ließ er anonym 1783 eine Uebersetzung des Tibull, die erste im Versmaße des Originales, nebst Proben aus Properz und Tyrtäus und einem Anhange von eigenen Elegien und 1785 „Episteln" erscheinen. Letztere gehörten etwa zur Hälfte, wie auch die erwähnten Verdeutschungen aus Tyrtäus, Freund Conz an.

Da wurde Reinhard aus dem litterarischen Treiben in den Strom des praktischen Lebens hineingerissen. 1783 hatte er die Universität mit glänzenden Zeugnissen verlassen, und ihm winkten die höchsten Würden im vaterländischen Kirchendienste. Zunächst wurde er Vikar bei seinem in der Zwischenzeit zum Dekane von Balingen vorgerückten Vater. Aber sein Beruf war ihm zuwider, und er sehnte sich nach weiteren Verhältnissen. Bitterer Unmut erfüllte ihn, der schon von Natur aus zu melancholischen Stimmungen hinneigte. Der Vater willigte erst darein, daß der Sohn die sichere Lebensbahn verlasse, als eine scharfe Kritik über das Tübinger Stift, die dieser in Armbrusters Schwäbischem Museum veröffentlicht hatte, seine Aussichten in Württemberg zu gefährden schien. Frühjahr 1786 wurde Reinhard Hauslehrer in der französischen Schweiz und Jahrs darauf in Bordeaux. Hier ergriffen ihn die Wogen der Revolution. Er trat mit den Führern der Gironde in Verkehr, folgte ihnen nach Paris und wurde, als die ihm befreundete Partei an's Ruder gekommen war, in den Dienst des auswärtigen Departements gezogen. Seine gediegenen Kenntnisse, sein zuverlässiger Charakter, seine ungeheuchelte Begeisterung für die Sache der Revolution brachten ihn in die Höhe. Vier Jahrzehnte lang diente er in den verschiedensten Stellungen den wechselnden Machthabern in Frankreich, oftmals mit innerem Widerstreben, aber gleichsam unter dem unentrinnbaren Zwang einer übernommenen Pflicht. Im Herzen von seinem Geburtslande nicht losgelöst, setzte er, wie alle edleren Renegaten, seinen Stolz darein, dem Adoptiv-

vaterlande wenigstens äußerlich unverbrüchliche Treue zu halten. Als selbständiger Politiker hat er niemals in die Weltbegebenheiten eingegriffen, aber er hat sich als gewandten Geschäftsmann, der fremden Willen geschickt auszuführen verstand, bewährt. Unter der Republik war Reinhard der Reihe nach Gesandtschaftssekretär in London und Neapel, Abteilungschef im Departement des Auswärtigen, Gesandter bei den drei Hansastädten mit dem Sitz in Hamburg, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens verbrachte und die erste Gattin fand, dann in Florenz beim Großherzogtume Toskana, dessen Zivilverwaltung er nach der Annexion übernahm, im Herbste 1799 zweieinhalb Monate Minister des Auswärtigen. Nach dem Staatsstreiche des 18. Brumaire mußte er Talleyrand weichen und erhielt den Botschafterspoften bei der helvetischen Republik, 1802—1805 beim niedersächsischen Kreis in Hamburg. Bei Napoleon zeitweise in Ungnade gefallen, wurde er als Resident in den türkischen Donauprovinzen nach Jassy geschickt, geriet in russische Gefangenschaft und lebte nach der Befreiung eine Zeit lang als Privatmann in Deutschland. 1808 übertrug ihm der Kaiser die Vertrauensstellung seines Gesandten am Kasseler Hofe König Jeromes von Westfalen, das denkbar schwierigste und peinlichste Amt für einen geborenen Deutschen, das Reinhard, wie alle seine Aufgaben, mit Geschick und Takt ausfüllte, das aber doch den Zwiespalt, der schon lange sein Inneres zerriß, noch mehrte. Sein Ideal, als Mittelsmann zwischen der französischen und deutschen Nation Segen zu stiften, erwies sich mehr und mehr als phantastischen Traum. Nach der Wiederherstellung der Monarchie wurde er zunächst Kanzleidirektor im Ministerium des Auswärtigen, stieg zum Staatsrat und Grafen empor und beschloß seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Deutschland, zuerst (1816—1829) beim Bundestag in Frankfurt, nachher am Dresdener Hof. 1825 ging der Vierundsechzigjährige eine zweite glückliche Ehe mit einem jungen Mädchen ein. 1832 in den Ruhestand versetzt, lebte er als Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie in Paris, wo er am Weihnachtsfest 1837 starb. Sein bewegtes Dasein hatte unter dem Verhängnis blinden Zufalles gestanden, dem er sich mit Fatalismus ergab, war eine Kette

von Widersprüchen gewesen, die zu sprengen ihm die Entschlossenheit mangelte.

Der Beschäftigung mit der deutschen Litteratur hat Reinhard niemals entsagt; namentlich benützte er dazu die längeren und kürzeren Unterbrechungen seiner politischen Thätigkeit und die letzten Mußejahre seines Lebens. Er war bemüht, den Zusammenhang mit den alten Freunden aufrecht zu erhalten und neue Verbindungen anzuknüpfen. Vertraute Beziehungen bildeten sich namentlich seit 1806 zu Goethe heraus, für dessen Farbenlehre Reinhard bei den Franzosen warb, wie er diesen früher Kant vermittelt hatte. Auch deutscher Schriftsteller und Dichter zu sein, hörte er mit dem Verlassen der Heimat nicht gänzlich auf. Er schrieb in Hausleutners Schwäbisches Archiv und Schillers Thalia Aufsätze über die Revolution und veröffentlichte noch da und dort Verse, die letzten in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799 und 1800. Seitdem ließ er sich daran genügen, zu guter Stunde manchmal vor sich hinzudichten oder häusliche Feste durch poetische Spenden zu verherrlichen. Aber der Gedanke, die Erzeugnisse seiner Muse zu sammeln, ließ ihn doch nicht los. Es kam leider nicht dazu. Noch mehr muß man bedauern, daß seine poetische Entwicklung mitten im besten Zug unterbrochen und seine poetischen Bestrebungen durch völlig entgegengesetzte Anforderungen frühzeitig in den Hintergrund gedrängt worden sind. Denn ein schönes Talent leuchtet aus seinen jugendlichen Versuchen hervor, obschon diese noch zumeist Nachahmungen sind. Auch er läßt mit erhabenen Stücken leichtere Balladen und Tändeleien abwechseln, aber ohne den scharfen Gegensatz zwischen den verschiedenen Stilarten, wie er bei anderen Dichtern jener Zeit unangenehm auffällt. Allmählich verlegte er sich immer mehr auf die elegische Gattung. Unter Reinhards Elegien befinden sich ausgezeichnete Schöpfungen, voll von Kraft des Gedankens, von weichem, doch echt männlichem Gefühle, von verhaltenem Schmerz und gedämpfter Leidenschaft, reich an Schönheiten des sprachlichen Ausdruckes. Die Episteln dagegen sind zu sehr in die Breite gehende, nur für Eingeweihte verständliche und genießbare Kleinmalerei.

Auch Johann Michael Armbruster entfremdete sich frühzeitig

seiner schwäbischen Heimat. Am 1. November 1761 zu Sulz geboren, wurde er in die Militärakademie aufgenommen und widmete sich dem Gartenbau; in nähere Beziehungen zu Schiller scheint er dort nicht getreten zu sein. Nachdem er einige Jahre Gärtner in Hohenheim gewesen war, beschloß er, sich ganz seinen litterarischen Neigungen zu überlassen. Er wurde 1782 Sekretär bei Lavater in Zürich, gab dessen physiognomische Fragmente im Auszuge heraus und beteiligte sich an der Redaktion der Züricher Zeitung. Seit 1786 lebte er als Schriftsteller in Zürich, begründete ein „Schwäbisches Museum" (zwei Bände, Kempten 1785 ff.), dem begabte schwäbische Autoren Verse und Prosa und sogar Goethe Szenen aus seiner ungedruckten Iphigenie zur Verfügung stellten. Die Gegnerschaft gegen die französische Revolution verschaffte Armbruster den Posten eines vorderösterreichischen Polizeikommissärs in Freiburg. 1802 kam er als Zensor nach Wien und wurde 1805 Hofsekretär bei der dortigen Polizei. Daneben war er Zeitungsredakteur und rief 1809 die Zeitschrift „Der Wanderer" in's Leben. Dennoch fühlte er sich unbefriedigt. Kränklichkeit und andere Drangsale brachten ihn dahin, daß er am 14. Januar 1814 durch einen Pistolenschuß seinem Dasein ein Ende machte. Außer seiner journalistischen Thätigkeit fand Armbruster auch Zeit zu eigener Produktion. Er lieferte Gedichte für fremde Almanache wie für Sammlungen, die er selbst veranstaltete; in seinem 1784 erschienenen „Poetischen Portefeuille" waren gefeierte Namen vertreten. 1785 besorgte er eine Ausgabe seiner lyrischen Erzeugnisse. Ferner verfaßte er eine lange Reihe von Novellen und Erzählungen, vorwiegend für die Jugend bestimmt. Auch ein Schauspiel „Luise Müller oder die Hofmeisterin" befindet sich unter seinen Werken. Schließlich hat er noch im Jahr 1813 durch die Broschüre „Wer ist ein österreichischer Krieger im Geist und in der Wahrheit?" zur Ausbreitung patriotischer Gesinnungen im Kaiserstaate beigetragen. Armbruster war überhaupt ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke trug, aber seine Lebenserfahrungen hatten ihn bitter gemacht, und sein litterarischer Ton neigte zum Derben. Als Poet hat er nichts von bleibendem Werte geschaffen. Seine Beiträge zum Schwäbischen Musenalmanache schwanken zwi-

schen Klopstockscher Begeisterung und epigrammatischen Zoten. Später stand er unter dem Banne Schillers, für dessen Genius er mit Wärme Zeugnis ablegte.

Friedrich Karl Lang lernte den Wechsel des Glückes an den eigenen Lebensschicksalen kennen. Nach Beendigung seiner juristischen Studien ließ er sich in Heilbronn, wo er am 27. Oktober 1766 zur Welt gekommen war, als Advokat nieder und stieg zum Senator empor. Ein unglücklicher Bankrott nötigte ihn zur Flucht, er lebte unter fremdem Namen in Altona, Frankfurt am Main, Dresden, Tharandt und beschloß seine Tage als Vorstand einer von ihm begründeten Erziehungsanstalt zu Wackerbartsruhe bei Dresden am 17. Mai 1822. In jungen Jahren übersetzte er Horaz und Aesop, beteiligte sich an Stäudlins Almanach mit wort- und schmuckreichen Gedichten, veröffentlichte 1787 ein Epos „Ulrich von Hutten" und einen Band Gedichte, schrieb über Kunstgeschichte, gab verschiedene Taschenbücher heraus, verfaßte ein dramatisches Familiengemälde „Die Kolonie an der Donau" (1799) und verlegte sich zuletzt namentlich auf Jugendschriften. Er bediente sich meist eines Pseudonyms (A. Lindemann u. s. w.). Zu rechten Erfolgen hat Lang es auf keinem Gebiete gebracht.

Das Leben des am 29. Juli 1760 zu Möttlingen (O.A. Calw) geborenen Viktor Matthäus Bührer verließ nicht das festgelegte Geleise des württembergischen Stiftlers. Er wurde 1784 Präzeptor in Waiblingen, 1798 Pfarrer zu Zell und Altbach (O.A. Eßlingen), 1819 zu Echterdingen (Stuttgarter Amtsbezirk) und starb am 8. September 1828. In der Studentenzeit floß ihm die poetische Ader am reichsten. 1784 trat er mit einem komischen Heldengedicht in Hexametern „Die Neujahrsnacht" hervor, worin nach dem Muster von Zachariäs Renommisten eine solide Rauferei zwischen Studenten und Philistern im Ton einer Kneipzeitung vorgetragen wird. Das dichterisch belanglose Werkchen erregt als Tübinger Sittengemälde immerhin Interesse. Aus derselben Stimmung heraus ist eine Sammlung „Kleine Gedichte" (1785) geflossen. Es sind meist humoristische Stückchen, jugendlich keck und burschikos, nicht ohne Frische, aber ohne Gehalt und in der Form nachlässig. Fernerhin beschränkte sich Bührer darauf, den Schwäbischen Musen-

almanach und ähnliche Unternehmungen mit Beiträgen zu versehen. Unter seinen Gedichten befinden sich auch ein paar Idyllen in der Steinlacher Mundart. 1826 ließ er noch ein von seinen Jugenddichtungen gar sehr verschiedenes Sammelwerk erscheinen: „Kantaten auf alle festlichen Tage und Sonntags-Texte der evangelischen Kirche im Königreich Württemberg.“ Der Herausgeber selbst hat dazu eine Reihe mehr rhetorisch als poetisch gehaltener Beiträge und auch ein verhältnismäßig gelungenes Oratorium „Der verlorene Sohn“ geliefert.

Eberhard Friedrich Hübner, am 17. Dezember 1763 zu Neuenstadt a. d. Linde geboren, wurde Neujahr 1781 blutjung als Unterlehrer der lateinischen und griechischen Sprache an der Karlsschule angestellt, hörte gleichzeitig juristische Vorlesungen und promovierte bei dieser Fakultät, erhielt nach der Auflösung des Institutes den Posten eines Regierungsregistrators und starb schon am 22. April 1799 als Regierungssekretär zu Stuttgart. Seine 1788/9 erschienene zweibändige Sammlung „Vermischte Gedichte“ fällt durch ungewöhnliche Geschmacklosigkeit auf. Wieland und Bürger sind Hübners Leitsterne; er ahmt aber gerade mit Vorliebe die Schwächen beider nach und sucht den einen in der Schlüpfrigkeit, den anderen im Bänkelsängertone zu übertrumpfen. Seine Balladen leisten an Banalität das Möglichste und wirken, je grausigere Stoffe sie behandeln, desto komischer. Eher noch glücken ihm rein lyrische Sächelchen in tändelnder Manier, wobei seine Verse leicht hinfließen; aber auch hier verdirbt er sich gute Einfälle durch alberne Ausführung. Außer den Gedichten pflegte Hübner die parodistische Gattung und veröffentlichte hauptsächlich fünf Bücher „Verwandelte Ovidische Verwandlungen ad modum Blumaueri“ (1790/2).

Christoph Ludwig Schreiber, am 30. November 1758 zu Heilbronn geboren, war Senator in seiner Vaterstadt und leistete dieser während den letzten Zeiten ihrer Reichsfreiheit diplomatische Dienste. Seine Gedichte, die sich in verschiedenen Almanachen und Journalen zerstreut finden, schlagen gern einen scherzhaften Ton an. Außerdem hat er einige längst vergessene Romane auf den Markt gebracht.

Im Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 stand

auch ein Gedicht, das „Die Entzückung an Laura“ überschrieben und mit dem Namen Schiller unterzeichnet war. Der Verfasser, ein junger Stuttgarter Militärarzt, ehemaliger Zögling der Karlsschule, hatte ein halbes Jahr vor dem Erscheinen jenes poetischen Kalenders durch ein Schauspiel „Die Räuber“ die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Schon im folgenden Bande des Almanaches fehlte sein Name; denn grimmige, von beiden Seiten mit jugendlichem Uebermute durchgefochtene Fehde hatte sich in der Zwischenzeit zwischen Stäudlin und Schiller erhoben, welch letzterer nicht willens war, sich dem nur um ein Jahr älteren Dichtergenossen, wie die anderen, unterzuordnen. Er beschloß, gleichfalls seine poetischen Freunde aufzubieten und durch ein ähnliches Unternehmen das des Rivalen zu zermalmen. Der kühne Versuch mißlang. Die Anthologie brachte es über einen einzigen Jahrgang nicht hinaus, und der Schwäbische Musenalmanach, der durch sie hätte zermalmt werden sollen, gedieh fröhlich weiter. Aber während der Scheinglanz, der Gotthold Stäudlins Haupt damals umgab, rasch in nichts zerfloß, wuchs der Name Friedrich Schiller langsam zu jener echten Größe empor, die, dem Wechsel der Zeiten Trotz bietend, in die Ewigkeit hineinragt.

Die Familie Schiller stammte aus dem altwürttembergischen Dorfe Bittenfeld (O.A. Waiblingen), wo des Dichters Urgroßvater und Großvater das Bäckerhandwerk betrieben und letzterer, Johannes Schiller, das Schultheißenamt versah. Dessen Sohn Johann Kaspar (1723—1796), ein Ehrenmann von kernhafter Sittlichkeit des Charakters und viel bewährter Tüchtigkeit im praktischen Leben, ergriff das Handwerk des Wundarztes, da die Verhältnisse seiner Neigung zu einem gelehrten Berufe widerstreben. Jugendlicher Thatendrang führte ihn 1745 zu einem bayerischen, den Holländern überlassenen Husarenregimente, bei dem er nach vielfachen Kriegsabenteuern zum Feldscher aufrückte. 1749 nahm er seine Entlassung. Er kam nach Marbach zum Besuch einer Schwester und logierte dort in der Herberge zum goldenen Löwen. Die Tochter seines Wirtes Kodweis, der zugleich Bäcker und Holzmesser beim herzoglichen Floßwesen im Städtchen war, Namens Elisabeth Dorothea (1732—1802), that es ihm an, und er vermählte sich am

22. Juli 1749 mit dem wenig gebildeten, aber klugen und gemütvollen Mädchen. Johann Kaspar Schiller holte vor der Hochzeit sein chirurgisches Examen nach und ließ sich in Marbach als Wundarzt nieder. Verdrießlichkeiten, die der finanzielle Ruin seines Schwiegervaters mit sich brachte, bestimmten ihn jedoch schon 1753, als Fourier in das württembergische Heer einzutreten. Teils stand er in einheimischen Garnisonen, teils beteiligte er sich an den Feldzügen gegen Friedrich den Großen, nur vorübergehend mit seiner Familie vereinigt, die in Marbach geblieben war. 1757 gebar ihm die Gattin ein erstes Kind, die Tochter Christophine. Am 10. November 1759 beschenkte sie ihn, der kurz vorher wieder ausmarschiert war, mit einem Knäblein, das am folgenden Tag auf die Namen Johann Christoph Friedrich getauft wurde. Im Laufe der Zeit folgten noch vier Mädchen nach, von denen aber nur zwei, Luise und Nanette, zu Jahren kamen. 1761 kehrte Vater Schiller, 1758 zum Lieutenant und jetzt zum Hauptmanne befördert, für immer in die Heimat zurück. Er lag zu Urach, Cannstatt, Ludwigsburg, Stuttgart und abermals Ludwigsburg in Garnison. Die Familie scheint 1762 Marbach verlassen und von da bis Anfang 1764 in Ludwigsburg gewohnt zu haben. Ende 1763 wurde der Hauptmann als Werbeoffizier nach schwäbisch Gmünd geschickt, wohin er die Seinigen nachkommen ließ. Doch erbat er sich bald vom Herzoge die Erlaubnis, nach dem benachbarten württembergischen Städtchen Lorch zu ziehen, da sich hier billiger leben ließ, als in der teueren Reichsstadt. Im Dezember 1766 wurde er nach Ludwigsburg zurückversetzt. Ende 1775 schied er aus dem Militärverband aus und erhielt die Stelle eines Vorstandes der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitüde. Damit hatte er für den Rest seines Lebens einen Wirkungskreis gefunden, der seinen Liebhabereien und Kenntnissen trefflich zusagte. Er förderte nicht nur durch seine praktische Thätigkeit die einheimische Baum- und Obstzucht, sondern bereicherte auch die bezügliche Fachlitteratur durch ein paar brauchbare Schriften. 1794 wurden seine Verdienste durch Verleihung des Majorscharakters anerkannt.

Das einzige Söhnlein dieses Mannes, Friedrich oder kurzweg Fritz genannt, wuchs in seiner Geburtsstadt Marbach unter der

Obhut der Mutter und dann in Ludwigsburg heran. Zu Lorch erhielt der Kleine den Elementarunterricht, und nebenbei brachte ihm der würdige Ortspfarrer Philipp Ulrich Moser, dessen Namen in den Räubern fortlebt, gemeinsam mit dem eigenen Sohne die Anfangsgründe im Lateinischen bei. Schwester Christophine, die Geschwister Ferdinand und Nanele Moser, der um etliche Jahre jüngere Karl Philipp Conz, der nachmalige Dichter, waren Friedrichs Gespielen in Lorch. Die überlieferten Züge reichen nicht aus, um sich eine zusammenhängende Vorstellung von dem Wesen des Kindes zu machen. Jedenfalls haben Natur und Religion frühzeitig auf sein Gemüt eingewirkt. Das Predigen war ihm ein lieber Zeitvertreib. Das Beispiel seines zum Theologen bestimmten Freundes Ferdinand Moser steckte ihn an; mit dem tief religiösen Sinne der Eltern traf diese Neigung des Sohnes zusammen. Aus dem Spiele wurde Ernst, seitdem Fritz die Lateinschule in Ludwigsburg besuchte, wohin die Familie wieder im Dezember 1766 gezogen war. Durch jährlich wiederkehrende Prüfungen in Stuttgart mußten die Knaben, die des Vorzuges einer kostenlosen Erziehung in den Seminarien des Landes teilhaftig werden wollten, ihre Fortschritte in den Wissenschaften nachweisen. Da galt es ernste Arbeit, um hinter den Mitbewerbern nicht zurückzubleiben. In den Jahren 1769—1773 legte der junge Schiller viermal je zu Ostern befriedigende Proben seines Könnens ab. Die sinnlos gesteigerten Anforderungen der Schule und die übertriebene Strenge ehrgeiziger Lehrer brachten jedoch manche Bitternis in seine Knabenjahre und griffen seine ohnehin durch rasches Wachstum gefährdete Gesundheit an. Schon während der Ludwigsburger Periode traten zwei Mächte in Sicht, die in Zukunft sein ganzes Leben beherrschen sollten: die Bühne und die Poesie. Der Hauptmann Schiller nahm seinen Sohn öfters in das Opernhaus mit, und die mit allem denkbaren Pomp ausgestatteten Vorstellungen regten die Phantasie des Knaben mächtig an, der fortan das Puppentheater zur bevorzugten Beschäftigung in den Mußestunden erwählte. Zu lateinischen und deutschen Versen erhielt er von seinen Lehrern Anleitung und erwarb sich darin bald so große Gewandtheit, daß Schulgedichte bei festlichen Ge-

legenheiten ihm übertragen wurden. Das erste Stück, das er aus eigenem inneren Antriebe dichtete, fiel auf den Vorabend seiner Konfirmation, die Dekan Zilling am 26. April 1772 vornahm. In deutschen Versen schilderte er die Empfindungen, mit denen ihn die heilige Handlung erfüllte. Und dann wagte er sich an ein frommes Trauerspiel „Die Christen", dem noch ein ähnlicher Versuch „Absalon" — ob in Ludwigsburg oder erst auf der Solitüde, steht nicht fest — nachfolgte. Leider sind alle diese Schöpfungen aus seiner Kindheit verloren gegangen.

Die Zeit, da Fritz seinen Eifer durch Aufnahme in eine Klosterschule belohnt sehen sollte, war nicht mehr fern: als ihn Herzog Karl Eugen in die neu gegründete Akademie berief. Die Familie war über diese Gnade, die dem Schicksale des Sohnes eine völlig unerwartete Wendung gab, nicht wenig betroffen. Aber wiederholten, mit tröstlicher Zusicherung für die Zukunft gepaarten Aufforderungen konnte sich der fürstliche Offizier nicht wohl entziehen. Er lieferte am 16. Januar 1773 seinen Sohn in die Anstalt nach der Solitüde ein. Der kurze theologische Traum Friedrichs war damit ausgeträumt. Anfangs zum Juristen bestimmt, trat er 1776 in die neu errichtete medizinische Abteilung über, weil er hoffte, dieses Studium besser mit seinen poetischen Neigungen in Einklang bringen zu können. Es war, im Grunde genommen, gleichgültig, welchem Beruf er sich verschrieb. Der einzige, zu dem ihn die Natur geweiht hatte, war ja doch kein Fach- und Brotstudium: den mußte er sich unter allen Umständen erst erkämpfen. Auch in der theologischen Laufbahn hätte er nimmermehr seine Befriedigung gefunden. Auch da hätte er sich vermutlich unter inneren Anfechtungen von der Heimat, deren Verhältnisse sich für die Entfaltung seines Genius zu eng erwiesen, losgelöst, wenn sich auch in diesem Falle die Trennung friedlicher vollzogen hätte, als in Wirklichkeit. Aber vielleicht war offene Vergewaltigung ein geringeres Uebel, als versteckte, da jene eher die Energie zu entschiedenem Widerstand anspannte. Eine andere Frage ist die, ob nicht etwa die Erziehung in den Klosterschulen für Schillers moralische und intellektuelle Entwicklung heilsamer gewesen wäre, als die in der Karlsschule. Und da läßt sich nicht

leugnen, daß infolge der verwerflichen pädagogischen Grundsätze des Herzogs manches Unnatürliche, Ueberspannte und Verschrobene sich an seinen Charakter heftete, was er erst im Laufe der Jahre wieder abthat. Der ausgleichende und mildernde Einfluß des Elternhauses, zumal der Mutter fehlte völlig. In das Leben der Seminaristen brachten doch die regelmäßigen Ferien wohlthuende Abwechslung. Die Akademie kannte — wenigstens so lange sie Schiller besuchte — keine längeren Unterbrechungen des Unterrichtes, und in Erteilung von Urlaub war man außerordentlich sparsam, so daß er von Stuttgart aus, obgleich kaum zwei Wegstunden von seiner auf der Solitüde hausenden Familie getrennt, diese nur ganz selten zu Gesicht bekam. Auch hätte der Unterricht der Klosterschulen ihm ohne Frage in den humanistischen Fächern zu gründlicherem Wissen verholfen; die mangelhafte Kenntnis der antiken Sprachen bildete später für ihn manchmal ein recht unangenehmes Hemmnis. Dafür boten indessen die philosophische Schulung, wie sie die Akademie ihren Zöglingen in einziger Weise auf den Lebensweg mitgab, und die Beschäftigung mit realistischen Fächern reichlichen Ersatz. Und dann wurden den Karlsschülern das ganze Jahr über geistige Anregungen zu teil, von denen sich die Seminaristen nichts träumen ließen. Die Akademie war gewissermaßen ein Bestandteil der fürstlichen Residenz und blieb von dem Treiben des Hofes nicht unberührt; die Repräsentation, prunkvolle Schaustellungen spielten in ihr eine wichtige Rolle. Für den werdenden Dichter, zumal für den dramatischen, war es ein unschätzbarer Gewinn, daß er in jungen Jahren das Gefäß seines Geistes mit vielformigen Stoffmassen und bunten Bilderreihen anfüllen konnte. Ein Stück öffentlichen Lebens spielte sich unter den Augen des jungen Schiller ab. Welche Flut von Gedanken und Phantasien mußte allein schon beim Anblicke Karl Eugens, dieser Verkörperung einer großartigen Despotie, auf ihn einstürmen! In der Karlsschule ist er zum politisch-historischen Schauspieldichter herangewachsen. In der Karlsschule hat er seinen Haß gegen die Tyrannen, seine Liebe zur Freiheit eingesogen. Hier liegt die Brutstätte seiner ungestümen Jugenddramen; hier sind die ersten Keime seiner Verrina, Marquis Posa, Wilhelm Tell zu suchen. Und je mehr die Ver-

hältnisse ihn nötigten, was er empfand, in sein Innerstes zurückzudrängen, desto mehr mußten seine Gefühle sich verdichten, in desto schärferer Form später an's Licht treten.

Frühzeitig wurde von Mitschülern wie von Vorgesetzten als hervorstechender Zug in dem Wesen des Knaben die Liebe zu den schönen Wissenschaften, insbesondere zur dramatischen Muse erkannt. Direkt trug die Akademie zur Förderung poetischer Neigungen nichts bei. Für die deutsche Sprache und Litteratur war in ihrem Lehrplan anfangs gar kein und später nur wenig Raum. Dem Herzoge mangelte eben das Verständnis für den Wert idealer Elemente bei der Jugendbildung. Aber einzelne Lehrer waren von sich aus bemüht, das Versäumte nachzuholen, und schmuggelten ein Stück Litteratur in den Unterricht, namentlich bei Gelegenheit der philosophischen Vorträge, ein. Manchem Professor schuldete in dieser Hinsicht Schiller großen Dank, vor allem dem nur um acht Jahre älteren Abel, an dem er zugleich einen Freund gewann. Balthasar Haug interessierte sich für seine poetischen Versuche und brachte verschiedene seiner lyrischen Erstlinge sowie das Bruchstück einer Vergilübersetzung im Schwäbischen Magazine zum Abdrucke. Gewiß wurden die Zöglinge von den Lehrern auch in der Lektüre beraten und mit Büchern versehen. Solche wußte man sich übrigens auch sonst zu verschaffen, und selbst völlig verpönte Ware, wie die Schriften Wielands, drang in die Akademie ein. Jedenfalls fehlte es Schiller weder an Gelegenheit noch an Zeit zu litterarischer Beschäftigung. In erster Linie waren es natürlich die Freistunden, in denen er sich seiner Liebhaberei hingeben konnte. Doch mag er ihretwegen wohl manchmal die Hausordnung übertreten haben, ohne sich indessen je auf einer Unregelmäßigkeit ertappen zu lassen. Daß er sich hin und wieder unwohl stellte, um im Krankenzimmer ungestört lesen, träumen und dichten zu können, ist ausdrücklich bezeugt. Hauptsächlich nahm er zu diesem Mittel seine Zuflucht, als er im Jahre 1780 an den Räubern arbeitete und durch keine profane Unterbrechung aus seiner glühenden Begeisterung gerissen sein wollte.

Lektüre und eigene Produktion gingen bei Schiller zunächst miteinander Hand in Hand, wie ja auf dieser Altersstufe letztere

naturgemäß von ersterer abhängig zu sein pflegt. In seinem ersten Akademiejahre, da unter der Einwirkung der erhofften und jetzt zerstörten theologischen Laufbahn noch die religiösen Stimmungen im Gemüte des Knaben vorwalteten, waren feierlich ernste Dichter, wie Klopstock, Haller, Uz, seine erkorenen Lieblinge. Damals trug er sich mit einem biblischen Epos „Moses". Bald traten zu den Lyrikern und Epikern die Dramatiker. Er vertiefte sich in Lessings Emilia Galotti, in Goethes Götz von Berlichingen und Clavigo, in die wild bewegte Tragik der Stürmer und Dränger. Nunmehr machte er auch die Bekanntschaft Shakespeares. Abel trug in einer philosophischen Lektion, um das Thema der Leidenschaft zu verdeutlichen, ein Bruchstück aus dem Othello vor. Alsbald fühlte sich der sechzehnjährige Jüngling unter dem zauberhaften Banne dieses einzigen Poeten. Er erwarb sich Wielands Shakespeareübersetzung, und jetzt that sich ihm eine neue Wunderwelt auf, zu deren Verständnis er freilich nur allmählich vordrang. In diese Zeit fallen auch seine beiden ersten Trauerspiele, die er jedoch bald wieder vernichtete: 1775 „Der Student von Nassau" und 1776 „Cosmus von Medici", letzteres Stück durch Leisewitz' Julius von Tarent hervorgerufen. Mit den Jahren wurde Schillers Lektüre immer umfassender und vielseitiger. Die Begeisterung für Klopstock hatte sich abgekühlt, Goethe und Shakespeare hießen nunmehr seine Götter. Daneben wirkte Schubart auf ihn gleichermaßen durch einen gewissen kongenialen Zug seines Talentes wie durch die Macht menschlichen Mitgefühles. Die Lyrik der Göttinger, Youngs, Ossians und anderer wurde genossen, auch Dichtungen Wielands, Millers Siegwart und sonstige Romane nicht verschmäht. Zieht man in Betracht, daß die Ueberlieferung von dem, was Schiller in der Akademie gelesen hat, keinesfalls vollständig ist, daß er neben der poetischen Materie Schriften von Philosophen, wie Herder, Garve und namentlich Rousseau, verschlang, sich mit Plutarchs moralisierenden Biographien eingehend beschäftigte, so muß man den Gedanken entschieden zurückweisen, als ob er nach dieser Richtung in der Akademie irgendwie verkürzt gewesen wäre. Seine schöpferische Kraft wurde in den letzten Schuljahren vorzugsweise durch die Räuber in Anspruch

genommen. 1777 fand er den Stoff zu diesem Drama und begann alsbald mit der künstlerischen Gestaltung; in den beiden folgenden Jahren legte er sich poetische Enthaltsamkeit auf, da er die Notwendigkeit erkannt hatte, sich auf seine medizinischen Fachstudien zu werfen; 1780 nahm er die Arbeit wieder auf und förderte sie mächtig bis zu seinem Austritt aus der Anstalt. Damals schrieb er auch an einem philosophischen Romane „Briefe Julius' an Raphael", wovon sich ein Rest, die „Theosophie des Julius", in die späteren „Philosophischen Briefe" hinüber gerettet hat. Neben den umfangreicheren Erzeugnissen liefen von Anfang an eine Reihe verschiedenartiger Gedichte her, von denen einige, wie schon bemerkt, im Schwäbischen Magazin veröffentlicht, andere zurückgestellt und später der Anthologie einverleibt wurden, während die Mehrzahl nur augenblickliche und gelegentliche Zwecke zu erfüllen hatte. Auch bei akademischen Feierlichkeiten wurde Schillers Talent in Anspruch genommen. Er verfertigte einmal auf einen herzoglichen Geburtstag ein kleines Vorspiel, „Der Jahrmarkt" betitelt, das von Mitzöglingen aufgeführt wurde, und lieferte zwei Glückwunschgedichte auf die Reichsgräfin von Hohenheim. Zweimal, am 10. Januar 1779 und 1780, durfte er auch die Festrede auf den Geburtstag dieser hohen Dame halten, beidemal über ethische Themata, die der Herzog so sehr liebte; beidemal löste er seine rhetorische Aufgabe in höchst schwungvoller und wirksamer Weise, dabei allerdings mit überstiegenen Lobeserhebungen Karl Eugens und Franziskas, wie sie nun einmal zum Tone der Akademie gehörten, nicht kargend. Auf den herzoglichen Geburtstag am 11. Februar 1780 hatte er eine Theateraufführung zu leiten. Er wählte Clavigo aus und teilte sich selbst die Titelrolle zu, verdarb jedoch alles durch die Maßlosigkeit seines Pathos.

Nicht vereinzelt stand der junge Schiller unter den Karlsschülern mit seinen poetischen Bestrebungen, vielmehr fanden sich von Anfang an Kameraden, die seine Liebhaberei teilten. Zum Dichterbunde thaten sich mit ihm namentlich zusammen Friedrich Wilhelm von Hoven (1760—1838) aus Ludwigsburg, mit dem Schiller schon dort als Lateinschüler Freundschaft geschlossen hatte, der Mömpelgarder Goldschmiedssohn Georg Friedrich Scharffen-

stein (1760—1817) und Johann Wilhelm Petersen (1758—1815), ein Rheinpfälzer aus Bergzabern. Der eine von ihnen ist später Obermedizinalrat, der andere General, der dritte Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart geworden. Freilich war bei allen drei die poetische Begeisterung nur ein bescheidenes Flämmchen, das im Werktagsgetriebe der praktischen Lebens rasch verlöschte. Aber was schadete das? Vorderhand kam es nicht sowohl auf die Stärke des Talentes als des Triebes an. Man tauschte seine Meinungen über gelesene Bücher aus, wetteiferte in dichterischen Versuchen, rezensierte sich gegenseitig. Aber nicht jede Probe bestand der Bund. Das Treiben der Freunde, das mitunter etwas überschwengliche Formen annahm, forderte den Spott anderer Zöglinge heraus, und nun mußte Schiller den Schmerz erleben, daß Scharffenstein, der von ihm als „Sangir" Besungene, für den er besonders leidenschaftlich empfunden hatte, an ihrer Freundschaft zum Verräter wurde. Es kam zum vollständigen Bruche, der erst nach dem Austritt aus der Akademie wieder geheilt wurde. Doch traten andere in die entstandene Lücke. So Friedrich Haug, der Sohn Balthasars, dessen epigrammatisches Talent schon damals hervorstach, und der ein leichteres, heiteres Element in den vorwiegend auf den pathetischen Ton gestimmten Poetenkreis brachte. Auch Ludwig Schubart schloß sich an: die Sympathie, die von vornherein dem Sohne des unglücklichen Sängers gewidmet ward, überbrückte den Altersunterschied. Warme Freundschaft verband Schiller mit dem philosophisch veranlagten Albrecht Friedrich Lempp, nachmaligem württembergischen Geheimerat, auch Publizisten, gute Kameradschaft mit Franz Joseph Kapf aus Mindelheim, der 1791 als Hauptmann in Batavia ertrank. Von Künstlern waren es namentlich der Bildhauer Dannecker, der Theatermaler Viktor Heideloff, der Kupferstecher Schlotterbeck, der Komponist Zumsteeg, mit denen Schiller vertrauteren Verkehr pflog. Im engen Nebeneinanderleben und täglichen Gedankenaustausche von jungen Leuten, welche sich auf die verschiedenartigsten Lebensberufe vorbereiteten, lag eines der gewaltigsten Bildungsmittel der Karlsschule, und auch unser Dichter verstand daraus Nutzen zu ziehen.

Wie manche fruchtbringenden Keime in das Innere Schillers gesenkt wurden, wie manche beglückten Stunden ihm beschieden sein mochten: er fühlte sich doch in der Akademie nichts weniger, als wohl und behaglich. Seine nach Freiheit lechzende Seele seufzte unter dem Drucke der mechanisch geregelten Zeiteinteilung, unter dem Zwange der peinlichen und kleinlichen Dressur. Die Stimmungen seines Inneren wechselten, auch melancholische suchten ihn heim, über die ihm jedoch das Bewußtsein geistiger und sittlicher Kraft immer wieder hinweghalf. Aeußerlich fügte er sich der in der Anstalt herrschenden Ordnung; von Widerspenstigkeit war keine Rede, und in den späteren Jahren ging er völlig straffrei aus. Seine Fähigkeiten wurden unterschiedlich beurteilt, anfangs nicht eben als hervorragend, allmählich stiegen sie in der Schätzung der Lehrer. Sein Fleiß und guter Wille fanden Anerkennung. Freilich war sein Eifer für die allgemein bildenden Unterrichtsgegenstände größer, als für sein Fachstudium, wobei man in Rechnung nehmen muß, daß die junge medizinische Fakultät damals noch in der Organisation begriffen war und manches zu wünschen ließ. Doch erweckte die Anatomie sein Interesse. Im ganzen faßte er, seiner Naturanlage entsprechend, die medizinische Wissenschaft mehr von den höheren allgemeinen als von den praktischen Gesichtspunkten auf. Dies zeigte sich besonders in seinen Prüfungsdissertationen, deren erste er im Herbste 1779 über das Thema „Pilosophie der Physiologie“ einreichte. Die Lehrer stießen sich an dem kühnen Gedankenflug und an der kritischen Schärfe, zu der die positiven Fachkenntnisse allerdings im Mißverhältnis stehen mochten, vielleicht auch an dem schlechten Latein und erachteten die Abhandlung nicht für druckfähig. Sie hat sich nur in Bruchstücken erhalten. Zwei weitere Probeschriften, die Schiller ein Jahr später vorlegte, führten zum Ziele. Zwar war die lateinische, die den Unterschied der entzündlichen und der faulen Fieber zum Vorwurfe hatte, oberflächlich gefertigt; aber die deutsche, ein „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, wurde zum Drucke gefördert. Dem physiologisch-psychologischen Grenzgebiet entnommen, führte sie die philosophischen Ideen der vorjährigen Dissertation in reiferer

Weise und in gehobener, durch poetische Lesefrüchte geschmückter Darstellung aus.

Und nun waren Schillers Schuljahre vorüber. Am 15. Dezember 1780 verließ er die Akademie und wurde alsbald zum Regimentsarzte beim Grenadierregiment von Augé ernannt. Eine subalterne Stellung, ein unzulänglicher Gehalt, Ausschluß von Privatpraxis und Verpflichtung zum Uniformtragen — das war im Widerspruche zu den früheren Versprechungen des Herzogs eine magere Versorgung. Die Zurücksetzung fällt um so mehr auf, als Karl Eugen dem Zöglinge Schiller Zeichen von Wohlwollen gegeben und von dessen Geistesgaben offenbar keine geringe Meinung gehabt hat. Muß man vielleicht hinter seinem Verfahren die wohlgemeinte, aber übel angebrachte pädagogische Absicht suchen, des hochstrebenden Jünglings Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen und, wie der Herzog sich schon einmal bei früherer Gelegenheit ausgedrückt hatte, sein Feuer zu dämpfen? Bei Schiller wich die Enttäuschung bald dem Frohgefühl über die endlich errungene Freiheit. Er machte von dieser ausgiebigen Gebrauch und that sein Möglichstes, alle sonst unter Studenten üblichen, aber in der Akademie verbotenen Vergnügungen nachzuholen. Er führte im Vereine mit den alten und einigen neuen Freunden nach allen Regeln der Kunst ein genialisches, durch Karten- und Kegelspiel gewürztes Kneipenleben. Dabei befleißigte man sich eines häufig bis zum Cynismus gesteigerten burschikosen Tones, der im Geschmacke der Sturm- und Drangperiode lag und überdies durch Schillers medizinischen Beruf Nahrung fand. Es versteht sich fast von selbst, daß in dieses wilde Treiben die Frauen Abwechslung bringen mußten. Der Dichter wohnte mit Freund Kapf zusammen bei der Hauptmannswitwe Luise Vischer in Aftermiete. Sie war über die erste Jugendblüte hinaus, mehr anziehend, als schön, gutherzig, liebenswürdig und sehr entgegenkommend. Niemals hatte Schiller vorher Gelegenheit gehabt, mit einer fremden Frau in näheren Verkehr zu treten. Kein Wunder also, daß er alsbald Feuer fing. Phantasie und poetisches Bedürfnis scheinen indessen größeren Anteil an dem Verhältnis gehabt zu haben, als sinnliche Leidenschaft, und wenn die Vischerin auch ohne Zweifel der Gegenstand der

überreizten Lauraoden ist, würden doch Rückschlüsse aus dem Tone dieser auf die Art der beiderseitigen Beziehungen trügen.

So ganz überließ sich Schiller nicht dem Genusse, daß er jemals darüber seine poetische Sendung vergessen hätte, die ihm vielmehr eine unerläßliche Voraussetzung zur vollen Lebensfreude bildete. Er benützte die ersten Monate seiner Freiheit dazu, an sein in der Akademie schon weit gediehenes Drama die letzte Hand zu legen. Im Frühlinge 1781 erschienen anonym „Die Räuber, ein Schauspiel" auf Kosten des Verfassers, der einen Verleger nicht gefunden hatte und sich darob in Schulden stürzen mußte, die ihn noch manches Jahr bedrängten. Das Stück erwarb sich alsbald eine Schar enthusiastischer Verehrer. Behufs einer Aufführung am Mannheimer Nationaltheater knüpfte der dortige Intendant, Reichsfreiherr Wolfgang Heribert von Dalberg, mit dem Dichter Unterhandlungen an, die diesen veranlaßten, sein Drama unter starken Zugeständnissen an praktische Verhältnisse für die Bühne zu überarbeiten. Sonntag den 13. Januar 1782 fand die erste Vorstellung der Räuber statt. Schiller war insgeheim ohne Urlaub in Petersens Begleitung dazu nach Mannheim gereist. Bei vorzüglicher Darstellung that das Stück ungeheuere Wirkung. Bald darauf wurde die Bühnenbearbeitung als Trauerspiel (bei Schwan in Mannheim) gedruckt; noch vorher war eine zweite Auflage der Buchausgabe veranstaltet worden.

Der merkwürdigen Dichtung liegt eine wohl aus dem Leben gegriffene Erzählung Schubarts zu Grunde, die das in der Sturm- und Drangperiode so beliebte Thema des Bruderzwistes behandelt. Die Fabel wies dem Poeten die reizvolle Aufgabe zu, zwei völlig entgegengesetzte Naturen zu zeichnen, die, in den engen Raum einer Familie gestellt, dort notwendig heftig aufeinanderprallen müssen. Im weiteren Verlaufe des Entstehungsprozesses wurde die Familiengeschichte durch das sozial-politische Räubermotiv erweitert, das mehr und mehr in den Vordergrund trat, weil es nicht, wie jene, bloß das objektive psychologische Interesse Schillers beanspruchte, sondern sein eigenes Seelenleben in Mitleidenschaft zog. In dem abenteuerlichen Verzweiflungskampfe, den er seinen Helden gegen die Gesellschaft führen läßt, spiegelt sich sein aus persönlichen Erfahrungen

geschöpfter Haß gegen Tyrannei und Knechtschaft, gegen gesetzmäßiges Unrecht und herkömmlichen Unsinn ab. Die beiden Bestandteile sind zu einer festgefügten Handlung zusammengeschlossen, die ganz von Leben und Bewegung erfüllt ist. Ein dramatischer Instinkt von höchster ursprünglicher Stärke paart sich in dem Werke mit allgemein poetischen Vorzügen. Des Dichters glühende Phantasie, seine aus dem Innersten geschöpfte Leidenschaftlichkeit, sein warmes sittliches Pathos, seine fortreißende Redegewalt feiern so herrliche Triumphe, daß man alle Unwahrscheinlichkeiten der Intrigue und Unzulänglichkeiten der Motivierung, die Verzeichnung des einzigen weiblichen Charakters, ja sogar die grellen Uebertreibungen, naturalistischen Derbheiten und sonstigen Verirrungen eines noch unreifen Geschmackes und eines krampfhaft gesteigerten Kraftgefühles willig verzeiht.

Nach diesem ersten dramatischen Siege gelüstete es Schiller, auch einen lyrischen Gang zu wagen. Die schon erwähnte Rivalität gegen Stäudlin verführte ihn dazu, statt eine Sammlung der eigenen Gedichte zu veranstalten, ein Taschenbuch herauszugeben. Es erschien im Februar 1782 unter dem Titel „Anthologie auf das Jahr 1782“. Der Herausgeber, der sich nicht nannte, mußte reichlich zwei Drittel der Beiträge selbst aufbringen; den unbedeutenden Rest lieferten ein paar Freunde: von Hoven, Petersen, Friedrich Haug, vielleicht auch Scharffenstein und Ludwig Schubart. Um die kleine Zahl der Mitarbeiter zu verdecken, wurden statt der wirklichen Namen durchweg Chiffern gewählt, weshalb das Eigentum des Herausgebers und seiner Genossen nicht in allen Fällen bestimmt zu unterscheiden ist. Schiller selbst focht unter den verschiedensten Zeichen und zeigte die verschiedenste poetische Physiognomie. Alte Stücke standen neben frisch gefertigten; sogar ein im vierzehnten Jahre gedichteter, doch überarbeiteter Hymnus „An die Sonne“, das früheste auf uns gekommene Denkmal Schillerscher Lyrik, wurde dem Buch einverleibt. Dieses umspannte alle Ton- und Stilarten. Das höchste Pathos der Hymne und Ode wechselte mit dem derben Humor des Bauern- und Volksliedes und dem kecken Uebermute der litterarischen Satire. Aeußerungen übersinnlicher Verzücktheit und sinnlich erhitzter Zustände lösten einander

ab, ja verschmolzen sich in den Gedichten an Laura. In der Operette „Semele“ durchbrach das dramatische Talent Schillers sieghaft die konventionellen Schranken dieser Modegattung. Ueberall suchte der Dichter die üblichen poetischen Phrasen und Redeblumen durch Neubildungen zu ersetzen und förderte dabei einen überraschenden Reichtum an Ausdrucksmitteln, eine verblüffende Kühnheit in der Bildersprache zu Tag. Aber in seinem maßlosen Geniedrange setzte er sich allzu selbstherrlich über die Forderungen eines reinen Geschmackes hinweg. Er trug die Farben auf's dickste auf und begrub seine ohnehin künstlich gesteigerten Empfindungen unter einer Last von Rhetorik. Die starke Würze, die sein Drama vertragen konnte, mußte seine Lyrik vergiften. Umsonst sehnt sich der Leser nach dem echten Liederton inniger Einfachheit. So war das Ganze nicht viel mehr, als ein hin und wieder von Blitzen des Genies durchleuchtetes Chaos, und fand bei Publikum und Kritik wenig Beachtung. Außer der Anthologie ließ Schiller während der Stuttgarter Periode noch ein paar Gedichte, darunter eine Totenfeier für seinen Taufpaten, den General Rieger, im Einzeldruck erscheinen.

Auch den Journalisten spielte der Herr Regimentsarzt. Schon im Jahre 1781 hatte er — hauptsächlich um seiner schwindsüchtigen Kasse aufzuhelfen — eine Zeit lang die Redaktion der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“, eines unbedeutenden Stuttgarter Lokalblattes, übernommen. Ernstere Absichten verfolgte er mit einer Vierteljahrsschrift, die er Jahrs darauf in Gemeinschaft mit Professor Abel und Petersen begründete. Sie sollte ihm Gelegenheit bieten, in die litterarische Bewegung der Zeit einzugreifen, seine ästhetischen Anschauungen darzulegen, über die eigene poetische Produktion Rechenschaft zu geben. Das erste Stück des auf Kosten der Herausgeber gedruckten „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur“ erschien Ostern 1782. Schiller lieferte verschiedene ausgezeichnete Aufsätze und scharfe Kritiken, darunter Selbstrezensionen seiner Räuber und Anthologie. Zum zweiten, Herbst 1782 veröffentlichten Teile der Zeitschrift steuerte er spärlicher bei, und der dritte und letzte kam ohne seine Mitwirkung zu stande. Denn die Würfel über sein Lebensschicksal waren inzwischen gefallen.

Immer unerträglicher hatte sich die Lage Schillers in Stuttgart gestaltet. Die Verflichtungen eines Berufes, zu dem er keine innere Neigung verspürte, und die Abhängigkeit und Bedeutungslosigkeit seiner Lebensstellung drückten um so stärker auf ihn, je mehr die dichterischen Erfolge, die er errang, sein Selbstgefühl steigerten und ihn in der Ueberzeugung bestärkten, daß in der Poesie sein einziges Heil liege. Vollends trübselig wurde die Perspektive, die sich ihm in die Zukunft eröffnete, als sich sein Verhältnis zum Herzoge, dem er und sein Glück unterthan waren, verschlechterte. Im Mai 1782 hatte er wieder die heimliche Fahrt nach Mannheim gewagt, um seine Räuber nochmals zu sehen. Der Herzog erfuhr davon. Er hatte vermutlich die poetische Entwicklung seines ehemaligen Zöglinges ohnehin mit Mißfallen verfolgt. Nun berief er den Unglücklichen vor sich, ließ ihn hart an, verbot ihm jeglichen Verkehr mit dem Ausland und diktierte ihm eine vierzehntägige Arreststrafe. Fortan hatte Schiller nur noch ein Sehnen: sich loszulösen aus den verhaßten Verhältnissen, die ihn umklammerten. Aber wie konnte dies geschehen? Ein Revers der Eltern verpflichtete ihn, wie alle, die in der Karlsschule auf fürstliche Kosten erzogen waren, dem Herzoge zu ewigem Dienste. Daß dieser ihn gutwillig freigeben werde, stand nimmermehr zu erwarten. Die Hoffnung auf eine Verwendung Dalbergs scheiterte an der Vorsicht des weltklugen Mannes. Da war es fast ein Glück zu nennen, daß ein neues unglückliches Ereignis der Ratlosigkeit des Jünglinges ein Ende bereitete und ihn zu einem äußersten Entschlusse drängte. In den Räubern ist Graubünden als „Athen der heutigen Gauner“ und „Spitzbubenklima“ bezeichnet. Die gelegentlich hingeworfene, übrigens nicht einmal unbegründete Bemerkung wurde von ein paar litterarischen Vorkämpfern des Bündnerlandes zu einer Staatsaktion aufgebauscht, und ein niedrig gesinntes Individuum, der Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, korrespondierendes Mitglied der Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft, machte sich ein Vergnügen daraus, im Lande Geschrei zu erheben und die Sache vor den Herzog zu bringen. Dieser ließ den Regimentsarzt abermals vor sich kommen, schalt ihn derb aus, schärfte ihm das Verbot des Verkehres mit dem Auslande von neuem ein und untersagte

ihm bei Strafe der Kassation, ferner Komödien zu schreiben oder andere als medizinische Schriften zu veröffentlichen. Das Schicksal Schubarts, das Schiller bei einem Besuch auf dem Asperg aus der Nähe kennen gelernt hatte, schwebte ihm vor Augen, falls er blieb und sich gegen den herzoglichen Willen auflehnte. Gehorchen aber konnte er nicht. Sein ganzes Ich, das Heiligste, was der Himmel ihm verliehen hatte, sein Dichtertalent, stand auf dem Spiele: das fühlte er im tiefsten Herzen. Und doch fiel es ihm schwer, von der Heimat, an der er, gleich allen Schwaben, hing, von Eltern, Geschwistern, Freunden zu scheiden, die Seinigen überdies dem fürstlichen Zorne preiszugeben. Kein Weg zu einer gütlichen Lösung sollte unbetreten bleiben: er bat in einer Eingabe um Aufhebung jenes grausamen Verbotes. Das Gesuch blieb unbeantwortet. Nun wurden die Vorbereitungen zur Flucht mit Entschlossenheit getroffen. Auf Mannheim, auf Dalberg setzte Schiller nach wie vor seine Hoffnung. Er kam ja nicht als Bettler: er brachte ein fast vollendetes neues Drama, den Fiesko, der über einen geplanten Konradin den Sieg davongetragen hatte, mit und schon durchschwirrten die Ideen zu Kabale und Liebe, zu Don Carlos sein Haupt. Der mit Schiller befreundete junge Musiker Andreas Streicher, der damals nach Hamburg wollte, wurde in den Plan eingeweiht; man verabredete, die Reise gemeinsam zu machen. Ein glücklicher Zufall begünstigte die Flucht. Großfürst Paul von Rußland, der nachmalige Kaiser, und Gemahlin, besuchten den württembergischen Hof, und aller Sinne waren auf die glänzenden Festlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit veranstaltet wurden, gerichtet. Von der Mutter und ältesten Schwester nahm der Jüngling auf der Solitüde bewegten Abschied; der Vater mußte ahnungslos bleiben, damit er seine Unwissenheit vor dem Herzoge reinen Gewissens beschwören konnte. Am 22. September 1782 abends 10 Uhr fuhren Schiller und Streicher als Dr. Ritter und Dr. Wolf ungehindert aus den Thoren Stuttgarts und erreichten folgenden Morgens um 8 Uhr ohne Zwischenfall die Landesgrenze. Freier und leichter mochte nun der Flüchtling atmen; denn wie ungewiß auch die Zukunft war, der er entgegenging: gewissem Sklavenlose war er entronnen.

Achtes Kapitel.

Friedrich Schiller und das Drama.

Auch das Drama nahm, gleich den anderen Gattungen der Poesie, in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. 1755 versuchte Lessing in seiner „Miß Sara Sampson" das Muster eines bürgerlichen Trauerspieles aufzustellen, und 1779 schloß er seine dramatische Laufbahn mit der vom reichsten und reinsten Ideengehalt erfüllten Dichtung „Nathan der Weise" ab. In die Zwischenzeit fallen „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" desselben Dichters, Goethes „Götz von Berlichingen", die Shakespeareschem Ruhme nachjagenden Kraftstücke der Stürmer und Dränger Lenz, Leisewitz, Klinger. In der Zwischenzeit liegt Lessings „Hamburgische Dramaturgie", dieses Gesetzbuch der höheren modernen Theaterkritik. In Schwaben freilich nahm man an den Fortschritten der Bühnenkunst vor Schillers Auftreten geringen Anteil. Wieland hatte so wenig wie Schubart zum Dramatiker wirklichen Beruf. Die praktische Wirksamkeit der beiden einzigen Männer, die hier ein bescheidenes Wort mitsprachen, Wagenseils und Gemmingens, lag außerhalb ihrer Heimat. Es fehlte eben damals im Land an einer Stätte, wo die nationale dramatische Kunst, wie beispielsweise im nahen Mannheim, gepflegt wurde; wie wenig das Stuttgarter Hoftheater in dieser Hinsicht leistete, haben wir schon gehört. An untergeordneten dramatischen Aufführungen war auch außerhalb der württembergischen Residenz kein Mangel. Die Chorherren des Wengenstiftes in Ulm veranstalteten solche und verfügten damals in der Person ihres Seniors Joseph Lederer (1733—1796) aus Ziemetshausen (in bayerisch Schwaben) über einen Dichter, der ihr Bedürfnis an Schau- und Trauerspielen, Opern und Kantaten reichlich deckte. Das war indessen nur ein geistlicher Gelegenheitspoet von rein lokaler Bedeutung. Ebenso wenig fallen die theatralischen Versuche J. L. Hubers oder Städeles Singspiel „Rinald" oder ein paar kleine Lustspiele des frühe verstorbenen Rechtskandidaten Christian Friedrich Gleis

(1753 zu Künzelsau geboren) oder die zwischen 1775 und 1787 verfertigten Stücke des Theologen Heinrich Keller (1758—1788) aus Oettingen in die Wagschale. Auch der 1753 zu Augsburg geborene Litterat Johann Adam Braun, der seit 1779 neben belletristischen Werken eine Anzahl Dramen veröffentlichte, schuf nichts Bleibendes. Der vorhin erwähnte Christian Jakob Wagenseil (1756—1839) aus Kaufbeuren hatte in Ulm, wo er Schubart nahe getreten war, das Gymnasium besucht und dann in Göttingen die Rechtswissenschaft studiert. Im Herbste 1778 kam er nach Gotha. Hier ließ er sich gegen seine ursprüngliche Absicht festhalten, nahm an der Leitung der Gothaischen Gelehrten Zeitung teil, verfaßte einen zweibändigen Roman „Schildheim", gab G. D. Hartmanns Schriften heraus und widmete vorzugsweise seine Kräfte dem Hoftheater. Er schrieb über dieses eine „Unparteische Geschichte", bearbeitete verschiedene ältere Stücke und brachte ein selbständiges Schauspiel mit Gesang „Ehrlichkeit und Liebe" auf die Bretter. Ende 1779 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, ließ sich dort zunächst als Advokat nieder, ergriff aber bald die Beamtenlaufbahn und starb als pensionierter Regierungsrat zu Augsburg. Als Schriftsteller war er noch bis in das höchste Alter rastlos thätig. Er lieferte allerlei Unterhaltungsbücher und periodische Druckwerke, historische Arbeiten, namentlich über Ulrich von Hutten, auch eine allmählich auf vier Bändchen angewachsene Gedichtsammlung und anderes mehr. Seiner Vorliebe für die Schaubühne blieb er noch manches Jahr treu und beschäftigte sich nicht nur mit der Theatergeschichte, sondern veröffentlichte auch eine Reihe dramatischer Kleinigkeiten. Hervorragendes hat Wagenseil aber weder auf diesem noch auf irgend einem anderen Gebiete geleistet.

Verhältnismäßig der bedeutendste unter den schwäbischen Dramatikern, welche vor dem Erscheinen der Räuber aufgetreten sind, war der Freiherr Otto von Gemmingen-Hornberg. Geboren am 5. November 1755 zu Heilbronn, lebte er nach Vollendung seiner juristischen Studien in Mannheim, wo er Hofkammerrat wurde. Er trat zu Dalberg und den sonstigen litterarischen Größen Mannheims in nahe Beziehungen, war eifriges Mitglied der 1775 gestifteten kurpfälzischen deutschen Gesellschaft und förderte das neu

gegründete Nationaltheater durch dramatische und dramaturgische Arbeiten. Er übertrug Rousseaus Pygmalion, lieferte eine Bühneneinrichtung von Shakespeares Richard III. und verdeutschte desselben Dichters Richard II. in Prosa. Sein Hauptwerk „Der deutsche Hausvater" wurde erstmals 1780, in der Folge häufig gedruckt, ging über zahlreiche Bühnen und fand den Beifall der Zeitgenossen. Einige weitere Stücke, wie das dreiaktige Schauspiel „Die Erbschaft", sind nicht mit Sicherheit Gemmingen zuzusprechen. Der Operntext „Semiramis", der ursprünglich für Mozart bestimmt war, ist verloren. 1780 erschien die aus Theaterbesprechungen entstandene „Mannheimer Dramaturgie für das Jahr 1779", ein für die Theatergeschichte jener Zeit bedeutsames Werk. Eine seiner letzten Thaten in Mannheim war, daß er für Schillers Räuber Stimmung machte. In Wien, wohin Gemmingen 1782 übersiedelte, setzte er seine litterarische Thätigkeit mit der Herausgabe von Journalen fort: „Der Weltmann" (1782—1783), „Magazin für Wissenschaft und Litteratur" (1784—1785), „Wiener Ephemeriden" (1786). Diese Unternehmungen waren wenig vom Glücke begünstigt, und Gemmingen schloß deshalb seine kurze schriftstellerische Laufbahn vorzeitig ab. Er lebte fortan meist auf seinen Gütern oder in Heidelberg, 1799—1805 war er nochmals in Wien in der Eigenschaft eines badischen Gesandten. Er starb am 15. März 1836 als badischer Geheimerat.

Bei seinem Tode war Gemmingen schon völlig vergessen; doch hat er mit seinem deutschen Hausvater einen nicht unwesentlichen Baustein zur dramatischen Litteratur seines Zeitalters geliefert. Das Stück ist von Diderots „Le père de famille" ausgegangen, zeigt aber gleichzeitig die Einflüsse Lessings und die Ideen der Sturm- und Drangdichtung, wiewohl es in der Ausführung weniger kraftgenialisch als bürgerlich philiströs ist. Es behandelt die Schicksale einer adeligen Familie, die durch den Hausvater, das Ideal eines deutschen Edel- und Ehrenmannes, zum Besten gelenkt werden. Die moralische Tendenz des Ganzen ist unverkennbar und schlägt in einzelnen Szenen mit verstimmender Absichtlichkeit vor. Uebrigens verdienen die Gesinnungen des vornehm und liberal denkenden Autors alle Achtung. Auch verrät

die Komposition des Schauspieles Bühnengeschick. Was jedoch dem deutschen Hausvater heute noch einige Teilnahme sichert, ist nicht sowohl sein poetischer Wert als seine historische Stellung: gehört er doch zu den Werken, welche Schillers Kabale und Liebe beeinflußt haben. Nicht bloß der Hauptkonflikt, der im Liebesverhältnis eines jungen Edelmannes zu einem Bürgermädchen besteht, auch die Gruppierung und Gegenüberstellung der Figuren ist in beiden Dramen im wesentlichen dieselbe. Aber indem Gemmingen einen allseitigen glücklichen Ausgang herbeiführt, der teilweise mit der Anlage seiner Charaktere in unlösbarem Widerspruche steht, macht er aus seiner Handlung ein unwahres Rührstück, während Schiller die Gegensätze schärfer gefaßt und seine Schöpfung in die höhere tragische Sphäre gehoben hat.

Und nun war die Zeit gekommen, da das herrliche Gestirn des Schwaben Friedrich Schiller über den deutschen Landen aufging. Wir haben die Jugendjahre des Dichters im vorhergehenden Kapitel bis zu der Stunde verfolgt, da er in nächtlicher Flucht dem Schoße der Heimat sich entwand, um sich das höchste menschliche Gut der freien Selbstbestimmung zu wahren. Aus Schwaben hatte er sein von kühner und wilder Kraft strotzendes Erstlingsdrama unter die Massen geworfen: in der Fremde reinigte sich sein Feuer und reifte er durch die Schule weiser Selbstzucht zu Deutschlands erstem Bühnendichter aus.

Freilich mußte er mit viel Vertrauen auf die Zukunft gewappnet sein, um den Enttäuschungen der nächsten Gegenwart standzubieten. Am 24. September 1782 war er in Mannheim eingetroffen. Da Herr von Dalberg noch bei den Festlichkeiten in Stuttgart weilte, konnte dort die Entscheidung noch nicht sogleich fallen, und Schiller unternahm deshalb, zugleich um sich vor etwaigen Verfolgungen zu sichern, mit Streicher eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt a. M. Zurückgekehrt, lebte er als Dr. Schmidt zu Oggersheim nahe bei Mannheim im Gasthofe zum Viehhof ganz zurückgezogen, mit der Bühnenbearbeitung seines Fiesko und einem neuen Drama „Luise Millerin“ beschäftigt. Erstere war November 1782 erledigt, aber Dalberg wies das Stück zurück, weniger aus ästhetischen Gründen, als darum, weil

der Hofmann nicht Gefahr laufen wollte, durch eine Verbindung mit dem Flüchtlinge den Herzog von Württemberg zu erzürnen. Nun hatte Schillers längeres Verbleiben in der Pfalz keinen Zweck mehr. Von Stuttgart her war er mit Frau Henriette von Wolzogen, der Witwe eines fränkischen Edelmannes, und ihren Söhnen, die gleichfalls die Akademie besuchten, nahe befreundet. Die würdige Dame, die ihm stets ein mütterliches Wohlwollen zeigte, hatte ihm für den Notfall ihr Gut Bauerbach bei Meiningen als Zufluchtstätte zur Verfügung gestellt. Jetzt war die Zeit gekommen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Um die Reisekosten bestreiten zu können, verkaufte er seinen Fiesko an Schwan in Mannheim, bei dem das Stück zur Ostermesse 1783 unter dem Titel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel" erschien. Am letzten November brach Schiller auf; er hatte zuvor im Posthause zu Bretten ein kurzes Wiedersehen mit der Mutter und der ältesten Schwester gefeiert. In Worms trennte er sich von dem treuen Streicher, am 7. Dezember 1782 kam er in Bauerbach an. Hier erwarteten ihn einfache, aber gesicherte Verhältnisse. Er hatte den besten Vorsatz, fleißig zu sein. Der Meininger Bibliothekar W. Fr. H. Reinwald, mit dem er sich bald befreundete, und der 1786 Schwester Christophine heiratete, versorgte ihn mit Büchern. Außer der Luise Millerin nahmen ihn bereits Vorstudien zu neuen Dramen in Anspruch: zu Don Carlos, Maria Stuart und einem ganz unbekannten Plan „Imhof". Endlich entschied er sich für den zuerst genannten Stoff. Daneben bemühte er sich durch ästhetische Lektüre um seine Weiterbildung. Aber er konnte die richtige Sammlung nicht gewinnen. Oft kamen böse, melancholische Stimmungen über ihn, und dann wieder gab es Tage, da er sich ganz weichen Gefühlsschwelgereien und süßen Träumereien überließ. Auch die Liebe hatte einigen Anteil an diesem Seelenzustande. Schiller schwärmte damals für Charlotte von Wolzogen, das heranblühende Töchterlein seiner Beschützerin. Die Damen hielten sich zeitweise in Bauerbach auf, und das war natürlich für den Einsamen eine willkommene Zerstreuung. Doch pflegte er auch sonst einigen Verkehr mit dem Adel und der Geistlichkeit in der Umgegend, und

selbst zu dem Meininger Hofe, dem er sich durch ein paar Gelegenheitsgedichte empfahl, knüpften sich Beziehungen an. Indessen verbot ihm die Rücksicht auf seine Beschützerin, seinen Besuch in Bauerbach länger auszudehnen. Obgleich er es sich angelegen sein ließ, seinen Aufenthalt durch allerhand Mystifikationen in Dunkel zu hüllen, scheint die Kunde sich allmählich doch in Stuttgart ausgebreitet zu haben. Frau von Wolzogen mußte ihrer Söhne wegen die Empfindlichkeit des Herzoges schonen, durfte überdies als fürsorgende Mutter den Verkehr zwischen ihrer Tochter und dem berufslosen Poeten nicht begünstigen. So war es eine glückliche Lösung, daß sich in Mannheim für Schiller neue Aussichten eröffneten. Nachdem Dalberg die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Herzog Karl Eugen seinen desertierten Regimentsarzt unbehelligt lasse, war ihm die Freiheit, ausschließlich im Interesse seines Theaters zu handeln, zurückgegeben. Schon im März 1783 schrieb er eigenhändig an Schiller, und dieser begann die Luise Millerin für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Ende Juli reiste der Dichter von Bauerbach ab; das nötige Geld mußte er bei einem Juden aufnehmen, wofür sich Frau von Wolzogen verbürgte.

Diesmal leuchtete ihm in Mannheim ein besserer Stern. Dalberg stellte ihn vom 1. September 1783 an auf ein Jahr als Theaterdichter an. Seinen Gehalt benützte er dazu, sich anständig einzurichten und auszurüsten, und auch für profane Freuden des Lebens zeigte er sich wieder empfänglich. Doch ein hartnäckiges Fieber, wie es die Mannheimer Sumpfluft häufig zeitigte, lähmte wochenlang seine Kräfte. In unlustiger Stimmung wurde der Fiesko vollends für die Bühne zugestutzt. Am 11. Januar 1784 ging das Stück endlich über die Bretter; schon vorher war es nach der Buchausgabe in Bonn dargestellt worden. In Mannheim fand das Trauerspiel keine freundliche Aufnahme. Das leichtlebige Pfälzervolk vermochte sich für diese starren Republikaner nicht zu erwärmen. Besser erging es dem Werk in Berlin, Wien und anderen Städten. Die Bühnenbearbeitung, die den Theaterpraktikern zu viele Zugeständnisse machte und sogar einen glücklichen Ausgang ermöglichte, wurde nicht gedruckt, das Drama überall in der ursprünglichen Fassung gegeben.

Eine ganz andere Aufgabe, als in den Räubern, und zwar ohne Frage eine schwierigere, hatte sich Schiller im Fiesko gestellt. Dort konnte er die frei schaffende Phantasie schrankenlos walten lassen, hier mußte er sich an einen gegebenen Stoff halten, an überlieferte Ereignisse und Personen, an bestimmte zeitliche und örtliche Erscheinungsformen. Ein historisches Drama großen Stiles war damals in Deutschland so gut wie nicht vorhanden: er selber mußte diese Gattung erst begründen. Das konnte nicht auf den ersten Wurf gelingen. Noch war er zu unreif, zu unerfahren im wirklichen Leben, um ein verwickeltes politisches Intriguenspiel glaubwürdig zu gestalten. Noch war ihm mehr daran gelegen, sich seine persönlichen Stimmungen, seine und seines Zeitalters Lieblingsideen vom Herzen weg zu dichten, als die Treue des historischen Kostümes zu wahren. Auch die Hauptcharaktere sind verzeichnet: der starre Republikaner Verrina fast mehr noch, als der allzu bewegliche Kronenräuber Fiesko, von den Frauen ganz zu schweigen. Die unsichere Motivierung der Schlußkatastrophe ist durch Fehler in der Anlage des ganzen Stückes verschuldet. Es macht sich im Fiesko unvorteilhaft geltend, daß er nicht in demselben begeisterungsfrohen Zustande geschrieben worden ist, wie Schillers Erstlingsdrama. Er ist voll von ungeheuerlichen Verzerrungen und Künsteleien, die Sprache verstößt noch mehr gegen Natürlichkeit und Geschmack, als die der Räuber. Aber andererseits weist er große Züge, hohe Gedanken, selbst wirksame Figuren auf, vor allem die des Mohren, die mit Shakespeareschem Humore getränkt ist. Und die spezifisch dramatische Begabung Schillers zeigt sich diesmal von einer ganz neuen Seite, nämlich in der genialen Sicherheit, mit der er große Massen sich auf der Bühne entfalten und bewegen läßt.

Nach der Vollendung des Fiesko beeilte sich Schiller, seine Luise Millerin, die nun der Mannheimer Schauspieler Iffland in „Kabale und Liebe" umtaufte, bühnen- und druckfertig zu machen, was diesmal das Gleiche bedeutete. Anfang 1784 erschien das Stück bei Schwan, am 13. April wurde es in Frankfurt a. M., zwei Tage später in Mannheim aufgeführt. Es fand allerorten starken und nachhaltigen Beifall und hat sich bis auf den heutigen Tag unverminderte Wirksamkeit bewahrt.

Kabale und Liebe bildet den Schlußstein einer längeren litterarischen Entwicklungsreihe. Schiller knüpft hier an das von Lessing begründete, von den Stürmern und Drängern Wagner, Klinger, Lenz, von Otto von Gemmingen fortgeführte bürgerliche Trauerspiel an; sein Stück übertrifft aber alle diese Dramen, aus denen brauchbare Motive, namentlich der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum, entlehnt sind, an straffer Fügung der Handlung, folgerichtiger Gewalt der Tragik und leidenschaftlichem Pathos der Darstellung. Was Schiller da schildert, kennt er nicht etwa bloß aus Dichtwerken oder vom Hörensagen, vielmehr aus eigener Anschauung und zum Teil aus eigenen Erlebnissen. Man weiß, woher er die leuchtenden Farben zu diesem sozialen Gemälde aus einer deutschen Fürstenresidenz genommen hat. Auch davon, was Standesunterschiede zu bedeuten haben, kann der bürgerliche Liebhaber des Fräulein von Wolzogen ein Lied aus eigener Erfahrung singen. In diesem Sinn ist Kabale und Liebe trotz der freien Erfindung des Stoffes ein historisches Drama. Der Dichter rückt hier der Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens näher, als je zuvor, um sich dann freilich für immer davon abzukehren. Die Schwäche des Stückes liegt wiederum in der großen Unwahrscheinlichkeit der Intrigue und in der bis zur Karikatur übertreibenden Manier der Charakterzeichnung, die abstrakte Engel und Teufel statt individualisierter Mittelwesen zwischen Gut und Böse darbietet. Letzterer Fehler entspringt zum Teil aus der Absicht auf kontrastierende Wirkungen, die sonst gerade in Kabale und Liebe höchst eindrucksvoll verwendet sind, zumal in der Shakespeare abgelernten Einmischung komischer Partien zur Steigerung der Tragik, eines Mittels, dessen der Dichter sich leider später nicht mehr bedient hat.

Schiller war kontraktlich zur Lieferung von drei Stücken im Jahre für das Mannheimer Theater verpflichtet; aber mit dem dritten blieb er im Rückstande, da der längst begonnene Don Carlos nur langsam vorwärts rückte. Ueberhaupt gestaltete sich trotz freundlichen Beziehungen zu den maßgebenden Schauspielern und allerlei Projekten sein Verhältnis zu Dalbergs Bühne nicht so fruchtbringend, wie man es erwartet hatte. Am 26. Juni 1784

hielt Schiller in der deutschen Gesellschaft, in die er am 10. Januar 1784 aufgenommen worden war, seine Antrittsvorlesung über das Thema „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" In der schwungvollen Rede, die später, etwas umgearbeitet, unter dem Titel „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" bekannt gegeben wurde, legte der Dichter mit Wärme von seinem Glauben an die hohe sittliche Bedeutung des Theaters Zeugnis ab. Der Plan einer Mannheimer Dramaturgie nach dem Muster der Lessingschen fand indessen weder bei der deutschen Gesellschaft noch bei Dalberg Unterstützung. Letzterer erneuerte den Vertrag mit Schiller nach Ablauf des ersten Jahres nicht. Zum Teile trug der Dichter selbst die Schuld an dieser Wendung der Dinge. Noch hatte er sich nicht aus jugendlicher Gärung zur Klarheit und Festigkeit des Mannes durchgerungen. Ein unsicheres Schwanken, ein wechselvolles Pläneschmieden kennzeichnet diese Mannheimer Periode. Seine bürgerliche Existenz erreichte den Gipfel der Verworrenheit. Von allen Seiten drängten Gläubiger; er sah sich außer stande, den dringendsten finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Vor der edlen Frau von Wolzogen, vor den Seinigen in der Heimat stand er gedemütigt da. Der Vater, der von vornherein Schlimmes geahnt hatte, gewann es nicht über sich, seine übrigen Kinder zu schädigen, um dem Sohne Hilfe zu bringen. Schließlich befreite diesen ein Darlehen seines braven Hauswirtes, des Maurermeisters Anton Hölzel, aus der ärgsten Verlegenheit. Schillers Gemüt litt furchtbar unter diesen Verhältnissen. Seine Stimmung wechselte zwischen dumpfer Verzweiflung und aufregender Begierde nach betäubendem Lebensgenuß. Er verkehrte auch in der vornehmen Gesellschaft; der Salon der La Roche in Speyer und Mannheim öffnete sich ihm. Verschiedene Herzensneigungen, die sich kreuzten, mehrten seine Unruhe. An die Dichterin und Schauspielerin Sophie Albrecht fesselte ihn schwärmerische Freundschaft; ernsthaft dachte er an eine Ehe mit Margarete Schwan, der Tochter seines Verlegers, noch im April 1785 warb er von Leipzig aus vergeblich um ihre Hand; dazwischen tändelte er vorübergehend mit dieser oder jenen Schönen. Von den größten Folgen wurde sein vertrauter Umgang mit Char-

lotte von Kalb, geborenen Marschalk von Ostheim (1761—1843). Zum Leiden war diese Frau geboren, wie selten ein Mensch. Das düstere Geschick, das sie von Jugend an verfolgte, machte geheimnisvolle Schwermut zum Grundzug ihres Wesens. Ueberspannt, aber geistvoll und hochgebildet, bewahrte sie sich auch in den trübsten Tagen den Sinn für die höchsten und schönsten Menschheitsinteressen. Damals wohnte sie in Mannheim, während ihr ungeliebter Gatte, der Major Heinrich von Kalb, im nahen Landau garnisonierte. Sie verehrte den Dichter Schiller, ehe sie den Menschen kennen lernte. Zunächst war es reine Freundschaft, was die beiden einte. Später scheint sich Leidenschaft eingemischt zu haben. Doch ruht auf dem näheren Charakter dieses Herzensbundes ein Schleier, der niemals gelüftet werden wird, da der Briefwechsel zwischen den Beteiligten verloren ist. Schillers Verlobung und Verheiratung setzte der Vertraulichkeit ein Ziel; nachdem Frau von Kalb sich in das Unabänderliche gefunden hatte, gewann sie an ihm wieder einen redlichen Freund.

Inzwischen sah sich Schiller vor die Notwendigkeit gestellt, seine Zukunft in irgend welcher Weise zu regeln. Den Gedanken, zum medizinischen Berufe zurückzukehren, verabschiedete er bald wieder. Er beschloß, ein Journal populär wissenschaftlichen und belletristischen Inhaltes zu begründen. Im November 1784 wurde der Prospekt, im März 1785 das erste Heft der neuen Monatsschrift ausgegeben. Sie hieß zunächst „Rheinische Thalia“, da sie den Pfälzer Bedürfnissen besonders Rechnung tragen wollte. Nach dem Abgange von Mannheim fielen diese Rücksichten weg, und die Zeitschrift, die später aus dem Selbstverlag in den Göschenschen überging, erschien 1786/91 als „Thalia“ (2.—12. Heft), 1792/3 als „Neue Thalia“ (zwölf Stücke in vier Bänden). Das erste Heft war dem Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar gewidmet. Schiller hatte in den Weihnachtstagen des Jahres 1784 am Darmstädter Hofe, wo er den ersten Akt seines Don Carlos vorlas, jenen Fürsten kennen gelernt und war durch Verleihung des weimarischen Ratstitels ausgezeichnet worden, eine immerhin erwünschte Ehrung, insofern sie sein Ansehen vor der Außenwelt und seiner Familie mehrte. Damit waren Beziehungen eingeleitet, die in Zukunft für

den Dichter höchst fruchtbringend werden sollten. Zunächst war eine andere Verbindung von bedeutenderen Folgen begleitet. Leipziger Verehrer Schillers, Christian Gottfried Körner (1756—1831), seit 1783 Konsistorialrat in Dresden, der jugendliche Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804) und deren Bräute Minna und Dora Stock hatten im Juni 1784 sich mit herzlichen Briefen und sinnigen Gaben der Liebe an ihn gewandt. Erst im Dezember kam er zur Danksagung. Im Verlaufe der weiteren Korrespondenz weihte er Körner in seine mißliche Lage ein und erhielt durch genügenden Vorschuß die Möglichkeit, seine Angelegenheiten zu ordnen. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, der Einladung der neuen Freunde zu folgen: im April 1785 reiste er nach Leipzig und nahm Anfang Mai im benachbarten Dorfe Gohlis Wohnung. Erst nach zwei Monaten hatte er eine Begegnung mit Körner. Die persönliche Bekanntschaft führte alsbald zu einer innigen Freundschaft von unauflöslichem Bestande. Der drei Jahre ältere Körner, der, obgleich der feurigsten Begeisterung fähig, doch im wirklichen Leben festen Fuß gefaßt hatte, verhalf Schiller dazu, daß er sich mehr und mehr zu Besonnenheit und Stätigkeit durchrang; und daß das äußere Leben des Dichters in sicherere Bahnen einlenkte, dankte er wiederum der Unterstützung Körners, die in der denkbar zartfühlendsten Weise geliehen wurde. Der bedeutsame Briefwechsel, der zwischen den beiden Männern nach ihrer räumlichen Trennung bis zum frühen Tode des einen geführt wurde, bildet ein schönes Freundschaftsdenkmal und zugleich eine der wichtigsten Quellen für unsere Kenntnis von Schillers Leben und Entwicklungsgang.

Im August 1785 hielt Körner seine Hochzeit in Leipzig, der Schiller beiwohnte, sie durch Gaben seines Talentes verherrlichend. Im September ließ er sich von dem Freunde nach Dresden ziehen, wo er erst im Körnerschen Weinberghause zu Loschwitz, dann in der Stadt selbst wohnte. Hier verlebte er zwei stille, glückliche Jahre, in der Hauptsache auf den Verkehr mit der liebenswürdigen Familie Körner beschränkt. Nur im Frühjahre 1787 störte kurze Zeit die Neigung zu einer schönen Karnevalsbekanntschaft, dem koketten Fräulein Henriette Elisabeth von Arnim, seine Ruhe. In jenen

Leipziger und Dresdener Tagen ging ihm auch die Arbeit wieder leicht von statten. Die im zweiten Hefte der Thalia mitgeteilte Hymne „An die Freude" legt von seiner gehobenen Stimmung Zeugnis ab. Don Carlos wurde vor allem vollendet und 1787 unter dem Titel „Dom Karlos Infant von Spanien" veröffentlicht, nachdem die Thalia schon vorher das Stück bis in den dritten Akt hinein gebracht hatte. Die erste Aufführung fand in Hamburg am 29. August 1787 unter großem Beifall statt. Das Drama ging dann rasch über alle bedeutenderen Bühnen, teilweise in einer Prosabearbeitung des Autors, worin sich Carlos am Schluß ersticht. Für die späteren Ausgaben nahm Schiller mancherlei Aenderungen und Kürzungen vor. Ein „Briefe über Don Karlos vom Verfasser" betiteltes kritisches Nachwort zu dem Trauerspiele wurde 1788 in Wielands Teutschem Merkur gedruckt.

Don Carlos bedeutet eine entscheidende Wendung in der Entwicklung der dramatischen Muse Schillers. Die Anfänge des Trauerspieles reichen in eine Periode aufregender Lebens- und Herzenskämpfe zurück; vollendet wurde es in jenen Dresdener Zeiten, da der Dichter zu äußerer und innerer Ruhe gelangt war. Dementsprechend siegte schließlich ein edler und reiner Kunstgeschmack über den jugendlich wilden Naturalismus. Gekennzeichnet wird der Uebergang zum höher stilisierten Drama durch Anwendung fünffüßiger Jamben an Stelle der früheren Prosa. Damit war die Richtung, in der sich Schillers dramatische Poesie fortan bewegen sollte, für immer bestimmt. Man mag bedauern, daß er gewisse — mit *einem* Worte gesagt: Shakespearesche — Elemente der Jugenddramen aufopferte: aber nichtsdestoweniger muß man in dieser Wandlung einen gewaltigen künstlerischen Fortschritt erblicken. Für das höhere deutsche Drama war nun die Darstellungsart gefunden, welche nicht bloß dem Genie ihres Entdeckers zu den herrlichsten Triumphen verhalf, sondern bis in die jüngste Gegenwart für alle nach dem Poetenruhme jagenden Bühnenautoren maßgebend bleiben sollte. Die Einheit des Don Carlos freilich hat unter einem schwankenden Werdeprozeß stark gelitten. Anfangs war es auf eine fürstliche Familientragödie abgesehen, allmählich erweiterte sich diese zu einer politischen Ideendichtung; erst stand

Don Carlos und seine Liebe zur Stiefmutter im Mittelpunkte, dann drängte sich — unter dem Einflusse des Bundes mit Körner — Marquis Posa und seine opferwillige Freundschaft in den Vordergrund. Letzterem wandten sich die Sympathien des Dichters selbst endgültig zu, ihn machte er zum begeisterten Träger seiner edlen weltbürgerlichen Phantasien und völkerbeglückenden Träume. Auf diese Weise ist nicht nur das Interesse zwischen zwei Helden geteilt, sondern auch das Stück übermäßig lang, die Handlung allzu verwickelt geworden. Alle technischen Mängel hinderten indessen nicht, daß die Zeitgenossen, die jüngeren zumal, dem Werke, das die modernen philosophisch-politischen Lieblingsgedanken in so wundervoller Form zur Anschauung brachte, zujubelten, und noch heute spricht das schwärmerische Freundespaar mit überzeugender Macht zu den Herzen, während der besonnen abwägende Kunstverstand den Gegenspielern, insbesondere dem trefflich charakterisierten Könige Philipp, den Vorzug einräumen muß.

Schillers sonstige litterarische Thätigkeit in dieser Periode stand teils mit dem geschilderten Drama in Zusammenhang, wie das Gedicht „Die unüberwindliche Flotte“ und verschiedene historische Arbeiten, teils hatte sie der Thalia zu dienen. So namentlich zwei belletristische Schöpfungen: „Der Verbrecher aus Infamie“ (später „— aus verlorener Ehre“) und „Der Geisterseher“. In dem zuerst genannten Stück ist die Geschichte des württembergischen Räubers Friedrich Schwan zu einer knappen novellistischen Skizze mit Uebergehung des kulturhistorischen und nachdrücklicher Betonung des pathologischen Momentes zusammengefaßt. Der Geisterseher, 1786 begonnen, 1789 zum Abschluß, aber nicht zu Ende gebracht, greift kühn in die Zeitgeschichte hinein und verdeutlicht die katholische Reaktion gegen die Aufklärung an der mit den weitläufigsten Mitteln und abenteuerlichsten Taschenspielerkünsten in Szene gesetzten Bekehrung eines deutschen Prinzen zum römischen Glauben. Das mit langen Pausen entstandene Romanfragment ist nicht aus einem Gusse: der erste Teil fesselt durch üppige Erfindung und virtuose Erzählung, während im zweiten die psychologische Entwicklung stärker hervortritt. Jedenfalls hat Schiller mit dieser Leistung auf einem ihm ferner liegenden Ge-

biet eine glänzende und von den Zeitgenossen freudig begrüßte Talentprobe gegeben. Von einem beabsichtigten Drama „Der versöhnte Menschenfeind" wurden in Dresden nur ein paar Szenen ausgeführt, der Plan zu einem Epos über Julian Apostata verschwand bald wieder. Dagegen wurden 1786 „Philosophische Briefe", worin Schiller als Julius und Körner als Raphael ihre entgegengesetzten philosophischen Anschauungen entwickeln, in der Thalia gedruckt.

Im Juli 1787 nahm Schiller Abschied von Dresden, um sein Glück in Weimar zu suchen. In diesem Mittelpunkte des litterarischen Lebens mußte er am leichtesten eine Stellung finden, die seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprach. Wahrscheinlich trug auch der Umstand, daß Frau von Kalb in Weimar und Umgebung weilte, zu dem Entschlusse bei. Sie war es denn auch, die den Freund in der dortigen Gesellschaft einführte. Der Herzog und Goethe waren gerade abwesend, bei der Herzogin Mutter wurde er vorgestellt. Zu Herder und Wieland, der Schiller als Mitarbeiter seines Merkurs willkommen hieß und ihn auch gerne zum Schwiegersohne gehabt hätte, bildeten sich freundliche Beziehungen. Im August machte er einen Ausflug nach Jena, wo er sich hauptsächlich an den Philosophen Reinhold, einen Jünger Kants, anschloß. Im November besuchte er Schwester und Schwager Reinwald in Meiningen und die Familie Wolzogen in Bauerbach. Mit seinem alten Freunde Wilhelm von Wolzogen auf der Rückreise nach Weimar begriffen, kam er am 6. Dezember nach Rudolstadt und begleitete jenen zu der Familie von Lengefeld. Diese bestand aus der Mutter, der Witwe des Landjägermeisters von Lengefeld, und ihren zwei Töchtern Karoline und Charlotte. Karoline, die geistig bedeutendere, war an einen Freiherren von Beulwitz unglücklich verheiratet; sie ließ sich später von ihm scheiden und heiratete ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen. Charlotte hatte Herz und Hand noch nicht vergeben. Im folgenden Winter kam das liebenswürdige Mädchen nach Weimar, und als sie wieder fortzog, setzte Schiller mit ihr, wie auch mit Karoline, den Verkehr durch Briefe fort. Den Sommer 1788 verbrachte er ganz in der Nähe der Schwestern, anfangs in Volkstedt bei Rudolstadt, dann an diesem

Orte selbst. Im Winter 1788/9 hielt er sich wieder zu Weimar auf. Seine historischen Arbeiten, von denen wir noch hören werden, trugen ihm März 1789 die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Jena, zunächst ohne festen Gehalt, ein. Im Mai siedelte er dorthin über, nicht ohne vorher in Rudolstadt persönlich von dieser Wendung der Dinge Bericht erstattet zu haben. Am 26. Mai hielt Schiller unter großem Zulaufe seine Antrittsvorlesung, die er später in feinerer Durcharbeitung unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" bekannt gab. Dornenvoll war das Amt, das seiner wartete. Die zahlenden Studenten blieben aus, nicht aber Neid und Eifersucht freundlicher Kollegen. Die Vorbereitungen auf die Vorlesungen kosteten unsägliche Mühe und Zeit. Doch hatte er die Last auf sich genommen, weil er endlich einen bestimmten Beruf haben, einen eigenen Herd sich gründen wollte. Beide Schwestern Lengefeld waren ihm teuer, aber sein Herz wandte sich schließlich der jüngeren zu, und nicht allein darum, weil diese noch frei war. Im August 1789 wurde heimliche Verlobung gefeiert, im Dezember gab die Mutter ihre Einwilligung. Herzog Karl August spendete ein jährliches Fixum von 200 Gulden, der Herzog von Meiningen den Hofratstitel, der die Mesalliance einigermaßen ausgleichen mußte. Am 22. Februar 1790 fand in der Dorfkirche zu Wenigen bei Jena die Trauung ganz im stillen statt. Dann bezog das junge Ehepaar sein äußerst bescheiden eingerichtetes neues Heim. Schiller hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Die edle Frau bewährte sich in jeder Lage als liebevolle und treue Gattin und nahm an den geistigen Bestrebungen des Dichters verständnisvollen Anteil. Charlotte hat wahrlich das Glück, einen Schiller zu besitzen, durch fortgesetzte Prüfungen teuer erkaufen müssen. Im ersten Jahre seiner Ehe mutete er sich Anstrengungen zu, denen sein Körper nicht gewachsen war; denn neben den zeitraubenden Verpflichtungen seines Berufes mußte er des Erwerbes wegen emsiger, als je, die Feder rühren. Um Neujahr 1791 zog er sich bei einem Besuch in Erfurt, wo er an dem dortigen Koadjutor Karl von Dalberg, dem Bruder des Mannheimer Intendanten, einen hilfreichen Gönner hatte, ein Katarrhfieber zu. Not-

dürftig hergestellt, reiste er heim. Alsbald ergriff ihn eine Brustkrankheit, deren heftige Fieberfroste ihn an den Rand des Grabes brachten. Zwar ging die Gefahr vorüber, aber ein chronisches Brustleiden blieb zurück, das sich von Zeit zu Zeit in furchtbaren Anfällen entlud und langsam, aber sicher sein Zerstörungswerk an den edelsten Lebensorganen that. Dazu stellten sich bange Besorgnisse für seine und seines Weibes Zukunft ein. Seinem kranken Körper durfte er fürderhin keine Anstrengungen zumuten; die Vorlesungen mußten ganz ausgesetzt werden. Erholungsreisen nach Rudolstadt, Karlsbad und Erfurt erschöpften vollends die vorhandenen Mittel. Zwar thaten die Gönner und Freunde des Dichters, was in ihren Kräften stand; aber Hilfe im großen Stile war vonnöten. Diese kam von unerwarteter Seite. Der Erbprinz Christian Friedrich von Augustenburg und der dänische Minister Graf Ernst Schimmelmann, enthusiastische Verehrer Schillers, durch den Poeten Jens Baggesen, der Jahrs zuvor in Jena seinem Kollegen näher getreten war, in dessen mißliche Lage eingeweiht, wiesen ihm am 27. November 1791 einen jährlichen Ehrensold von tausend Thalern auf drei Jahre an, der nach Ablauf der Frist um weitere zwei Jahre verlängert wurde. Nun war Schiller aller Sorgen überhoben und konnte sich jede Bequemlichkeit gönnen, die seinen Gesundheitszustand förderte. April 1792 besuchte er Körner in Dresden; im Herbste waren die Mutter und die jüngste Schwester Nanette, die sich für die Bühne ausbilden wollte, seine Gäste in Jena. Dadurch wurde die Sehnsucht nach der Heimat mächtig in ihm erregt, und so reiste er mit Charlotte, die ihrer ersten Entbindung entgegensah, anfangs August 1793 nach der Reichsstadt Heilbronn. Ehe er württembergischen Boden betrat, wollte er die Gesinnungen des Herzoges erkunden. Ein Schreiben an diesen blieb unbeantwortet. Aber Karl Eugen, zu voller Großmut nicht edel und zu kleinlicher Rachsucht nicht unedel genug, gab zu verstehen, daß er die Anwesenheit seines einstigen Zöglinges ignorieren werde. Nun siedelte Schiller am 8. September nach Ludwigsburg über, wo er anregenden Umgang hatte und seiner Familie auf der Solitüde nahe war. Am 14. September beschenkte Charlotte ihren Gatten mit einem Knäblein, dem 1857 als württembergischem Oberförster ver-

storbenen Karl von Schiller. Im März 1794 verlegte die Familie ihren Aufenhalt nach der Hauptstadt. Schiller verkehrte mit den Freunden seiner Jugend, mit Hoven, Conz, Dannecker, der damals seine erste kleinere Schillerbüste schuf, und anderen. Unter den neuen Bekanntschaften stand die mit Matthisson obenan. Auch Stäudlin, der sich inzwischen in einen überzeugten Verehrer Schillers umgewandelt hatte, nahte mit der Friedenspalme. Aber ein Vergleich zwischen den litterarischen Kreisen in Stuttgart und in Weimar-Jena mußte doch sehr zu Ungunsten der ersteren ausfallen. Auch Zeuge öffentlicher Vorgänge von Wichtigkeit war Schiller während seiner Anwesenheit in Württemberg. Herzog Karl Eugen starb, die Karlsschule wurde aufgelöst, und beide Ereignisse berührten ihn wehmütig. Die beste Frucht seiner schwäbischen Reise war die dauernde Verbindung mit dem Buchhänder J. Fr. Cotta, mit dem er in Tübingen und Stuttgart wiederholte Begegnungen hatte. Die Redaktion der schon damals geplanten Allgemeinen Zeitung lehnte der Dichter ab, aber man einigte sich auf die Begründung einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift, der Horen. Und allmählich zog Cotta den ganzen Verlag der Schillerschen Werke an sich, weder zu seinem eigenen Schaden noch zu dem des Dichters und seiner Familie. Mitte Mai 1794 schied Schiller von der Heimat, die er nicht mehr betreten sollte. Einen zweimaligen Ruf an die Tübinger Universität im Februar und März 1795 schlug er aus.

Wenn wir nun einen Blick auf die geistige Thätigkeit Schillers seit seinem Abgange von Dresden im Sommer 1787 werfen, so sticht als bezeichnendes Merkmal dieser Epoche die Abkehr von der Poesie und die Vertiefung in die Wissenschaft hervor. Neue Lehrjahre begannen für ihn, denen er sich freiwillig unterzog, und die er mit bewundernswerter Energie ausnützte. Natürlich darf man sich nicht vorstellen, daß es sich dabei um eine klare Absicht von vornherein handelte. Vielmehr ging von seinen Studien, die zum Teile durch äußere Anlässe bedingt waren, das eine aus dem anderen ganz von selbst hervor. Die Geschichte beschäftigte ihn zuerst, dann trat die Philosophie hinzu, und diese beiden Fächer schlugen ihm die Brücke zu einer neuen Aesthetik, die ihm zur Erkenntnis der

Unzulänglichkeit seiner früheren poetischen Erzeugnisse verhalf und die Mittel an die Hand gab, neue vollendetere Kunstwerke zu schaffen. Als er sich endlich mit bereichertem Wissen und vertieftem Verständnis, geistig völlig ausgereift und gesammelt, zur Poesie zurückwandte, blieb er diesem seinem wahren Berufe für den Rest seines Lebens ohne Unterbrechung getreu. Ganz ließ ihn freilich auch in jener Zeit ernster wissenschaftlicher Arbeit die Muse nicht los. Pläne zu einem nationalen Epos über den großen Friedrich und einer Dichtung über Gustav Adolf tauchten auf. Ausgeführt wurden — von ein paar Kleinigkeiten abgesehen — nur zwei größere Gedichte: 1788 „Die Götter Griechenlands“, 1789 „Die Künstler“. Ferner entsprangen aus dem 1788 begonnenen Studium der griechischen Litteratur Verdeutschungen der Iphigenie in Aulis von Euripides und einiger Szenen aus den Phönizierinnen desselben Dichters, woran sich 1791 eine sehr freie Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneis anreihte. Die Skizze „Spiel des Schicksals“, der die Geschichte General Riegers zu Grunde liegt, steht in der Mitte zwischen der novellistischen und historischen Gattung. In der letzteren beschäftigte ihn zunächst ein Stoff, auf den er durch seinen Don Carlos geführt worden war: die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“. Der erste und einzige von den sechs beabsichtigten Bänden dieses Werkes erschien 1788. An Stelle eines deutschen Plutarchs, womit sich Schiller damals trug, gab er 1790 kurze Zeit eine „Allgemeine Sammlung Historischer Memoires“ heraus. In Form eines „Historischen Kalenders für Damen“ (1791—1793 bei Göschen) teilte er seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ mit. Dieses umfangreiche Werk brachte Schillers geschichtliche Arbeiten, deren Summe noch durch eine Reihe kleinerer Aufsätze vergrößert wird, zum Abschlusse. Durch blendende Darstellung, geistvolle Auffassung und scharfsinnige Durchdringung des tieferen Zusammenhanges der Ereignisse entschädigt er reichlich dafür, was er an Gründlichkeit der Quellenforschung und strenger Methode der Kritik im einzelnen vermissen läßt. Neben den historischen Studien liefen eine Zeit lang noch die ästhetischen her, die bis in das Jahr 1795 fortgesetzt wurden und zeitweise

mit akademischen Vorlesungen in diesem Fache Hand in Hand gingen. Sie zogen Nahrung aus Schillers Beschäftigung mit Kant. Schon seit seinem Umgange mit Körner und Reinhold war ihm dieser Philosoph kein Fremder mehr. Von seiner großen Krankheit im Anfange des Jahres 1791 kaum genesen, griff er erstmals zu den Schriften Kants und versenkte sich bald tiefer und tiefer darein. Seine ganze Aesthetik fußt auf Kants System, dessen Kunstlehre von dem Dichter in selbständiger Weise fortgeführt und ausgebaut worden ist. Die meisten theoretischen Untersuchungen sind zugleich durch sein Bemühen angeregt worden, in das Geheimnis seiner eigenen Künstlernatur und seines poetischen Schaffens einzudringen. So dienen die später unter dem Titel „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" zusammengefaßten Aufsätze dem Zwecke, sich den Unterschied zwischen seiner Begabung und der Goethes klar zu machen. Mehr ethischer Art sind die 1794 ausgearbeiteten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", die aus wirklichen, an den Prinzen von Augustenburg gerichteten, aber beim Kopenhagener Schloßbrande größtenteils zu Grunde gegangenen Briefen entstanden sind. Diesen systematischen Schriften traten mehrere Aufsätze an die Seite, worin er seine Grundsätze an einzelnen Kunstwerken oder Poeten praktisch erläuterte: so Kritiken von Goethes Egmont, Bürgers und Matthissons Gedichten. Die für das Publikum bestimmten Arbeiten finden an dem gleichzeitig mit Goethe, Körner, W. von Humboldt geführten Briefwechsel ihre Ergänzung, und alles dies, zusammengerechnet, ergiebt das umfassende Bild einer höchst bedeutsamen Wirksamkeit auf dem philosophisch-ästhetischen Felde. 1792—1802 sammelte Schiller seine „Kleinere prosaische Schriften" in vier Teilen.

Die ästhetischen Aufsätze Schillers schmückten zuerst seine Neue Thalia und die beim Besuch im Schwabenlande verabredete und 1795 unter den günstigsten Vorzeichen verwirklichte Monatsschrift „Die Horen". Der anfängliche Erfolg dieses Unternehmens hielt indessen nicht lang an. Wohl that der Herausgeber selbst sein Bestes; aber die Mitarbeiter erfüllten ihre Zusagen nicht, und die Teilnahme des Publikums erlahmte rasch. So ging die Zeitschrift mit dem dritten Jahrgang Ende 1797 wieder ein. Doch brachten

die Horen Schiller einen Gewinn, der ihm für allen Aerger überreichen Ersatz bot: die Freundschaft mit Goethe. Noch als Karlsschüler hatte Schiller erstmals, natürlich ohne beachtet zu werden, zu dem schon gefeierten und von ihm bewunderten Dichter emporgeblickt, da dieser im Dezember 1779 als Gast des Herzogs Karl Eugen die Akademie besuchte. September 1788 lernten sich dann die zwei Dichter in Rudolstadt durch Vermittlung der Familie Lengefeld persönlich kennen. Die Erwartungen der Freunde Schillers, die sich für dessen Zukunft viel von diesem Zusammentreffen versprachen, erfüllten sich nicht. Zunächst fand keine Annäherung statt, vielmehr brachte jede neue Begegnung den beiden die Grundverschiedenheit ihrer Naturen um so deutlicher zum Bewußtsein. Doch wirkte der Weimarer Minister zur Berufung des anderen an die Universität Jena mit. Als Schiller nach der Rückkehr aus Württemberg Mitarbeiter für die Horen warb, wandte er sich brieflich in der Angelegenheit auch an Goethe. Dieser antwortete zusagend, es fand eine persönliche Besprechung statt, und damit war der Bann gebrochen. Immer enger und inniger schlossen sich die zwei größten Geister der Nation aneinander an und gewährten mit diesem Bund empfänglichen Gemütern das erhabenste und erhebendste Schauspiel der Welt. Noch heute wirkt es lebendig fort durch jenes teure Vermächtnis, das hinter den glänzendsten Kunstwerken der beiden Männer um nichts zurückbleibt: durch ihren Briefwechsel. Wir dürfen da einen Gedankenaustausch mitgenießen, der die höchsten geistigen und künstlerischen Interessen der Menschheit umspannt, und nicht ohne Rührung gewahren wir, wie durch die Erörterung der wichtigsten Fragen Aeußerungen einer selbst auf Kleinigkeiten sich erstreckenden persönlichen Teilnahme von herzlichster Wärme nicht eingeschränkt werden. Für beide ist ihre Vereinigung von gleich großem Segen gewesen. Schiller im besonderen wurde durch seinen Umgang mit Goethe gezwungen, mehr aus sich selbst und seinem Ideenreiche herauszutreten und sein Augenmerk auf die Außenseite der Dinge zu richten, wodurch seine Schöpfungen an Objektivität und Wahrheit der Darstellung gewannen, ohne an Größe des Inhaltes einzubüßen.

Gegenseitig führten sich die beiden Freunde von wissenschaft-

lichen Studien zur poetischen Produktion zurück, um fortan in wetteifernder Eintracht miteinander um die Palme zu ringen. Schiller namentlich wurde aus einem Prosaschriftsteller wieder vollständig ein Dichter. Und zwar warf er sich, ehe er seine dramatischen Großthaten vollbrachte, zum Vorspiele gewissermaßen auf die Lyrik. Einfachen Gefühlsergüssen entsagte er, da er jetzt wußte, daß seine Stärke hierin nicht liege. In den Jahren 1795—1797 pflegte er namentlich die reflektierende und didaktische Poesie und schuf Stücke von bleibendem Werte, deren bedeutsamer Gedankengehalt in ein ebenso kostbares als geschmackvolles Sprachgewand gehüllt ist. Im Jahre 1799 wurde diese Gattung durch das herrliche Lied von der Glocke, eine Lehrdichtung von edelster Volkstümlichkeit, gekrönt. Die meisten dieser Stücke erschienen in dem „Musenalmanach“, den Schiller für die Jahre 1796—1800 herausgab. Der Jahrgang 1797 bot dem Publikum eine Gabe von eigentümlichem Reize. Goethe und Schiller thaten sich zu einer Sammlung epigrammatischer Xenien zusammen, die hauptsächlich dem Zweck eines großen litterarischen Strafgerichtes dienten. Das geistige Eigentum beider ist nicht immer mit Bestimmtheit auseinanderzuhalten. Sicher aber war Schiller die treibende Kraft des ganzen Unternehmens. Durch das Studium Martials wohl vorbereitet, lieferte er Stücke von schärfstem Witz und wirksamster Schlagfertigkeit. Doch überschritt er häufig die Grenzen des Zulässigen, und teilweise leitete ihn, der durch den Mißerfolg seiner Horen verstimmt war, weniger sittliche Entrüstung, als persönliche Gereiztheit. Die Xenien wirbelten viel Staub auf. Am ehesten wurden ihre Verfasser durch die Kläglichkeit der zahlreichen Erwiderungen, die zum Vorscheine kamen, gerechtfertigt und entlastet. Reineren Genuß, als jene Kampfepigramme, gewähren Schillers Distichen allgemeiner Art, in denen er meisterhaft ein Stückchen Weltweisheit zu einer scharf ausgeprägten Sentenz von wenigen Versen abzurunden versteht. Der Almanach für 1798 brachte eine neue Ueberraschung: eine Balladenreihe; sie war 1797 entstanden und wurde in den folgenden Jahren vermehrt. Damit begab sich Schiller auf ein Gebiet, für das ihn nächst dem dramatischen sein Talent am meisten eignete. „Der Ring des Polykrates“, „Der

Taucher", „Die Kraniche des Ibycus", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Bürgschaft" — diese und andere Balladen, mögen ihre Stoffe nun dem Altertum oder dem Mittelalter entlehnt sein, werden fortleben, solang es ein deutsches Volk und eine deutsche Sprache giebt. Erzählungskunst von echt epischer Ausführlichkeit und Deutlichkeit paart sich darin mit fest gefügter und planvoll durchdachter Komposition, durch die bis zum Schlusse die Teilnahme in dramatischer Weise gefesselt und zielbewußt gesteigert wird. Ein ethischer Grundgedanke verleiht jedesmal der Handlung Würde, ohne sich störend vorzudrängen. Eine volltönende und abwechslungsreiche Diktion, die sich allen Situationen anzuschmiegen weiß, vollendet den harmonischen Eindruck dieser Balladen. 1800 und 1803 sammelte Schiller seine Gedichte in zwei Teilen; die Jugenderzeugnisse der Anthologie, von der übrigens 1798 ein Neudruck veranstaltet wurde, blieben bis auf einen kleinen Rest weg.

Mittlerweile hatte sich der Dichter wieder mit Energie seinem wahrsten und höchsten Berufe, dem des Dramatikers, hingegeben. Seine Forschungen über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges brachten ihn auf den Gedanken, Wallenstein zum Helden eines Trauerspieles zu machen. Während dem Aufenthalt in Schwaben beschäftigte er sich mit diesem Plane. Doch wurde die Arbeit durch andere und durch Unpäßlichkeiten häufig unterbrochen und kam erst recht in Fluß, seitdem die ursprünglich gewählte Prosa dem Verse weichen mußte. Das Ganze war auf ein Vorspiel und ein Hauptstück berechnet. Ersteres, „Wallensteins Lager", ging in Weimar am 12. Oktober 1798 mit einem rasch dazu gedichteten Prologe zur Wiedereröffnung des restaurierten Theaters erstmals über die Bretter. Das Drama selbst erwies sich als zu lang und wurde deshalb in zwei fünfaktige Stücke „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" abgeteilt, was erneute Mühe bereitete. Am 30. Januar 1799 wurden dann Die Piccolomini und am 20. April desselben Jahres Wallensteins Tod in Szene gesetzt. Berlin und die anderen größeren Städte folgten Weimar rasch nach; Juni 1800 erschien die Trilogie im Drucke. Sie fand allenthalben begeisterte Aufnahme.

Wallenstein ist in der That eine großartige Leistung, der in unserer dramatischen Litteratur kaum irgend etwas an die Seite gesetzt werden kann. Schon der Stoff ist ungemein glücklich gewählt: eine sturmbewegte Epoche aus der nationalen Geschichte, in deren Mittelpunkt eine machtvolle, tragischem Verhängnis geweihte Persönlichkeit. Der Held steht da wie aus Erz gegossen, und seine Umgebung ist nicht minder trefflich charakterisiert. Im Vorspiele, das, in altdeutschen Reimversen abgefaßt, ein lebensvolles und mit komischen Zuthaten gewürztes Lagerbild von unvergänglicher Frische bietet, ist Wallensteins bunt zusammengewürfeltes Heer in den verschiedensten Typen virtuos dargestellt. Die beiden Hauptdramen setzen diese Schilderung, die nun von den Soldaten zu den Generalen vorschreitet, mit großer Kunst mannigfaltiger Abstufung fort. Die langjährige künstlerische Selbsterziehung durch ernste wissenschaftliche Arbeit, aber auch der Verkehr mit Goethe hat hier die schönsten Früchte getragen. Keine Mühe ließ sich der Dichter verdrießen, um über den gewaltigen Stoff Herr zu werden, um sich in der politischen Sphäre zurecht zu finden. Mit Bewußtsein suchte er seine Natur, seine Eigentümlichkeit, von vorgefaßten Ideen den Ausgang zu nehmen, zu überwinden, und besser, als je zuvor oder hernach, gelang es ihm, seinen Gestalten Realität zu verleihen. Von seiner sonstigen Gewohnheit, sich in den Helden seines Dramas zu verlieben, ließ er diesmal ganz ab: er stand Wallenstein und den meisten übrigen Figuren des Stückes persönlich kalt gegenüber und schenkte ihnen bloß die objektive Teilnahme des Künstlers. Nur das Verhältnis zwischen Max und Thekla, das übrigens nicht Episode, sondern mit der Handlung eng verflochten ist, hat Schiller mit der wärmsten persönlichen Sympathie behandelt und darum in einem sentimental idealistischen Stile gehalten, der von der Tonart des Ganzen stark absticht. Dennoch möchte das Liebespaar, das von jeher dem großen Publikum besonders an's Herz gewachsen ist, auch der nüchtern Urteilende nicht völlig missen; denn es hebt durch Kontrastierung den Gesamteindruck und giebt Wallenstein Gelegenheit, sich von einer Seite zu zeigen, die seinen Charakter in notwendiger Weise ergänzt.

Während den Vorbereitungen zur Aufführung des Wallen-

stein hatte Schiller wiederholt in Weimar Aufenthalt nehmen müssen. Je fester er entschlossen war, jetzt wieder ganz sich der dramatischen Muse zu weihen, desto wünschenswerter mußte es ihm erscheinen, dauernd in einer Theaterstadt zu wohnen. So bewerkstelligte er am 3. Dezember 1799 seine Uebersiedlung nach Weimar. Die letzten Jahre des Jenaer Aufenthaltes hatten sich für Schiller im ganzen recht freundlich gestaltet. Es fehlte nicht an Verkehr mit bedeutenden Männern; am wertvollsten war die genauere Verbindung mit Wilhelm von Humboldt. Mit August Wilhelm Schlegel, der an den Horen und dem Musenalmanache mitarbeitete, kam Schiller anfangs aus, während der jüngere von den beiden Brüdern, Friedrich Schlegel, sich von vornherein feindlich zu ihm stellte. 1797 wurde auch mit dem älteren abgebrochen, und fortan herrschte unerbittliche Fehde zwischen Schiller und der Romantik. In dem eben genannten Jahre kaufte sich unser Dichter einen hübsch gelegenen Garten bei Jena mit einem Häuschen, das er im Sommer zu bewohnen pflegte. März 1798 wurde er zum Ordinarius an der Universität ernannt, obwohl er schon längst nicht mehr las. Auch Familienzuwachs und schmerzliche Verluste brachten diese Zeiten. 1796 starben Schillers hoffnungsvolle Schwester Nanette und sein Vater. Am 11. Juli 1796 gab Charlotte einem zweiten Sohn, Ernst, das Leben, der, zuletzt Appellationsgerichtsrat in Köln, 1841 zu Vilich ganz demselben Leiden, wie sein Vater, erlag. Am 11. Oktober 1799 stürzte die Geburt der ersten Tochter, Karoline († 1850), die einen Bergrat Junot heiratete, die Mutter in äußerste Lebensgefahr.

Die Uebersiedlung nach Weimar brachte für Schiller mannigfachen Gewinn. Zwar gab es unter den zahlreichen Dichtern und Schriftstellern, die sich hier versammelt hatten, Parteiungen und Feindschaften, die zu Verdrießlichkeiten führten; aber die gleichmäßig herzlichen Beziehungen zu Goethe, die Kotzebues Intriguenkunst nicht zu trüben vermochte, leisteten dafür überreichen Ersatz. Auch war der intime Verkehr mit Schwager und Schwägerin Wolzogen äußerst angenehm. Der Herzog bewies Schiller fortgesetztes Wohlwollen, obgleich er bei seiner Vorliebe für die dramatische Produktion der Franzosen an den Werken jenes viel auszusetzen

fand. Des Dichters Wirksamkeit für die Weimarer Bühne trug die schönsten Früchte. Neben den großen eigenen Stücken, die er nun in ununterbrochener Folge spendete, liefen Uebersetzungen und dramaturgische Arbeiten. Schon im Frühjahre 1799 hatte er den alten Bauerbacher Plan der Maria Stuart wieder aufgenommen. Dazwischen hinein fiel eine etwas weichliche, aber vom praktischen Bühnenstandpunkt aus brauchbare Bearbeitung von Shakespeares Macbeth, die Ende März 1800 erledigt war. Maria Stuart wurde auf Schloß Ettersburg, wohin sich der Dichter im Mai allein mit einem Bedienten zurückgezogen hatte, vollendet. Am 14. Juni 1800 ging das Trauerspiel in Weimar mit großem Erfolg erstmals über die Bretter, im folgenden Jahre wurde es gedruckt.

Die Geschichte der unglücklichen schottischen Königin hätte sich so gut, wie die Wallensteins, zu einer imposanten politisch-historischen Tragödie verarbeiten lassen. Aber Schiller wollte es diesmal anders. Er war des Zwanges überdrüssig, den er sich auferlegt hatte, und überließ sich wieder dem persönlichen Mitgefühle für seine Heldin. So machte er den Kampf zweier rivalisierenden Frauen, der in der einmaligen Gegenüberstellung der Gegnerinnen einen Höhepunkt von gewaltigster dramatischer Wirkung erreicht, zum eigentlichen Gegenstande des Dramas. Dem empfindsamen Elemente gab er dabei ein starkes Uebergewicht und goß über die rührende Gestalt der büßenden und leidenden Maria den höchsten poetischen Zauber aus. Um rein menschliche Wirkung war es ihm zu thun, um keine politische oder religiöse Tendenz. Der Vorwurf, er habe den Katholizismus verherrlichen wollen, ist übel angebracht. Aber in dem Umstande, daß er einen Stoff, der geradezu dazu herausforderte, in den welthistorischen Kampf zwischen altem und neuem Glauben mit fester Parteinahme einzugreifen, nur vom sentimentalen Standpunkt aus behandelte, liegt ein unverkennbarer Mangel. Und selbst innerhalb dem Rahmen, den sich der Dichter gesteckt hat, ist Licht und Schatten allzu ungleich verteilt: in dem Bestreben, seiner Heldin die innigste und wärmste Teilnahme zu sichern, läßt er ihre Gegnerin Elisabeth ganz verabscheuungswürdig erscheinen.

Alsbald beschäftigte ihn ein neuer dramatischer Vorwurf:

„Die Jungfrau von Orleans“. Das Werk ging rüstig von statten, nur von Kleinigkeiten, wie einem Briefe für Goethes Propyläen, unterbrochen; die damals begonnene Ueberarbeitung eines chinesischen Romanes wurde nicht zu Ende geführt. Das neue Drama erlebte wegen ungerechtfertigter Bedenken des Herzogs nicht in Weimar seine erste Darstellung, sondern in Leipzig am 18. September 1801. Dem anwesenden Verfasser — er befand sich auf der Rückreise von einem Besuch in Dresden — wurden großartige Ovationen dargebracht. Im Buchhandel erschien das Stück als Kalender auf das Jahr 1802.

Schiller bezeichnet seine Jungfrau von Orleans als eine romantische Tragödie, und wirklich herrscht darin das reine Wunder ohne vernunftgemäße Erklärung im Geiste des Rationalismus. Ein unschuldiges Landmädchen, von der Mutter Gottes zur Rettung des bedrängten Königes und Vaterlandes erkoren und mit dem Mut und der Kraft, die That zu vollbringen, beseelt, wird ihrer hohen Sendung gerecht, solange sie sich dieser allein ohne irdische Wünsche weiht. Aber als das Weib in ihr erwacht, geht sie ihrer himmelentstammten Zaubermacht verlustig. Erst nachdem sie jedes sinnliche Begehren niedergerungen hat, vermag sie von neuem Wunder zu thun und krönt ihr Rettungswerk unter Hingabe des eigenen Lebens, das seinen Zweck erfüllt hat. Stärker noch, als in Maria Stuart, ist hier des Dichters Neigung zum Idealisieren hervorgebrochen. Den Zauber naiver Weiblichkeit zu treffen, bleibt ihm versagt; dafür hat er seine Heldin mit allen einschmeichelnden Reizen seiner deklamatorischen Kunst ausgestattet. Sogar lyrische Versmaße lösen, wie gelegentlich schon in der Maria Stuart, die Jamben ab. Die dramatische Technik Schillers steht wieder auf der Höhe des Wallenstein. Die Bewegung und Gruppierung der Massen, die Anordnung der Schlachtenszenen ist bewundernswert. Alle Mittel werden aufgeboten, um die Sinne der Zuschauer völlig gefangen zu nehmen. Mehr noch als diese Häufung blendender Effekte vermag uns der reine Geist edelster Sittlichkeit, der die ganze Handlung durchzieht, mit der Schwächlichkeit in der Auffassung und Zeichnung der Charaktere auszusöhnen.

Nach der Vollendung der Jungfrau konnte sich der Dichter

nicht so rasch für einen neuen Plan entschließen. Er dachte an ein Trauerspiel mit Chören „Die Malthcser“, auf die er es schon seit Jahren abgesehen hatte, um sie stets wieder zurückzustellen, an allerlei Gegenstände aus der älteren und neueren Geschichte, selbst an ein Lustspiel. Zunächst bearbeitete er Gozzis Märchenspiel „Turandot, Prinzessin von China“ mit Hilfe von Werthes' Verdeutschung. Ende Dezember 1801 war die Aufgabe glücklich gelöst, am 30. Januar 1802 wurde das hübsche, aber fremdartig anmutende „tragikomische Märchen“ am Weimarer Theater gegeben, ohne großen Eindruck zu machen, und erschien im selben Jahr als Buch. Am 29. April bezog Schiller sein eigenes einfaches, doch bequemes Haus, auf dessen Kauf er seine ganze Habe verwendet hatte. Es war derselbe Tag, da seine Mutter im Dorfe Cleversulzbach bei ihrer Tochter, der Pfarrerin Luise Frankh, die Augen für immer schloß. In diesem Frühjahre richtete Schiller Goethes Iphigenie, wie schon früher den Egmont und Lessings Nathan, für die Weimarer Bühne ein. Endlich hatte er auch den lange gesuchten Stoff zu einem neuen Drama gefunden: eine frei ersonnene, in ein sizilianisches Fürstenhaus des Mittelalters verlegte Familiengeschichte. August 1802 war die Arbeit daran schon im vollen Gang. Am 7. September wurde Schiller auf Verwendung Herzog Karl Augusts vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Gewiß legte er der Sache an sich keinen Wert bei, dennoch mußte ihm, namentlich mit Rücksicht auf seine Frau, die nunmehrige Legitimität seiner Beziehungen zum Hof und zur Hofgesellschaft erwünscht sein. Der Mehraufwand, den diese Rangerhöhung mit sich brachte, konnte durch einen Jahrgehalt, den ihm seit 1803 Karl von Dalberg, jetzt Mainzer Kurfürst, anwies, bestritten werden. Am 1. Februar 1803 war das neue Trauerspiel „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder“ fertig, drei Tage später wurde es am Meininger Hofe vorgelesen, am 19. März in Weimar mit starkem Erfolg aufgeführt, im Juli nebst einer apologetischen Abhandlung „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie“ in Buchform veröffentlicht.

Wiederum hat Schiller, wie in seinen meisten Stücken, den tragischen Konflikt in die Familie, wo er sich auf's äußerste an-

spannen läßt, verlegt, wiederum zeigt er uns, wie in den Räubern, ein Paar feindlicher Brüder, die für dasselbe Mädchen, ihre eigene von ihnen nicht erkannte Schwester, entbrannt sind. Aber im stärksten Gegensatze zu jenem naturalistischen Jugenddrama ist in der Braut von Messina die Behandlung des Stoffes von dem geläuterten Kunstverstande des Dichters zum höchsten Gipfel stilistischer und formaler Schönheit emporgeführt. In doppelter Hinsicht ist die antike Tragödie, die Schiller vorher eingehend studiert hatte, direkt nachgebildet: in der Anwendung des Chores und in der Verwertung der Schicksalsidee. So maßvollen und verständigen Gebrauch er im Vergleich zu seinen plumperen Nachfolgern von letzterer gemacht hat, wird dadurch doch die sittliche Verantwortlichkeit der Charaktere abgeschwächt und Schuld und Strafe in ein schiefes Verhältnis zueinander gesetzt. Die Einführung des Chores war ein großes, in diesem besonderen Fall allerdings gelungenes Wagnis. Von dem griechischen Muster mußte er weit abweichen. Er teilte seinen Chor in zwei Halbchöre, die das Gefolge der Brüder bilden und Partei nehmen, während der antike als Einheit die unbeteiligte öffentliche Meinung vertritt. Auch sah er sich aus praktischen Rücksichten genötigt, die Chorpartien aufzulösen und stückweise einzelnen Sprechern zuzuweisen. Diesen also für seine Zwecke veränderten Chor bestimmte er zum Träger großer, ewig wahrer Gedanken von edelster künstlerischer Prägung. Aber nicht nur in den Chorstücken, sondern gleichmäßig im ganzen Trauerspiele wird durch Glanz und Wohllaut der Sprache in Verbindung mit Versmaß, Rhythmus und Reim von außerordentlichen sinnlichen Reizen der höchste Grad rein poetischer Wirkung erreicht. Weiter ließ sich die Formschönheit innerhalb der dramatischen Sphäre nicht mehr ausbilden: das fühlte der Dichter selbst, und er schlug darum künftig andere Bahnen ein.

Zunächst machte er sich, hauptsächlich um sich dem Herzoge gefällig zu erweisen, an die Verdeutschung zweier Lustspiele des Franzosen Picard: „Der Parasit, oder die Kunst sein Glück zu machen“ und „Der Neffe als Onkel“. Beide Komödien wurden im Laufe des Jahres 1803 auf die Weimarer und dann auf die Berliner Bühne gebracht. Inzwischen hatte er nach längerem

Schwanken sich bereits wieder eines großen dramatischen Gegenstandes bemächtigt. Die Geschichte des englischen Kronprätendenten Warbeck, auf die der Dichter schon 1799 gestoßen war, mußte der des Schweizerhelden Wilhelm Tell weichen. Goethe, der vor Jahren an eine epische Behandlung des übrigens nicht mehr neuen Stoffes gedacht hatte, lenkte das Augenmerk des Freundes darauf. Dieser befaßte sich seit 1801 eingehender damit. Der äußere Umstand, daß mehrere große Bühnen ihn um einen Tell angingen, vermehrte die Lust, die Lektüre von Tschudis in naivem Eposstile gehaltener Chronik versetzte ihn in die richtige poetische Stimmung. Doch begann er erst nach einem Badeaufenthalt in Lauchstädt Sommer 1803 mit der Ausführung. Das Werk wurde möglichst rasch gefördert, obwohl sich Zerstreuungen nicht immer vermeiden ließen. Im Winter 1803/4 weilte Frau von Stael in Weimar; anfangs fand Schiller am Umgange der geistreichen Dame Gefallen, bald fiel sie ihm aber durch ihre übermäßige Beweglichkeit und Zungenfertigkeit zur Last. Doch hinderte sie nicht die Vollendung des „Wilhelm Tell", der am 17. März 1804 auf der Weimarer Bühne und Herbst desselben Jahres im Buchhandel erschien.

Wilhelm Tell, Schillers einziges Schauspiel neben lauter Trauerspielen, zeichnet sich weniger durch tragische Gewalt als durch harmonische Gesamtwirkung aus. Wir sehen ein geknechtetes Volk, das sich mit Anspannung seiner ganzen sittlichen Kraft der Freiheit heiliges Gut erkämpft. Diesmal triumphiert das Recht, unterliegt die Tyrannei, die der Dichter mit den schwärzesten Farben des Hasses gemalt hat. Starkes Hervortreten des Idyllischen, wie es unter einem Volke von Hirten und Jägern zuhause ist, verleiht dem Drama sanftere Reize. Das Lokalkolorit, auf das hier alles ankam, ist meisterhaft getroffen. Die Ergebnisse gewissenhafter Lektüre und mündlicher Umfrage hat Schiller mit Hilfe der Phantasie zu einem Gesamtbilde verarbeitet, dem man den Mangel persönlicher Kenntnis von Land und Leuten keineswegs anmerkt. Das eigentliche Thema des Stückes ist die Befreiung der Schweiz, mit der Tells Schicksal eng verflochten ist, und der Tells That eine entscheidende Wendung giebt. Tell ist nur der hervorstechendste Vertreter des Schweizervolkes, dessen Gesamtheit die

Heldenrolle im Stücke spielt. In reicher Gliederung und erschöpfender Behandlung der möglichen Typen wird die Menge dargestellt, auch eine Art von Chor, und zwar diejenige, welche auf der modernen Bühne allein lebensfähig ist. Diese denkbar breiteste Grundlage des Schauspieles ließ eine straffe Komposition nicht zu; es besteht vielmehr aus mehreren Handlungen, die mit Geschick ineinander verschlungen sind und alle demselben Endziele, der Rettung des Vaterlandes, zusteuern. Als ein entschiedener Fehler muß es betrachtet werden, daß nach der Ermordung Geßlers die Spannung nachläßt, das Interesse erlahmt. So erscheint der ganze fünfte Akt überflüssig, ja, die nachträgliche Einführung des Johannes Parricida stört, obgleich sie den wichtigen Zweck verfolgt, Tells Gewaltthat in die rechte Beleuchtung zu rücken.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Wilhelm Tell wandte sich Schiller einem neuen dramatischen Vorwurfe, der Geschichte des russischen Prätendenten Demetrius, zu. Doch schritt die Arbeit diesmal nur mit großen Unterbrechungen vorwärts und sollte nicht beendigt werden. Ewig muß man dies beklagen, denn es ist ein wundervoller Torso von großartiger Anlage und glänzender Ausführung der fertig gewordenen Teile. Die psychologische Entwicklung der Hauptcharaktere erregt die höchsten Erwartungen: ein edler Jüngling, der sich für den echten Zarensohn hält, aber mitten im Siegeslaufe sich überzeugen muß, daß er ein unschuldiger Betrüger sei, der dann nach schweren Seelenkämpfen der Versuchung erliegt, seine Rolle weiterzuspielen, und schließlich an der Lüge zu Grunde geht. Und dem Helden gegenüber eine Mutter, die vom jauchzenden Hoffen durch die Folterqualen bitterster Zweifel hindurch zur furchtbaren Wahrheit geführt wird. Hinter den machtvollen inneren Konflikten bleiben die äußeren Vorgänge einer stark bewegten historisch-politischen Handlung an Bedeutung um nichts zurück. Wie besonders glücklich Schiller seine schwierige Aufgabe vom bühnentechnischen Standpunkt aus hier zu lösen im Begriffe stand, davon giebt die vollendete Szene des polnischen Reichstages die rechte Vorstellung, in der eine bunte Masse mit sicherer Kraft, wie nur im Wallenstein, kunstgemäß gegliedert und scharf individualisiert ist.

Während des Dichters willensstarker Geist sich zu den letzten Anstrengungen aufraffte, siechte sein Körper mehr und mehr dahin. Zwar ahnte er kaum, wie karg der Rest seiner irdischen Laufbahn bemessen sei; nach Art der Schwindsüchtigen füllten im Gegenteile seinen Kopf vielfältige Entwürfe für die Zukunft. Frühling 1804 reiste er mit seiner Frau und den zwei Knaben nach Berlin, einer Einladung seines alten Mannheimer Bekannten Iffland, jetzt Direktors am dortigen Nationaltheater, folgend. Man gab ihm zu Ehren verschiedene seiner Stücke, der Hof zeichnete ihn auf mannigfache Weise aus. Ja, Unterhandlungen wurden angeknüpft, die darauf abzielten, ihn ganz an die preußische Hauptstadt zu fesseln. Eine Gehaltserhöhung, die der Herzog bewilligte, bestimmte ihn jedoch dazu, die Sache, die auch von Berlin aus nicht allzu ernst gemeint war, fallen zu lassen. Am 25. Juli wurde ihm während einem Aufenthalte zu Jena eine zweite Tochter, Emilie († 1872), geboren, die sich an einen Freiherren von Gleichen-Rußwurm vermählte; durch sie allein wird die Familie noch fortgepflanzt. Im selben Sommer stellte sich Schillers altes Leiden mit erneuter Heftigkeit ein. Erst im Herbste konnte er den Demetrius wieder aufnehmen. Dazwischen hinein tauchte der Plan zu einer Prinzessin von Zelle auf, wurde zum Empfange der Erbgroßherzogin in vier Tagen ein artiges Festspiel „Die Huldigung der Künste" abgefaßt und am 12. November 1804 gegeben, sowie auf den Geburtstag der Großherzogin am 30. Januar 1805 Racines Phädra übersetzt. Damals begann er auch seine Dramen unter dem Titel „Theater von Schiller" zu sammeln (1807 in fünf Bänden vollendet). Die Katarrhe häuften sich den Winter über mehr, als je. Am 29. April stellte sich im Theater ein Anfall ein, der ihn auf das letzte Krankenlager warf. Mit Fieberphantasien wechselten ruhigere Stunden. Aber die Zerstörung der edlen Organe war, wie die Sektion ergab, so weit gediehen, daß die Lebensfähigkeit erloschen war. Am Abend des 9. Mai 1805 hauchte Friedrich Schiller seine Seele aus. Nach Weimarer Brauche ward die Leiche in der Stille der Nacht vom 11./12. Mai beerdigt und im sogenannten Kassengewölbe des Jakobikirchhofes beigesetzt. Im Jahr 1827 wurden dann die mühsam zusammengesuchten Gebeine

des Dichters nach einem würdigeren Orte, der Weimarer Fürstengruft, überführt. 1812—1815 veranstaltete der Cottasche Verlag im Vereine mit Körner die erste zwölfbändige Gesamtausgabe von Schillers Werken.

Wahrlich nicht mit Rosen war Schillers Pfad bestreut. Sein ganzes Leben bedeutete ein fortgesetztes Ringen mit feindlichen Schicksalsmächten. Aus ärmlichen Verhältnissen war er hervorgegangen, und unendliche Mühe kostete es ihn, sich aus der Dürftigkeit emporzuarbeiten. Was sonst dem Menschen als ein selbstverständliches Recht zufällt, den Weg, auf den ihn Talent und Neigung weisen, zu wandeln, mußte er sich durch schwere Opfer erkaufen. Auch der Kampf mit den eigenen Leidenschaften und Begierden blieb ihm nicht erspart; in den Jugendjahren neigte er stark zu einem ungeordneten Wandel. Unter Anspannung seiner ganzen sittlichen Energie gelang es ihm, Herr zu werden über gefährliche Anlagen. In reifer und fester Männlichkeit stand er da, eine äußere Stellung hatte er gewonnen, die, wenn auch bescheiden, ihm doch vergönnte, sich in Ruhe der Ausübung seines Poetenberufes zu widmen: aber nun war sein Organismus zerstört, und unter Qualen mußte er seine ewigen Kunstwerke einem siechen Leib, an dessen Vergänglichkeit ihn jede Stunde mahnte, abtrotzen. Doch ließ er die Bitterkeit nicht über sein Gemüt Herr werden. Die Seelengröße, sein Erbteil von Anbeginn, blieb ihm bis zum letzten Augenblicke treu und half sein hartes Los ihm tragen. Nur liebte er es, sich von der Welt, die ihm ein so wenig freundliches Antlitz zeigte, abzukehren und dafür im Reiche der Gedanken ein Glück zu suchen, das schrille Mißtöne der Wirklichkeit nicht störten.

Es ist keine Frage: Schillers Lebensschicksale und Lebensumstände haben viel dazu beigetragen, ihn in seinem idealistischen Hange zu bestärken. Indessen war schon von Natur aus sein ganzes geistiges Wesen für diese Richtung bestimmt. Hehre sittliche Ideen, erhabene Träume von unveränderlichen Naturgesetzen, von unveräußerlichen Rechten der Individuen wie der Völker, von Freiheit, Menschenliebe und Menschenglück erfüllten seine Seele und bewegten sein Herz von Jugend an. Sie machte er zu unverrückbaren Ausgangs- und Mittelpunkten seiner ganzen Poesie. Auf

dieser Grundlage weiterbauend, suchte er nach besonderen Fällen, um daran seine allgemeinen Sätze zu vergegenwärtigen, zauberte er Gestalten hervor, die er zu Wortführern seiner Gedanken erkor. Auf ganz entgegengesetztem Wege vollzog sich bei Goethe der künstlerische Schöpfungsprozeß. Die Erscheinungsformen der wirklichen Welt drängten sich diesem von selbst in üppigster Fülle auf, und erst nachträglich ordnete und verband er sie zu höheren Zwecken. Seit uralten Zeiten besteht der aus natürlichen Anlagen entspringende Gegensatz beider Methoden: es ist der Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie oder, wie es Schiller ausdrückt, zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung. Kaum kann man sich etwas Zweckloseres und Ueberflüssigeres denken, als den Streit über den Vorrang dieser zwei Geistesrichtungen: jede hat ihre eigentümlichen Vorzüge, und völlig gleichberechtigt stehen beide, wie vor allem ihre größten Vertreter Goethe und Schiller selbst es anerkannt und ausgesprochen haben, nebeneinander. Nur darauf kommt es an, was jede Natur innerhalb ihrer Sphäre leistet, ob es ihr gelingt, das höchste ihr vergönnte Maß der Durchbildung und Vollendung zu erreichen.

Und das gerade ist's, was man Schiller nachrühmen darf. Die Töne, die er anschlägt, hat er wirklich in der Tiefe seiner Seele vernommen, die sittlichen Gedanken, die er verficht, mit unmittelbarer Stärke in der eigenen Brust verspürt. Seine Ideale sind nicht etwa bloß Schmuck- und Schaustücke, mit denen er prunkt: sie bilden einen unabtrennbaren Bestandteil seiner selbst. Er glaubt an sie mit heiligem Ernst, er vertraut ihrer weltbewegenden Macht mit unerschütterlicher Zuversicht. Die Phantasiegestalten, durch die er seine Ideen hinaustragen läßt in alle Welt, liebt er mit der zärtlichen Liebe eines Vaters. Sein ganzes Gemüt nimmt an seinem Dichten leidenschaftlichen Anteil, das poetische Produzieren ist bei ihm ein tief innerlicher Prozeß, ein Zustand geistiger Trunkenheit, womit in jungen Jahren sogar gewaltsame Aeußerungen körperlicher Erregtheit Hand in Hand gegangen sind. Die Glut seines Herzens lodert allenthalben aus der Darstellung hervor. Und darin besteht das Hauptgeheimnis seiner Anziehungskraft auf die Massen. Nur der Ueberzeugte kann so überzeugend wirken, nur der

Begeisterte solche Begeisterung wecken. Ringsum Licht und Wärme verbreitet die Flamme, die er in seinem Busen nährt.

So ist Friedrich Schiller zum gewaltigen Lehrmeister seines Volkes geworden. Der Lehrtrieb steckte ihm schon im Blute. Nicht betrachtend und beobachtend trat er der Welt gegenüber, sondern prüfend und beurteilend. Er maß sie mit strengem Maßstab, und sie konnte nicht vor ihm bestehen. Er forschte nicht nach Erklärungsgründen, warum sie so geworden sei, er begnügte sich nicht mit der Annahme, daß sie bei der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes gar nicht anders sein könne: vielmehr suchte er sie — auch hier wiederum der Idealist im Gegensatze zum Realisten — mit dem Wagemute des Enthusiasten zu erneuern und zu bessern. Mit ungestümer Kritik, mit kecker Satire rückte er in seinen revolutionär gefärbten Jugenddramen den bestehenden Zuständen auf den Leib, mit reiner Begeisterung zeigte er in den reifen Schöpfungen der Mannesjahre die sittlichen Ideale, durch deren verjüngende Kraft sich in neuer Ordnung die Welt schöner aufbauen werde. Es waren Fragen von der höchsten allgemeinen Bedeutung, um die sich sein Denken und Dichten drehte, es waren Gegenstände von dem größten öffentlichen Interesse, die seine Dramen behandelten. Gerechtigkeit und Menschenwürde, vor allem aber Freiheits- und Vaterlandsliebe predigt er den Völkern. Welche erhebenden Beispiele von opferwilliger Abwehr der Knechtschaft und Hingabe an das Gesamtwohl hat er in seiner Jungfrau von Orleans, in seinem Wilhelm Tell aufgestellt! Erhebend zumal für uns Deutsche; denn daß die handelnden Helden Fremde sind, daß die Befreiung der Schweiz, historisch betrachtet, sogar als eine deutschfeindliche That gelten muß, ist eine ziemlich gleichgültige Aeußerlichkeit. Auf das Typische, das Symbolische der Vorgänge kommt es allein an. So hat unser Volk diese Werke stets aufgefaßt. Es hat aus ihnen kurz nach ihrer Entstehung in den Zeiten schmachvollster Erniedrigung Trost, Hoffnung und Mut gesogen, es läßt sich durch sie noch heute zu patriotischen Gefühlen erregen. Seine feuerigste Beredsamkeit weiht Schiller dem nationalen Erziehungswerke. Den besten und schönsten Gebrauch, den man sich denken kann, macht er von seiner Gewalt über die Gemüter. Er führt seine Mitmenschen

aus diesem dumpfen und düsteren Leben in freiere, lichtere Zonen und lehrt sie, daß in der Brust jedes Sterblichen gute Geister wohnen, mit deren Hilfe er das feindliche Geschick bezwingen kann.

Ein wundervolles Geschenk der Natur besaß Schiller an seinem Idealismus: daneben war seine geistige Entwicklung, so gut wie die jedes Menschen, historischen Bedingungen unterworfen. Wie nachhaltig die in der Karlsakademie empfangenen Jugendeindrücke gewirkt haben, ist schon früher betont worden. Nicht minder hat er allgemeine Bildungselemente seines Zeitalters in sich aufgenommen. Er ist ein Sohn der Aufklärungsperiode. Sein religiöser Standpunkt, der ein diesseitiges Paradies einem jenseitigen vorziehen würde und in irdischer Pflichterfüllung, nicht in Gläubigkeit das höchste Verdienst erblickt, ist der rationalistische. Den Hang zum Lehren und Moralisieren teilt er mit seinen Zeitgenossen. Seine politischen Anschauungen decken sich vielfach mit denen der Aufklärungspublizistik. Auch er spielte mit dem revolutionären Feuer, auch er bejubelte die Anfänge der Volksbewegung jenseit dem Rheine; aber auch sein fühlendes Herz empörte sich gegen die furchtbar folgerichtige Entwicklung der Dinge. Schwerlich hätten ihn die französischen Republikaner, wenn sie seine Stimmung anders, als aus seinen Jugenddramen, gekannt hätten, mit dem Diplom eines citoyen français beehrt: träumte er doch eine Zeit lang davon, durch eine Denkschrift dem gefährdeten Bourbonenkönige zu Hilfe zu eilen. Im übrigen brachte es seine geistige Eigenart mit sich, daß er sich weit mehr für die großen Gesamtzüge als für die Einzelheiten der Tagespolitik interessierte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die, welche in ihrer Engherzigkeit die allgemeine geistige Richtung der Epoche zu einem Schulprinzipe zusammenschrumpfen ließen, Schiller für sich beanspruchten, und daß in unvermeidlicher Folge die Gegner jener litterarischen Sekte, vor allem die Romantiker, ihn als Parteihaupt verdächtigten und befehdeten. Die einen hatten so wenig ein Recht dazu wie die anderen. Wohl hat Schiller die herrschenden Ideen seines Jahrhunderts fest ergriffen, die geistigen Interessen seines Zeitalters kraftvoll vertreten, und darum ist er zum Lieblinge der Mitwelt geworden. Aber er hat dem Zeitgeiste nur in seiner reinsten und edelsten

Form gehuldigt, er hat davon das Wesentliche und ewig Gültige, losgelöst vom Zufälligen und Nebensächlichen, festgehalten, und deshalb ist sein Einfluß an keine zeitlichen Schranken gebunden, deshalb prangen seine poetischen Schöpfungen in unverwelklicher Jugend.

Schillers Größe ist überhaupt nicht unangefochten geblieben. Während ihm die Massen der Durchschnittsgebildeten von jeher zugejubelt haben, ist in Vergangenheit wie in Gegenwart gerade ein Teil von denen, welche sich höherer ästhetischen Befähigung und Schulung rühmen dürfen oder doch rühmen, mit ihm streng in's Gericht gegangen. Es sind dieselben Vorwürfe, die schon Zeitgenossen erhoben haben, und die man heute noch vernimmt. Ihm mangle die künstlerische Objektivität, das Vermögen, seinen Phantasiegebilden reales Leben einzuhauchen; der charakteristische Ausdruck leide not unter dem Hange zur Schönrednerei. Durch alle Tonarten hindurch, von der sanftesten bis zur heftigsten, werden diese Beschwerden variiert, und manchmal hat sich sogar die lächerliche Behauptung hervorgewagt, Schiller sei überhaupt kein Poet, nur ein Rhetoriker und Phrasenheld. Schon ihm selbst haben die Rezensenten seiner Zeit, deren Besprechungen sich meist an Einzelheiten klammern und ein Chaos von Richtigem und Unrichtigem, Verständigem und Unverständigem bilden, manche verdrießliche Stunde bereitet. Denn er wußte wohl, daß die Kritik so wenig wie das große Publikum dem Dichter, vollends dem dramatischen, gleichgültig sein dürfe. Aber er bewarb sich um die Gunst beider Mächte nur auf dem Wege, der seinem vornehmen geistigen Wesen zusagte. Nichts lag ihm ferner, als niedrigen Neigungen und Gelüsten zu schmeicheln, vielmehr war er stets bemüht, seine Mitmenschen zu den Höhen, auf denen er wandelte, emporzuheben.

Schillers Geistesart war in scharf gezogene Grenzen gebannt, und daraus entsprangen gewisse Mängel: das muß anerkannt werden. Den unmittelbaren Zauber der Natur, wie er uns bei Goethe, ja, bei manchem Kleineren entzückt, vermochte er nicht wiederzugeben. Sein Anschauungs- und Beobachtungsvermögen war verhältnismäßig schwach entwickelt. Er lieferte deshalb meist Typen an Stelle bestimmt individualisierter Menschen. In die

tiefsten Geheimnisse des weiblichen Wesens einzudringen, war ihm nicht beschieden. Zwar empfand er diese Grundfehler und gab sich redliche Mühe, sie zu überwinden. Es gelang auch in einzelnen Fällen: bei der Zeichnung von Menschen im Wallenstein, bei der Schilderung der Natur im Wilhelm Tell. Aber immer wieder brach mit elementarer Gewalt seine Eigentümlichkeit hervor. Daß er von der mehr naturalistischen Darstellungsweise der Jugend frühzeitig zu einer idealistisch getragenen Stilart überging, war eine notwendige Folge seiner ganzen Veranlagung. Im Versdrama mußte dann unvermeidlich die rein poetische Sprache über den charakteristischen Ausdruck vorherrschen. Nur ganz gelegentlich, am meisten noch im Wallenstein, hat Schiller die Rede der handelnden Personen individuell abzustufen versucht. In der Hauptsache aber setzt er bei allen seinen Figuren, Männern wie Frauen, ohne Rücksicht auf ihren Stand und Bildungsgrad das gleichmäßige Vermögen voraus, ihren Gedanken in musterhafter Ordnung und schönen Worten Ausdruck zu verleihen. Warum sich gegen diese weitere Fiktion sträuben, wenn man doch einmal andere Dinge, die der Wirklichkeit nicht weniger widerstreben, im Drama gelten läßt? Daß nämlich die Menschen in Jamben reden, ihre geheimsten Gedanken in lautem Selbstgespräche von sich geben u. s. w. Uebrigens kann Schiller den Vorwurf eines Schönredners getrost auf sich nehmen. Die Poesie, die dramatische zumal, ist ja eine redende Kunst: wie sollte da die Beredsamkeit ein Tadel sein? Im Gegenteil: keiner, der nicht an dieser Gabe hervorragenden Anteil hat, wird von der Bühne herab große Wirkungen üben. Nur das ist vom Uebel, wenn eine prunkvolle Rhetorik den einzigen oder doch den alles andere überwuchernden Vorzug bildet, wenn zur glänzenden Schale der Kern im Mißverhältnis steht. Aber wer dürfte das im Ernste von Schiller behaupten? Der Gehalt bleibt bei ihm hinter der Form nicht zurück, gerade auf der innigen Vereinigung und Uebereinstimmung beider beruht nicht zuletzt die Größe seiner Poesie. Nirgends leuchtet dies mehr hervor, als aus den Sentenzen, mit denen seine Dramen, wie das Gewand einer Königin mit Edelsteinen, dicht besäet sind. Für allgemein gültige Gedanken unbestreitbarer Wahrheit und gereifter Lebenserfahrung,

deren tiefen Sinn jeder Denkende an sich selbst erproben kann, sind da unübertreffliche Formeln gefunden, durch die sie dem eisernen Bestand unserer volkstümlichen Spruchweisheit einverleibt worden sind.

Daß Schiller innerhalb den Grenzen des seiner Natur Erreichbaren wahrhaft Großes geleistet hat, giebt, wie gesagt, den Ausschlag. Wo so herrliche Tugenden bestehen, die Mängel einseitig zu betonen, ist eine schwere Ungerechtigkeit. Ob man den Idealismus oder den Realismus in der Kunst bevorzugt, ist schließlich eine Frage des Geschmackes. Die einzelnen Individuen werden sich stets je nach ihrer eigenen natürlichen Veranlagung mehr oder weniger von Schiller angezogen fühlen. Ja, viele pflegen sich ihm gegenüber in verschiedenen Lebensepochen verschieden zu verhalten. Der Knabe hängt sich von dem Augenblick an, da sich ihm das Verständnis für Poesie zu erschließen beginnt, mit schwärmerischer Liebe an den Dichter, der ihn in eine Welt der reinen Schönheit einführt. Wenn der Jüngling dann die ersten Schritte in das Leben thut und gleichzeitig mehr auf die wirklichen Erscheinungen der Dinge achtet, diesen erhöhten Wert beilegt, tritt meist ein starker Umschwung ein, und der einstige Liebling wird von der grünen Lebenserfahrung des Studenten verächtlich über die Achsel angesehen. Aber sachte stellt sich wieder das Gleichgewicht zwischen übertriebener Begeisterung und unbilliger Geringschätzung her: der reife Mann findet ein unbefangenes Verhältnis zu Schiller und kehrt zum richtigen Maße der Bewunderung zurück. Die Frauen dagegen, die nur selten in dieselben Beziehungen zum realen Leben treten und eine ähnliche Entwicklung durchmachen, stellen zu den lebenslänglich getreuen Schillerverehrern das stärkste Aufgebot. Und wie der einzelne auf verschiedenen Altersstufen seine Gesinnungen gegen den Dichter wechselt, so schwankt auch dessen Wertschätzung im Bewußtsein des ganzen Volkes, steigend in Epochen schwungvoll gehobener Stimmung, sinkend in materiell nüchternen Zeiten.

Die Urteile des Haufens sind für gewöhnlich in der Poesie so wenig maßgebend, wie in anderen Dingen. Stoffliche Interessen pflegen sie zu bestimmen, und zumeist erwerben sich die Dichter den lautesten Beifall, welche die Tendenzen des Tages geschickt auf-

spüren und unbedenklich ausbeuten. Aber im Laufe der Jahre verflüchtigen sich die zufälligen und unwesentlichen Elemente, die kurze Zeit eine Scheingröße schaffen können, und nur der unverfälschte Gehalt bleibt zurück. Wenn ein Dichter sich dann noch der Zustimmung der Massen erfreut, so liegt darin ein zwingender Beweis seines wahren Wertes. Schillers Volkstümlichkeit hat bereits ein Jahrhundert überdauert, heute noch übt er dieselbe Gewalt über die Herzen aus, wie in den Tagen seines Hervortretens; in diesem besonderen Falle hat sich also die Stimme des Volkes von vornherein als untrüglich erwiesen. Es ist eine seltene und höchst erfreuliche Erscheinung, wenn einmal das große Publikum die wirkliche Bedeutung eines Dichters unmittelbar zu würdigen versteht. Schiller verbindet eben mit seinen allgemein geistigen und poetischen Vorzügen die spezifische Gabe, stärkste szenische Wirkungen hervorzubringen. Auf seinen Dramen beruht seine Allmacht. Daneben sind nur noch die Balladen und eine Minderzahl der Gedichte unvergänglich. Seine Lyrik hat sich zum guten Teile schon überlebt, seine Prosaschriftstellerei, deren großartiger wissenschaftlicher Dilettantismus für die Vergangenheit Epoche gemacht hat, interessiert uns heute hauptsächlich darum, weil sie einen Durchgangspunkt für seine künstlerische Persönlichkeit bedeutet. Aber Schillers Dramen leben und werden fortleben, solang es eine deutsche Schaubühne giebt. Daran vermögen die zahllosen und teilweise gewiß nicht unbegründeten Ausstellungen einer strengen ästhetischen Kritik nichts zu ändern.

In einem gewissen Gegensatze zu der Verehrung, die Schiller in breiten Schichten des Volkes genießt, haben sich die fachwissenschaftlichen Kreise mit ihm niemals in demselben Umfang und mit derselben weitreichenden — und doch so engherzigen — Liebe, wie mit Goethe, beschäftigt, was übrigens kaum als ein Schaden betrachtet werden kann. Doch sind gerade in den jüngsten Zeiten Litterarhistoriker und Aesthetiker an der Arbeit, die Vernachlässigung unseres Dichters wieder wett zu machen. Ueberhaupt läßt sich neuerdings eine starke Bewegung zu Gunsten Schillers beobachten, die ihre Kreise noch weiter ziehen dürfte, und die ernsthaft zu nehmenden Schillerverächter verstummen mehr und mehr. Viel-

leicht hat eben die Ueberspannung des realistisch-naturalistischen Prinzipes am Ende des 19. Jahrhunderts die unbeabsichtigte Wirkung gehabt, ästhetisch feiner empfindende Geister zu dem großen idealistischen Dichter zurückzuführen.

Friedrich Schiller gehört der gesamten Nation an, ganz Deutschland hat an ihm Anteil. Aber im besonderen Sinne nennen ihn der schwäbische Stamm und das Württemberger Land ihr eigen. Unschwer lassen sich bei ihm die Hauptlinien des schwäbischen Charakters nachweisen: der Zug in die Wolken, die Begeisterung für die Freiheit, das Streben nach philosophischem Gehalt innerhalb der Poesie. Für seine Weiterentwicklung freilich war gerade die Abkehr von der engeren Heimat von entscheidenden günstigen Folgen. Die Gefahr, daß seinem Genie die Adlerfittiche beschnitten werden, war damit beseitigt. Wiewohl er dem Lande, das ihn geboren, erzogen und dann ausgestoßen hatte, niemals grollte, trat doch eine Entfremdung, eine Kälte ihm gegenüber ein. Schwaben suchte indessen gut zu machen, was es an einem seiner besten Söhne gesündigt hatte. Es brachte ihm noch zu Lebzeiten so manches Zeichen liebreicher Gesinnung entgegen, und nach seinem Tode huldigte es in den mannigfaltigsten Formen seinem Ruhme. Seit dem Jahr 1825 hält der Stuttgarter Liederkranz an jedem Todestage des Dichters ein Maienvolksfest im Freien ab mit Rede, Gesang und Festzug zu Thorwaldsens prächtigem Schillerdenkmale. Dieses wurde 1839 unter großen Feierlichkeiten enthüllt; 1876 erwarb sich Marbach das lang ersehnte Standbild, ein würdiges Werk des jung verstorbenen Ernst Rau, und 1882 stiftete der greise Bildhauer J. L. Hofer der Stadt Ludwigsburg eine Marmorstatue Schillers. Als sich 1859 das ganze deutsche Volk rüstete, den zum hundertstenmale wiederkehrenden Geburtstag seines Lieblinges festlich zu begehen, da blieb man auch in Württemberg nicht zurück. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Geburtsstadt zu einer viel besprochenen und viel besuchten Stätte der Schillerverehrung entwickelt. Seit dem Jahr 1895 sind alle diese Bestrebungen in dem einen Strome des unter dem Schirme König Wilhelms II. von Württemberg begründeten schwäbischen Schillervereines zusammengeflossen, und in Marbach wird ein Schillerarchiv erstehen, das die

gewaltig anwachsenden Manuskriptenschätze des Vereines beherbergen soll. Daneben hat von jeher im Lande die Schule zur Popularisierung des Dichters das Ihrige redlich beigetragen. Ebenso ist das Stuttgarter Hoftheater seit den Zeiten, da es zum erstenmale die Wirkung der Schillerschen Stücke erprobt hat, dem großen Dramatiker ohne Unterbrechung treu geblieben und ehrt sein Andenken, indem es seine Schauspiele jedes Jahr fast vollständig in Einzelvorstellungen und von Zeit zu Zeit in zusammenfassenden Cyklen dem dankbaren Publikum vorführt.

Der Einfluß Schillers auf die poetische Produktion seiner eigenen wie der späteren Zeit muß sehr hoch veranschlagt werden. Teils war es sein künstlerischer Stil im allgemeinen, seine Richtung auf klassische Formschönheit, was Dichtern zum Leitsterne diente, teils wurden bestimmte Gattungen seiner Muse nachgeahmt. In Schwaben nahm man sich mit Vorliebe Schillers Lyrik zum Muster; die Dichtergruppe, die man unter dem Namen der schwäbischen Klassizisten zusammenzufassen pflegt, und die im nächsten Kapitel vorgeführt werden soll, huldigte namentlich seinem formalistischen Prinzipe. Dem historischen Drama höheren Stiles hat Schiller bis auf den heutigen Tag das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Aber es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß durch sein Vorbild die dramatische Dichtkunst in Deutschland oder der gesamte Geschmack des Publikums sofort eine Umwandlung erfahren habe. Nur langsam rückte Schillers Einfluß vor. Konnten doch zunächst mit seinen Stücken an Beliebtheit die Machwerke eines Iffland und Kotzebue wetteifern. Auch die schwäbischen Dramatiker bewegten sich noch lange Zeit nach dem Erscheinen der Räuber vorzugsweise in den alten Geleisen. Aber die Neigung für diesen Zweig der Poesie nahm unter Schillers Einwirkung im Lande doch etwas zu, und hin und wieder waren wenigstens vereinzelte Schöpfungen seiner Nachfolger schwach von seinem Geist angehaucht.

Hohe künstlerische Ziele steckte sich bei freilich nur bescheidenen natürlichen Anlagen Friedrich August Klemens Werthes. Am 12. Oktober 1748 im reichsritterschaftlichen Dorfe Buttenhausen (O.A. Münsingen) als Pfarrerssohn geboren, durchlief er die

niederen württembergischen Klosterschulen und studierte im Tübinger Stifte Theologie. Da ihn jedoch die Sprachen und schönen Wissenschaften mehr anzogen, als die Gottesgelehrsamkeit, und da ihn das Los eines Landgeistlichen nicht verlockte, wandte er der Heimat den Rücken. Er begab sich im Jahre 1771 nach Erfurt zu Wieland, an dessen Werken er sich besonders begeistert hatte. Der berühmte Dichter nahm sich des Landsmannes freundlich an, behielt ihn längere Zeit in seiner Nähe und ließ ihn an seinem Teutschen Merkur mitarbeiten. Später wurde Werthes Hofmeister in hochadeligen Häusern, kam als solcher nach Göttingen, wo er litterarische Beziehungen anknüpfte, und später nach Lausanne, lebte dann mehrere Jahre in Venedig, wo er sich in der italienischen Sprache und Litteratur schöne Kenntnisse erwarb. Diese befähigten ihn, eine Professur für den genannten Wissenszweig an der Karlsschule in Stuttgart zu übernehmen. Er trat sein Amt am 15. Dezember 1781 an. Doch fühlte er sich auf seinem schlecht besoldeten und wenig dankbaren Posten nicht wohl. Mehrere Versuche, eine bessere Bedienstung in Württemberg zu erlangen, schlugen fehl, und so nahm er im Frühjahre 1783 seine Entlassung, um nach Wien zu gehen. 1784—1791 war er Professor der schönen Wissenschaften in Pest; dann versah er die Stelle eines Gesellschafters und Reisebegleiters bei einem reichen Russen. In seine schwäbische Heimat zurückgekehrt, privatisierte er zunächst in Ludwigsburg. Später redigierte er in der Hauptstadt das Staats- und Regierungsblatt und erhielt den Hofratstitel. Er beschloß am 5. Dezember 1817 zu Stuttgart sein bewegtes Leben.

Werthes hat als Dichter und Schriftsteller eine ausgiebige und vielseitige Wirksamkeit entfaltet. Er begann 1772 mit leichten und gefälligen, aber gedankenarmen und eintönigen „Hirtenliedern", die unter Wielands Augen entstanden waren, und denen er ein Fragment seines Gönners „Der verklagte Amor" anhängen durfte. Aus derselben Tonart gehen die 1774 folgenden „Lieder eines Mädchens beim Singen und Klavier". Die weiteren lyrischen Erzeugnisse Werthes' sind im Almanach der deutschen Musen und in anderen Taschenbüchern und Kalendern zerstreut. 1782 erschien ein Roman in Briefen „Begebenheiten Eduard Bomstons

in Italien". Er gehört zu den Denkmalen der empfindsamen Periode und ist halb von Goethes Werther, halb von Rousseau beeinflußt, an dessen Neue Heloise die Handlung anknüpft. Die Erhebung einer Gefallenen durch eine reine Liebe und die schließliche Entsagung der durch die Verhältnisse getrennten Liebenden bilden den Hauptinhalt des Buches. 1801 bereicherte Werthes die Reihe seiner Produktionen durch ein halb idyllisches, halb heroisches Epos „Die Klause" auf nicht eben glückliche Weise. Form und Inhalt sind darin gleich anfechtbar; namentlich aber hat die psychologische Kunst des Autors gänzlich Schiffbruch gelitten. Die Tendenz der Dichtung besteht einerseits in Verherrlichung der Natur und naturgemäßer Lebensweise, andererseits in entschiedener Verdammung des Krieges. Später lieferte er Beiträge zum Morgenblatt und brachte 1816 seine poetische Wirksamkeit mit einem ziemlich wertlosen Cyklus von kleinen Epen zum Abschlusse: „Sieben Heroen in sieben Gesängen". Außer seinen selbständigen Schöpfungen übersetzte er verschiedene Werke aus dem Italienischen, gab 1774 eine Abhandlung über den Atys des Catull nebst einer metrischen Uebertragung dieses Gedichtes heraus und verfaßte noch einige unbedeutende Schriften aus verschiedenen Gebieten.

Am liebsten und verhältnismäßig am erfolgreichsten pflegte er die dramatische Muse. Er begann mit zwei von Wieland angeregten Singspielen „Orpheus" (1775) und „Deucalion" (1777), übersetzte die „Theatralischen Werke von Carlo Gozzi" (fünf Bände, 1777) aus dem Italienischen und verdeutschte 1783 das russische Schauspiel „Der rechtschaffene Unterthan" von Beaumont und Fletcher, woran sich später noch einige weitere Uebertragungen englischer Stücke anreihten. 1785 wagte er sich erstmals, offenbar durch Schillers Beispiel ermutigt, mit seinem „Rudolf von Habspurg" auf das Gebiet des großen historischen Dramas. 1786 behandelte er in dem fünfaktigen Schauspiele „Bayard oder der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel" eine Episode aus dem Leben dieses französischen Helden, ließ 1790 „Niklas Zrini oder die Belagerung von Sigeth" folgen, welches Trauerspiel dem gleichnamigen Theodor Körners als Vorlage gedient hat, brachte 1800 den Manen „Konradins von Schwaben" ein dramatisches Opfer und nahm schließ-

lich das Wagnis auf sich, in dem Schauspiele mit Gesang „Hermione“ (1801) den Stoff des Shakespeareschen Wintermärchens neu zu bearbeiten. Von Werthes' Dramen ist ein Teil in gebundener, der andere in ungebundener Redeweise geschrieben. Prosa gelingt ihm weit besser, als Verse. Seine Sprache ist etwas schwerflüssig, eher schlicht als glänzend, aber nicht ohne Kraft und ohne ausdrucksvolles Pathos in gehobenen Momenten. Erst sein Konradin trägt unter dem zunehmenden Einflusse des Schillerschen Jambendramas ein mehr rhetorisches Gepräge. Im übrigen ist Werthes für einen Bühnendichter zu steif, zu leidenschaftslos; die plastische Gestaltungskraft geht ihm ab; seine Erfindungsgabe ist bescheiden. Er muß deshalb Anlehnung suchen; doch weiß er sich seinen Vorgängern und Vorbildern gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu wahren. Seine Haltung nötigt Achtung ab. Er will nicht bloß Buchdramen liefern, sondern strebt praktische Bühnenwirkung an; seine Uebersetzungen und eigenen Werke sind teilweise am Wiener Hoftheater, in Mannheim und anderen Städten aufgeführt worden. Dennoch hörte er stets auf die Stimme eines zarten künstlerischen Gewissens und verschmähte es, zu dem Geschmacke des großen Publikums herabzusteigen. Er hat sich der Minderzahl zugesellt, die mit Lessing, Goethe, Schiller dem dramatischen Ideale nachjagte.

In einer anderen Richtung bewegte sich Karl Friedrich Hensler. Am 2. Februar 1759 zu Vaihingen a. d. Enz geboren, ergriff er die Laufbahn eines württembergischen Theologen, brachte es 1779 zum Magister in Tübingen, wurde dann Hofmeister in Mülheim am Rhein und kam 1784 nach Wien. Hier fand er den richtigen Boden für seine Neigungen und Talente. Er war zuerst Theaterdichter am Marinellischen Theater in der Leopoldsstadt, hierauf der Reihe nach Leiter dieses Institutes, des Theaters an der Wien, der Bühnen zu Preßburg und Baden, endlich des Josephstädtischen Theaters in Wien, für das er ein neues, 1822 eröffnetes Haus erbauen ließ. Bis zu seinem am 24. Februar 1825 erfolgten Tode war Hensler auf's innigste mit der Wiener Volksbühne verwachsen, die er auf eine höhere Stufe gehoben hat. Seine Stücke, deren er nicht viel weniger als ein Hundert verfaßt hat, erfreuten sich großer Beliebtheit und gingen lang über die Bretter. Lustspiele,

Schauspiele, bürgerliche Sittengemälde wechselten mit Possen und Liederspielen, Feenmärchen und Opern ab. Besondere Anziehung übten die zwei Singspiele „Das Donauweibchen" (1792) und „Die Teufelsmühle am Wienerberg" (1801) aus. Franz Karl Hiemer (1768—1822), ein Pfarrerssohn aus Rottenacker (O.A. Ehingen), pflegte dieselbe dramatische Gattung, wie Hensler, dem er aber weder an Begabung noch an zielbewußtem Streben gleichkam. In der Karlsschule erzogen, aus der er davonlief, um wieder eingeliefert zu werden, versuchte es der unruhige Mann abwechslungsweise als Maler, württembergischer Hofschauspieler, Offizier, Handlungsgehilfe, Institutsvorstand, um schließlich in die gediegenen Bahnen eines Registrators einzulenken. In Stuttgart war der joviale Dichter, der durch seinen schlagfertigen Witz die Geselligkeit belebte, eine populäre Persönlichkeit. Seine Schauspiele und Lustspiele, Opern und Operetten fristeten nur ein kurzes Bühnendasein, während sein Lied „Schön ist's unter freiem Himmel" noch heute gesungen wird.

Auch einer Schwäbin begegnen wir unter den Theaterdichtern jener Zeit: Elise Hahn (1769—1833) aus Stuttgart, der dritten Gattin Gottfried August Bürgers. Die poetisch eingeleiteten Beziehungen zwischen dem schönen und begabten „Schwabenmädchen" und dem berühmten, in Württemberg besonders gefeierten Dichter führten zum Ehebund, als dieser 1790 nach Stuttgart kam. Das Los an der Seite des verdüsterten Mannes mochte nicht eben beneidenswert sein. Aber Elise war der übernommenen Pflichten nicht im geringsten eingedenk: nicht nur verschwenderisch, vergnügungssüchtig, flatterhaft, sondern offenkundig untreu, machte sie ihrem Gatten das Leben zur Hölle, bis im Jahre 1792 die gerichtliche Scheidung dieser Tragödie ein Ende bereitete. Frau Bürger warf sich nun der Schauspielkunst in die Arme, fand in Altona, Hannover, Dresden Engagement, gastierte an verschiedenen Orten und durchzog schließlich als Deklamatorin von Frankfurt a. M. aus ganz Deutschland. 1799 trat sie erstmals mit einem Drama „Adelheit, Gräfin von Teck" hervor, einem geschickt gemachten, aber faden Ritterschauspiele, wie sie damals die Gunst des Publikums fanden. Es folgten noch eine Anzahl Bühnenwerke, von

denen nur ein Teil zum Drucke gefördert worden ist; „Die schwäbische Bäuerin“ führte sie mit Vorliebe auf ihren Gastreisen selbst vor. Außerdem schrieb sie mehrere Bücher für Frauen, sammelte 1812 ihre Gedichte und ließ 1813/4 patriotische Kriegslieder drucken.

Verschiedene andere Dichter bedienten sich nur gelegentlich der dramatischen Form, ohne Beziehungen zur praktischen Schaubühne zu suchen oder zu finden. So verfaßte der junge Conz zwei Jahrzehnte vor Werthes etwa zu gleicher Zeit, da sein Jugendgespiele Schiller sich mit diesem Stoffe trug, einen „Konradin von Schwaben“, über den wir im nächsten Kapitel Näheres vernehmen werden. Der unter den Romanschreibern erwähnte J. G. Essich gab 1792 ein Trauerspiel „Bianca Capello“ heraus. Armbrusters und Fr. K. Langs Stücke sind schon berührt worden, ebenso die Opern Hausleutners. Die dramatischen Leistungen Friedrich Weissers, der den „Peter Squenz“ des Andreas Gryphius erneuerte und ein paar Lustspiele nach Holbergschen Plänen ausführte, haben so wenig Bedeutung wie die des Epigrammatikers Haug, der für Zumsteeg den Text zu dem Singspiel „Elbondokani“ abfaßte. Von einem Rübezahltextbuche K. Ph. Lohbauers und anderen unbedeutenden Stücken wird später noch kurz die Rede sein. Auch Herzog Eugen von Wüttemberg-Oels (1758—1822), in Mömpelgard geboren, preußischer Offizier, zuletzt Generallieutenant und Gouverneur von Glogau, versuchte sich 1791 mit einem „Der glückliche Tag“ betitelten Schauspiel. Er war ein Verehrer Schillers, mit dem er Sommer 1803 im Bade Lauchstädt persönlichen Umgang pflog. Der Prinz hat außerdem eine Reihe religiöser und sonstiger Prosaschriften verfertigt. Der Philosoph Johann Jakob Wagner schrieb als Jenaer Student ein 1798 gedrucktes vieraktiges Lustspiel „Das Ständchen“. Gleichfalls in den neunziger Jahren verfaßten Karl Ernst Friedrich von Scheler und Ernst Friedrich Hesler einige Stücke. Letzterer, 1771 in Dettingen (O.A. Urach) geboren, wurde Kanzleiadvokat und fürstlich Isenburgischer Hofrat zu Vaihingen. Scheler, 1760 zu Stuttgart geboren, führte ein abenteuerliches Leben. Er war auch an verschiedenen journalistischen Unternehmungen beteiligt. Als Dramatiker wählte er gerne zeitgeschichtliche Stoffe, so in dem Lustspiele „Der Emigrant“ und in dem Trauerspiele „Ludwig der XVI.“

Von Dramatikern aus bayerisch Schwaben ist zunächst der 1750 zu Weißenhorn geborene Franz Xaver Jann, katholischer Priester und Gymnasialprofessor in Augsburg, zu nennen. Unter dem Titel „Etwas wider die Mode" gab er „für die studierende Jugend" seit 1782 in sieben Bändchen seine volkstümlichen Bühnenerzeugnisse „ohne Karessen und Heiraten" heraus, die sich im Spielplane des süddeutschen Bauerntheaters bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Lorenz Hübner (1753—1807), der aus Donauwörth stammte und als geistlicher Rat zu München starb, schrieb zwischen 1781 und 1784 einige in der bayerischen Hauptstadt zur Darstellung gebrachte Stücke: zwei musikalische Schauspiele „Semiramis" und „Tancred" und die beiden vaterländischen Schauspiele „Hainz von Stain der Wilde" und „Camma, die Heldin Bojoariens". Später gab er einen Salzburger Musenalmanach (1787/8) heraus. Der schon im fünften Kapitel genannte J. S. von Rittershausen dichtete namentlich die Trauerspiele „Die Tochter Jephte" und die „Zerstörung von Jerusalem" sowie die von Winter komponierte Oper „Orpheus und Euridice". Franz Kratter (1758—1830) aus Oberdorf am Lech war Sekretär in Wien und Lemberg und beteiligte sich seit 1800 ein Vierteljahrhundert lang an der Leitung des Lemberger Theaters. Er begann seine poetische Laufbahn 1782 mit einem Gedicht in drei Gesängen „Der Augarten in Wien", verfertigte mehrere Romane, wandte sich dann hauptsächlich der Theaterdichtung zu. Seine zahlreichen Dramen, von denen er 1795—1804 eine Sammlung veranstaltete, sind bühnengerechte, aber litterarisch ziemlich wertlose Machwerke. Dennoch wurden sie einst überall viel gespielt. Namentlich Kratters Schauspiele aus der russischen Geschichte erfreuten sich großen Erfolges, „Die Verschwörung wider Peter den Großen" wurde 1790 von der deutschen Gesellschaft in Mannheim preisgekrönt, und „Das Mädchen von Marienburg" hielt sich bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Spielplane des Wiener Hofburgtheaters. In Karl Ludwig Giesecke (1761—1833) aus Augsburg stritt die Neigung zum Theater mit der zu den Naturwissenschaften um die Oberhand. Seine Jugendjahre sind in Dunkel gehüllt. Er scheint der Sohn eines wohlhabenden Schneiders gewesen zu sein und

eigentlich Mezler geheißen zu haben. In Altdorf hielt er sich zum Studium der Rechtswissenschaft auf, kam 1790 nach Wien, änderte seinen Namen und erhielt als Schauspieler und Schauspieldichter bei dem von Schikaneder geleiteten Theater an der Wien Anstellung. Er lieferte eine Anzahl Schauspiele, Burlesken, wie „Der travestierte Hamlet“ und „Der travestierte Aeneas“, insbesondere aber Operntexte: „Oberon“, „Die Pfaueninsel“ u. s. w. In das fragwürdige Verdienst, das Libretto zur Zauberflöte geschaffen zu haben, darf sich Giesecke mit Schikaneder teilen. Seit 1804 verlegte er sich ganz auf die mineralogische Wissenschaft, unternahm Forschungsreisen nach Grönland und Island, wurde 1813 Professor der Mineralogie zu Dublin und brachte seinen Schauspielernamen auf diesem völlig entgegengesetzten Gebiete zu den höchsten Ehren.

Neuntes Kapitel.

Die Zeiten des schwäbischen Klassizismus.

Auf die scharf ausgeprägte persönliche Herrschaft Karl Eugens folgten in Württemberg die kurzen, ziemlich farblosen Regierungen seiner beiden Brüder Ludwig Eugen (1793—1795) und Friedrich Eugen (1795—1797); erst seitdem des letzteren Sohn, Herzog Friedrich II. (1797—1816), das Szepter ergriffen hatte, machte sich wieder ein starker Wille im Lande geltend. Während Württemberg bis zur Revolution in seiner Sonderexistenz wenig gestört worden war, wurde es nun mehr und mehr in den Strudel der Weltbegebenheiten hineingerissen. Die politischen Interessen nahmen in ganz Schwaben überhand. Mit gespannter Aufmerksamkeit, mit Jubel oder Entsetzen, mit banger Furcht oder sehnsüchtigem Hoffen verfolgte man den Lauf der Dinge hinter den Vogesen. Zunächst überwog die Freude über den Anbruch einer neuen Zeit. Auch die ältere Generation, so weit sie zu den geistig Freien und Unabhängigen gehörte, konnte sich dieses Gefühles nicht ganz erwehren. Aber je besonnener einer zu urteilen, je besser einer die Bedeutung

historisch gewordener Verhältnisse zu würdigen verstand, desto größere Bedenken mußten sich von vornherein in seinen Beifall mischen, Bedenken, die durch den Gang der Ereignisse rasch verstärkt und gerechtfertigt wurden. So sahen sich die älteren schwäbischen Publizisten, die Wieland und Schlözer, ja selbst die Schubart und Wekhrlin, vor ein Dilemma gestellt, das ihre Haltung vielfach schwankend und unbestimmt erscheinen läßt. Andere, die eine liberale Vergangenheit vor dem Verdachte reaktionärer Gesinnungen schützte, wie der alte Karl Friedrich von Moser und Spittler in Göttingen, erhoben frühzeitig mit Entschiedenheit ihre warnende Stimme. Rückhaltloser gab sich die Jugend, bei der das begeisterungsfähige Herz weniger durch den kalten Verstand gemeistert zu werden pflegt, der revolutionären Bewegung hin. Die Studierenden thaten es allen zuvor. Der Enthusiasmus für die Völkerfreiheit wurde da durch persönliche Bestrebungen und Wünsche genährt. Die Stiftler in Tübingen bäumten sich gegen die strenge mönchische Zucht, die Karlsschüler in Stuttgart gegen die steife militärische Dressur auf. In beiden Anstalten bildeten sich förmliche Klubs, in denen man französische Zeitungen las, Reden hielt, Freiheitsfeste feierte, und es waren gerade die fähigsten Jünglinge, die sich an diesem Treiben beteiligten. Die Keckheit der Akademisten trieb es sogar bis zu öffentlichen Demonstrationen. Selbst die schwäbischen Reichsstädte wurden durch die Revolution aus ihrem vieljährigen Schlummer aufgerüttelt, und in dieser und jener schlug die große Bewegung ihre kleinen Wellen. Auch in der Grafschaft Hohenzollern verlieh das französische Beispiel dem Volke den nötigen Rückhalt, um seine Rechte gegen den Landesherren siegreich durchzufechten.

Der Sturz des französischen Königtumes brachte die erste Ernüchterung. Wie in ganz Deutschland war auch in Schwaben das monarchische Gefühl zu fest gewurzelt, als daß es durch den neuen Freiheitstaumel ohne weiteres hätte ausgetilgt werden können. Viele wandten sich jetzt von der Sache der Revolution ab; jene älteren Publizisten sahen ihren Weg deutlicher vorgezeichnet. Ein Teil der jugendlichen Schwärmer schwärmte fort, zu den Helden der Gironde emporschauend. Als deren Häupter gefallen waren und nackte Greuel und Schrecken zu herrschen begannen, wurden

auch viele von denen, welche in der Republik ihr Ideal sahen, zurückgeschreckt. Nur noch wenige Schwaben harrten aus, neben wirklich Ueberzeugten, wie Stäudlin, solche, welche es aus Charakterfestigkeit thun zu müssen glaubten, wie Reinhard.

Für die Widersprüche, in die sich edler veranlagte deutsche Parteigänger der Revolution verwickeln mußten, sind die Schicksale des Ludwigsburger Oberamtmannssohnes Georg Kerner (1770 bis 1812) ein hervorstechendes Beispiel. Schon in der Karlsakademie, wo er Medizin studierte, trieb er es am tollsten unter den Freiheitsschwärmern. Ueber Straßburg kam er dann nach Paris und sandte von hier Berichte an deutsche Blätter. Die häßliche Wirklichkeit kühlte die Begeisterung des Idealisten rasch ab. Tapfer verteidigte er das verfassungsmäßige Königtum, und mehr als einmal brachte ihn die mannhafte Weise, mit der er für seine Gesinnungen einstand, in Lebensgefahr. Obwohl er die Schreckensmänner an der Spitze des französischen Staates haßte, träumte er doch von einer neuen besseren Zeit, die durch die Siege des republikanischen Heeres über sein Vaterland heraufgeführt werde. 1795—1801 war er in Reinhards Gefolge als dessen Privatsekretär. Doch dem korsischen Gewalthaber wollte er nicht dienen. So trennte er seine Wege von denen seines Landsmannes. Er begründete 1802 in Hamburg eine Zeitschrift „Der Nordstern“, die wegen ihrer feindlichen Haltung gegen Napoleon bald unterdrückt wurde. Nachdem er sich eine Zeit lang in Kopenhagen und Schweden aufgehalten und darüber ein Buch „Reise über den Sund“ geschrieben hatte, ließ er sich in Hamburg als praktischer Arzt nieder und verbrachte in solider bürgerlichen Existenz und aufopfernder Thätigkeit für das Wohl der leidenden Menschheit den spärlichen Rest seines Lebens. Der Politik entsagte er nicht ganz, aber die französische Tyrannei hatte den einstigen Kosmopoliten zum leidenschaftlichen Patrioten umgewandelt.

Der Krieg zwischen den deutschen Großmächten und der jungen Republick, der Einbruch der französischen Heere in Deutschland verdoppelte die Aufregung und Verlegenheit der Gemüter. Jetzt mußte zwischen Liebe zum Vaterland und Liebe zur Freiheit gewählt werden; eine Vermittlung zwischen beiden, wie sie Stäud-

lin in seiner Chronik und andere versuchten, war ein Unding. Die süddeutschen Kleinstaaten befanden sich in einer schwierigen Lage, und ungeheure Verantwortlichkeit lastete auf den Regierenden. Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, der die Revolution verabscheute und weit strenger, als der hierin äußerst nachsichtige Karl Eugen, gegen ihre Anhänger einschritt, schloß sich eng an Oesterreich an und entfaltete einen kriegerischen Eifer, der freilich an der Stimmung des Landes keine rechte Unterstützung fand, obgleich mancher thatkräftige Mann mitwirkte und der wackere Bahnmaier sogar durch Lieder Begeisterung zu entfachen suchte. Auch Friedrich Eugen hielt an der nationalen Politik fest, desgleichen anfangs sein Sohn Friedrich. Aber schließlich half der beste Wille nichts gegen die Uebermacht der Verhältnisse. Vor die Wahl gestellt, sich den Fremden in die Arme zu werfen oder den Besitz seines Landes auf das Spiel zu setzen, gehorchte der energische Herzog Friedrich II. dem Selbsterhaltungstrieb und verfolgte fortan eine zielbewußte dynastische Politik. Sie trug ihm 1803 die Kurwürde und zwei Jahre später die Königskrone ein, sie verschaffte ihm Gebietserweiterungen, gegen die der Verlust des überrheinischen Mömpelgard gar nicht in Betracht kam. Erst dadurch wurde Württemberg ein schön abgerundetes, im veränderten deutschen Reichsverbande lebensfähiges Land, erst jetzt war die Hauptmasse des schwäbischen Volksstammes zu einer politischen Einheit verschmolzen. Das neue Königreich von Napoleons Gnaden blieb von dem Sturze seines Protektors unberührt. Die großen Erfolge König Friedrichs, mochten sie auch auf bedenklichem Wege errungen sein, kamen nicht bloß ihm selbst und seiner Dynastie, sondern auch dem Land und Volke zu gut. Das sollte die Zukunft lehren. Zunächst freilich empfanden die Edleren nur den Druck und die Schmach der Gegenwart. Seitdem sich in Frankreich die Sirene der Freiheit in den Drachen der Despotie verwandelt hatte, war die Qual des Schwankens für die meisten vorüber. Der Patriotismus trat nun in seine vollen Rechte. Der französische Usurpator schärfte den Deutschen das nationale Gewissen. Der schwäbische Unabhängigkeitssinn, der sich noch vor kurzem in hellem Jubel über die Fesseln sprengenden Gallier geäußert hatte, wandte

sich gegen dasselbe Volk, das schon wieder ein Sklavenjoch ertrug und ein solches anderen Nationen aufzwang. Napoleon war ein Gegenstand des Abscheus für die überwiegende Mehrheit der Schwaben, wenn es auch an einzelnen ehrlichen Bewunderern seiner dämonischen Größe nicht fehlte. Aber die Klugheit erheischte, die wahren Gesinnungen gegen den Gewalthaber zu verbergen. Das blutige Schicksal des unglücklichen Nürnberger Buchhändlers Johann Philipp Palm, eines geborenen Württembergers aus Schorndorf, stand seinen Landsleuten warnend vor Augen. Im Lande selbst, wo die Regierung aus Rücksicht gegen Napoleon jede freie Meinungsäußerung zu unterdrücken und gegen jede öffentliche Kundgebung einzuschreiten sich genötigt sah, war doppelte Vorsicht geboten. Nur in zuverlässigen Freundeskreisen, in geheimen Gesellschaften durften die politischen Wünsche und Hoffnungen laut werden. Strafende Reden wechselten da mit zornigen Gedichten. Conz, Neuffer, Feuerlein, Lohbauer und andere mehr weihten dem Vaterland ihre Muse. Selbst Männer, die dieser Kunst sonst fremder gegenüber standen, machte leidenschaftliches patriotisches Empfinden zu Dichtern. Ein freisinniger Theologe, der Ludwigsburger Oberhelfer Friedrich Vischer (1768—1814) aus Stuttgart, ein Mann von kernhaftem Charakter, der bei Ausübung seines geistlichen Berufes in einem Militärlazarete vom Typhus angesteckt wurde und so im Dienste des Vaterlandes sein Leben ließ, legte in einem „Die Sonne von Austerlitz“ betitelten Stücke von seinem glühenden Hasse gegen den Korsen beredtes Zeugnis ab. Und der gewesene Jakobiner Georg Kerner machte seinem Ingrimm in einem derb kräftigen Gedichte „Das gelbe Fieber“ Luft, das eine Zeit lang Volkstümlichkeit genoß; soll es doch sogar Kaiser Franz II. auswendig gekannt haben. Seit der furchtbaren russischen Katastrophe wagte sich auch in Schwaben die wahre Meinung lauter und deutlicher hervor. Aber noch mußte die offizielle württembergische Politik im schroffen Gegensatze zur Volksstimmung verharren. Als dann endlich auch König Friedrich sich von Napoleon lossagte und die württembergischen Truppen unter der Führung des Kronprinzen an den deutschen Siegen in Frankreich teilnahmen, zog ein Gefühl der Befriedigung durch das

ganze Land. Jubelnd griffen jetzt die schwäbischen Sänger in die Saiten, und mit den Klängen der älteren Generation mischten sich die frischen Töne Ludwig Uhlands und eines jüngeren Poetenkreises.

Während Württemberg an den gewaltigen Erschütterungen, von denen ganz Europa und namentlich Deutschland ein Vierteljahrhundert lang heimgesucht wurde, teilnahm, hatte es gleichzeitig seine besonderen politischen Sorgen und Nöten. Im März 1797 war der seit vielen Jahren mit Rücksicht auf die finanzielle Lage erstmals wieder einberufene Landtag eröffnet worden. Das Beispiel der Franzosen ermutigte auch die württembergischen Volksvertreter zu einer festen und selbständigen Haltung mit schonungsloser Kritik der herrschenden Zustände. Der Konflikt war sofort vorhanden: Herzog Friedrich wollte allein herrschen, die Stände gelüstete es darnach, eine Nebenregierung zu führen. Nach der Einverleibung Neuwürttembergs verschärfte sich der Streit. Der Herzog erfaßte die Gelegenheit, den Staat neu zu ordnen, die Stände steiften sich auf die alte, unter den veränderten Verhältnissen zur Unmöglichkeit gewordene Verfassung mit einer Anhänglichkeit, die man rührend nennen müßte, wenn sie nicht zum Teile selbstsüchtigen Motiven entsprungen wäre. Schließlich machte der nunmehrige König kurzen Prozeß, hob am 30. Dezember 1805 die altwürttembergische Verfassung einseitig auf und errichtete ein autokratisches Regiment. Nach den Freiheitskriegen trug der kluge Herrscher unverzüglich dem neuen politischen Luftzuge Rechnung, berief im März 1815 eine Ständekammer zusammen und bot ihr eine Verfassung an. Sie ward zurückgewiesen, und auch als der König bis an die Grenzen des Billigen nachgab, machte die starre, zum Eigensinne gesteigerte Prinzipientreue der Vertreter des alten Rechtes einen Ausgleich unmöglich. Friedrich starb darüber (30. Oktober 1816), und noch unter seinem Nachfolger dauerte der unerquickliche Streit eine Zeit lang fort.

Diese politisch bewegten Zeiten förderten einen außerordentlichen Reichtum an publizistischer Litteratur zu Tage. Noch nie hatte Schwaben so viele freilich meist ephemere Blätter politischen und staatsrechtlichen Inhaltes, so viele Broschüren, so viele um-

fangreichere sozial-politische Werke ernsthafter oder satirischer Art, wie seit dem Ausbruche der französischen Revolution, gesehen. Der Landtag des Jahres 1797 namentlich beschwor einen endlosen Schwarm anonymer Flugschriften herauf. Die Rheinbundsepoche verurteilte die Federn dann zu unfreiwilliger Muße oder doch zur äußersten Zurückhaltung; aber nach dem Ende der Napoleonischen Herrlichkeit riß der entfesselte Strom der Publizistik von neuem die Dämme nieder. Ohne je selbst als Schriftsteller aufzutreten, war der Buchhändler Johann Friedrich Cotta auf diesem Gebiet eine maßgebende Persönlichkeit in Schwaben. Sein Verlag erstreckte sich auch auf politisch-historische Artikel. Die Gründung einer deutschen Tageszeitung großen Stiles war sein Lieblingsgedanke. Mancherlei Hindernisse stellten sich der Ausführung in den Weg. Nachdem Cotta von Schiller eine Absage erhalten hatte, gewann er den badischen Oberamtmann Dr. E. L. Posselt, einen geschätzten Publizisten und feuerigen Bewunderer der französischen Revolution, zum Redakteure. Zunächst erschien im Jahre 1795 eine von Posselt herausgegebene Monatsschrift „Europäische Annalen", die lange Jahre in Ehren fortbestand. Erst Neujahr 1798 kam die geplante Zeitung in Tübingen unter dem Titel „Neueste Weltkunde" mit württembergischer Zensurfreiheit zu stande. Vom Wiener Reichshofrat ihrer freimütigen Haltung wegen bald unterdrückt, lebte das Blatt schon im September 1798 als „Allgemeine Zeitung" in Stuttgart unter herzoglicher Zensur wieder auf; die Leitung ging aus Posselts Händen in die des Schriftstellers Ludwig Ferdinand Huber, des bekannten Leipziger Schillerfreundes, über. 1799 reiste Cotta in geheimer diplomatischer Sendung als Vertrauensmann der württembergischen Landstände nach Paris und zog sich dadurch den Haß Herzog Friedrichs zu. Die Allgemeine Zeitung bekam dies am härtesten zu fühlen: nach fortgesetzten Belästigungen ward sie durch kurfürstliches Dekret vom 12. Oktober 1803 ganz verboten. Sie wurde nun auf bayerisches Gebiet nach Ulm und 1810, als diese Stadt württembergisch geworden war, nach Augsburg verlegt. Unter der liebevollen Fürsorge Cottas, der Richtung und Ton des Journales selbst zeitlebens bestimmte, gedieh es zu einem bis in die Gegenwart

blühenden Weltblatte. Vornehm in der Form und abweichenden Meinungen gerne das Wort vergönnend, vertrat die Allgemeine Zeitung einen gemäßigten Liberalismus. Allerorten verfügte sie über hervorragende politische Verbindungen und Korrespondenten, in Paris namentlich, wo ihr der mit Cotta befreundete Thiers eine Zeit lang seine Feder lieh. Für Künste, Litteratur, Wissenschaften standen die ersten deutschen Autoren in den Reihen ihrer Mitarbeiter. Einige später begründete politische Blätter Cottas fristeten dagegen nur ein kurzes Dasein.

Cotta selbst begann seine öffentliche politische Rolle erst seit dem Wiener Kongreß, auf dem er als Vertreter seiner Berufsgenossen die Interessen des deutschen Buchhandels wahrnahm, zu spielen. In der württembergischen Ständekammer, der er seit 1815 angehörte, überragte er seine Kollegen an Unbefangenheit des Urteiles und Weite des staatsmännischen Blickes. Sobald König Friedrich in der Verfassungsfrage einlenkte, suchte Cotta, dem es nicht um theoretische Rechthaberei, sondern um praktische Ergebnisse zu thun war, zu vermitteln, und der Haß der Oppositionsführer und des Pöbels beirrte ihn in seinem Handeln so wenig wie vorher die Ungnade des Monarchen. Seit der Thronbesteigung König Wilhelms I., dessen Gunst und Vertrauen Cotta von jeher in hohem Grade genossen hatte, mehrte sich sein Ansehen. Er hatte an dem endlichen Zustandekommen der Verfassung hervorragenden Anteil und war fortan als ritterschaftlicher Abgeordneter Mitglied der zweiten Kammer, zu deren Vizepräsidenten er 1824 gewählt wurde. In den wichtigsten nationalökonomischen und sozialpolitischen Fragen stand er seinem Landesherren wie dem Könige Ludwig I. von Bayern beratend und fördernd zur Seite. Er half die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee begründen, er hatte an den Vorbereitungen für die Zoll- und Handelseinigung Deutschlands hervorragenden Anteil. Große Verdienste erwarb er sich um die öffentliche wie private Wohlthätigkeit in Württemberg. Als Landwirt leistete er auf seinen weiten Besitzungen Ausgezeichnetes, namentlich in Veredlung der Schafzucht. Kurz, es gab kaum irgend ein Gebiet, auf dem dieser vielseitige Mann nicht thätig war, kaum irgend ein Unternehmen im Lande, bei dem er

die Hände nicht mit im Spiele hatte. Und doch betrieb er seinen eigentlichen Beruf, den Buchhandel, in einer Weise, die schon eine volle Menschenkraft zu beanspruchen schien. Am 29. Dezember 1832 beschloß Johann Friedrich Cotta — seit 1817 Herr Cotta von Cottendorf und seit 1822 bayerischer Freiherr — sein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben.

Den Durchschnitt der schwäbischen Publizisten jener Tage überragten Pahl und Rehfues. Am 12. Juni 1768 in der Reichsstadt Aalen als Sohn eines Kaufmannes geboren, studierte Johann Gottfried Pahl in Altdorf Theologie und wurde nach mehrjähriger Vikariatszeit 1790 Pfarrer im reichsritterschaftlichen Dorfe Neubronn (O.A. Aalen), mit seinem geistlichen Amte das eines weltlichen Amtmannes seit 1801 und eines Regierungskommissärs seit 1802 vereinigend. Frühzeitig begann Pahl seine umfassende und ehrenvolle Schriftstellerlaufbahn, zunächst mit Aufsätzen in der Schwäbischen Chronik und anderen Blättern. Erbauliche und pädagogische Schriften im rationalistischen Geiste folgten nach, ferner mehrere romantische Erzählungen aus dem Mittelalter, 1795 ein didaktischer Roman von spärlicher Handlung, aber psychologischem Gepräge, „Oswald, der Menschenhasser" betitelt, dem 1797 ein ähnliches Buch „Herwart, der Eifersüchtige" an die Seite trat. Ueberall bewährt sich Pahl als einen Mann von vielseitiger Bildung, gutem Geschmack und angenehmer Darstellungsgabe. Unter dem Eindrucke der großen Weltereignisse begann er seine Feder in den Dienst der Zeitgeschichte zu stellen. In jugendlichem Idealismus glühte er anfangs für die französische Revolution, bis die Pariser Schreckensszenen und das deutsche Kriegselend einen völligen Umschwung seiner Stimmung herbeiführten. Geraume Zeit später entwarf er in seinem „Ulrich Höllriegel" (1802) nicht ohne Selbstironie ein anschauliches, satirisch gefärbtes Bild der Schicksale eines revolutionär und französisch gesinnten Tübinger Magisterleins. Die heimischen Verhältnisse erschienen indessen Pahl seit seiner Ernüchterung durchaus nicht in rosigerem Lichte. Seine Blicke richteten sich auf das benachbarte Württemberger Land. Durch eine Reihe hauptsächlich gegen den dortigen Adel gerichteter satirischer Broschüren, aber auch durch einen kurzen

„Geheimnisse eines mehr als fünfzigjährigen wirtemberg. Staatsmannes“ (1799) betitelten Abriß der württembergischen Geschichte suchte er auf Besserung der Zustände im Herzogtume hinzuarbeiten. Diese Schriften, die, wie die Mehrzahl der Werke Pahls überhaupt, anonym oder pseudonym erschienen, erregten großes Aufsehen. Gleichzeitig verfaßte er verschiedene Bücher über die Koalitionskriege und den Anteil Schwabens daran, machte in der Flugschrift „Patriotisches Appel an den Friedenskongreß in Lüneville und die Reichsversammlung in Regensburg“ 1801 einen Vorschlag zu einer Reichsreform und schleuderte dazwischen hinein durch das Werk „Leben und Thaten des ehrwürdigen Paters Simpertus“ (1799) einen Angriff gegen die Obskuranten. Seit Neujahr 1801 gab Pahl eine in Gmünd gedruckte politische Wochenzeitung heraus, die er in der Erinnerung an Schubart „National-Chronik der Teutschen“ (seit 1807 „Chronik der Teutschen“) nannte. Sie setzte sich die Aufgabe, das gebildete Publikum, bei dem sie rasch festen Fuß faßte, vom Standpunkte der Aufklärung zu belehren, unter ihm gemäßigt liberale und nationale Gesinnungen zu verbreiten. Seit den Rheinbundszeiten legte sich Pahl im Urteil äußerste Zurückhaltung auf. Dennoch konnte sein Journal dem Lose nicht entgehen, von König Friedrich Anfang 1809 verboten zu werden.

Neubronn war inzwischen württembergisch geworden und Pahl in den Dienst dieses Staates übergetreten. 1808 ließ er sich als Pfarrer nach Affalterbach (O.A. Marbach), 1814 nach Fichtenberg (O.A. Gaildorf) versetzen. Der politischen Journalistik vorderhand entsagend, veröffentlichte er 1810 ein Buch über den Krieg des Jahres 1809, leitete eine kritische Zeitschrift „Der litterarische Eilbote“ (Gmünd 1810), die nur von kurzem Bestande war, und entwarf in vier Bänden „Herda“ (1811/15) Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vergangenheit. Allerhand religiöse und zeitgeschichtliche Schriften sowie praktische Handbücher reihten sich an. 1820 begründete er eine „Neue National-Chronik der Teutschen“ und diente darin den Ideen eines gemäßigten Liberalismus. Aber die Zeiten politischer Stille waren dem Unternehmen wenig günstig, die Feder des Herausgebers hatte auch an Frische

eingebüßt, und so ging das Journal 1824 wieder ein. In dem genannten Jahre stieg Pahl zum Dekan in Gaildorf und 1832 zum Generalsuperintendenten des Jagstkreises empor. Als solcher saß er auf der Prälatenbank der zweiten württembergischen Kammer. Er nahm, seiner politischen Vergangenheit getreu, eine Mittelstellung zwischen der Rechten und der Linken ein. Er war zu spät in die parlamentarische Praxis eingetreten, um es darin noch zu besonderer Bedeutung zu bringen. Seine schriftstellerische Wirksamkeit beschloß er mit einem Werk über den Obskurantismus, einem im rationalistischen Geiste verfaßten Kirchenrecht und einer „Geschichte von Wirtemberg für das wirtembergische Volk“ (sechs Bändchen, 1827/31). Letztere verleugnet zwar nicht die Vorzüge der Pahlschen Darstellung, dringt aber nicht tiefer in den Stoff ein, wie es überhaupt bei einem so vielseitigen und fruchtbaren Autor nicht ausbleiben konnte, daß er mitunter an der Oberfläche der Dinge haften blieb. Nach Pahls am 18. April 1839 zu Stuttgart erfolgtem Tode wurden aus seinem Nachlasse bis zum Jahr 1814 reichende Memoiren unter dem Titel „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ herausgegeben, die einen höchst anregenden und wertvollen Beitrag zur politischen wie geistigen Geschichte jener Epoche liefern.

Philipp Joseph Rehfues erblickte am 2. Oktober 1779 zu Tübingen das Licht der Welt. Nach Vollendung seiner Studien im Stifte lebte er als Hofmeister und dann als freier Schriftsteller in Italien und gab Monatsschriften sowie Reise- und Kunstwerke über dieses Land heraus, die sich mit Recht großer Wertschätzung erfreuten. Andere Arbeiten bezogen sich auf die italienische Litteratur. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er Bibliothekar und Vorleser des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, dem er 1805 in Neapel näher getreten war, mußte jedoch nur zeitweise in Stuttgart Aufenthalt nehmen, so daß er auch fernerhin seine Reiselust befriedigen konnte, deren weitere Früchte „Briefe aus Italien“ in vier Bänden (1809) und Schriften über Spanien und Frankreich waren. Gleichzeitig leitete er ein belletristisches Blatt „Süddeutsche Miscellen für Literatur, Leben und Kunst“ (1811—1814) und ein „Europäisches Magazin für Geschichte,

Politik und Kriegskunst der Vorwelt und Gegenwart" (drei Bände, 1813/4). Dieser Zeitschrift drückte Rehfues, der von weltbürgerlichen Ideen und anfänglicher Bewunderung Napoleons zurückgekommen war, das Gepräge eines schwungvollen Patriotismus auf. Er selbst legte darin von seinen Gesinnungen durch zwei auch einzeln erschienene „Reden an das deutsche Volk" kräftiges Zeugnis ab. Die Kundgebung erregte Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit des Freiherren von Stein auf den Verfasser, der 1814 zur Mitwirkung an der Organisation der zurückeroberten Rheinlande berufen wurde und dann in den preußischen Verwaltungsdienst eintrat. Alsbald zeigte sich, daß Rehfues auch für praktisches Wirken hervorragende Talente besaß. Namentlich bemühte er sich um die Gründung der Bonner Hochschule, deren Kurator er von 1819 bis 1842, zuletzt mit dem Titel eines geheimen Oberregierungsrates, war. Seine großen Verdienste wurden durch Erhebung in den preußischen Erbadel 1826 anerkannt. Nach längerer Unterbrechung nahm er in den dreißiger Jahren seine litterarische Thätigkeit wieder auf, und zwar verlegte er sich neben einer Reihe sonstiger, meist politischer Schriften und einem vierbändigen Werk aus der Geschichte der Eroberung Mexikos auf das von ihm vorher nicht angebaute Feld des Romanes. Es gelang ihm noch in höheren Jahren, poetische Lorbeeren seinen publizistischen hinzuzufügen. Rehfues starb am 21. Oktober 1843 auf seiner Villa zu Römlinghofen im Siebengebirge.

Unter den schwäbischen Publizisten niedrigeren Ranges ist zunächst Christoph Friedrich Cotta (1758—1838) aus Stuttgart, ein Bruder des berühmten Buchhändlers, zu nennen. Nach Vollendung seiner juristischen Studien redigierte er, der schon als Student staatswissenschaftliche und politische Schriften abzufassen begonnen hatte, von 1786 bis 1791 die „Stuttgarter privilegirte Zeitung", gab 1790—1792 eine Monatsschrift „Teutsche Staatslitteratur" heraus und lehrte daneben seit 1788 als Privatdozent Staatsrecht an der Karlsschule. Von der französischen Revolution leidenschaftlich erregt, ging er 1791 nach Straßburg, wurde dort französischer Bürger und führte in einem politischen Journale die Sache seiner Partei vor dem deutschen Publikum. Dann kam er als Kanzlist

in Custines Generalstab nach Mainz, nahm an der dortigen Bewegung lebhaften Anteil, machte durch zwei populäre Schriften, die von den französischen Heerführern in zahllosen Exemplaren unter die Massen geschleudert wurden, für die Einverleibung des linken Rheinufers in die neue Republik Propaganda und stand eine Zeit lang dem Postwesen in den von den Franzosen okkupierten Gebieten vor. Doch währte diese Glanzperiode in Cottas Leben nicht lang, und späterhin trat er völlig in Dunkel zurück. Der Stuttgarter Kanzleiadvokat Johann Georg Bäuerlen, 1764 zu Fellbach (O.A. Cannstatt) geboren, gab eine „Neueste deutsche Volkszeitung" heraus, die es auf zwei Jahrgänge brachte. Albrecht Lebret (1778—1864) aus Stuttgart, Professor der Naturgeschichte am hauptstädtischen Gymnasium, war auch als historisch-politischer Schriftsteller, namentlich als Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, thätig; 1822 nahm er seine Entlassung aus dem Schuldienst, um das Ausland in Augsburg zu redigieren. Theodor Nübling (1766—1837), Buch- und Kunsthändler in seiner Vaterstadt Ulm, auch sonst Publizist, ließ 1797 eine politische Zeitschrift „Der Ulmische Bürgerfreund" erscheinen, die von der Ulmer Behörde bald verboten wurde. Eifriger noch handhabte ein anderer Reichsstädter die Feder: der begabte, aber allzu heftige und leidenschaftliche Reutlinger Jurist Johann Jakob Fetzer (1760—1844). Er geriet mit dem republikanischen Magistrat in arge Händel und mußte als Amtsbürgermeister vom Wiener Reichshofrate suspendiert werden. Fortan wirkte er als Rechtskonsulent in Reutlingen und beteiligte sich auch unter württembergischer Herrschaft am politischen Leben im oppositionellen Sinne. Seine staatsrechtlichen Schriften haben seine Geburtsstadt, deren Verfassung, hauptsächlich aber seine eigenen Angelegenheiten und Händel zum Gegenstande; daneben hat er geschichtliche und kirchengeschichtliche Arbeiten geliefert und seit 1786 drei Jahrzehnte lang einen für alle Konfessionen gemeinsamen österreichischen Reichskalender, von ihm „Oesterreichischer Toleranzbote" genannt, sowie seit 1787 einen „Wiener Damenkalender" herausgegeben.

Glücklicherweise vermochten die politischen Interessen die übrigen nicht zu verschlingen, wurden in den Wogen der Parteikämpfe und

im Getümmel der Waffen die litterarischen und gelehrten Bestrebungen nicht erstickt. Ungehemmt schritt die Geisteskultur in Deutschland vorwärts. Emsiger, als je, waren die deutschen Dichter und Denker in diesen stürmischen Zeiten bei der Arbeit. Manche versenkten sich recht geflissentlich in Phantasien und Studien, durch die sie sich dem widerlichen Treiben der Gegenwart mehr entrückt fühlten. Namentlich unter dem Drucke der Napoleonischen Despotie, da die Beschäftigung mit Politik ein ebenso unerquickliches als gefährliches Unterfangen war, schien es, als ob die Nation in inniger Hingabe an Litteratur und Wissenschaft Ersatz und Trost für die öffentliche Schande suche. Indessen blieb das stille und weltabgewandte Wirken der Poeten, Schriftsteller und Gelehrten nicht ohne Nutzen für die Sache des Vaterlandes: unverkennbar ist der Zusammenhang der geistigen Thätigkeit jener Tage mit der politischen Wiedergeburt Deutschlands. Die Philosophie vor allem, weiterbauend auf den Ideen des Königsberger Weltweisen, der seinem Volke den kategorischen Imperativ eingeprägt hatte, griff in das praktische Leben über.

Die zwei größten deutschen Philosophen, die nach Kant und Fichte hervorgetreten sind, entstammen dem Schwabenlande: der Stuttgarter Wilhelm Hegel (1770—1831) und der Leonberger Friedrich Schelling (1775—1854), beide Stiftler und in den Jugendjahren eng miteinander befreundet. Der frühreife Schelling, den seine wunderbaren Gaben schon in den Knabenjahren als außergewöhnliches Genie ankündigten, eilte dem älteren Genossen voraus. Ueber Fichte, seinen einstigen Meister, kühn hinwegschreitend, pflanzte er das Banner der Naturphilosophie auf und begründete sein Identitätssystem. Eine beispiellose Fülle von Anregungen und Ideen ließ er von sich ausgehen, aber er verschmähte es, sie zu einem festen Systeme zusammenzufügen. Sein Philosophieren war ein in ewigem Flusse begriffener Werdeprozeß; immer wieder auf eine höhere Entwicklungsstufe suchte sein ruhelos vorwärts stürmender Geist sich zu schwingen. Aber die positiven Ergebnisse entsprachen den kühnen Anläufen nicht, und je gewaltigere Erwartungen Schelling erregt hatte, desto weniger konnte das Gefühl der Enttäuschung ausbleiben. Hegel, der langsam und

bedächtig klaren Zielen Zuschreitende, der systematische Kopf, der Mann des eisernen Fleißes, Hegel, der noch seinen Studiengenossen als mittelmäßiges Talent gegolten hatte, überflügelte schließlich den genialer veranlagten Jugendfreund. Eine Zeit lang gingen die beiden Hand in Hand, bald kam es zum Bruch, und Schelling klagte nun, daß ihm der andere seine Ideen gestohlen habe. Diese Ideen waren Gemeingut geworden, und wenn ihr Urheber es selbst unterließ, sie methodisch zu verarbeiten, durfte er es anderen kaum verargen, daß sie sich dieser Aufgabe unterzogen. Hegel stellte das zusammenhängende System einer fest abgeschlossenen und alles umfassenden Weltanschauung auf. So war er ganz die Persönlichkeit dazu, ein gewaltiges Schulhaupt zu werden. Weit gehen die Ansichten über den Gehalt seiner Philosophie auseinander, aber das formale Verdienst muß ihm unbestritten bleiben, daß er das Denken diszipliniert, durch seine Logik Denkgesetze von bleibendem Werte geschaffen hat. Die indirekten Wirkungen seiner Philosophie auf die gesamte geistige Bildung der Nachwelt dürfen ziemlich hoch veranschlagt werden. Durch Vermittlung seiner Schule sind von seiner dialektischen Methode, von seinen ästhetischen Begriffen große Stücke als feste Bestandteile in die litterarische Konvenienz des 19. Jahrhunderts übergegangen.

Schelling und Hegel standen beide dem politischen Leben ihrer Zeit nahe. Als Stiftler schwärmten sie gemeinsam für die über den Rhein gekommenen freiheitlichen Lehren, und Schelling fertigte eine Uebersetzung der Marseillaise. Aber auch dieser franzosenfreundliche Republikanner wandelte sich zum deutschen Patrioten um. Durch eine „Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“ wollte er vom wissenschaftlichen Standpunkt aus für Kräftigung des nationalen Lebens wirken. Erst 1813 kam das Unternehmen, dem keine lange Dauer beschieden war, zu stande. Hegel schrieb 1801 über die Verfassung des Deutschen Reiches, ohne jedoch die Schrift zum Drucke zu fördern. Er, dessen Geist sich vor dem Heroischen beugte, selbst wenn es in der brutalen Gestalt eines Napoleon auftrat, zeigte sich in den Rheinbundtagen für Patriotismus weniger empfänglich; redigierte er doch 1807—1808 die von offiziellen französischen Nachrichten zehrende Bamberger Zeitung. Aber später trug

er desto mehr durch seine Lehre, die sich vor der Hoheit des Staates beugte und dem Bürger Achtung vor den bestehenden Gewalten einschärfte, zur Hebung des Nationalbewußtseins bei. Und indem er, der gefeierte Berliner Professor, den man gern als preußischen Hofphilosophen bezeichnet hat, sein Staatsideal im Hinblick auf die Wirklichkeit der preußischen Monarchie aufstellte, vermochte er wenigstens mittelbar auf die endgültige Gestaltung der deutschen Verhältnisse in dem jüngst vergangenen Zeitalter einzuwirken.

Auch die politischen Zustände der engeren Heimat haben Schelling und Hegel aus der Ferne mit Aufmerksamkeit beobachtet. Letzterer, der in den äußeren Gewohnheiten und Formen des Lebens den nachlässig gemütlichen Schwaben niemals ausgezogen hat, besaß für die altwürttembergische Opposition kein Verständnis. Der moderne Staatsgedanke König Friedrichs war auch der seinige. Schon im Jahre 1798 verfaßte er in diesem Sinn eine Flugschrift „Ueber die neuesten inneren Verhältnisse Württembergs", die jedoch nicht veröffentlicht wurde, und 1817 ließ er in den Heidelbergischen Jahrbüchern eine wider die altwürttembergische Verfassungspartei gerichtete Beurteilung der Verhandlungen der Landstände in den Jahren 1815 und 1816 erscheinen. Schelling dagegen, der äußerlich weit weniger Schwabe blieb als Hegel, verleugnete in seinen Anschauungen nirgends den Abkömmling einer zur geistlichen Aristokratie Altwürttembergs gehörigen Familie und stand mit seinen Sympathien entschieden auf seiten der Verfechter des alten Rechtes.

Ein Bündnis zwischen Philosophie und Dichtung zieht sich durch die Litteraturgeschichte des schwäbischen Stammes. Wie die schwäbischen Dichter nicht selten waren, die sich, gleich Schiller, zur Philosophie hingezogen fühlten, so wagten manche schwäbische Philosophen den Flug in das Reich der Poesie. Selbst Hegel, der nüchterne, der in jungen Jahren sich eisig kalt gegen die Muse wie gegen die Natur verhalten hatte, verstieg sich, durch den Einfluß der hellenischen Litteratur begeisterungsfähiger gemacht, zu Versen, so unter anderem 1796 zu einem mystischen Gedicht „Eleusis". Viel vertrauter war dem phantasievollen Schelling von jeher der Geist der Dichtkunst. Ihn zog es unwiderstehlich hin zur Natur,

und er fühlte sich zum Verkünder ihrer Geheimnisse geweiht. Zugleich prägten sich die gotischen Klosterherrlichkeiten der Heimat tief seinem empfänglichen Gemüt ein. Ihr Anblick stärkte den künstlerischen Sinn, der ihm verliehen war. So wurde er zum Philosophen der deutschen Romantik. Während seinem Jenaer Aufenthalte stand er mit den übrigen litterarischen Häuptern dieser Geistesrichtung in engem Verkehr. Insbesondere damals ward er, der schon frühzeitig lateinische und griechische Verse von klassischem Gepräge verfertigt hatte, zu Versuchen in deutscher Poesie angeregt. Zum ausübenden Dichter fehlten ihm indessen wichtige Eigenschaften. Aber seine ganze Philosophie war mit poetischen Elementen zersetzt, zumal seine Religionsphilosophie, die mit den Jahren mehr und mehr in das mystische Fahrwasser trieb.

Die übrigen schwäbischen Philosophen dieser Periode schlossen sich hauptsächlich an Fichte und Schelling an; die Hegelsche Schule blühte erst geraume Zeit später. Immanuel Niethammer (1766 bis 1848) aus Beilstein (O.A. Marbach), als pensionierter Geheimerat zu München gestorben, der in die Entwicklung des bayerischen Unterrichtswesens kräftig eingegriffen hat, hält sich in seinen philosophischen Schriften an Fichte. Der Ulmer Johann Jakob Wagner (1775—1841), Universitätsprofessor in Würzburg, ist von der Naturphilosophie Schellings ausgegangen, von der er sich jedoch nachher abgewandt hat. Seine zahlreichen Werke dringen tief in das Reich der Spekulation ein, verlieren aber durch den mathematischen Formalismus, dem er huldigt, an Wirkung. Auch Wagner gehörte zu den Philosophen, welche der Versuchung, poetisch zu produzieren, nicht widerstehen konnten. Außer seinem schon früher erwähnten Lustspiele „Das Ständchen“ und einzelnen über sein ganzes Leben zerstreuten Gedichten verfaßte er als Göttinger Student einen Roman „Lorenzo Chiaramonti oder Schwärmereien eines Jünglings“, der 1801 erschien. Als Anhänger des Schellingschen Identitätssystemes sind ferner Johann Simon Erhardt (1776—1829) aus Ulm, Professor an den Universitäten Erlangen, Freiburg i. Br. und Heidelberg, und Johann Josua Stutzmann (1777—1816) aus Friolzheim (O.A. Leonberg), zuletzt Gymnasiallehrer und Privatdozent in Erlangen, zu nennen. Adam

Karl August Eschenmayer (1768—1852) aus Neuenbürg, langjähriger Professor der Medizin und Philosophie in Tübingen und fruchtbarer Schriftsteller, nahm von Schellings naturphilosophischer Richtung seinen Ausgang. Aber die Phantasie artete bei ihm in's Phantastische, die Gläubigkeit in Aberglauben aus, und indem er kühn in das dunkelste Gebiet der menschlichen Seelenkunde einzudringen suchte, stürzte er in den bodenlosen Abgrund der Dämonologie, so daß er sich vielseitigem Gespötte aussetzte.

Von Eschenmayer abgesehen, wirkten diese schwäbischen Philosophen außerhalb ihrer Heimat. Auch das erweiterte Württemberg war noch nicht weit genug, um allen den großen Männern, die es erzeugte, würdige Stellungen einräumen zu können. Seit Herzog Karl Eugens Heimgang hatte sich auf dem Gebiete der Geistesbildung mancherlei im Lande geändert. Die beiden nächsten Nachfolger dieses Fürsten teilten sein Interesse für Künste und Wissenschaften nicht. Während die schönsten Früchte der von Karl Eugen ausgestreuten Saat jetzt erst reiften, unterließ man es, das Feld auch für die Zukunft zu bestellen. Die Kunstschöpfungen des alten Herzogs zerfielen, es geschah nichts, die von auswärts berufenen oder im Lande herangebildeten Künstler festzuhalten. Solche Eindrücke bekam Goethe, als er auf der Durchreise nach der Schweiz Sommer 1797 ein paar Wochen in Schwaben weilte. Auch über die Tübinger Universität fällt derselbe Gewährsmann kein günstiges Urteil: sie verfüge zwar über verdienstvolle Leute und verwende ein ungeheueres Geld auf die verschiedenen Anstalten, sperre sich aber gegen das fortschreitende Leben ab. Herzog Friedrich war in den ersten Jahren seines Regimentes überwiegend von den Geschäften der äußeren und inneren Politik in Anspruch genommen; später entfaltete er eine mit Kunstsinn gepaarte Prachtliebe, die manchmal die Zeiten seines Oheimes Karl Eugen zurückrief. Namentlich war er bedacht, den Glanz seiner neu erworbenen Königskrone zu erhöhen. In Stuttgart wurde das Residenzschloß ausgebaut, der herrliche Park angelegt. Keine Gelegenheit zu prunkvollen Festlichkeiten und Schaustellungen ließ man vorübergehen. Auch die Muse wurde zu diesen Zwecken aufgeboten. Neben dem offiziellen Hofdichter Schlotterbeck und anderen Einheimischen war nach

dieser Richtung hauptsächlich Friedrich Matthisson (1761—1831) aus Hohendodeleben bei Magdeburg thätig. Er wurde bei einem Aufenthalt in Stuttgart dem Herzoge Friedrich vorgestellt und von diesem beauftragt, für die bevorstehende Feier seiner Erhebung zum Kurfürsten einen Prolog mit Chören abzufassen. Friedrich fand an dem Dichter großes Wohlgefallen, erhob ihn 1809 in den erblichen Adelsstand und zog ihn 1812 ganz in seine Dienste. Unter dem Titel eines Geheimen Legationsrates war Matthisson Vorstand der öffentlichen und Hofbibliothek sowie Mitglied der Hoftheater-Oberintendanz und versah seine Aemter noch unter König Wilhelm I. bis zum Jahr 1828. In seinen Hofgedichten sparte er den Weihrauch nicht, und seine Schilderung des Dianenfestes bei Bebenhausen stieß um so mehr auf Widerspruch, als gerade die großen Jagden König Friedrichs für das Volk außerordentlich drückend und darum im Lande gründlich verhaßt waren.

Das Stuttgarter Theater, das schon in der zweiten Regierungshälfte Karl Eugens von seiner einstigen Höhe herabgesunken war, fristete nach dessen Tode vollends ein dürftiges Dasein, in den Kriegsjahren vom Hof und Staate der Privatspekulation überliefert. Als Goethe 1797 in der württembergischen Residenz weilte, hatte das Institut so ziemlich seinen tiefsten Stand erreicht, und die Kritik dieses Kenners, der unter anderem der ersten Wiederholung des Don Carlos beiwohnte, mußte darum höchst abfällig lauten. Allmählich besserten sich unter Friedrich, der für seine Hofbühne große Teilnahme zeigte und fast keine Vorstellung versäumte, die Verhältnisse wieder. Hervorragende Kräfte wurden gewonnen: 1812—1816 saß Konradin Kreutzer am Dirigentenpult, 1807 und 1814—1818 begeisterte der unübertreffliche Heldenspieler Ferdinand Eßlair alt und jung. Die merkwürdige Theaterverfassung, an deren Spitze eine aus mehreren hohen Herren gebildete Oberintendanz stand, versprach freilich wenig Gutes. Doch war der eigentliche Hoftheaterintendant König Friedrich selbst, der auch in diesem Departement ein durchaus persönliches und autokratisches Regiment liebte, bis auf die kleinsten Einzelheiten alles selbst anordnete, die Künstler in strenger Zucht hielt und selbst dem Publikum gegenüber sein Hausrecht energisch wahrte.

Die Kulturverhältnisse in Württemberg blieben von der Veränderung der politischen Gestalt des Landes nicht unberührt. Die Vergrößerung des Staates durch vorderösterreichische, reichsstädtische, reichsritterschaftliche Landesteile, das Hinzukommen oberschwäbischer und fränkischer Unterthanen brachte mehr Bewegung in die abgeschlossene Masse der altwürttembergischen Bevölkerung. Die Neuorganisationen, die König Friedrich auf Grund der modernen Anforderungen rücksichtlos durchführte, mußten auch auf die Entwicklung des geistigen Lebens zurückwirken. Württemberg, dessen einzige größere Stadt bislang Stuttgart gewesen war, nahm jetzt eine Anzahl mittlerer Städte in sich auf, die zum Teil auf eine bedeutende Vergangenheit zurückblickten und geistige Ansprüche erhoben, vor allem Ulm, wo sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts litterarische Interessen wieder stark regten. Indessen bildete die Hauptstadt schon darum, weil sie die Vorteile der Residenz genoß, nach wie vor den Kulturmittelpunkt des Landes. Im damaligen Stuttgart, das mit seinen 20000 Einwohnern noch einen bescheidenen Umfang hatte, stand man sich räumlich und geistig viel näher, als jetzt; alle Männer, die nach Höherem strebten, hatten enge Fühlung untereinander. Die Mauern der Stadt beherbergten unter König Friedrich eine stattliche Schar bedeutend veranlagter und vielseitig gebildeter Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufsklassen und Lebensstellungen, die sich zu zwangloser Geselligkeit zusammenfanden. Neben dem erwähnten Hartmannschen Hause, dem auch nach Johann Georg Hartmanns Tode durch dessen ältesten Sohn, den nachmaligen Geheimerat August Hartmann (1764—1849), der gute Ruf und das litterarische Ansehen erhalten blieben, waren das Georgiische und das Rappsche Haus die hauptsächlichen Vereinigungsstätten für die Stuttgarter Geistesaristokratie. Eberhard Friedrich Georgii (1757—1830), der im Justizdienste seines Heimatlandes zuletzt zum Präsidenten des Obertribunales emporgestiegen ist, war ein Mann von echtem Schrot und Korn. Seine Anhänglichkeit an das Hergebrachte, die charaktervolle Art, wie er für die liebe alte Verfassung eintrat, erwarben ihm den Namen des letzten Württembergers. Er war nicht bloß ein trefflicher Jurist und juristischer Schriftsteller, sondern auch in

den antiken Autoren, wie irgend einer, bewandert und in die geistigen Interessen der Gegenwart verflochten. In seinem stattlichen Hause, das im Geschmacke der Zopfzeit behaglich eingerichtet war, gingen die bedeutenden Männer Stuttgarts aus und ein. Ueber die sommerlichen Kegelabende in Georgiis Garten existiert noch ein handschriftliches Diarium. Und in dem Gartensaale hinter dem Haus entwickelte 1810 Schelling vor einem erlesenen Kreis in einem Privatissimum seine philosophische Lehre, besonders seine Ideen über Tod und Unsterblichkeit.

Das gastliche Haus des Stuttgarter Kaufmannes Gottlob Heinrich Rapp (1761—1832), des Schwagers Danneckers, das in seinen Räumen Schriftsteller und Künstler aller Art versammelte, wußte etwas zu erzählen von berühmten Besuchern. Hier weilte Schiller bei seinem Aufenthalt in der Heimat 1793/4 mit Vorliebe, hier stiegen noch nach des Dichters Tode seine Witwe und Kinder ab. Hier las 1797 Goethe, von seinem schwäbischen Freunde namentlich an Rapp und Dannecker adressiert, sein eben im Drucke befindliches Epos Hermann und Dorothea vor. Rapp, der für einen Dilettanten beispielloses Kunstverständnis und Wissen auf diesem Gebiete besaß, erwarb sich um die Förderung des Kunstlebens in seiner Vaterstadt große, auch durch äußere Ehrungen und Titel gewürdigte Verdienste. Noch an seinem Lebensabende beteiligte er sich an der Gründung der württembergischen Kunstschule sowie des württembergischen Kunstvereines. Als Schriftsteller trat er zuerst mit Arbeiten über den Gartenbau hervor, woran sich novellistische Versuche reihten, die meist in der Cottaschen Monatsschrift Flora veröffentlicht wurden. Später widmete er seine Feder vorwiegend dem Kunstfach und stellte seine Aufsätze und Berichte über Kunstgegenstände hauptsächlich dem aufblühenden Morgenblatte zur Verfügung.

Mit den eingesessenen Stuttgartern von geistiger Bedeutung standen die zugewanderten in enger Verbindung. Neben Matthisson und Petersen war der Berliner Georg Reinbeck (1766—1849), Hofrat, Professor am Obergymnasium und später auch am Katharinenstifte, Dichter und Aesthetiker, eine bekannte und angesehene, seiner stadtkundigen Eitelkeit und sonstigen Schwächen wegen frei-

lich auch vielfach bespöttelte Persönlichkeit. Er ließ sich 1808 in Stuttgart nieder. Durch seine Ehe mit der Tochter August Hartmanns, Emilie, die er 1817 als zweite Gattin heimführte, im Schwabenlande vollends ganz eingebürgert, entfaltete er eine emsige öffentliche und gemeinnützige Thätigkeit nach den verschiedensten Seiten hin. Insbesondere zur Zeit König Wilhelms I. spielte sich in seinem Haus ein Stück schwäbischer Litteraturgeschichte ab. 1798—1803 hielt sich Ludwig Ferdinand Huber als Redakteur der Allgemeinen Zeitung in Stuttgart auf, und mit ihm kam seine Gattin, die Schriftstellerin Therese Huber, die nachmalige Leiterin des Morgenblattes. 1802—1805 weilte der um die Litteratur verdiente fränkische Edelmann Freiherr Leo von Seckendorff-Aberdar (1775—1809) als Kammerherr und Regierungsrat in der württembergischen Residenz; wir werden ihm später noch als litterarischem Berater Uhlands und seiner poetischen Freunde begegnen. 1807 stellte sich der junge Karl Maria von Weber ein und bekleidete den Posten eines Geheimsekretärs beim Herzoge Ludwig, einem Bruder des Königs Friedrich. Er komponierte in Stuttgart unter anderem die Oper Silvana, führte übrigens das leichtsinnige Leben eines flotten Kavaliers und mußte 1810 seinen Abzug auf nicht eben rühmliche Weise bewerkstelligen. Auch Freiherr Karl August von Wangenheim, der 1806 in den württembergischen Staatsdienst trat, der Kurator der Tübinger Universität und nachmalige Kultminister, nahm an dem geistigen Leben der Hauptstadt wie Tübingens regen Anteil.

Die vorübergehenden Besuche berühmter auswärtiger Dichter, Schriftsteller und Gelehrten in Stuttgart mehrten sich, seitdem Cotta 1810 von Tübingen dorthin seinen Wohnort und den größten Teil seines Geschäftes verlegt hatte. Damit war diese Stadt zum Hauptsitze des schwäbischen, ja des süddeutschen Buchhandels geworden. Ein Verleger vom Range Cottas konnte sich natürlich nicht von lokalpatriotischen Tendenzen leiten lassen. Wohl nahm er zahlreiche einheimische Artikel unter den Schutz seiner Flagge, wie das 1818 von Memminger begründete Württembergische Jahrbuch, wohl verlegte er die meisten Erzeugnisse der angeseheneren schwäbischen Poeten: aber das alles machte nur einen

kleinen Bruchteil seiner Unternehmungen aus. Es gab fast keinen deutschen Schriftsteller von Rang, mit dem Cotta nicht in Verbindung stand. Schiller führte ihm seinen Freund Goethe zu, die beiden ersten deutschen Poeten zogen die anderen nach sich. Klassische und romantische Dichter, Philosophen, Naturwissenschaftler, Historiker — sie alle vertrauten willig die Schicksale ihrer Geisteskinder dem schwäbischen Buchhändler an. Zu den meisten Autoren seines Verlages unterhielt Cotta nicht bloß geschäftliche, sondern auch freundschaftliche Beziehungen. Dies wurde dadurch erleichtert, daß er sie an seinem finanziellen Gewinne teilnehmen ließ. Er war kein ängstlicher Rechner, für seine weitsichtige Finanzkunst gab es kein kleinliches Kargen. Unermüdlich unterstützte er verheißungsvolle Talente. Wohl nahm er jungen Schriftstellern gegenüber gerne die Manieren eines großen Herren an, und alle die überschwenglichen Hoffnungen, die auf ihn gesetzt wurden, vermochte er nicht zu befriedigen. Aber die Zahl derer, welche er beglückte, übertraf doch die der Enttäuschten. Auch auf die Erweiterung seines Kunstverlages war Cotta stets bedacht. Noch 1827 errichtete er in München eine umfangreiche litterarisch-artistische Anstalt. Eine fast unübersehbare Menge von Zeitschriften und Taschenbüchern erschien in seinem Verlag. Er ließ es sich angelegen sein, allmählich für jeden Wissenszweig mindestens über ein Fachblatt zu verfügen. Bedeutsame und dauerhafte Organe, wie seit 1828 „Das Ausland", befanden sich darunter. Auf schönwissenschaftlichem Gebiet erfreuten sich neben der Monatsschrift Flora, den Horen und dem Musenalmanache Schillers namentlich das „Taschenbuch für Damen" (1799—1822 und 1828—1831) und der „Almanach des Dames" (1801—1831) viele Jahre hindurch großer Beliebtheit. Von der Allgemeinen Zeitung abgesehen, konnte sich indessen keine litterarische Gründung Cottas an Einfluß und Erfolg mit dem Neujahr 1807 in's Leben gerufenen „Morgenblatt für gebildete Leser" (später „Morgenblatt für gebildete Stände") messen.

Das Programm des neuen Journales berücksichtigte das gesamte Gebiet der unterhaltenden und belehrenden Litteratur mit Ausschluß der Tagespolitik. Für ein solches Unternehmen schienen sich um so günstigere Aussichten zu eröffnen, als sich die Deutschen

damals unter dem Drucke der öffentlichen Verhältnisse völlig in künstlerische und wissenschaftliche Interessen eingesponnen hatten. Cotta selbst war der geistige Schöpfer des Morgenblattes. Eine Reihe einheimischer Kräfte stand ihm beratend und helfend zur Seite, und in den ersten Jahrgängen war es auch hauptsächlich der Stuttgarter Litteratenkreis, der mit seinen Produkten die Spalten füllte: Karl Christian Heinrich Grüneisen (1765—1831), damals Generalsekretär im Kultministerium, zuletzt Oberregierungsrat, ein ebenso begabter, witziger und gebildeter als bescheidener schriftstellerischer Dilettant, G. H. Rapp, Rehfues, die schwäbischen Dichter Weisser, Friedrich Haug und von Tübingen aus Conz, ferner Matthisson, Reinbeck, Petersen u s. w. Diese Stuttgarter teilten sich auch anfangs in die Schriftleitung. Im ersten Jahre war Grüneisen der Hauptredakteur, dann versah Haug bis 1817 diese Stelle, zeitweise durch Weisser und Reinbeck ersetzt oder doch entlastet. 1815 kam Friedrich Rückert nach Stuttgart und trat in die Redaktion des Morgenblattes für den poetischen Teil auf zwei Jahre ein. Cotta versäumte von Anfang nicht, auch die auswärtigen Autoren, mit denen er in Verbindung stand, als Mitarbeiter heranzuziehen. So lieh Jean Paul von der ersten Nummer an der Zeitschrift seine Feder. Bald fand sich in Deutschland kaum noch irgend ein Dichter oder Schriftsteller von Ruf, der, wenn nicht regelmäßig, so doch gelegentlich, Beiträge zum Morgenblatte lieferte. Dieses bot dem Publikum einen außerordentlich reichen Inhalt: Gedichte, belletristische und populär wissenschaftliche Artikel aller Art, Korrespondenzen aus den deutschen und sonstigen europäischen Großstädten, Bücherbesprechungen, Mitteilungen aus dem Nachlasse berühmter Männer. Es vereinigte noch die ganze Stoffmasse, in die sich später mit ihm seine Abzweigungen, das „Kunstblatt“ und das „Literaturblatt“, teilten. Im Anfang überwogen die kleinsten litterarischen Gattungen ungebührlich: Epigramme, Rätsel, Gedankensplitter, Notizen; aber allmählich wurde aus dem bunten Vielerlei gediegene Abwechslung. Kurz, das Journal, das innerhalb den deutschen Sprachgrenzen weite, wenn auch nicht sehr dichte Verbreitung fand, entwickelte sich zu einem festen Mittelpunkte deutscher Litteratur.

Gerade durch die Unbefangenheit, mit der das Morgenblatt sich über die litterarischen Parteien gestellt und das Gute genommen hat, von welcher Strömung es ihm immer zugetragen wurde, hat es sich seinen langen, ehrenvollen Bestand gesichert. Doch erstreckt sich dieses Lob nicht schon auf die ersten Jahre. Unter der Einwirkung der einheimischen Dichter hatte zunächst der Klassizismus, so wie er sich bei diesen ausgebildet hatte, das Uebergewicht in den Spalten der Zeitschrift, die sogar zu Ausfällen gegen die romantische Richtung benützt wurde. Die tonangebenden schwäbischen Dichter, die einst alle durch Stäudlins Musenalmanach in die Oeffentlichkeit eingeführt worden waren, wiesen, bei starken Verschiedenheiten im einzelnen, doch eine gewisse Gemeinschaft in den Grundzügen ihrer künstlerischen Physiognomie auf. Es waren außer dem einen Hölderlin lauter Talente, die von der Linie des Mittelmaßes weder nach oben noch nach unten weit abbogen. Nirgends eine scharf ausgeprägte Eigenart, nirgends ein fortreißendes Temperament. Das Angelernte und Angeeignete überwog das Ursprüngliche. Mit gediegener litterarischer Bildung und reinem ästhetischen Geschmack ausgerüstet, wahrten diese Schwaben die klassischen Traditionen oder doch das, was sie just darunter verstanden. Sie kannten sich alle im griechisch-römischen Altertume wohl aus, Conz und Neuffer waren sogar hervorragende Philologen, von Hölderlins Griechenbegeisterung ganz zu schweigen. So jagten sie dem Ideal antiker Formschönheit nach. Sie brachten es in der That zu einer Sauberkeit und Glätte der Technik, woran die schwäbischen Lyriker der späteren Zeit nicht heranreichten. Schiller war der Heros, zu dem diese Poeten, die ihm ja zum Teile durch persönliche Beziehungen nahe standen, emporblickten. Das Morgenblatt hatte man gewissermaßen im Andenken und zu Ehren des jüngst Verstorbenen gegründet. Aber fast noch besser, als dieser Riese, eigneten sich Kleinere zur Nachahmung: Voß, das eigentliche Haupt des formalen Klassizismus, Wieland, Bürger und die Göttinger; selbst auf Klopstock griff man hin und wieder zurück. Als Meister der Zunft wurde der auch von Schiller stark überschätzte Matthisson von den Genossen anerkannt und bewundert. Ein verstandesmäßig nüchterner Zug geht durch die ganze Poesie des

schwäbischen Klassizismus. Woher hätten auch diese Männer, die sich in kleinen, aber gesicherten Verhältnissen behaglich und zufrieden fühlten, Professoren, Pastoren, mittlere Beamte, die aus den Schranken der Heimat nicht hinausstrebten, starke Impulse empfangen sollen? Sie hingen noch alle an der rationalistischen Weltanschauung. Sie verfolgten mit ihrem Dichten vorwiegend moralische und pädagogische Absichten; gehörte doch das Lehren, das Predigen, das Erbauen bei vielen von ihnen zum Lebensberufe. So bevorzugten sie auf der einen Seite die satirischen und epigrammatischen, auf der anderen die elegischen und idyllischen Gattungen. Die reine Lyrik, die von den schwäbischen Sängern seit Uhland mit unermüdlicher Lust und schönem Gelingen gepflegt worden ist, stand damals verhältnismäßig im Hintergrunde. Das Vorbild Goethes war für unsere Klassizisten verloren, sie drangen — immer von Hölderlin abgesehen — nicht zu seinem vollen Verständnis vor.

Eine Dichtergruppe, die im Rationalismus ihr materielles und im Klassizismus ihr formales Bildungsideal erblickte, mußte mit der aufkommenden romantischen Richtung trotz mannigfachen Berührungspunkten notwendig in feindlichen Zusammenstoß geraten. Doch stufte sich das Verhalten der Schwaben in dieser Angelegenheit merklich ab; sie bildeten eben nur eine lockere Gemeinschaft, keine disziplinierte Schule. Einige, wie Neuffer, sahen dem Streite gleichmütig zu, andere, wie der vielseitige Conz, der sich an den beiden Almanachen des Kerner-Uhlandschen Kreises vom Jahr 1812 und 1813 beteiligte, und Gräter, hatten sogar direkte Fühlung mit den Romantikern. Die Vorkämpfer auf klassizistischer Seite waren die beiden eng befreundeten Altersgenossen Friedrich Weisser und Friedrich Haug; der Heißsporn Weisser warf sich namentlich zum Wortführer seiner Partei auf.

Friedrich Christoph Weisser, am 7. März 1761 als Sohn eines Buchbindermeisters zu Stuttgart geboren, besuchte bis 1776 das Gymnasium seiner Vaterstadt und erlernte dann das Schreiberhandwerk in Brenz (O.A. Heidenheim). Seine ersten Dienste leistete er auf der Schreibstube in Herrenberg, wurde 1784 Accessist und Jahrs darauf Kanzlist bei der Landschaft in Stuttgart und

stieg allmählich zum Registrator und Landschaftssekretär empor. In dieser verhältnismäßig bedeutenden Stellung beteiligte sich Weisser mithandelnd an dem Drama, das sich zwischen Herzog Friedrich und den Ständen abspielte, und wurde von der Landschaft sogar mit diplomatischen Sendungen an die Höfe von Berlin und Wien betraut. Nach der Aufhebung der alten Verfassung trat er als Steuerbeamter in den Staatsdienst über, zuerst mit dem Titel Obersteuerrat; später wurde er Oberfinanzrat. Ein Gehörleiden hielt ihn seit 1822 von seinem Amte fern, 1826 wurde er in den bleibenden Ruhestand versetzt. Nach einem einsamen Lebensabende, den er vorwiegend der Beschäftigung mit dem Jenseits widmete, verschied der unverheiratete Mann am 9. Januar 1836 zu Stuttgart.

Mit Versen ist Weisser zuerst 1782 in Stäudlins Musenalmanach, mit Prosaaufsätzen geraume Zeit später in der Zeitschrift Flora hervorgetreten. Fortan füllte er mit seinen Erzeugnissen die Spalten zahlreicher Journale und periodischer Druckwerke, seit 1807 namentlich des Morgenblattes. Mit Herausgabe eigener Bücher zögerte er lange, warf aber dann eine große Menge Bände in raschester Folge auf den Markt. Den Anfang auf poetischem Gebiete machten „Acht Romanzen“ (1804), Travestien von Götter- und Heroensagen enthaltend, und zwei Bände „Sinngedichte“ (1805/6); die erste Sammlung von Prosaschöpfungen nannte er „Kleine Satyren und Tändeleyen“ (1805). Die folgenden Bücher brachten unter den verschiedensten Titeln Verse und Prosa in buntester Mischung und häufiger Wiederholung derselben Stücke. 1807/9 gab er mit Haug eine „Epigrammatische Anthologie“ in zehn Bänden als Seitenstück zu Matthissons lyrischer Anthologie heraus. Hervorzuheben sind ferner „Die Mährchen der Scheherazade“ in sechs Teilen „neu erzählt“ (1809—1812) und eine Verwässerung des Simplicissimus unter dem Namen „Schalkheit und Einfalt“ (1822). Seine prosaischen Werke sammelte er 1818 bis 1820 in sechs Teilen und fügte 1826 nochmals eine neue dreibändige Sammlung hinzu. 1826/27 veranstaltete er eine „Ernste, fröhliche und scherzhafte Muse“ betitelte letzte Auswahl seiner Gedichte in zwei Teilen. Damit war seine schriftstellerische Thätigkeit abgeschlossen.

Weisser war eine wunderliche Erscheinung: ein putziges Männchen mit einem Faunsgesicht, aus dem ein Paar gescheiter Augen leuchtete, und seiner äußeren Gestalt entspricht seine litterarische Physiognomie. Er ist unter den Schwaben der heftigste und einseitigste Verfechter des Klassizismus, den er dazuhin noch in seltsamer Beschränkung auffaßt. Klopstock und Wieland gelten ihm mehr, als Schiller und Goethe. Die neue Poesie haßt er. Zu Prügelknaben seines grimmigen Spottes macht er vor allen die Schicksalstragiker und Romantiker, die übrigens dem „Plattisten" durchaus nichts schuldig geblieben sind. Er ist ein unermüdlicher Kämpe für das, was ihm als guter Geschmack erscheint. Gedichte, Novellen und Märchen verwendet er gleichermaßen wie Kritiken, belehrende Aufsätze und Skizzen dazu, um seine scharf ausgeprägten Anschauungen über künstlerische, wissenschaftliche und soziale Gegenstände an den Mann zu bringen, und oft genug zieht er die Gelegenheit dazu an den Haaren herbei. Seine Richtung geht durchaus auf das Satirische. Scharfen Witz hat ihm die Natur als beste Gabe verliehen: nur macht er zu ausgiebigen Gebrauch davon und witzelt unaufhörlich über alles. Bei erstaunlichem Reichtum an Einfällen jeder Art fehlen ihm die Ideen. Der Verstand überwuchert völlig das Gemüt; er ist niemals phantasievoll, immer nüchtern, niemals begeistert, immer kritisch. Er gehört zu den letzten Aufklärern aus Nicolais Schule. Er zeigt viel litterarisches, kein poetisches Talent. Seine ernsthaften Gedichte sind in formaler Hinsicht korrekt und glatt, aber oberflächlich und armselig; verhältnismäßig am besten gelingen ihm Elegien. Die humoristischen und satirischen Verse, die der Zahl nach stark vorwiegen, könnten eher befriedigen, wenn Weisser nicht in dem Irrtume befangen wäre, daß jeder noch so gewöhnliche Stoff zu einem Gedichte sich eigne. Unter seinen vielen Epigrammen, die sich auf alle denkbaren Gegenstände erstrecken, befindet sich manches scharf geprägte Witzwort, andere sind matt oder gekünstelt; oft haut er auch hier mehr um sich, als daß er trifft. Prosa steht ihm weit besser an, als Verse. Er hat sich an Wieland hauptsächlich gebildet und diesem einen klaren und flüssigen Stil abgelernt. Als witziger Kritiker und scherzhafter Plauderer ist er nicht ohne Verdienste.

Er hat so ziemlich über alles geschrieben, worüber sich irgendwie schreiben läßt. Rezensionen, ästhetische Abhandlungen, historische Aufsätze, soziale Studien, Aphorismen wechseln mit Anekdoten, feuilletonistischen Skizzen, Humoresken, Erzählungen, Märchen. Manches liest sich noch heute recht angenehm, und oft kann man seinen mit so großer Siegesgewißheit vorgetragenen Anschauungen den Beifall nicht versagen. Aber schließlich ärgert man sich über seine einförmige Weise, alles in's Witzige zu ziehen, das bei ihm häufig genug in's Gesuchte, Spitzfindige, Paradoxe, Sophistische, Rabulistische ausartet, und auf die Dauer langweilt seine nichts verschonende Schwatzhaftigkeit. Er selbst, der über die Vielschreiberei und Vieldichterei des Zeitalters, zumal der Weiber, so beweglich zu klagen und so lustig zu spotten versteht, läßt es sich nicht nehmen, jeden eigenen Gedankensetzen zu Papier zu bringen und in die Druckerei zu schicken. Unter den erzählenden Prosawerken stehen die zahlreichen Märchen obenan. Wirklich gut dargestellt und elegant stilisiert, können sie noch heute genossen werden, sofern nicht ein ironisierender Ton, litterarische Polemik und sonstige Zeitanspielungen die naive Wirkung, die diese Kunstgattung erfordert, aufheben.

Johann Christoph Friedrich Haug, der Sohn Balthasar Haugs, kam am 9. März 1761 in Niederstotzingen, wo sein Vater damals Pfarrer war, zur Welt. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, erhielt er auf der Ludwigsburger Lateinschule und dem Stuttgarter Gymnasium seine Vorbildung, bis er Dezember 1775 in die Karlsschule einberufen wurde. Hier studierte er die Rechtswissenschaft. Obgleich er zu den Musterschülern gehörte und 1779 unter den Chevaliers des kleinen akademischen Ordens Aufnahme fand, hielt er sich doch an das etwas leichtfertige Poeten- und Künstlervolk, namentlich an Schiller und dessen Freundeskreis. Sein jugendlicher Frohsinn und sein Talent für die heiteren Gattungen der Poesie, zumal für das Epigramm, machten ihn beliebt. Die Gewogenheit Karl Eugens wie seiner Nachfolger ebnete dem jungen Manne den Lebensweg. 1783 wurde er Sekretär und geheimer Kabinettskanzlist im Geheimen Ratskollegium, 1794 geheimer Sekretär, 1816 kam er als Bibliothekar an die öffentliche Bibliothek mit

dem Titel eines Hofrates. Am 30. Januar 1829 erlag er einer rasch verlaufenden Lungenentzündung.

Haug spielte Jahrzehnte lang in Stuttgart eine bedeutende Rolle. Der liebenswürdige und gutmütige Mann trug durch seine Unterhaltungsgabe, sein Improvisationstalent, seine frohe Dichterlaune zur Belebung der Geselligkeit in weiteren und engeren Kreisen nicht wenig bei. Stets zeigte er sich bei Veranstaltungen des Liederkranzes und sonstigen öffentlichen Festen dienstbereit. Sein Haus, das zugleich die Stätte glücklichsten Familienlebens war, stand für Gäste jederzeit offen. Er unterhielt mit allen, die auf geistige Bedeutung in Stuttgart Anspruch hatten, Verbindung, war namentlich mit den übrigen schwäbischen Dichtern, älteren wie jüngeren, befreundet, besonders nahe mit Weisser und Conz, ferner mit Petersen, später mit Matthisson. Auch über die engere Heimat reichten seine litterarischen Beziehungen hinaus.

Haugs Erstlinge erschienen im Schwäbischen Magazin seines Vaters, in Stäudlins Musenalmanach und in Schillers Anthologie. Ein halbes Jahrhundert lang bereicherte er dann die verschiedensten Zeitschriften und Taschenbücher, von jenen namentlich das Morgenblatt im ersten Jahrzehnte seines Bestehens; in den poetischen Kalendern war er Stammgast, selbst in den angesehensten, wie Schillers Musenalmanach. Den Reigen seiner zahlreichen, meist kleineren und nach poetischen Gattungen getrennten Gedichtsammlungen eröffneten 1791 „Sinngedichte“. Den größten Ruf erlangten die 1804 unter dem Pseudonym Hophthalmos herausgegebenen „Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase“, die, später auf zweihundert Nummern gebracht, wiederholt aufgelegt wurden. 1805 veranstaltete er eine zweibändige Ausgabe „Epigrammen und vermischte Gedichte“, denen nach seinem Tod 1840 ein Band ausgewählter „Gedichte“ an die Seite trat. Auch mehrere Taschenbücher brachte er auf den Markt, so auf die Jahre 1815 und 1816 einen „Almanach poetischer Spiele“. Schließlich kamen manche Gaben flüchtigerer Laune in der Form von Broschüren und Flugblättern unter die Leute.

Haugs litterarische Physiognomie ähnelt der seines Freundes Weisser. Auch er arbeitet weit mehr mit dem Verstand, als mit

der Phantasie, auch seine stärkste Hilfsmacht ist der Witz. Auch er hält an den poetischen Idealen seiner Jugend fest und kommt darüber nicht zur vollen Würdigung der großen Fortschritte seiner Zeit; hat er sich doch sogar vom Fürsten von Fürstenberg nach seines Vaters Tode den von diesem geführten, längst veralteten Titel eines Pfalzgrafen erbeten. Auch er stimmt in den Schlachtruf gegen die Romantik ein. Aber er ist weder so gallig noch so einseitig, wie Weisser. Die Bedeutung der mittelalterlichen Poesie verkennt er nicht; er übertrug Minnelieder und sonstige Gedichte älterer Epochen in's Neuhochdeutsche, diese Versuche 1819 zu einem „Poetischen Lustwald" vereinigend. Während Weissers Stärke in der Prosa lag, befaßte sich Haug nur verhältnismäßig wenig mit dieser und beschränkte sich auf ihre kleinsten Gattungen: Anekdoten und Geschichtchen, Kritiken, litterarische und sonstige Notizen. Als Dichter hat er in einem eng begrenzten Fache wirklich Hervorragendes und Bleibendes geleistet: im Epigramme. Niemals versagte ihm der Witz, und er verstand seine Einfälle blitzschnell zu drastischen Wendungen zuzuspitzen. Die Improvisationen, die dem Augenblicke dienten und nur von den Beteiligten verstanden werden konnten, teilweise auch für den Druck zu gepfeffert waren, sind der Mehrzahl nach verloren gegangen. Aber auch die Epigramme, welche er auf die Nachwelt gebracht hat, zählen nach vielen Hunderten. Kaum irgend ein Gegenstand, den er nicht in den Bereich seiner Satire gezogen hat! Doch zielt er weit mehr auf die Schwächen und Thorheiten seiner Mitmenschen, auf kleine Wunderlichkeiten und lächerliche Außenseiten, als auf ihre großen Gebrechen und Laster. Er ist ein gutmütiger Spötter, kein eifernder Sittenrichter. Seine Pfeile treffen, schlagen aber nicht tiefe Wunden. Er brandmarkt keine Individuen, nur Typen, meint nicht die Person, sondern die Sache, wenn ihm auch in einzelnen Fällen bestimmte Persönlichkeiten vorgeschwebt haben, wie in den zahlreichen Scherzen auf Zecher der trinkbare Petersen und in den Nasen-Hyperbeln ein anderer Stuttgarter. Der Dichter hat es nicht sowohl auf die besonderen Fehler seines Zeitalters als auf die allgemeinen und ewig bestehenden der Menschheit abgesehen. So eröffnen seine Erzeugnisse keine weite kulturhistorische Perspek-

tive; dafür ziehen sie noch heute durch lebendige Frische an und reizen unwiderstehlich zum Lachen — ein großer Teil wenigstens; in solcher Menge steckt natürlich manches Matte, Dunkle und Gesuchte, auch an Wiederholungen kann es da nicht fehlen. Der Dichter erreicht seine Zwecke durch die verschiedensten Mittel, bald durch einfaches Wortspiel, Metapher, Kontrastierung, bald durch kompliziertere Verstandesoperationen, hier durch verblüffende Ueberraschungen, dort durch ungeheuerliche Uebertreibungen; aber überall wird die Wirkung durch eine kurze und schlagkräftige Fassung gehoben. Außerdem hat Haug viele kleine Erzählungen und Fabeln gedichtet, die sich nicht durch behagliche Breite, sondern durch scharf pointierten Witz auszeichnen und meist den Epigrammen zum Verwechseln ähnlich sehen. Eine Reihe Rätsel, Charaden und Logogryphen sind Früchte von demselben Baum. In seiner eigentlichen Lyrik wechseln humoristische und elegische Klänge. Unter jenen stehen die sangbaren und flotten Gesellschafts-, namentlich Herbst- und Trinklieder, obenan. Die ernsten Gedichte — neben den eigenen laufen zahlreiche Uebersetzungen her — verraten ästhetischen Geschmack und formales Können, aber wenig Selbständigkeit, und nur spärlich fließt der Quell der Empfindung.

Karl Philipp Conz ist am 28. Oktober 1762 im Städtchen Lorch (O.A. Welzheim) als Sohn des Klosteramtsschreibers geboren. An der lieblichen Natur seiner Heimat und ihren Hohenstaufendenkmalen hafteten seine Jugenderinnerungen, denen er bis in das hohe Alter treu blieb. In Lorch hatte er den kleinen Schiller zum Spielkameraden, in Schorndorf, wo er später die Lateinschule besuchte, Karl Reinhard zum Freunde, mit dem er im Tübinger Stifte den Herzensbund erneuerte. Ehe Conz dort zum Studium der Theologie eintrat, hatte er die niederen Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen durchlaufen. Der begabte und strebsame Jüngling warf sich neben seinem Fachstudium mit besonderem Eifer auf die klassische Philologie und die schönen Wissenschaften. Von Tübingen aus unterhielt er mit Schiller in Stuttgart Verkehr, was ihn aber nicht hinderte, sich gleichzeitig in Stäudlins Gefolgschaft zu begeben. Nachdem er eine Zeit lang Vikar und Stiftsrepetent gewesen war und sich ein wenig in Deutschland umgesehen

hatte, wurde er 1790 Prediger an der Karlsschule und 1793 Diakonus in Vaihingen a. d. Enz, wo er sich verheiratete. 1798 kam er in derselben Stellung nach Ludwigsburg und erhielt 1804 einen Ruf nach Tübingen als ordentlicher Professor der klassischen Philologie für den verstorbenen Seybold. Er dehnte seine Vorlesungen auf Aesthetik und Litteraturgeschichte aus und hielt praktische Uebungen im deutschen Stil ab. 1812 wurde ihm noch die Professur für Rhetorik übertragen. Von dem Ideal eines Dozenten war er weit entfernt. Seine körperliche Schwerfälligkeit stand in auffälligem Gegensatze zu seiner geistigen Lebhaftigkeit. Doch verdankte ihm mancher Jüngere Anregung und persönliche Förderung. Er war ein liebenswürdiger und herzensguter Mensch mit kindlichem Gemüt. Am 20. Juni 1827 starb er an der Wassersucht.

Als Dichter ist Conz zuerst mit Beiträgen zu Stäudlins Almanach und dem fünfaktigen Drama „Konradin von Schwaben“ (1782) hervorgetreten. 1785 erschienen die gemeinsam mit Reinhard abgefaßten „Episteln“ und ein Bändchen „Schildereien aus Griechenland“, die er 1793 nochmals erweitert herausgab. 1787 wurde das lyrisch-didaktische Gedicht „Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch“ gedruckt. Sammlungen seiner lyrischen Erzeugnisse, die sich außerdem in den verschiedensten periodischen Druckwerken, später namentlich im Morgenblatte, zerstreut finden, veranstaltete er 1792, 1806, 1818/9 und 1824. Daneben liefen noch Gedichtausgaben her, die besondere Zwecke verfolgten, wie „Morgenländische Apologen“ (1803), „Biblische Gemälde und Gedichte“ (1818) und anderes. Seine Uebersetzungsthätigkeit bezog sich namentlich auf die griechischen Dichter: Tyrtäos und andere Lyriker, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, ferner auf Cicero und Seneka. Ein umfangreicheres Prosawerk hat Conz nicht geschrieben. Seine historischen, biographischen, litteraturgeschichtlichen, ästhetischen, philosophischen und philologischen Arbeiten sind teils in Sammelwerken, teils als Einzeldrucke erschienen. Mit einer Auswahl davon hat er zwei Bändchen „Kleinere prosaische Schriften vermischten Inhalts“ (1821/2) und einen Band „Kleine prosaische Schriften oder Miszellen für Litteratur und Geschichte“ (1825) angefüllt. Die beiden Monographien über die Dichter Nikodemus

Frischlin und Georg Rudolf Weckherlin wurden besonders geschätzt. Zweimal gab er auch kurzlebige Zeitschriften heraus: „Beiträge für Philosophie, Geschmack und Litteratur" (ein Heft 1786) und „Museum für die griechische und römische Litteratur" (drei Stücke 1794/5).

Conz ist ein vielseitiger und nach Formen wie Stoffen reichhaltiger Dichter; künstlerischer Ernst, reiner Geschmack und Formsinn erheben ihn über den Durchschnitt seiner nächsten Umgebung; was ihm dagegen abgeht, ist ein starkes Naturell, eine bestimmte künstlerische Physiognomie. Seine Poesie besteht aus freien Umbildungen und Nachbildungen bewährter Muster. Er ist in erster Linie ein bewußter Jünger der Antike, zumal des Hellenentumes, in dessen begeisterter Bewunderung er mit Hölderlin zusammentrifft. Anklänge an die alten Klassiker, deren Metren er bevorzugt, ziehen sich durch sein ganzes Dichten. Deutsche Vorbilder gaben für ihn zunächst Klopstock und die älteren Sänger dieser Richtung, ferner Matthisson ab; später ließ er sich hauptsächlich von der Lyrik Schillers beeinflussen, dessen Lebens- und Kunstideale auch die seinigen waren. Nebenbei lernte er von Lessing und einiges selbst von Goethe. Conz' Anpassungsvermögen ging so weit, daß er schließlich noch romantische Bestandteile in seine Poesie aufnahm, was dieser keineswegs zum Schaden gereichte. Uebrigens bildeten seine frühzeitige Hohenstaufenbegeisterung, sein auch wissenschaftlich bethätigtes Interesse am Mittelalter überhaupt, seine Nachahmung von Minneliedern schon eine Vorstufe zu seiner romantischen Epoche. Seine natürlichen Anlagen und Neigungen wiesen ihn auf die philosophische und didaktische Lyrik hin. Bezeichnend hierfür ist seine wortreiche Totenfeier für den Philosophen Moses Mendelssohn, eine schwächere Nachahmung von Stäudlins Verherrlichung Hallers, wobei der Jüngling die Gelegenheit begierig ergreift, sein philosophisches Wissen auszukramen. Daran reihen sich Gedankendichtungen im Tone Schillers, Episteln nach der Art Horaz', Naturgemälde und Betrachtungen über Menschenstätten, religiöse Kundgebungen, Gnomen, Epigramme. Conz zeigt sich in seiner Lyrik als guten Patrioten. Die Erhebung der deutschen Nation entlockt ihm, der einst die französische Revolution freudig begrüßt hat,

echte Klänge. Seine eigentlichen Lieder, auch die erotischen, sind wenig von innerer Wärme beseelt. Am besten gelingen auch ihm Elegien, namentlich in den Klagegesängen um seinen frühe heimgegangenen Erstgeborenen findet tief empfundener Schmerz ergreifenden Ausdruck. In den Balladen und Romanzen kommt unser Dichter wenigstens über den Bürgerschen Ton, in dem seine schwäbischen Genossen meist verharren, hinaus. Einige Stücke sind Nachahmungen Schillers; stärker äußert sich aber in dieser Gattung der Einfluß der Romantik. Altdeutsche Sagen werden gestaltet, altenglische und schottische Vorlagen benützt. Freilich sind seine Balladen vielfach nur versifizierte Erzählungen ohne die zielbewußte Konzentration auf einen bestimmten Punkt, welche doch das Wesen der Ballade ausmacht. Seine religiöse Epik besteht aus Umschreibungen bekannter Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes, deren schlichtere Fassung in Luthers Bibelsprache jedoch eindrucksvoller ist. Wo Conz die dramatische Form gewählt hat, ist es ohne Rücksicht auf die praktische Schaubühne geschehen. Sein Konradin von Schwaben ist vom technischen Standpunkt aus ganz mangelhaft. Auch hat das Historische darin eine oberflächliche und jugendlich naive Behandlung erfahren. Gegen die idealen Momente sticht der realistische Stil, in dem das Ganze gehalten ist, ab. Vertreter der unteren Volksstände werden handelnd eingeführt. Das Trauerspiel ist in einer etwas nüchternen Prosasprache geschrieben, und der Dichter befleißigt sich dabei einer Natürlichkeit, die mitunter einen burschikosen Anstrich bekommt. Eine Bearbeitung des Medea-Stoffes und ein paar weitere dramatische Kleinigkeiten stehen ganz unter dem Zeichen der griechischen Tragiker.

Zu dieser älteren Gruppe kassizistischer Dichter trat eine jüngere, aus den Freunden Magenau, Neuffer, Hölderlin bestehend, von denen die poetische Kraft des bedeutendsten, Friedrich Hölderlins, sich freilich im Verlauf ihrer Entwicklung weit über die Grenzen des schwäbischen Klassizismus hinausgeschwungen hat. Die drei Jünglinge führte das Tübinger Stift zusammen. Der älteste, Rudolf Magenau, war am 5. Dezember 1767 als Stadtschreiberssohn zu Markgröningen (O.A. Ludwigsburg) geboren, besuchte die

Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn und bezog die Universität im Herbste 1786. Ludwig Neuffer, dessen Vater Registrator beim Konsistorium war, erblickte am 26. Januar 1769 zu Stuttgart das Licht der Welt. Er erhielt seine Erziehung im pietistisch gefärbten Elternhaus und seine Ausbildung im hauptstädtischen Gymnasium, bis er gleichzeitig mit Magenau in das Stift eintrat.

Johann Christian Friedrich Hölderlins Geburtstag ist der 20. März 1770, sein Geburtsort das liebliche Neckarstädtchen Lauffen, wo der Vater, wie bereits der Großvater, das Amt des Klosterhofmeisters versah. Ersterer starb schon 1772, und die Mutter, die Tochter eines Pfarrers Hayn, entschloß sich im folgenden Jahre zu einer zweiten Ehe mit dem Nürtinger Bürgermeister, Kammerrat Gock, einem wackeren Manne, den sie aber 1779 ebenfalls durch den Tod verlor. Nun war die Erziehung Friedrichs ganz der Mutter und der mit dieser zusammenhausenden Großmutter überlassen, zwei vortrefflichen Frauen, die ihren Liebling zu innerer Reinheit und edlen äußeren Sitten bildeten, aber doch seine gefährlichen Charakteranlagen, leicht verwundbare Weichheit des Gemütes und stillen Eigensinn, weder durch Beispiel noch durch Zucht wirksam zu bekämpfen vermochten. Schon von zarter Jugend an zeigte der Knabe jene Eigenschaften, die ihn später zum großen Lyriker gemacht, aber sein Verhältnis zum wirklichen Leben so unglücklich gestaltet haben: den unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit und die heilige, fast mystische Liebe zur Natur, die tiefe Innerlichkeit des ganzen Wesens und die gewaltsame Steigerung der ewig auf- und abwogenden Gefühle. Aus der Nürtinger Lateinschule kam er nach erstandenem letzten Landexamen Herbst 1784 in das Seminar Denkendorf, das damals im Rufe kleinlicher Pedanterie stand. Dort blieb er bis 1786 und verbrachte dann die beiden folgenden Jahre in der liberaler geleiteten Maulbronner Klosterschule. Die schematische Massenerziehung war ihm, der einer festen persönlichen Leitung unter sorgfältiger und schonender Berücksichtigung seiner geistigen Besonderheiten bedurft hätte, wiederum nicht günstig. Ueberdies haßte er den klösterlichen Zwang und verzehrte sich in Sehnsucht nach den schönen Tagen der Kindheit, da er ungebunden die Fluren nach Herzenslust hatte durchschweifen können. Lehrer,

die sich seiner liebevoll angenommen hätten, fand er nicht, und von der Schar seiner Mitschüler zog er sich scheu zurück, da er Scherz nicht verstand, ihren Uebermut für Bosheit nahm und sich selbst für besser hielt, als seine Umgebung. Ein in solcher Jugend unnatürliches Mißtrauen gegen die Menschen und gegen die Güte dieser Welt ließen ihn eine neue Welt in seinem Inneren sich aufbauen. In Maulbronn verschenkte Hölderlin erstmals sein Herz an die Klosterverwalterstochter Luise Nast. Das in manchen Punkten mit ihm gleich gestimmte Mädchen erwiderte seine Gefühle, und nun kostete er alle Wonnen und Marter einer überschwenglichen Liebe aus. Infolge räumlicher Trennung erkaltete dann das Verhältnis allmählich, und der Tübinger Student gab Luisen in der Professorentochter Elise Lebret eine Nachfolgerin. Jene erste Leidenschaft steigerte seine dichterische Produktion, deren Anfänge schon in eine frühere Zeit zurückreichen. Neben der Neigung zur Poesie erwachte bei ihm in den Klosterschulen die zum klassischen Altertume, vor allem zum Hellenentum. Obwohl gleichmäßiger Fleiß weniger seine Sache war, als Vertiefung in die ihm gerade zusagenden Materien, und obwohl er bezeichnenderweise die Realfächer stark vernachlässigte, behauptete er sich doch unter den Vorderen seiner Promotion.

Im Herbste 1788 trat Hölderlin in das Tübinger Seminar über. Bitter genug empfand er auch hier die Beschränkung der persönlichen Freiheit und die geringe Achtung, die der Stiftler draußen genoß. Aber dafür warteten jetzt zwei Freuden seiner: weitgehende Selbständigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit und Freundschaft mit jungen Leuten, die denselben Idealen, wie er, nachjagten. Wenn Hölderlin wähnte, die Menschen seien ihm gram, so war das nichts als eine krankhafte Einbildung: vielmehr brachte man allenthalben dem schön gestalteten und fein gesitteten Jünglinge warme Teilnahme entgegen. In den ersten Jahren seines Tübinger Aufenthaltes stand die Freundschaft mit Ludwig Neuffer und Rudolf Magenau im Vordergrunde, die ihm beide um zwei Jahre im Studium voraus waren. Die Liebe zur Poesie war das einigende Band, das die drei umschlang. Sie stifteten einen förmlichen Dichterbund nach dem Muster des Göttinger Hains und

legten ein dickes Bundesbuch an, in das jedoch nur wenige poetische Einträge gemacht wurden. Neuffer war, gleich Hölderlin, zur Empfindsamkeit geneigt, und die beiden schwelgten in erhabenen Gefühlen um die Wette, wie sie sich auch gemeinsam in die altklassische Litteratur versenkten. Die heitere und lebensfrohe Natur Magenaus, der einen Wieland und Thümmel so gut, wie die sentimentalen Dichter, zu schätzen wußte, bildete einen heilsamen Gegensatz zu der Schwärmerei der zwei anderen. Neuffer war als geborener Stuttgarter in den litterarischen Kreisen der Hauptstadt heimisch und erfreute sich der Gönnerschaft Stäudlins und Schubarts. Er machte Magenau und Hölderlin mit diesen beiden bekannt, und als Stäudlin 1792 seinen Musenalmanach erneuerte, fand er in den drei Freunden wertvolle Bundesgenossen. Das war ein herber Verlust für Hölderlin, als im Herbste 1791 Neuffer und Magenau die Universität verließen; ein fleißiger Briefwechsel gewährte nur ungenügenden Ersatz für den persönlichen Umgang.

Indessen auch jetzt nicht war er von den guten Geistern der Freundschaft verlassen. Dem poetischen Dreibunde war schon früher ein philosophischer an die Seite getreten. Hegel hatte gleichzeitig mit Hölderlin in das Stift Aufnahme gefunden, und im Herbste 1790 trat der Wunderknabe Schelling, damals noch nicht sechszehn Jahre alt, ein. Er wurde Hölderlins Stubengenosse. Gemeinsam gaben sich die drei dem Studium Platos und der neueren Philosophie, namentlich Spinozas und Kants, hin. Gemeinsam begeisterten sie sich für die französische Revolution und nahmen sogar an dem politischen Klube teil, der sich damals im Stifte gebildet hatte.

Im Herbst 1793 schied Hölderlin von Tübingen, um sich vollends im Hause der Mutter auf das bevorstehende Examen vorzubereiten. Der Gedanke, den theologischen Beruf praktisch ausüben zu müssen, erfüllte ihn, der sich vom frommen Glauben der Kindheit abgekehrt hatte, mit Schrecken. Wiederholt war er an die Mutter mit der Bitte herangetreten, das Studium wechseln zu dürfen, hatte sich aber stets wieder beschwichtigen lassen. Es war sein Verhängnis, daß er sich zu einem kühnen Entschlusse nicht aufraffen konnte. Jetzt spähte er, um dem Elend eines Pfarrvikariats

zu entgehen, nach einem Hofmeisterposten aus. Der damals in Schwaben weilende Schiller, der für den Sohn der Frau von Kalb einen Erzieher suchte, wurde durch Stäudlin auf Hölderlin aufmerksam gemacht. Dieser hatte eine persönliche Begegnung mit dem von ihm bewunderten Dichter, und der Handel wurde richtig. Ende Dezember 1793 reiste Hölderlin, nachdem er zuvor die theologische Staatsprüfung gut bestanden hatte, nach dem Kalbschen Gute Waltershausen bei Meiningen ab. Anfang ließ sich alles vortrefflich an, aber bald litt die Empfindlichkeit des jungen Mannes unter den mangelhaften Ergebnissen seiner erzieherischen Wirksamkeit. Ein Winteraufenthalt in Jena und Weimar brachte Zerstreuung; dort schloß er sich an Fichte an und zog aus der Nähe Schillers Gewinn, der ein Bruchstück aus dem schon in Tübingen begonnenen Romane Hyperion und einige Gedichte seines Schützlinges in die Neue Thalia aufnahm. In Weimar erwiesen sich ihm Goethe, Herder und andere freundlich. Januar 1795 löste Frau von Kalb, die für die Seelenzustände des jungen Dichters ein feines Verständnis hatte, sein Verhältnis zu ihrem Haus auf großmütige Weise. Er kehrte nach Jena zurück, und kurze Zeit erfüllte sich nun sein Sehnen nach einem völlig freien Leben. Schiller nahm sich seiner an und lud ihn zur Mitarbeiterschaft an den Horen ein. Aber Hölderlin war zu sehr Idealist, um sich durch seine Feder sein Brot verdienen zu können. Um eine Enttäuschung reicher, kehrte er Juni 1795 in die Heimat zurück. Nun verschaffte ihm ein Universitätsfreund, Isaak von Sinclair (1775 bis 1815), der es in Diensten des Landgrafen von Hessen-Homburg zum Geheimerate gebracht und sich auch als Dichter versucht hat, Ende 1795 den Hofmeisterposten im Hause des reichen Frankfurter Bankiers J. F. Gontard. Hier stieg Hölderlin zur Höhe des Lebens empor; hier wartete seiner eine große Leidenschaft, die Entzückungen erwiderter Liebe, die herrlichste Vereinigung von Poesie und Wirklichkeit, aber zuletzt eine Katastrophe, die schon die ersten Keime einer furchtbaren Zukunft in sich barg. Wie ein Engel, in dem alle seine Ideale sich verkörperten, erschien ihm die Herrin des Hauses, Susette Gontard, geborene Borkenstein aus Hamburg. Die schöne und edle Frau, deren Seele ein nüchterner

Geschäftsmann, wie Gontard, nicht ausfüllen konnte, fühlte sich alsbald zu dem neuen Hausgenossen hingezogen, und ein gegenseitiges Verstehen schlug die Brücke zur Liebe. Der Gatte war den ganzen Tag von Haus abwesend, die beiden blieben sich allein überlassen. Als sich im Sommer 1796 die Kriegsgefahr Frankfurt näherte, schickte Gontard die Familie unter dem Schutze des Hofmeisters fort. Man nahm in Kassel und dann im westfälischen Bade Driburg Aufenthalt. Diese Reise entband die Liebenden jeden Zwanges und steigerte ihre Vertraulichkeit. Wie weit sie von der Leidenschaft hingerissen wurden? Keine Neugier wird jemals von diesem Geheimnis den Schleier lüften. Aber gewiß war das Bewußtsein der geistigen Gemeinschaft bei beiden stärker, als das sinnliche Verlangen. Im September 1798 mußte Hölderlin von seinem Glücke scheiden. Sein Verhältnis zu Gontard, der in dem Hauslehrer nicht viel mehr als einen Bedienten sah, war von vornherein nicht das beste; nur die Rücksicht auf seine Diotima, welchen Griechennamen er der Freundin gab, ließ ihn ausharren. Schließlich kam es doch zum Bruche. Die alte Tradition, daß Gontard in einem Anfluge von Eifersuchtslaune Hölderlin eine Beschimpfung zugefügt habe, ist nicht zu verwerfen.

Die Gemütsverfassung, in der sich Hölderlin befand, ließ ihm einen Besuch im Mutterhause nicht rätlich erscheinen. Er begab sich nach Homburg, wo er Sinclair, den Vertrauten seiner Liebe, hatte, wo er sich Diotima nahe wußte. Briefe wurden mit ihr gewechselt, deren Verlust schmerzlich zu beklagen ist. Das Liebesglück hatte die reifsten Früchte seiner lyrischen Begabung gezeitigt, und nun im Liebesgrame floß der Liederquell nicht weniger reichlich. Namentlich zierte Hölderlin die Almanache seines alten Freundes Neuffer mit seinen Schöpfungen. Ostern 1799 gab er den zweiten und letzten Band seines Romanes „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ heraus, dessen ersten Teil er zwei Jahre früher von Frankfurt aus in die Welt gesandt hatte. Mit heiligem Eifer dichtete er an einem Drama „Der Tod des Empedokles“. Er plante ferner die Begründung einer Zeitschrift „Iduna“. Ihn befeuerte offenbar der Wunsch, um der Geliebten willen etwas in der Welt zu gelten. Aber der erste Widerstand, auf den er stieß,

lähmte seine ganze Energie. Schiller lehnte die Beteiligung an dem Joural ab und widerriet das Unternehmen. Daraufhin gab Hölderlin seine Absicht auf. Inzwischen waren die Frankfurter Ersparnisse längst aufgezehrt, und so mußte er sich schweren Herzens zur Rückkehr in die Heimat entschließen. Von Homburg aus hatte er Ende 1798 mit Sinclair mehrere Wochen den Rastatter Kongreß besucht.

Es war kein fröhliches Wiedersehen, das Hölderlin Ende Mai 1800 mit den Seinigen feierte. Die Mutter erschrak über seinem Anblicke: denn was er erlebt und erlitten hatte, war auch an seinem Körper nicht spurlos vorübergegangen. Schwer bedrückte ihn zudem, daß er, der Dreißigjährige, noch keine feste Lebensstellung errungen hatte. Und doch wollte er sich nicht dazu bequemen, sich um einen Pfarr- oder Schuldienst im Lande zu bewerben. In Nürtingen duldete es ihn nicht lange; er wandte sich nach Stuttgart, wo er jungen Beamten Unterricht in der Philosophie erteilte und an Neuffer wie an anderen dort lebenden Dichtern anregenden Umgang hatte. Im Januar 1801 übernahm er einen Hofmeisterposten zu Hauptwyl bei St. Gallen. Die Naturschönheiten des Schweizerlandes thaten seinem wunden Herzen wohl. Aber man kündigte ihm bereits im April, und abermals mußte er zum Mutterhause seine Zuflucht nehmen. Noch einmal versuchte er es als Hauslehrer, und zwar beim Hamburger Konsul Mayer in Bordeaux. Ende Januar 1802 traf er dort ein. Indessen schon in der zweiten Juniwoche zeigte er sich unvermutet wieder in Stuttgart, in Nürtingen, und seine Mienen und Gebärden kündeten ihn als Wahnsinnigen an. Welche letzte Enttäuschung seinen kranken Geist vollends aus den Fugen gerissen hat, wird niemals zu ergründen sein. Wahrscheinlich hat ihm auch die anstrengende Fußreise von Südfrankreich nach der Heimat in der Sommerhitze geschadet. Die sorgsame Pflege der Mutter brachte zunächst Besserung. Er konnte dichten, er konnte sich in Uebersetzungen aus dem Griechischen üben. Mäßig gelungene Verdeutschungen von Sophokles' „Oedipus der Tyrann" und „Antigone" mit rätselhaften Anmerkungen erschienen sogar 1804 in zwei Bändchen. Der treue Sinclair setzte es durch, daß der Landgraf von Hessen

seinen Freund zum Bibliothekar ernannte, trat ihm einen Teil des eigenen Gehaltes ab und holte ihn selbst im Sommer 1804 nach Homburg. Doch nahm Hölderlins Tobsucht allmählich einen so bedenklichen Grad an, daß man ihn Sommer 1806 in das Tübinger Klinikum schaffen mußte. Eine einjährige Behandlung daselbst führte nicht zu der erwarteten Heilung. Nun wurde er dem wackeren Tischlermeister Zimmer in Tübingen überantwortet, in dessen Haus eine freundliche Stube für ihn hergerichtet ward. Sechsunddreißig Jahre träumte er von hier aus in ewigem Geistesschlummer auf den heimatlichen Fluß herab und zu den Bergen der schwäbischen Alb empor, die ihm so teuer waren. Seit 1812 hörten die heftigen Anfälle ganz auf, und er wurde immer stiller: der Unglückliche war nun dem Blödsinn anheimgefallen. Eine völlige Abspannung aller geistigen und seelischen Funktionen war eingetreten. Er vermochte nicht mehr, einen ergriffenen Gedanken auszudenken, einen begonnenen Satz richtig zu Ende zu führen. Der Außenwelt gegenüber verhielt er sich ganz teilnahmlos; höchstens daß ihm Nichtigkeiten ein kindisches Lustgefühl verursachten. Der Beschäftigung mit der Poesie entsagte er niemals: er las in den Dichtern seiner kleinen Bibliothek, fertigte verworrene Verse und trug sich sogar mit großen litterarischen Unternehmungen, wie mit einer Gesamtausgabe seiner Gedichte, die dann L. Uhland und G. Schwab 1826 veranstalteten, während Chr. Th. Schwab zwanzig Jahre später die „Sämmtlichen Werke“ Hölderlins erscheinen ließ. Er schrieb ferner zahlreiche Briefe, auch an seine Diotima, die längst im Reiche der Schatten wandelte; ob er ihren am 22. Juni 1802 erfolgten Tod überhaupt erfahren hat, weiß man nicht. Außerdem beschäftigte er sich, wie schon in seinen guten Tagen, viel mit Musik, sang, spielte Klavier, Violine, Flöte, auf welch letzterem Instrument er namentlich Meister war. Auch sonst gab es allerlei Zerstreuungen: viele schenkten ihm in Tübingen Teilnahme, einzelne, wie die jungen Dichter Wilhelm Waiblinger und Eduard Mörike, eine tiefer gehende; fremde Besucher wallfahrteten zu seiner abgeschiedenen Klause. So führte Hölderlin bei gesundem Leib ein erträgliches Leben, mehr für andere, als für sich selbst, ein Gegenstand des Mitleides. Er starb, ein Greis und doch ein

Kind, am 7. Juni 1843 eines sanften Todes, ohne daß eine längere Krankheit des Körpers vorhergegangen war.

Wer dieses unglückselige Dichterleben betrachtet, dem drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob das alles so hat kommen müssen, oder ob nicht vielmehr Hölderlin das Opfer widriger Verhältnisse geworden ist. Gewiß sind die äußeren Bedingungen seinem Entwicklungsgange nicht durchweg günstig gewesen: aber die zarte Pflanze seines Geistes hätte zum Gedeihen so ununterbrochenen Sonnenscheines bedurft, wie er Sterblichen nur in den seltensten Ausnahmefällen vergönnt ist. Jeder unsanfte Zusammenstoß mit dem Leben ließ in seinem verwundbaren Gemüt ewige Narben zurück. Jede Berührung mit dem Gewöhnlichen und Gemeinen, das nun einmal den Erscheinungsformen der Wirklichkeit anklebt, erschien ihm als eine Befleckung und Entheiligung der gottentstammten Seele. Ein gesteigerter Schillerscher Idealismus, ein auf die Spitze getriebener Schillerscher Subjektivismus war von Natur sein Erbteil, und diese Eigenschaften wurden, wie bei Schiller, durch das philosophische Studium genährt und vertieft. Aber Hölderlin besaß nicht, gleich jenem, die Energie des Willens, seiner gefährlichen Anlage entgegenzuwirken. Hölderlin gewann nicht, wie Schiller, eine feste sittliche Stütze an dem zielbewußt ergriffenen Lehrberufe, der wirklichen Welt den Spiegel einer schöneren und besseren Welt vorzuhalten. Wohl dünkte es auch ihm ein verlockendes Ziel, durch die Macht der Poesie die Menschen zu erheben und zu veredeln. Ihm mangelte jedoch die Beharrlichkeit, bei dieser Aufgabe auszudauern. Er hatte mehr Geschick, eine stille Gemeinde von Gläubigen zu erbauen, als eine Horde Ungläubiger zu bekehren.

Ein Fremdling blieb Hölderlin zeitlebens in der Welt, wie sie sich die Menschen im Laufe der Jahrhunderte zurechtgezimmert haben: desto vertrauter war ihm das Weltall, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist. Mit vertrauender Liebe warf er sich an den Busen der Natur, die ihm die dunklen Regungen seines Gemütes erklären half. Mit Himmel, Wolken und Gestirnen, mit Flüssen, Wiesen und Wäldern hielt er Verkehr, als ob es beseelte Wesen wären. So bildete sich bei ihm jener ge-

heimnisvolle Pantheismus aus, der allmählich den von der Mutter und Großmutter überlieferten Christenglauben verschlang. Wie sein Romanheld Hyperion nach den schwersten Schicksalsschlägen sich ganz der Natur ergiebt, wie sein Trauerspielheld Empedokles sich zuletzt durch frei gewählten Tod in den Schlünden des Aetna mit der ewigen Mutter vereint: so flüchtet er selbst sich immer wieder in die schützenden Arme der stillen Trösterin, wenn ihm draußen in der Welt ein Leid widerfahren ist. Denn es kamen die Stunden, da auch ihn ein übermächtiger Drang zu Geschöpfen der gleichen Art hinzog. Sein Herz strömte ja über von Liebessehnen, und wie gerne hätte er alle Menschen an seine Brust gedrückt, wenn sie nur anders gewesen wären. Er verzehrte sich in Glückverlangen, nur daß er sich an dem unvollkommenen Glücke, das die wirkliche Welt darbietet, nicht genügen ließ. Doch es gab Zeiten, da auch er genoß. Die Freuden der Freundschaft harrten seiner; aber das Leben riß die Freunde von ihm und zerstreute sie nach allen Richtungen. Ihn erwarteten der Liebe seligste Entzückungen; aber er sah sich jäh aus dem Paradiese, das nicht für ihn bestimmt war, verstoßen. Selbst das Weltenschicksal ließ ihn nicht immer kalt. Er begeisterte sich in jungen Jahren für die Freiheit der Völker, für die Herrlichkeit des Vaterlandes. Doch bald sah er seine Ideale in den Staub getreten: die Freiheit ward zur bluttriefenden Zügellosigkeit, das Vaterland lag gefesselt in schimpflicher Schwäche. Statt an seiner Aufrichtung mitzuwirken, häufte er in seinem Hyperion auf die Deutschen noch mehr der bitteren Schmach, als recht war. Wohin er die Blicke wandte: überall Elend, Jammer, Abkehr vom göttlichen Urbilde. Die Gegenwart ekelte ihn an, und sein Vertrauen auf die Zukunft war nicht stark genug. Da schaute er rückwärts nach der Vergangenheit, nach der verblühten Jugend des Menschengeschlechtes. Im alten Griechenlande glaubte er das Traumland entdeckt zu haben, das seine Seele ahnte, und das seine Sinne in der Wirklichkeit nicht finden konnten. Mit heilig schwärmender Liebe hing er sich an dieses entschwundene Glück, das er sich groß und herrlich ausmalte mit dem Aufgebote seiner Dichterphantasie. Ach, wenn der Träumer unter den Athenern des Perikles hätte leben und wirken

sollen, wäre er vermutlich auch da einsam und unvergnügt beiseite gestanden.

Eine so geartete Natur war von vornherein zur Lyrik, aber auch nur zu Lyrik berufen. Dem Talente Hölderlins fehlte die Wandlungsfähigkeit: er vermochte immer nur sich selbst zu schildern, die Zustände seines Inneren, die Stimmungen seiner Seele, die Empfindungen seines Herzens. Rein lyrisch ist darum sein Roman Hyperion, rein lyrisch sein erhabener Dramentorso „Der Tod des Empedokles“. Jene Erzählung, die so ganz und gar nicht die Bedingungen eines epischen Kunstwerkes oder gar eines historischen Romanes erfüllt, spielt in den Tagen des Jahres 1770, da sich die geknechteten Griechen, von den Russen begünstigt, zum Freiheitskampf erhoben. Von der Freundschaft gerufen, reißt sich Hyperion aus den Armen der Liebe, um dem Vaterlande zu dienen. Aber seine patriotischen Hoffnungen scheitern, er verliert den Freund, die Geliebte welkt dahin, von inneren Gluten aufgezehrt. Was Hölderlin da zeichnet, ist ein Bild seines eigenen Schicksales in durchsichtiger Verkleidung. Seine tiefsten Gefühle, seine höchsten Gedanken hat er in dem Romane niedergelegt. Dieser ist in Briefen abgefaßt, die eine sanft wehmütige Stimmung durchzittert, weil sie nicht unmittelbar vorher Erlebtes, sondern länger Vergangenes wiedergeben. So dürftig die Handlung, so bedeutend ist der poetische Gehalt des Werkes. Ein Geist der Weihe ruht auf diesen lyrischen Prosaergüssen, die in wunderbar melodischem Rhythmus dahinfließen und in sinnreiche Bildersprache gehüllt sind. Auch in dem leider unvollendeten Trauerspiele „Der Tod des Empedokles“ bedeuten die äußeren Vorgänge wenig. Nicht von Thaten ist die Rede, nur von Leiden: von dem Grame des Philosophen Empedokles aus Agrigent, den sein undankbares Volk, durch einen Priester aufgehetzt, in die Verbannung treibt. Der Held, für den diese Erde keinen Raum bietet, ist wiederum Hölderlin selbst, aber er hat sich diesmal zu einem übermenschlichen Heros potenziert, zu einem Lieblinge der Natur und der Götter (was übrigens für unseren Dichter Eines ist), zu einem Hohepriester des Erhabensten und Heiligsten, zu einem Verkünder tiefer, freilich oft schwer verständlicher, mystischer Weisheit.

Während diese zwei größeren Schöpfungen bei allem Reichtum an poetischen Schönheiten keinen ungetrübten Genuß gewähren, weil sie in eine künstlerische Form gegossen sind, die zu anderen Erwartungen und Ansprüchen berechtigt, feiert der Genius Hölderlins in den Gedichten reine Triumphe. Auch ihm erging es, wie den meisten Dichtern: nur allmählich schälte sich der Kern seines eigentümlichen Wesens aus der Hülle des Erlernten und Nachgeahmten los. Seine Jugendlyrik ist auf dem Boden des schwäbischen Klassizismus erwachsen. Dieselben altklassischen Vorbilder, dieselben neudeutschen Muster, die Conz und Neuffer beeinflußten, wirkten auch auf ihn. Er läßt zunächst mit Vorliebe die ernst getragenen Töne Klopstocks und seiner Nachfolger, Ossians, gelegentlich auch Matthissons vernehmen. Daneben rührt die litterarische Bewegung von Sturm und Drang in ihm verwandte Saiten. Er begeistert sich für Rousseau, für Goethes Werther; selbst Schubarts Pathos ist ihm nicht fremd. Ganz nehmen ihn Schillers Erstlingswerke gefangen, vor allem Don Carlos, dessen Ideen in der Seele des Jünglinges mächtigen Widerhall gefunden haben. Und nun giebt er sich mehr und mehr seinem großen Landsmanne hin, an den ihn ja auch persönliche Bande fesseln. Schillers Lyrik bestimmte eine Zeit lang den Inhalt wie die Form der Weisen Hölderlins: aus dem Klopstockschen Odendichter ist ein Schillerscher Hymnendichter geworden. Aber auch im Banne dieses verehrten Vorbildes bleibt er nicht immer. Die Vertiefung in die Philosophie, zumal in Platos Schriften, hat nicht wenig zu seiner Befreiung beigetragen: seine Gedichte sind voll von Platonischen Anschauungen, die er sich völlig zu eigen gemacht hat. Die Besänftigung und Beseligung, die kurze Liebeswonne seinem Gemüte schenkt, hebt ihn vollends zur Selbständigkeit empor und lockt die schönsten Blüten seines Geistes an das Licht. Jetzt hält seine Lyrik die Mitte zwischen der Schillers und Goethes: gleich diesem singt er nur selbst und echt Empfundenes, gleich jenem strebt er darnach, seine Lieder zugleich einer erhabenen Idee dienstbar zu machen. Als ihn dann der Wahnsinn geschlagen hat, giebt sein Saitenspiel nur noch wirre Töne von sich, oft rührend durch den klaffenden Zwiespalt zwischen dichterischem Wollen und Können.

Wenn die innige Verschmelzung zwischen deutschem Geist und antiker Formschönheit in Wahrheit das bezeichnende Merkmal unserer klassischen Litteraturperiode ist, dann muß Hölderlin ihr zugerechnet werden. Er hat die Antike, im besonderen das Hellenentum so tief, wie nur die Allerbesten seiner Zeitgenossen, im Geist erschaut und erfaßt. Mit der Romantik dagegen hat er trotz seiner Jugendfreundschaft und trotz einer gewissen Ideengemeinschaft mit dem großen Philosophen dieser Richtung so gut wie nichts zu schaffen. Abgesehen davon, daß er zu den romantischen Dichtern gar keine persönlichen Beziehungen unterhielt, war ihm das deutsche wie das romanische Mittelalter eine fremde Welt, die er nicht kannte und nicht kennen lernen wollte, ging ihm das Verständnis für die Volkspoesie ab. Seine einförmige, tief ernste Art war von der geistreich spielenden und bunt schillernden der Romantiker himmelweit entfernt. Ohne Frage liegt ein Mangel darin, daß Humor, Witz und Satire ihm völlig versagt geblieben sind. Das ununterbrochen feierliche Gesicht, das er zeigt, hat etwas Ermüdendes. Ueberhaupt ladet Hölderlins Lyrik nicht zu leichtem und raschem Genuß ein. Nur in weihevoller Stimmung darf man sich diesem weihevollen Geiste nahen, wenn anders man ihm gerecht werden will. Man muß seinen einsamen und geheimnisreichen Pfaden nachspürend folgen, um zum Verständnis seiner Eigenart durchzudringen. So kann Hölderlin nicht zu den Lieblingen der Masse gehören, die in der Poesie lediglich einen flüchtigen Zeitvertreib erblickt. Aber allen denen, welche etwas Höheres bei dem Dichter suchen, ist er ein willkommener Führer in ein schöneres und besseres Land. Sie alle werden sich stets von dem begeisterungstrunkenen Frohlocken des Jünglinges gerührt, von dem tief empfundenen Weh des Mannes ergriffen fühlen, werden so viel Reinheit des Herzens und Adel der Gesinnung lieben, so großen Reichtum an hohen, selbständigen Gedanken bewundern, werden sich von dieser inbrünstigen Anbetung der Natur, von diesen erhabenen Schilderungen ihrer unvergänglichen Herrlichkeiten ebenso gerne fesseln lassen wie von des Sängers heiligem Verlangen nach dem entschwundenen Menschheitsideal und von seinen in solcher heißen Sehnsucht und Liebe empfangenen Ge-

mälden aus der alten Griechenwelt. Und wer den rechten Sinn für den Wohllaut der Sprache, die Musik des Verses, den innigen Zusammenklang von Inhalt und Form besitzt, dem wird Hölderlins Lyrik doppelte Befriedigung gewähren. Mit angeborener Sicherheit handhabt er schon in seinen Jugendgedichten die antiken Metren. Als er sich dann eine Zeit lang dem Reime zuwendet, übt er auch diese neue Kunst mit dem gleichen Glück und Geschick. Man kann es einerseits bedauern, daß er bald wieder den Reim verlassen hat; denn wenn er ihm treu geblieben wäre, hätte er sich vielleicht eher Volkstümlichkeit erworben. Aber andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die altklassischen reimlosen Formen ihm ganz natürlich zu Gesicht stehen und sich seinem Ideengange mit wunderbarer Leichtigkeit anschmiegen. Kaum irgend ein anderer deutscher Dichter hat die alkäische Ode, das elegische Maß, freie Rhythmen mit derselben Meisterschaft beherrscht, wie Hölderlin. Und selbst noch in des Irrsinnes Nacht, da ihm die Gedanken nicht mehr gehorchen wollten, handhabte er die poetische Technik mit spielender Leichtigkeit.

Während Hölderlin vergebens darum rang, sich außerhalb der Heimat eine Existenz zu gründen, bewegte sich das Leben seiner beiden Jugendfreunde Neuffer und Magenau im vorgezeichneten Geleise des württembergischen Theologen. Ludwig Neuffer kam 1791 als Hilfsgeistlicher nach Stuttgart und wurde im folgenden Jahre Prediger am dortigen Waisenhause, zunächst provisorisch, seit 1799 definitiv. Daneben erteilte er Privatunterricht an Honoratiorentöchter, aus welchen Anfängen später das Stuttgarter Katharinenstift hervorwuchs. 1803 zum Diakonus in Weilheim a. d. Teck und 1808 zum Pfarrer in Zell unter Aichelberg (beide Orte im O.A. Kirchheim) ernannt, führte er, nachdem er sich 1804 einen eigenen Hausstand gegründet hatte, fortan das behagliche und idyllische Dasein eines Landpastors, bis er 1819 zum Stadtpfarrer am Ulmer Münster und Schulinspektor vorrückte. Zugleich stand er hier an der Spitze eines von ihm gegründeten Mädcheninstitutes. Als Mensch ebenso allgemein geschätzt wie als Prediger beliebt, füllte er seine Stellungen in Ulm bis zu seinem am 29. Juli 1839 erfolgten Tod aus.

Neuffer hat, seinem ehemaligen Gönner und Freunde Stäudlin nacheifernd, durch Herausgabe periodischer Sammelwerke die poetischen Bestrebungen seiner schwäbischen Heimat zu fördern gesucht. Das „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung", das auf die Jahre 1799 und 1800 erschien, die „Monatschrift für Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer" (1802/3) und das „Taschenbuch von der Donau" auf die Jahre 1824 und 1825 verdienen Hervorhebung. Das Taschenbuch auf das Jahr 1802 wird ganz von Neuffers Sittengemälde „Die Herbstfeier" beansprucht. Rasch ließ der Dichter eine andere größere Idylle „Der Tag auf dem Lande" nachfolgen, in der Leipziger deutschen Monatschrift zuerst anonym veröffentlicht. Ein unverschämter Nachdrucker setzte Voß' Namen auf das Titelblatt, und das Werk gelangte unter diesem Aushängeschilde zu Ansehen, obgleich der wirkliche Verfasser den Betrug alsbald aufdeckte. 1816 veröffentlichte Neuffer das epische Gedicht „Günther oder Schicksal und Gemüth", während er seine „Kleine epische Dichtungen und Idyllen" 1835 zu einem Bande vereinigte. Auch mit Sammlungen seiner Lyrik trat er zu wiederholten Malen hervor. 1827/8 veranstaltete er eine dreibändige Auswahl seiner poetischen Schriften. Ueberdies füllte er wie die eigenen so fremde Almanache und Zeitschriften mit Gaben aller Art. Unter seinen Uebersetzungen aus der altklassischen Litteratur ragt die der Vergilschen Aeneis (1816) hervor, eine mit ungewöhnlicher Sorgfalt ausgeführte und von den Zeitgenossen hochgehaltene Arbeit. Rechnet man zu den dichterischen Darbietungen und Uebertragungen noch mehrere erbauliche und pädagogische Schriften hinzu, so ist damit Neuffers ziemlich umfassende schriftstellerische Thätigkeit erschöpft.

Neuffer ist mit Conz unter den Dichtern des schwäbischen Klassizismus derjenige, welcher seinen Erzeugnissen am deutlichsten den Stempel des altklassischen Stiles aufgedrückt hat. Das Uebertragen aus den antiken Sprachen mußte ihm als systematische Vorübung zur eigenen Produktion dienen, und manche seiner originalen Gedichte lesen sich geradezu wie solche Verdeutschungen. Ueberall stoßen wir nicht bloß in den Redewendungen und der Bildersprache, sondern auch in der Vorstellungsweise auf Bestandteile der

griechisch-römischen Kultur. Den großen antiken Mustern verdankt Neuffer die edle Haltung und die reine Form seiner Poesie, aber andererseits hat er sich niemals von ihnen unabhängig zu machen gewußt, hat sich niemals von kunstvollen Nachbildungen zu frei aus dem Inneren quellenden Schöpfungen erhoben. Je peinlicher er mit den Jahren die Verse geglättet und gefeilt hat, desto weniger erwärmt er. In der Lyrik ist Horaz sein unverkennbares Vorbild. Neuffer ahmt nicht bloß die wechselnden Versmaße der Horazischen Gedichte mit Leichtigkeit und Geschmack nach, sondern macht auch deren philosophischen Gehalt zu dem seinigen. Aus dem Munde des Römers und dem des Schwaben fließen dieselben Lehren der Gelassenheit und Genügsamkeit, dieselben Aufforderungen zu maßvoller Lebensfreude. Der größere Teil der Zeitgedichte des einen sind nichts als Modernisierungen der Staatsoden des anderen. Uebrigens wirkt Neuffers Rhetorik gerade in den politischen Gesängen, wenn er zürnend und strafend gegen Galliens Raserei und Napoleons Uebermut eifert oder der Not seines Vaterlandes gedenkt oder die deutschen Siege über den fremden Zwingherren verherrlicht, eindrucksvoll und überzeugend. Mit Horaz teilt Neuffer ferner das beschauliche und betrachtende Element. Die Neigung zum Lehrhaften steigert sich bei ihm allmählich in bedenklichen Maße. Der Liebe zur Natur, der er schon in seinen frühesten Liedern Ausdruck verliehen hat, ist er niemals untreu geworden. Ihn locken sanfte landschaftliche Reize, wie sie seine heimatlichen Fluren darbieten; und sein Führer in diesem Reich ist der ihm auch persönlich befreundete Matthisson. In jüngeren Jahren hat sich Neuffer zu schwungvollen Hymnen begeistert, worin er dem Pathos Klopstocks und Schillers gleichzukommen trachtet. In jüngeren Jahren hat er auch gesellige Lieder angestimmt, Rundgesänge zum Preise des Weines und der Freundschaft, die sich vor seinen anderen Erzeugnissen durch Frische auszeichnen. Seine Liebeslyrik, mit der er auch einen besonderen, „Erato“ (1818) betitelten Band gefüllt hat, läßt dagegen vielfach echte Empfindung und natürliche Leidenschaft vermissen, obgleich der Poet den Liebesschmerz an sich selbst erfahren hat: war ihm doch in jungen Jahren eine innig geliebte Braut, Rosa Stäudlin, des Dichters Schwester, in’s frühe Grab

gesunken. Von Goethes Vorbild hat Neuffer so wenig, wie die übrigen schwäbischen Klassizisten, den richtigen Nutzen gezogen. Seine religiösen Gesänge endlich, die freilich mehr Moral- und Lehrgedichte, als eigentliche Kirchenlieder, sind, hat er mit allerhand erbaulichen Gelegenheitsstücken zu einer „Christlichen Urania" (1820) vereinigt.

Mehr, als der Lyrik, hat Neuffer seinen Dichterruhm den beiden großen Idyllen „Der Tag auf dem Lande" und „Die Herbstfeier" verdankt. Zwar sind auch diese nicht original, ahmen vielmehr Art und Stil der griechisch-römischen Epik bis in's Einzelne nach und verraten die Einwirkung von J. H. Voß, an dessen berühmte Homerübersetzung Neuffer in seiner Ausdrucksweise Seite für Seite erinnert. Aber die genannten zwei Dichtungen ziehen nicht bloß durch Geschmeidigkeit der Form und Klarheit der Darstellung, sondern auch durch ihren tüchtigen Kern die Leser an. Bürgerliche Zustände, wie sie vor hundert Jahren geherrscht haben, sind hier mit liebevoller Sorgfalt, wenn auch mit übertriebener Geschwätzigkeit gezeichnet. Auf die Verherrlichung des Bürgertumes, das übrigens im schönsten Einverständnis mit dem Adel gezeigt wird, ist es abgesehen. Es geht alles höchst wohlanständig und gesittet her; böse Menschen erscheinen höchstens in der Ferne. Neuffers Vorliebe für das Reflektieren und Moralisieren ist hier ganz am Platz, und nicht minder gute Dienste leistet der Idyllenpoesie seine Gabe der Naturbeschreibung. Der Herbstfeier gebührt entschieden der Preis. Der Dichter versteht in eine einfache Familiengeschichte hübsche Bilder heimatlicher Sitten zwanglos einzuflechten. Der Tag auf dem Lande ist fast reicher an ethischem Gehalt, aber nicht so natürlich und frisch, auch in der Komposition zerfahrener. Das breit angelegte Epos Günther enthält vortreffliche Schilderungen von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, doch drängt sich darin das lehrhafte Element zu absichtlich hervor und stört die Inszenierung der irdischen Vorgänge durch Engel nach Homerisch-Vergilschem Muster. Von den kleineren epischen Dichtungen sind die Idyllen und diejenigen Stücke, welche mit idyllischen Bestandteilen zersetzt sind, wie „Hilkar", annehmbar, wogegen die poetischen Erzählungen, welche sich dem Balladentone nähern, bei aller Form-

gewandtheit durch Trivialität, ja teilweise Abgeschmacktheit des Inhaltes abstoßen. Angenehmer lesen sich Neuffers Prosanovellen, die sich da und dort in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut finden: zwar nicht bedeutend und etwas hausbacken, zeugen sie doch von harmonischer Lebensanschauung und sind in flüssigem und durchsichtigem Stile geschrieben.

Von Rudolf Magenaus Leben ist nichts weiter zu berichten, als daß er seine erste feste Bedienstung 1794 zu Niederstotzingen (O.A. Ulm) erhielt und von dort 1819 als Pfarrer nach Hermaringen (O.A. Heidenheim) versetzt wurde, wo er am 23. April 1846 verschied. Sein Beruf vergönnte ihm reichliche Muße zu litterarischer Beschäftigung, und die Abgeschiedenheit seiner Wohnorte verdoppelte das Bedürfnis hierzu. Er sammelte 1795 erstmals seine Gedichte, 1798 schlossen sich „Versuche in christlich-religiösen Gesängen über vorzügliche Sprüche aus der heiligen Schrift" und ein Bändchen „Wend-Unmuth oder Erzählungen, Satiren, Gedichte, Einfälle" an. 1805 gab er abermals „Lyrische Gedichte" und 1825 „Poetische Volks-Sagen und Legenden" heraus. Seine dichterische Begabung ist sehr bescheiden und eng begrenzt. Zu den volleren Tönen eines weihevollen Hymnus oder einer tragischen Ballade seine Saiten zu stimmen, will ihm durchaus nicht gelingen. Ein leichter, heiterer Ton und anspruchslose Stoffe sagen ihm zu. Wenn er den Preis der heimatlichen Fluren, die stillen Freuden und kleinen Leiden eines idyllischen Daseins singt, spricht er das Gemüt am meisten an. In seinen „Poetischen Volks-Sagen und Legenden" finden sich romantische Anklänge; der vaterländische Hintergrund verleiht einzelnen dieser Gedichte Reiz und Wärme. Ein Formkünstler, wie sein Freund Neuffer, ist Magenau nicht. Er hat sich über die Tragweite seines Talentes keinen Täuschungen hingegeben und sich an ein größeres Dichtwerk niemals gewagt. Als Prosaschriftsteller warf er sich hauptsächlich auf die Pädagogik. In seinen Lesebüchern für Kinder und in der für junge Mädchen bestimmten Briefsammlung „Lottchens angenehme Unterhaltungen" suchte er mit Glück Belehrung und Ergötzung zu verbinden. Später wandte er sich dem biographischen und historisch-topographischen Gebiete zu und machte namentlich Studien

über das Brenzthal, deren Ergebnisse er in zwei Monographien niederlegte.

Johann Friedrich Schlotterbeck, der an poetischem Talente Magenau kaum gleichkam, verstand geschickt mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern. Er erblickte am 7. Juni 1765 im Schwarzwaldstädtchen Altensteig als Pfarrerssohn das Licht der Welt, ergriff die theologische Laufbahn, wurde jedoch, nachdem er magistriert hatte, aus dem Tübinger Stifte relegiert. 1788 erhielt er eine Anstellung als Lehrer der alten Sprachen an den unteren Klassen der Karlsschule. Nach deren Aufhebung wurde er Sekretär bei verschiedenen Stuttgarter Kollegien; seine ausgesprochene Begabung für Fest- und Gelegenheitsverse trug ihm zugleich den Posten eines Hof- und Theaterdichters ein. 1817 als Kanzleirat nach Ulm versetzt, wurde er 1828 pensioniert und starb am 14. Juni 1840 zu Obertürkheim (O.A. Cannstatt). Schlotterbeck veröffentlichte 1786 „Fabeln und Lieder der Liebe", 1790 „Fabeln und Erzählungen nach Phädrus, und in eigener Manier" und 1825 unter dem Titel „Sammlung vermischter Gedichte" eine Auswahl seiner Gelegenheits- und Festdichtungen, von denen manche auch als Einzeldrucke erschienen sind; ferner lieferte er dann und wann poetische Beiträge zu Taschenbüchern. Er dichtete durchaus in altmodischem Stile: nicht eben geistvolle Fabeln mit trivialer Schlußmoral, grausige Ritterballaden und sonstige Schauergeschichten im Bürgerschen Bänkelsängertone, mit dem sich stellenweise lüsterne Anwandlungen mischen. Am ehesten glückt ihm bisweilen ein heiteres Stück. Als offizieller Festpoet ließ er kein belangreiches Ereignis im Fürstenhause, keinen Geburts- oder Namenstag unverewigt, verherrlichte aber auch öffentliche Lokalbegebenheiten, diente Privatpersonen mit Hochzeitsgesängen oder Totenklagen. Für das Stuttgarter, später auch für das Ulmer Theater fertigte er mit beträchtlicher Gewandtheit Festspiele, Prologe und Kantaten aller Art und übersetzte gelegentlich Operntexte. Ohne gedankenlose Phrasen und schönrednerische Uebertreibungen ging es natürlich bei einer solchen berufsmäßigen Reimerei nicht ab, und für die Nachwelt sind diese Gelegenheitsverse nicht mehr genießbar. Den Mitlebenden haben sie jedoch viel Vergnügen bereitet, und

Schlotterbeck gehörte manches Jahrzehnt in Stuttgart, ja im ganzen Lande zu den populären Persönlichkeiten.

Auch Ludwig Schubarts poetische Versuche fallen im wesentlichen unter den Begriff des schwäbischen Klassizismus. Am 17. Februar 1765 zu Geislingen, wo sein Vater, der berühmte Dichter, damals Präzeptor war, geboren, wurde er nach dessen Einkerkerung in die Karlsschule aufgenommen und zum Juristen ausgebildet. Der ältere Schubart war in Preußen so wohl gelitten, daß der jüngere 1787 Anstellung im dortigen Staatsdienst erhielt, zunächst als Geheimsekretär in der Staatskanzlei des Ministers Hertzberg zu Berlin, seit Dezember 1788 als Legationssekretär der preußischen Gesandtschaft beim fränkischen Kreis in Nürnberg. Schon 1793 als Legationsrat pensioniert, kehrte er nach Stuttgart zurück und widmete sich bis zu seinem am 27. Dezember 1811 eingetretenen Tode ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. Durch das Vorbild und die Einwirkung seines Vaters war frühzeitig in ihm die Neigung zur Litteratur geweckt worden; in der Akademie hatte er sich dann eine vielseitige Bildung angeeignet. Aber das frische Talent des alten Schubart erscheint beim Sohne nur in sehr verblaßten Farben. Seine Gedichte veröffentlichte dieser in Stäudlins Musenalmanach, dem Morgenblatt und anderen periodischen Druckschriften. Außerdem verfaßte er Erzählungen in Versen und Prosa, übersetzte aus dem Französischen und Englischen, namentlich Werke von Thomson und Shakespeare, lieferte politische Artikel, biographische Skizzen, ästhetische Aufsätze und Kritiken in angesehene Zeitschriften, wie Wielands Merkur, hatte vor und nach seines Vaters Tod an dessen Chronik Anteil. Von historischen Arbeiten ist ein 1791 erschienener „Ulrich von Hutten" hervorzuheben. Seine Vorliebe für das Engländertum kam in den seit 1793 im Vereine mit anderen herausgegebenen „Englischen Blättern" zum Ausdruck. Ein litterarhistorisches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er sich des Nachlasses und Andenkens seines Vaters annahm und dessen Autobiographie durch die nützliche Schrift „Schubart's Karakter von seinem Sohne Ludwig Schubart" (1798) ergänzte.

Friedrich David Gräter hat als Altertumsforscher mehr ge-

leistet, denn als Dichter. Aber so bescheiden seine poetische Begabung war, fanden an ihr doch seine Bemühungen um Erschließung fremder Litteraturen eine willkommene Stütze. Er war am 22. April 1768 in der Reichsstadt Hall geboren und studierte zu Tübingen, Halle, Erlangen offiziell Theologie, in Wirklichkeit hauptsächlich Sprachen und Litteraturen. 1789 wurde er Lehrer, 1791 Konrektor, 1804 Rektor am Gymnasium seiner Vaterstadt, das 1811 zur Lateinschule degradiert wurde. 1818 kam er als Gymnasialrektor und Pädagogarch des Donaukreises nach Ulm. Seine amtliche Thätigkeit litt sehr unter seinen wissenschaftlichen Liebhabereien. Nach seiner Pensionierung 1827 zog er sich nach Schorndorf zurück, wo er am 2. August 1830 hinschied. Gräter war im Privatleben nicht unangreifbar. Selbstüberhebung, Eitelkeit und die Neigung, zur Befriedigung seines Ehrgeizes und persönlichen Vorteiles vor den Großen der Erde zu kriechen, verunstalteten überdies seinen Charakter; selbst sein Dichtertalent mußte zu übertriebener Verherrlichung König Friedrichs dienen. Solche Schwächen entfremdeten ihm zum Teile wieder die Freunde, die ihm seine gediegene Bildung gewann. Durch ein ungemein glückliches Gedächtnis unterstützt, hatte er sich die mannigfaltigsten Kenntnisse angeeignet und verfügte über eine außerordentliche Sprachkunde. Als Germanist namentlich ließ er eine Fülle von Anregungen von sich ausgehen und gehörte unter die Frühesten, die zur Erschließung der nordischen Litteratur und Mythologie beitrugen. Er genoß auch in wissenschaftlichen Kreisen großes Ansehen und stand mit den ersten skandinavischen und deutschen Fachgenossen in brieflichem Verkehre, so eine Zeit lang mit Jakob Grimm. Daß Gräter schließlich von Bedeutenderen überflügelt und an exaktem Studium übertroffen worden ist, schmälert seine Verdienste nicht. Nachdem er 1789 durch eine „Nordische Blumen“ betitelte Sammlung von Uebersetzungen aus der Edda und prosaischen Abhandlungen seinen Namen bekannt gemacht hatte, begründete er in Verbindung mit dem Pädagogen Christian Gottfried Böckh (1732—1792) aus Nähermemmingen (bei Nördlingen), einem Schwager Schubarts, 1791 die der Erforschung des germanischen Altertumes gewidmete Zeitschrift „Bragur“, die er — seit 1812 unter dem Namen „Idunna

und Hermode" — bis 1816 mit zeitweiser Unterbrechung allen Schwierigkeiten zum Trotze fortführte. 1822 stiftete er in demselben Geiste die Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau. Nicht bloß der skandinavischen Litteratur, auch der deutschen Poesie des Mittelalters widmete er seine Sorge, insbesondere dem Volkslied und der Volksdichtung. Ebenso beschäftigte er sich mit der Vergangenheit seiner Vaterstadt und ihrer Kultur im weitesten Umfang einschließlich der Mundart. Daneben verdeutschte er Proben aus morgenländischen Dichtern, brachte die Wielandsche Uebersetzung der Briefe Ciceros zum Abschlusse, schrieb philologische Abhandlungen, Gymnasialprogramme, Schulbücher. Die angesehensten Zeitschriften und kritischen Journale versah er mit Prosaaufsätzen. Seine lyrischen Gedichte stehen teils im Göttinger und anderen Musenalmanachen — 1802 war er selbst an der Herausgabe eines „Barden-Almanachs der Deutschen" beteiligt — teils in einer 1809 veranstalteten Sammlung, die übrigens reichlich zur Hälfte Uebertragungen altnordischer Gesänge oder deutscher Minnelieder enthält. Diese sind mit Geschick und Geschmack gefertigt. Auch in seinen eigenen Gedichten zeigt Gräter viel Form- und Sprachgewandtheit, aber keine schöpferische Kraft. Er ließ sich als Jüngling von Klopstock und den Barden begeistern und kam über diese Richtung nicht weit hinaus. Seine Liebes- und Freundschaftslyrik hat etwas Erkünsteltes und Süßliches an sich, und hinter der zierlichen Glätte seiner Verse steckt wenig echtes Empfinden. Weitere poetische Versuche epischer und sogar dramatischer Gattung sind mit wissenschaftlichen Studien und Uebersetzungen in den zwei 1822 und 1824 erschienenen Sammlungen „Zerstreute Blätter" vereinigt; schon 1799 hatte er eine Rittergeschichte „Kunigunde von Hoheneck" veröffentlicht. Was sich an diesen wenig selbständigen Erzeugnissen rühmen läßt, ist die klare und angenehme, stark von Wieland beeinflußte Darstellungsweise, die auch seinen wissenschaftlichen Arbeiten zum Vorteile gereicht. Als Dichter altmodisch, aber als Gelehrter modern, leistete Gräter der Poesie wenigstens mittelbare Dienste, indem er auf das heranwachsende romantische Sängergeschlecht seiner engeren Heimat anregend wirkte.

Der am 12. Juli 1774 zu Oberstenfeld (O.A. Marbach) als

Sohn des Stiftspredigers geborene Jonathan Friedrich Bahnmaier ließ 1794, noch Tübinger Stiftler, eine kleine Sammlung Gedichte drucken. Etwas Schwerblütiges und Schwerflüssiges haftet diesen religiösen und patriotischen Versen an, die mehr Kraft als Zartheit des Empfindens verraten. Der junge Dichter zeigt sich darin als Epigonen Klopstocks, als unmittelbaren Nachfolger der Thill und Hartmann. Der durch die französische Revolution entfachten Freiheitsbegeisterung setzte er mit Entschiedenheit den nationalen Standpunkt entgegen. 1806 wurde Bahnmaier Diakonus in Marbach, 1810 in Ludwigsburg, 1815 Professor der Theologie in Tübingen, 1819 Dekan in Kirchheim unter Teck. Er starb im nahen Owen auf einer Visitation am 18. August 1841. Mehr und mehr entwickelte er sich zum kirchlichen Eiferer und entfaltete als solcher eine rege Vielgeschäftigkeit. Auch seine schriftstellerische und poetische Begabung stellte er ganz in den Dienst christlich-pädagogischer Zwecke. Er gab 1811 „Gesänge für die Jugend“, 1817/8 das Familienblatt „Caecilia“, 1820 „Gesänge für christliche Feier vaterländischer Feste“, 1821 „Christliche Blätter aus Tübingen“ heraus. Teils in diesen, teils in fremden Sammelwerken sind seine Gedichte zerstreut. Als Mitstreiter Albert Knapps hat er an dem Wiedererwachen des Pietismus in Württemberg Anteil gehabt, und seiner Mitwirkung am Landesgesangbuche von 1842 wird noch gedacht werden.

In patriotischer Sinnesart begegnete sich mit Bahnmaier Karl Philipp Lohbauer. Er kam in Stuttgart am 30. Juni 1777 zur Welt und war der Sohn des aus Speyer gebürtigen Oberregierungssekretärs Philipp Gottfried Lohbauer, der sich wiederholt mit belletristischen Erzeugnissen an die Oeffentlichkeit begeben hat. Der Knabe erhielt seinen Unterricht in der Karlsschule und trat, erst sechzehnjährig, in das württembergische Heer ein. Er beteiligte sich an verschiedenen Feldzügen mit Auszeichnung, rückte allmählich zum Hauptmanne vor und erhielt den Militärverdienstorden nebst dem damit verbundenen Personaladel. Trotzdem nahm er 1806 seinen Abschied und verwendete seine Muße zu schriftstellerischer Beschäftigung und Vorbereitung auf einen Zivilberuf. Aber 1809 kehrte er zu den württembergischen Fahnen zurück, die damals

gegen die aufständischen Vorarlberger Bauern entrollt wurden. Im Treffen bei Isny am 16. Juli 1809 fand er den Heldentod, der ihm offenbar willkommen war, da er seinem ganzen Temperamente nach schwer am Leben getragen und überdies unter dem Druck einer unharmonischen Ehe gelitten hatte.

Karl Lohbauer war nach verschiedenen Richtungen künstlerisch veranlagt. Er übte die Malerei wie die Poesie aus. Schon in jungen Jahren ließ er einzelne Gedichte drucken und wagte sich 1798 mit einer Sammlung hervor. 1811 wurden aus seinem Nachlasse zwei Bändchen „Auserlesene Schriften" herausgegeben, deren erstes Lyrik enthält, während das zweite einen mit liebevoller Sorgfalt durchgeführten, aber in der Erfindung wenig hervorragenden romantischen Operntext aus der Rübezahlsage „Der Berggeist", sowie verschiedene Proben erzählender und moralisierender Prosa bringt. Lohbauers Gedichte lassen mit den Jahren zunehmende Reife erkennen und verraten wachsende Vorliebe für antike reimlose Maße und die Form des Sonettes. Hölty und Matthisson sind seine Geistesverwandten, aber man vernimmt auch das ethische Pathos und den Redeprunk Schillers und dazwischen Hölderlinsche Töne. Das eigene Naturell des Dichters ist von dem Angelernten keineswegs erdrückt. Es setzt sich aus ahnungsvoller Schwermut, die namentlich in den zahlreichen Liebesliedern vorschlägt, und inniger Hingabe an die Natur zusammen. Diese und das Leben stimmen ihn gleichmäßig zu ernsten und schweren Gedanken. Gewiß sind die traurigen Zeitläufe nicht ohne Einfluß auf seine düsteren Anschauungen geblieben. Mitunter bricht auch zorniger Schmerz über die Weltlage und das gegenwärtige Menschengeschlecht durch, werden patriotische Wünsche und Hoffnungen laut, freilich nur in geheimnisvoller Verschleierung und vieldeutiger Rätselsprache, da Lohbauer als Offizier eines Napoleonischen Vasallenstaates seine Herzensmeinung nicht gerade heraussagen durfte. In der „Ein Traum" überschriebenen Ode erhebt sich seine Muse zu nicht gewöhnlicher Kraft poetischen Empfindens und Ausdruckes.

An diese Dichter, deren Andenken wenigstens in ihrer engeren Heimat noch fortlebt, reihen sich einige andere, die sogar hier völlig vergessen sind. Jakob Heinrich Duttenhofer (1758—1823) aus

Neubulach (O.A. Calw), zuletzt Pfarrer zu Deckenpfronn (O.A. Calw), füllte mehrere Bändchen mit Oden, geistlichen und sonstigen Gedichten oder mit Erzählungen und schrieb das Lustspiel „Menadia oder die Doctorwahl“ sowie ein Jambendrama „Omar“. Der Ulmer Schneiderssohn Lorenz Christoph Wießner (1759—1807), der als Besitzer einer Buchhandlung in Nürnberg starb, berechnete seine Sammlungen von Anekdoten und geselligen Liedern auf die mittleren Volksklassen; außerdem verfaßte er eine Reihe geschichtlicher Schriften. Johann Karl Höck (1761—1834) aus Gaildorf, zuletzt Oberjustizrat in Ellwangen, veröffentlichte 1784 Gedichte und 1815 Miszellen. Johann Friedrich Heigelin (1764—1845) aus Stuttgart, der mehrere Jahrzehnte als pensionierter Pfarrer und titulierter Professor in Gerabstetten (O.A. Schorndorf) lebte, sammelte in jungen Jahren zweimal seine Gelegenheitsgedichte und trat später mit Schriften aus verschiedenen Fächern hervor. Der 1773 zu Sindelfingen (O.A. Böblingen) geborene Stuttgarter Advokat Sixt Gottlieb Kapf war Mitarbeiter an verschiedenen Taschenbüchern und veranstaltete 1801 eine Ausgabe seiner Gedichte, worin nüchternste Verstandespoesie didaktischen, insbesondere epigrammatischen Inhaltes vorherrscht. Fürchtegott Gustav Willibald Feuerlein (1781—1848) aus Stuttgart, langjähriger Pfarrer in Wolfschlugen (O.A. Nürtingen), dessen Heim Ottilie Wildermuth als „humoristisches Pfarrhaus“ verewigt hat, fertigte eine lateinische Uebersetzung von Schillers Gedichten und ließ außer einem dramatischen Gelegenheitsstücke „Der Lohn der Tugend“ unter dem Titel „Gynäceum“ eine „Galerie satirischer Gemälde“ 1812 erscheinen. Er schildert darin ein halbes Hundert Frauen, von denen jede an irgend einem Grundfehler krankt, nicht ohne Witz, Lebhaftigkeit der Darstellung und Sprachgewandtheit. 1815 veröffentlichte er eine Sammlung politisch-patriotischer Dichtungen aus der Zeit der Erniedrigung und Erhebung Deutschlands, die freilich mehr von wackerer Gesinnung, als von echter Poesie erfüllt sind.

Im Gebiete des jetzt bayerischen Regierungsbezirkes Schwaben gab es in dieser Periode verschiedene Bildungsstätten, wo litterarische Bestrebungen Pflege fanden, wie die Stadt Dillingen zur

Zeit, da der nachmalige Regensburger Bischof Johann Michael Sailer dort Professor war (1784—1794), die Grafschaft Oettingen-Wallerstein u. s. w. Aber die Poeten waren hier ungleich spärlicher vertreten, als in Württemberg. Außer dem im fünften Kapitel besprochenen Knebel und einigen gleichfalls schon erwähnten, zumeist geistlichen Dichtern ist Bronner der einzige, der sich einen Namen gemacht hat.

Franz Xaver Bronner, am 23. Dezember 1758 als Sohn armer Bauernleute zu Höchstädt a. d. Donau geboren und im Dillinger Jesuitenkollegium erzogen, wurde Benediktiner und Priester zu Donauwörth, entfloh aber aus seinem Kloster, da ihm das Mönchswesen zuwider war. Nach vorübergehendem Aufenthalt in der Schweiz trat er, vom Ordensverbande dispensiert, als Registrator in die Dienste des Bischofs von Augsburg. 1793 verließ er diesen Posten heimlich, entkleidete sich seines geistlichen Standes und wandte sich abermals nach der Schweiz, wo er sich zunächst als Journalist, hierauf als Lehrer der Naturwissenschaften an der Kantonschule zu Aarau sein Brot verdiente. 1810—1817 war er Professor an der russischen Universität Kasan, kehrte dann in seine alte Stellung nach Aarau zurück, vollzog 1820 seinen Uebertritt zum Protestantismus und rückte 1830 zum Archivare und Bibliothekare des Kantons Aargau empor. Als einundneunzigjähriger Greis beschloß er am 12. August 1850 sein langes und bewegtes Leben.

Bronner gehört zu den besten deutschen Idyllendichtern. Als Mönch in Donauwörth fand er Gelegenheit und Zeit, sich in die landschaftlichen Reize der Gegend zu versenken und das geschäftige Treiben der Fischer auf der Donau und Wörnitz zu betrachten. Dies gab ihm Stoff und Stimmung zu seinen ersten Idyllen, die, von Salomon Geßner bevorwortet, 1787 als „Fischergedichte und Erzählungen“ erschienen. 1794 wurden zwei Bändchen „Neue Fischergedichte und Erzählungen“ mit den alten zu einer dreiteiligen Sammlung vereinigt, 1833 nochmals „Lustfahrten in's Idyllenland“ (in zwei Bänden) veranstaltet. Bronners Gemälde aus dem Fischer- und Landleben, teils kleine und kleinste Stimmungs- und Genrebilder, teils mehr oder weniger ausgeführte Erzählungen und

Novellen, meist in altgriechischem oder italischem Kostüme, beruhen auf liebevoll eindringender Beobachtung und anmutiger Schilderung der Natur. Sie sind im Tone zart, manchmal überzart gehalten, in der Tendenz edel und rein, mit starker Hervorhebung des moralischen Standpunktes. Des Dichters Prosa, die mitunter von Versen unterbrochen wird, ist klar und duftig, reich an poetischen Reizen. Noch heute bilden Bronners Idyllen für jeden unverdorbenen Geschmack eine gesunde und angenehme Lektüre. Außerdem veröffentlichte er hauptsächlich eine anziehende Geschichte seiner Jugendjahre in drei Bänden (1795/7), sechzig metrische Dichtungen „Der erste Krieg" (1810) und eine historisch-geographisch-statistische Beschreibung des Kantons Aargau (1844/5).

Zehntes Kapitel.

Schwäbische Dialektdichtung.

Eine mundartliche Dichtung gab es vor dem Reformationszeitalter in Deutschland nicht, oder vielmehr war bis dahin die ganze deutsche Poesie im gewissen Sinne Dialektpoesie. Die litterarischen Schöpfungen wiesen insgesamt provinzielle Eigentümlichkeiten auf, und wenn auch viel fehlte, daß sich die Dichter und Schriftsteller genau an die Sprache hielten, deren sich ihr Stamm im mündlichen Umgange bediente, so war doch der Unterschied zwischen den Schrift- und Volkssprachen verhältnismäßig gering, über welchen Punkt die mittelalterlichen Urkunden die deutlichste Auskunft erteilen. Unter solchen Umständen konnte ein Bedürfnis, den gesprochenen Dialekt in der heute üblichen Weise litterarisch zu verwerten, nicht vorhanden sein, zumal da ein volkstümlicher Zug ohnehin durch die ganze Poesie des späteren Mittelalters ging. Diese Verhältnisse änderten sich gründlich seit dem Hervortreten Luthers und seiner Bibelübersetzung. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts gelangte die von ihm benützte Sprache in ganz Deutschland zum Sieg und wurde als einheitliche Norm für das Schrifttum anerkannt. Fortan schrieb und las man in einer anderen

Sprache, als man redete. Unter den Städtern aber bildete sich im mündlichen Verkehr eine Mischung von Mundart und Schriftdeutsch heraus, wobei letzteres mehr und mehr das Uebergewicht errang. Jetzt erst konnte der Gedanke auftauchen, der neuhochdeutschen Dichtung eine solche in den Dialekten an die Seite zu stellen und diesen also auf anderem Wege den Einfluß, den sie in der Litteratur verloren hatten, wieder zu gewinnen. Für Schwaben — und für Oberdeutschland überhaupt — fiel noch ein besonderer Grund in die Wagschale. Wir wissen, daß zur Blütezeit der mittelalterlichen Poesie das Schwäbische den Ton angegeben hat. Inzwischen hatte sich der litterarische Mittelpunkt mehr nach dem Norden verschoben, und das Mitteldeutsche herrschte in der neuen Schriftsprache. Je mehr sich aber diese von dem schwäbischen Volksidiom entfernte, desto eher konnte der Wunsch hervortreten, dem schwäbischen Dialekt in der Litteratur zu besonderen Zwecken Geltung zu verschaffen.

Mag indessen die mundartliche Dichtung ihre Kreise noch so weit gezogen und bei einzelnen Stämmen wirklich bedeutende Vertreter gefunden haben, so darf sie doch immer nur als ein untergeordneter Zweig der nationalen Litteratur, als eine ästhetische Spielart betrachtet werden, und es bedeutet eine maßlose Ueberschätzung, ihr mit der schriftdeutschen Poesie Gleichberechtigung zuerkennen zu wollen. Es war ein außerordentlicher Glücksfall, daß wir es, nachdem unsere Sprache in zwei Hauptgruppen, das Nord- und Süddeutsche, und diese wieder in viele Unterdialekte auseinandergefallen waren, im 16. Jahrhundert wenigstens zu einer einheitlichen Kunst- und Schriftsprache brachten. Wie sollte man da einer neuen Zerstücklung das Wort reden dürfen? Die litterarische Verwendung der Mundart ist von Natur in ganz bestimmte und ziemlich enge Grenzen gebannt, die nur hin und wieder künstlich erweitert worden sind. In der unverfälschten Volkssprache können mit Fug und Recht nur solche Gesellschaftskreise, die sich ihrer auch wirklich bedienen, abgeschildert werden, d. h. in der Hauptsache die ländlichen. Die Empfindungen der Gebildeten, die doch mundartlich weder reden noch denken, in ein solches Sprachgewand zu hüllen, ist eine unnatürliche Spielerei.

Von wem, für wen wird denn überhaupt im Dialekte gedichtet? Von Bauern gewiß nicht. Denn wenn ein solcher sich ausnahmsweise von der Muse begeistern läßt, so ergeht er sich erfahrungsgemäß gerade in möglichst hochtrabendem Schriftdeutsch. Für Bauern fast ebenso wenig. Die lesen nur ihre Bibel und ihre Zeitung und kümmern sich so wenig um die mundartliche als um die sonstige Litteratur. Für sie kommen höchstens Dialektlieder, die sich mündlich fortpflanzen und gesungen werden können, in Betracht, mit welcher Gattung von Dialektpoesie es dieselbe Bewandtnis hat, wie mit dem Volkslied im allgemeinen. Die mundartliche Dichtung wendet sich also, genau wie die hochdeutsche, an ein Publikum, das mindestens bis zu dem Grade gebildet ist, daß es sich mit gedruckter Litteratur befaßt. Innerhalb diesen Grenzen giebt es natürlich wieder Abstufungen, und so können die mundartlichen Dichter, wie die Dichter überhaupt, ihre Erzeugnisse auf verschiedene Schichten des Publikums berechnen. Die schwäbische Dialektlitteratur weist zwei Phasen auf, die sich eben in dieser Hinsicht voneinander unterscheiden. Die Vertreter der älteren Periode haben in der echten Volkssprache, aus den Gedanken- und Empfindungskreisen des Volkes heraus, dem sie durch ihre Lebensbeziehungen sehr nahe standen, gedichtet. Ihre durchaus auf das Volkstümliche gerichteten Erzeugnisse sind von ursprünglicher und kraftvoller Art. Aber der Dialekt, der schwäbische zumal, fordert zu Derbheiten heraus, und jene Autoren sind alle mehr oder weniger der Versuchung unterlegen, die Farben auf's dickste aufzutragen und so die Grenzen des ästhetisch Zulässigen zu überschreiten. Zudem war die unverfälschte Mundart der älteren Dichtergruppe kaum für die Mehrzahl der Gebildeten im Lande verständlich, geschweige denn für die übrigen deutschen Stämme. Das schwäbische Idiom ist durchaus keine Einheit, es wird in verschiedenen Gegenden mit starken Abweichungen gehandhabt, hier geht es in das Alamannische, dort in das Fränkische über, ja fast jedes Dorf hat seine kleinen Besonderheiten. Die Flüssigkeit des gesprochenen Dialektes mußte auch den geschriebenen beeinflussen, und besonders die Orthographie war großen Schwankungen ausgesetzt. Von den älteren Poeten benützte jeder genau die Mundart seiner engsten Heimat, und dieser

Mangel an Einheitlichkeit bildete ein weiteres Hindernis für die Ausbreitung ihrer Werke. Das Bestreben, die schwäbische Dialektpoesie nicht bloß allen Stammesgenossen, sondern auch den übrigen Freunden dieser litterarischen Gattung zugänglich zu machen, hat in neuerer Zeit zu einer modifizierten und verfeinerten Verwendung der Mundart geführt, die dem sogenannten Honoratiorendeutsch der schwäbischen Städter weit entgegenkommt. Zwar ist eine gleichmäßige Norm in der Behandlungs- und Schreibweise noch immer nicht durchgeführt und schwerlich durchführbar, aber doch ist in der jüngeren Dialektdichtung das Mittelschwäbische, wie es in der Gegend zwischen Stuttgart und Ulm zuhause ist, zur Vorherrschaft gelangt. Zugleich hat die schwäbische mundartliche Poesie in der Gegenwart ihre alte Derbheit abgestreift und ist so salonfähig geworden, womit sie allerdings auch viel von ihrer volkstümlichen Kraft preisgegeben hat.

Die früheste litterarische Verwendung deutscher Dialekte und auch des schwäbischen fand im Drama und zu komischen Zwecken statt. Beides ist ganz naturgemäß, beides ist in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag so geblieben. Der Dialekt drängt auf die dramatische Form hin. Selbst in der mundartlichen Lyrik und Epik überwiegen Dialoge, Monologe, Erzählungen im Ichtone; die völlig objektive Darstellungsweise in der Volkssprache hat meist etwas Erzwungenes an sich. Das Ursprüngliche war also, daß die Mundarten in Schauspielen zur Charakteristik solcher Personen, welche sie in Wirklichkeit redeten, dienen mußten, und durch Kontrastierung dieser mit den hochdeutsch sprechenden Figuren wurden komische Wirkungen erzielt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann der schwäbische Bauer auf der deutschen Bühne aufzutreten. Und zwar waren es zunächst nichtschwäbische Dichter, die ihn vorführten. Der erste, der nachweisbar eine Bühnenperson schwäbisch reden ließ, war der bayerische Schulmeister Simon Roth, aus Steiermark gebürtig. Er fand an dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) einen Nachfolger. Dieser, der gelehrteste und gebildetste Fürst seiner Zeit und der erste, der sich mit Hilfe der von England herübergekommenen Komödianten eine stehende Hofbühne errichtete, verfaßte 1593/4 eine Anzahl deutscher

Dramen, die, an sich ziemlich rohe Machwerke, dadurch litterarhistorische Bedeutung gewannen, daß sie sich im Gegensatze zum Schuldrama und im Anschluß an die englischen Komödien einer volkstümlichen Richtung befleißigten. Er ließ seine Volksfiguren in verschiedenen Dialekten reden und brachte unter anderem wiederholt einen schwäbischen Bauern Conrad (auch Davus) auf die Bühne, ohne freilich das schwäbische Idiom mit vollkommener Korrektheit zu handhaben. In umfangreicherem Maßstabe verwertete dann ein geborener Schwabe, der schon im vierten Kapitel behandelte Johann Rudolf Fischer, in seinen Schauspielen den heimatlichen Dialekt. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich der schwäbische Bauer zu einer beliebten Charakterfigur auf der deutschen Volksbühne. Eine sonderlich würdige Rolle spielte er dabei nicht. Er hatte mit seinen Tölpelhaftigkeiten für die Lachlust des Publikums zu sorgen und artete schließlich zum völligen Hanswurst aus.

Neben der Benützung des schwäbischen Idiomes für die Szene lief im 16. und 17. Jahrhundert eine volkstümliche Dialektlyrik, die, von unbekannten Volksdichtern herrührend, für bäuerliche Kreise bestimmt und auf den Dörfern heimisch war. Liebeslieder und Liebeswerbungen, Hochzeitsgedichte, Tanzlieder, die meisten in Form von Wechselgesängen, ertönten allerorten und verherrlichten namentlich die ländlichen Feste. Dem dreißigjährigen Kriege, der die Freude an harmlosen Belustigungen im Volk ertötete, fiel auch das bäuerliche Volkslied zum Opfer. Diese ganze Poesie mußte schon darum zu Grunde gehen, weil sie weit mehr mündlich verbreitet und gesungen als aufgeschrieben und gedruckt worden ist. Nur ein verschwindend kleiner Rest hat sich davon erhalten: ein Liebesdialog zwischen Jäckli und Deinli, ein Hochzeitslied „Hans und Grete“ und Aehnliches. Mit solchen Stücken wechselten andere, die nicht sowohl für als auf bäuerliche Kreise gedichtet waren: derbe Schilderungen des ländlichen Lebens, Bauerngespräche, Bauernklagen; letztere, in denen die Neigung des Bauern zur Unzufriedenheit mitgenommen wurde, entstanden hauptsächlich zur Zeit des großen Krieges. Damit war mit der Aufnahme von sozial-politischen Elementen begonnen, die sich in einem späteren Stadium der schwäbischen Dialektdichtung stark vordrängten.

Etwa gleichzeitig stoßen wir auf Spuren einer Verwertung der schwäbischen Mundart in der epischen Gattung. Die Geschichte von den sieben (ursprünglich neun) Schwaben, die auf gegenseitige Neckereien der oberdeutschen Stämme zurückzuführen und von den Schwankdichtern des 16. Jahrhunderts gerne bearbeitet worden ist, erscheint in einer versifizierten Darstellung, die einem zwischen 1610 und 1630 entstandenen Kupferstiche beigegeben ist, erstmals im mundartlichen Sprachgewande. Später griffen bekannte wie ungenannte Dialektdichter, Sebastian Sailer vor allem, wiederholt auf dieses Thema zurück.

Der früheste schwäbische Kunstdichter, der bescheidene Versuche mit dem heimatlichen Idiome wagte, war Georg Rudolf Weckherlin. In seine bei früherem Anlaß erwähnte Beschreibung des 1617 am Stuttgarter Hofe gefeierten Tauf- und Hochzeitsfestes legte er für eine Abteilung Ritter, die als Bauern verkleidet auftraten, ein prosaisches „Cartel" und „A Fuyer Nuyß Lied" in der Volkssprache ein, woran sich später noch ein kurzes Epigramm im Dialekt anschloß.

Von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lag die schwäbische Dialektdichtung in tiefem Schlummer versenkt. Dann begann sie zu erwachen und gelangte — etwa gleichzeitig mit der Blüte der neuhochdeutschen Poesie — zu verhältnismäßig reicher Entfaltung. Das war schwerlich ein ganz zufälliges Zusammentreffen. Von Opitz bis auf Gottsched war ja alles Volkstümliche in der deutschen Poesie gewaltsam unterdrückt, diesem Elemente widerfuhr erst wieder sein Recht, seitdem die ästhetischen Grundsätze der Schweizer das Uebergewicht erlangt hatten. Damit war auch der Weg für die Verwendung der Mundarten in der Litteratur wieder gebahnt.

Der erste, der sich nicht bloß gelegentlich des heimatlichen Idiomes zur Abwechslung bedient hat, sondern dessen ganzes poetisches Wesen darin aufgegangen ist, und darum der eigentliche Vater der schwäbischen Dialektpoesie ist Johann Valentin — oder, wie er nach seinem Klosternamen meist genannt wird, Sebastian — Sailer. Am 12. Februar 1714 in dem damals vorderösterreichischen (jetzt bayerischen) Städtchen Weißenhorn geboren, wurde er frühzeitig

Konventuale im Prämonstratenserkloster Obermarchthal a. d. Donau. Dort nahm er eine Zeit lang den Lehrstuhl für Gottesgelehrsamkeit ein; 1757—1773 versah er die zu seinem Stifte gehörige Pfarrei Dieterskirch am Fuße des Bussen (O.A. Riedlingen). Ein Schlagfluß nötigte ihn, sich in das Kloster zurückzuziehen, wo er am 7. März 1777 erneuten derartigen Anfällen erlag. Sailer war eine in katholischen Kreisen allgemein bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Er besaß ein achtbares Wissen, verfügte über Sprachkenntnisse, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen. Namentlich als Kanzelredner genoß er Ansehen und Volkstümlichkeit: nach der Sitte des damaligen katholischen Klerus trat er als Wanderprediger in den verschiedensten Gegenden Deutschlands auf, so 1767 auch in der kaiserlichen Hofkirche zu Wien, von der Landsgenossenschaft aus Schwaben dorthin berufen. Sailer war ein biederer und sittlich reiner Charakter. Daneben that er sich durch seinen unverwüstlichen Humor, seine lustigen Einfälle und sein Improvisationstalent hervor, mit welchen Gaben er große Gesellschaften zu unterhalten und zu erheitern verstand. Zahllose Anekdoten liefen über ihn um. Unter der oberschwäbischen katholischen Priesterschaft des 18. Jahrhunderts war Sailer eine markante, aber keineswegs eine vereinzelte Erscheinung. Diese Geistlichen blieben mit dem Bauernstand, aus dem sie meist hervorgegangen waren, zeitlebens in enger Fühlung und regem persönlichen Verkehr; es waren joviale Herren, die keine Beeinträchtigung ihrer Würde darin erblickten, daß sie sich vor ihren Beichtkindern lärmender Fröhlichkeit überließen. Man darf dies nicht außer acht lassen, wenn man die poetischen Werke Sailers richtig verstehen will. Um den Beifall zu ermessen, den sie einst gefunden haben, muß man sich vorstellen, wie der Dichter selbst seine Singspiele Sonntag nachmittags im Wirtshause vor einer ländlichen Zuhörerschaft, mitunter aber auch in vornehmerem Kreise zum besten gab, die Dialogstücke rezitierend, die Arien nach eigener Melodie singend und dazu mit der Fiedel aufspielend. Er hat seine Dichtwerke nur sich selbst und seinen Nebenmenschen zum Vergnügen geschaffen, ohne damit künstlerische Zwecke zu verfolgen oder ästhetische Ansprüche zu erheben. Der beste Beweis dafür ist, daß er selbst,

von einem Festspiel auf die am 1./2. Mai 1770 als Braut im Kloster Obermarchthal einkehrende Marie Antoinette abgesehen, nichts von seinen poetischen Schöpfungen dem Druck übergeben hat. Sie wurden erst geraume Zeit nach Sailers Tod durch dessen jüngeren Mitbruder Sixt Bachmann nicht ohne Mühe gesammelt und an die Oeffentlichkeit gebracht. Daß sie heutzutage nicht mehr dieselbe Wirkung, wie zu Sailers Lebzeiten zu thun vermögen, ist begreiflich; indessen sind sie mit ihrer urwüchsigen Volkstümlichkeit und ihrem derben Humor immer noch stellenweise recht ergötzlich. Den oberschwäbischen Bauerndialekt giebt Sailer durchaus naturgetreu und ohne Verfeinerung wieder. Er bedient sich fast ausschließlich der dramatischen Form, schreibt aber nicht bloß, wie seine Vorgänger, einzelne Szenen, sondern ganze Schauspiele in der Mundart. Bald wählt er den Vers, bald die Prosa. Von seinen Stücken sind in erster Linie die drei burlesken Komödien namhaft zu machen, deren Stoffe der biblischen Geschichte entlehnt sind: „Die Schöpfung der Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe," „Der Fall Luzifers," „Die schwäbischen heiligen drei Könige." Sie schließen sich an die älteren Mysterien und geistlichen Fastnachtsspiele an, die sie aber an Derbheit überbieten. Es sind keke Parodien, nicht frei von starken Uebertreibungen, aber in Einzelheiten von unwiderstehlicher Komik. Die Ungeniertheit, mit der Sailer die biblischen Erzählungen in's Lächerliche zog, erregte natürlich bei Uebereifrigen Verstimmung; die Naivetät, mit der die Scherze vorgetragen werden, hilft jedoch über alle Bedenken hinweg. Gott Vater, Engel und Teufel, Adam und Eva, Herodes und sein Hausdrachen, die drei morgenländischen Könige — sie alle sind verkleidete schwäbische Bauern und Bäuerinnen und bewegen sich in deren Bildungs- und Empfindungskreisen, wie sie ja auch bäuerliche Sprache reden. Ohne den Dialekt freilich wäre die ganze Behandlungsweise kaum erträglich, denn eben er bedingt jene Naivetät hauptsächlich. In zwei anderen teilweise ebenfalls lustigen Komödien „Die sieben Schwaben oder die Hasenjagd" und „Schwäbischer Sonn- und Mondfang", die auf bekannte Volksschwänke zurückgehen, huldigt Sailer der löblichen Gepflogenheit der Schwaben, sich über sich selbst lustig zu machen. In der wenig

bedeutenden „Schultheißenwahl zu Limmelsdorf“ hat er ein von späteren schwäbischen Dialektdichtern begierig aufgegriffenes Thema angeschlagen. Sailers übrige Dichtungen verdienen die Erwähnung kaum. Seine zahlreichen sonstigen Schriften sind — außer einer, die sich auf die Geschichte seines Klosters bezieht — religiöser Natur. Ein zusammenfassendes Urteil über Sebastian Sailer hat dahin zu lauten, daß er kein bedeutender Dichter gewesen ist, wohl aber ein origineller und witziger Kopf, der auf dem Gebiete der niedrigen Komik Tüchtiges geleistet und sich durch die erstmalige umfassende Verwendung des schwäbischen Dialektes zu poetischen Zwecken ein eigentümliches Verdienst erworben hat.

Ganz im Stile der Sailerschen Komödien ist ein mundartliches Singspiel gehalten, das von Franz Jann, Pfarrer, Dekan und geistlichem Rate zu Scheppach (im bayerischen Bezirksamte Günzburg), auf den Namenstag Michaels III., Abtes im Ulmer Wengenstifte (1754—1765), verfaßt worden ist. Es führt den Titel „Die Englische Königswahl“ und schildert, wie der Erzengel Michael zum Meister der himmlischen Heerscharen erkürt wird. Ein 1770 zu Ueberlingen am Bodensee dargestelltes Trauerspiel enthielt zwei musikalische Zwischenscherze, worin ein Bauer Stoffel einen Hirten durch Verleumdung um seine Weidetriften betrügt und zur Strafe dafür von einer Nymphe in einen Stier verwandelt wird; die Bauern reden in den Zwischenspielen schwäbisch. Auch hier begegnen wir wieder der Form des Sailerschen Singspieles, aber die Rolle, die der Bauer dabei spielt, entspricht mehr der älteren Auffassung.

Bald darauf fing man auch wieder an, den schwäbischen Dialekt für andere poetische Gattungen zu benützen. Viktor Matthäus Bührer schuf — wohl als Tübinger Student im Anfange der achtziger Jahre — zwei „Das Konzert“ betitelte Idyllen in Steinlacher Mundart. Freilich ist auch hier die Dialogform für die Erzählung beibehalten. Ein Bauernbursche und dessen Schwester hören im nahen Tübingen Konzerte an und schildern zuhause — jedes in seiner Art — die gewonnenen Eindrücke. Damit war ein Thema angeschlagen, das von den nachfolgeuden schwäbischen Dialektdichtern in endlosen Variationen breit getreten wurde: die komische Be-

richterstattung von Landleuten über ihre städtischen Erlebnisse. Bührer hat sich als Versmaß für seine Idyllen merkwürdigerweise den Hexameter ausgewählt.

Die politischen und kriegerischen Ereignisse des endigenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts fanden auch in der schwäbischen Volksdichtung Widerhall. 1794 wurde die von Herzog Ludwig Eugen einberufene Landmiliz Gegenstand von Gesängen; Schlotterbeck namentlich dichtete — neben einem weiteren Gemälde aus dem Soldatenleben — ein beliebtes Lied „Jörgle unter der Landmiliz“ im heimatlichen Dialekt. Ein anonymes „Sendschreiben von Michael Bentele, Bauern in Pfuhl, an Marte Banzhaf, Karrenmann in Ulm“ aus dem Jahr 1804 und ein Antwortschreiben vom Oktober 1812 erörtern die neuen Zustände des bayerisch oder württembergisch gewordenen Gebietes der alten Reichsstadt unter wehmütigem Rückblick auf die republikanische Vergangenheit. „Die Granate“, eine hübsche Novellette in Versen von einem unbekannten Autor, entlehnt Motive aus dem Kriegsjahr 1815.

Diese gelegentlichen Dialektdichter, denen auch noch Friedrich Haug mit ein paar Bauernliedern beizuzählen ist, überbot an Wirkung in die Breite Karl Borromäus Weitzmann. Er erblickte im damals vorderösterreichischen Städtchen Munderkingen a. d. Donau am 25. Juni 1767 als Sohn des dortigen Amtsphysikus und Bürgermeisters, eines aus Magdeburg stammenden, ehedem preußischen Militärarztes, das Licht der Welt, besuchte die Gymnasien zu Ehingen und Konstanz und studierte dann die Rechtswissenschaft in Wien. Hier in den gemütlich und heiter veranlagten Kreisen einer leichtlebigen Gesellschaft, im Umgange mit Blumauer, dem Verfasser der travestierten Aeneide, und anderen Humoristen fand er Gelegenheit, seinen glücklichen Mutterwitz auszubilden und zu üben. Nach vorübergehender Anstellung in der österreichischen Hauptstadt wurde er Sekretär der vorderösterreichischen Landstände zu Ehingen und nach der Abtretung dieser Gebietsteile an den württembergischen Staat 1803 Advokat daselbst. Im Jahr 1803 veröffentlichte er einen ersten Band Gedichte, worin aber nur zwei Stücke im Dialekte stehen. 1819 gab er seine zweite Gedichtsammlung heraus, und in der Folge ließ er verschiedene seiner Schnurren einzeln in

Form von Broschüren drucken. Durch seine Dichtungen gewann sich Weitzmann viele Freunde, zog sich aber auch mancherlei — teilweise komische, teilweise ernste und unbequeme — Feindschaften zu. 1828 bereitete er eine Ausgabe seiner sämtlichen poetischen Werke in drei Bändchen vor, deren Erscheinen der Dichter indessen nicht mehr erleben sollte. Er starb am 30. Mai 1828 an einer Lungenlähmung.

Karl Weitzmann ist, wie Sailer, Oberschwabe und — freilich durchaus freisinniger — Katholik gewesen. Er hat ferner mit seinem Vorgänger die Unterhaltungsgabe und das Improvisationstalent geteilt, so daß er seinen Ruf fast ebenso sehr seinem persönlichen Auftreten als seiner litterarischen Wirksamkeit verdankte. Es ist unverkennbar, daß Weitzmann sich Sailer zum Vorbild auserseben hat. Die von diesem erfundene Gattung des burlesken Singspieles in schwäbischer Mundart aufgreifend, suchte er „Die schwäbischen heiligen drei Könige“ in einer Neubearbeitung des Stoffes zu überbieten und schuf zu der Schöpfung in seinem „Weltgericht“ ein Gegenstück, das den heidnischen Olymp travestiert und in seinem zügellosen Uebermut an eine Offenbachiade erinnert. Weitzmann hat sich indessen nicht auf die Nachahmung Sailers beschränkt, vielmehr hat er sowohl komische poetische Schilderungen, Fabeln und Epigramme als auch nach dem Vorgange Hebels, des gefeierten alamannischen Dichters, ernsthafte Lieder in der Volkssprache abgefaßt und ist so der Begründer der eigentlichen schwäbischen Dialektlyrik geworden. Zugleich hat er der ganzen poetischen Gattung einen veränderten Charakter verliehen: an die Stelle von Sailers naiver Heiterkeit tritt bei ihm ein satirisch aggressiver Zug, ein Ueberwiegen des Aktuellen, und zwar im volksfreundlich demokratischen Sinne. Weitzmann hat es auf diese Weise zu großer Beliebtheit gebracht, und viele seiner Gedichte, wie z. B. die „Hundskonferenz“, sind lange Zeit wirklich im Munde des Volkes gewesen. Nicht ganz unverdient. Denn sein Witz ist schlagend, sein Spott beißend, der Volkston oft meisterlich getroffen. Allerdings beruhte die Wirksamkeit seiner Gedichte zum guten Teil auch noch auf anderen Eigenschaften: auf den zahlreichen mehr oder weniger versteckten Anspielungen auf Zeitereignisse und Zeitgenossen, hohe und höchste

Persönlichkeiten, auf Wielandscher Schlüpfrigkeit des Inhaltes und auf einer Derbheit des Stiles, die sich oft bis zu widerlichen Gemeinheiten steigert. Der Vorwurf kann Weitzmann nicht erspart, werden, daß er der schwäbischen Dialektpoesie die Harmlosigkeit genommen und sie aus der Sphäre des Niedrigen in die des Schmutzigen herabgezogen hat.

Weitzmanns hochdeutsche Gedichte, die der Zahl nach stark überwiegen, haben keine Bedeutung. Die ernsten sind schwülstige Aufgüsse Klopstockscher, Schillerscher und Bürgerscher Lyrik, die komischen erheben sich kaum je über die Durchschnittsstufe trivialer Gelegenheitsreimerei. Auf diesem Gebiet ist Weitzmann nicht mehr, als ein gewandter Versmacher.

Dionys Kuen (1773—1852) aus Buchau am Federsee beschränkte sich so gut wie ganz auf die Dichtung in schwäbischer Mundart. Er arbeitete sich vom Buchbinder zum Buchdrucker und Verleger empor, übernahm in seiner Vaterstadt die fürstlich Thurn- und Taxissche Druckerei, gab eine Zeitung und ein landwirtschaftliches Wochenblatt heraus und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und Achtung. Auf den Titelblättern seiner Bücher bezeichnete er sich naiv als „Der schönen Künste Beflissener und Buchdrucker". Außer verschiedenen Einzeldrucken von Gedichten ließ er 1819 ein dreiaktiges Lustspiel „Die Gartendiebe" und 1821/5 zwei Bändchen „Gedichte in oberschwäbischer Bauernsprache" erscheinen, denen er vorsichtigerweise eine wörtliche Uebersetzung in's Hochdeutsche beifügte. Kuens Lustspiel ist nach Erfindung und Handlung äußerst dürftig, wenn es auch einzelne Züge des Volkslebens hübsch wiedergiebt. Seine Gedichte bestehen vorwiegend aus lyrischen Stimmungsbildern, Anekdoten und Schwänken, die auf lokale Erinnerungen zurückgehen, Bauerngesprächen über allerlei zeitgemäße Gegenstände, wobei gelegentlich auch soziale Fragen, wie Priesterehe oder Judenbekehrung, gestreift werden. Kuens poetische Veranlagung ist weit schwächer, als die Weitzmanns, aber es fehlt ihm nicht an treuherzigem Humor, und er versteht sich wenigstens darauf, natürlich und volkstümlich zu bleiben, ohne gemein zu werden. Seine theoretischen Beobachtungen über das heimatliche Idiom hat er teils in der von ihm 1819 gedruckten ersten Ausgabe von „Sebastian

Sailers Schriften in schwäbischem Dialekte", teils in seinem „Oberschwäbischen Wörterbuch der Bauernsprache" (1844) niedergelegt.

Joseph Epple (1789—1846) leitet von den oberschwäbischen zu den mittel- und unterschwäbischen Poeten über. Er war in Biberach geboren und wirkte als katholischer Volksschullehrer zu Gmünd. Er beherrschte das Oberschwäbische und Mittelschwäbische gleich gut, bediente sich jedoch mit Vorliebe dieser Mundart, was ganz natürlich war, da die Thätigkeit eines Dialektdichters meist mit seinem jeweiligen Aufenthaltsort eng verwachsen ist. Eben der leichteren Verständlichkeit des von ihm gebrauchten Idiomes wegen drangen seine Verse, wie die Weitzmanns, in weitere Kreise. Er dichtete bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein und ließ außer einzelnen Stücken in Broschürenform drei Sammlungen „Vermischte Gedichte" (1821, 1826, 1842/4) erscheinen. Epple bewegt sich durchaus in der niedrig komischen Sphäre. Er erzählt Schwänke und schlaue oder dumme Bauernstreiche, entwirft lokale Sittenbilder, besingt allerlei Tagesereignisse, zeichnet ländliche Charaktertypen. Er ist ein Mann der geselligen Freuden und des sinnlichen Lebensgenusses, der den Wein und das Bier unermüdlich preist und dem Wassertrinken ewige Feindschaft geschworen hat. Er verfügt über urwüchsigen Humor, und manche seiner Schnurren wirken recht drollig. Aber der unflätige Ton, den er als würdiger Schüler Weitzmanns beharrlich festhält, verleibet den Geschmack an seiner schwäbischen Muse. Epples schriftdeutsche Poesie, die neben lustigen Stücken und Gelegenheitsversen jeder Art auch Natur- und Liebeslieder und salbungsvolle Gedichte moralischen und religiösen Gepräges umfaßt, ist dem Inhalte nach unselbständig und unbedeutend, der Form nach mangelhaft; nicht einmal die sprachliche Korrektheit ist gewahrt.

An Weitzmann, Kuen und Epple ist noch der Memminger Johannes Müller (1782—1837), Schreiber in seiner Vaterstadt, anzureihen. Er veröffentlichte unter dem Titel „Gedichte im schwäbischen Dialekt" eine kleine Auswahl seiner harmlos gemütlichen Gelegenheitsstücke, worin er meist lokalhistorische Genrebilder liefert.

Die schwäbische Dialektdichtung, als deren früheste Vertreter uns neuwürttembergische oder bayerische Oberschwaben und Katholiken begegnet sind, ist dann auf altwürttembergischem, protestantischem Boden in eine neue Phase ihrer Entwicklung getreten. Den Reigen der altwürttembergischen Dialektdichter eröffnet Gottlieb Friedrich Wagner. Als Schullehrerssohn zu Reusten (O.A. Herrenberg) am 3. November 1774 geboren, ergriff er den Beruf seines Vaters und wurde 1796 Dorfschulmeister in Maichingen (O.A. Böblingen), mit welchem Amt er seit 1818 das des Schultheißen vereinigte. In dieser Doppelstellung fand er Gelegenheit, den Bauerncharakter und die Verhältnisse des Bauernstandes auf's genaueste kennen zu lernen. Er legte seine Erfahrungen in mundartlichen Schauspielen nieder, die er seit dem Jahr 1824 in rascher Folge veröffentlichte. Am 14. Februar 1839 beschloß er seinen nicht eben abwechslungsreichen Lebenslauf.

Wagner hat sich ausschließlich der dramatischen Form bedient, aber er hat an Stelle der phantastisch burlesken Komödien Sailers und Weitzmanns das realistische Dialektschauspiel treten lassen und hat die gebundene Redeweise, die seine Vorgänger bevorzugten, durch die ungebundene ersetzt. Nur die unbedeutenden „Volks-Gedichte im schwäbischen Dialekte" (1824), fünf kleine Lustspiele oder Dialoge, die hauptsächlich den Widerwillen der Bauern gegen Neuerungen zum Gegenstande haben, sind in Versen geschrieben, die Wagner indessen nicht so gut anstehen, wie die Prosa. Wenn Belustigung des Publikums für Sailer der einzige und für Weitzmann der hauptsächliche Zweck des Dichtens gewesen ist, so hat Wagner dem didaktischen Elemente, das sich gelegentlich auch bei Weitzmann bemerkbar macht, mit Bewußtsein das Uebergewicht verschafft. Von seinen Hauptwerken behandeln drei, nämlich „Die Schulmeisterswahl zu Blindheim", „Die Repräsentantenwahl zu Dipplisburg" und „Die Schultheißenwahl zu Blindheim", das beliebte Thema der ländlichen Wahlen, die zwei untereinander im Zusammenhange stehenden Schauspiele „Der Handstreich bis auf Spitz und Knopf" und „Es giebt doch noch eine Hochzeit" sind als bäuerliche Familienstücke zu bezeichnen, das die Schulmeisterswahl fortsetzende Schauspiel „Ernennung und Heirat des

Schulmeisters zu Blindheim“ nähert sich der letztgenannten Gattung, während in „Madame Justitia im Guckkasten“ die Prozeßsucht der Bauern und der Schneckengang der Rechtspflege gegeißelt werden. Alle diese Dramen, deren Stoffe Wagner aus dem wirklichen Leben geholt hat, sind Sittenbilder von ungewöhnlicher Sicherheit der Beobachtung und nicht geringer Kraft der Darstellung. Der Bauernstand wird darin sowohl nach seinem Privatleben als nach dem öffentlichen einer scharfen Kritik unterzogen. Namentlich wird die politische Unreife der ländlichen Bevölkerung und ihre Unfähigkeit zur Selbstverwaltung an drastischen Beispielen nachgewiesen. Nun sind zwar die sozialen Zustände, die Wagners Schilderungen zu Grunde liegen, wenn auch in der Zwischenzeit das Volk noch nicht mündig geworden ist, heutzutage zum größeren Teil überwunden. Aber der Charakter des schwäbischen Bauern mit seinem Vernunftgründen unzugänglichen Eigensinne, seinem Festkleben am Bestehenden und Ueberlieferten, seinem unüberwindlichen Mißtrauen gegen alles Neue und ihm Unverständliche, seiner Hochachtung vor dem Besitze, die ihm die reichen Leute zugleich als „rechte Leute“ erscheinen läßt, ist noch heute genau so, wie ihn Wagners Meisterhand gezeichnet hat. Darum wohnt seinen Werken eine über das kulturhistorische Interesse hinausgehende lebendige Wirkung inne. Außerordentlich mannigfaltig sind seine ländlichen Gestalten: neben rohen Männern und keifenden Weibern finden sich wackere Bursche und edle Mädchen; kluge Köpfe und Trobdel, pfiffige Wirte, wichtig thuende Barbiere, betrügerische Juden tummeln sich umher; nur die hochdeutsch redenden Würdenträger sind etwas langweilig ausgefallen. Dabei versteht sich der Dichter auf die Kunst des Individualisierens: er giebt nicht nur Typen, sondern Persönlichkeiten. Der herrische und querköpfige Strobel (im Handstreich bis auf Spitz und Knopf) kann sich mit den berühmtesten Bauernfiguren in der deutschen Litteratur messen. Was bei Wagner besonders angenehm berührt, ist die Ruhe und Objektivität seiner Haltung. Er entwirft seine Bilder von den herrschenden Zuständen mit unerbittlicher Wahrheitsliebe, doch ohne gehässige Uebertreibung. Er ist frei von Pessimismus: die Beamtenwelt erscheint bei ihm

in vorteilhaftem Licht, und auch unter seinen Bauern finden sich sympathische Charaktere. So hinterlassen seine Komödien bei aller Schärfe der Satire im ganzen doch einen behaglich humoristischen Eindruck. Derbheiten kann Wagner zur Charakterisierung des Bauernstandes nicht ganz missen, aber er hat doch keine Freude daran, wie seine Vorgänger und sein Nachfolger Nefflen, sie sind ihm lediglich Mittel zu künstlerischen Zwecken; er thut nicht zimpferlich, geht aber über die Grenze des Zulässigen und Notwendigen kaum jemals hinaus. Freilich scheint diese Zurückhaltung seiner Popularität eher Eintrag gethan als Vorschub geleistet zu haben. Den Dialekt handhabt Wagner mit großer Sicherheit und Leichtigkeit. Zumal seine Mannigfaltigkeit ist bewundernswert. Er unterscheidet nicht nur die Bewohner verschiedener Ortschaften durch mundartliche Nuancen, sondern macht auch in der Sprache seiner Bauern je nach ihrem Bildungsgrad Abstufungen. Köstlich trifft er den Handwerksburschenton in dem Hochdeutsch, das er seine Professionisten, namentlich den Schreiner Hobel (im Handstreich bis auf Spitz und Knopf) reden läßt. Die meisten Stücke Wagners sind regelrecht gebaute Dramen; zur Aufführung eignen sie sich indessen kaum. Dazu fehlt es ihnen an dramatischer Schlag- und Spannkraft. Die Handlung ist zu schleppend, es wird zu viel geredet, in den hochdeutschen Reden der Respektspersonen zu viel doziert und moralisiert. Der Verfasser selbst hat bei Abfassung seiner Schauspiele die Bühne keineswegs im Auge gehabt. Als Lektüre dagegen sind sie noch immer empfehlenswert. Denn wenn Wagner auch nicht den ersten deutschen Dialektdichtern zugezählt werden darf, ist er doch unter den schwäbischen ohne Frage der bedeutendste.

Im Jahr 1823 erschien eine kleine Sammlung „Lieder in schwäbischer Volkssprache von Heinrich Hofer“. Der Verfasser (1778—1851), ein Pfarrerssohn aus Nordheim (O.A. Brackenheim), lebte als angesehener Rechtsanwalt in Heilbronn. Das Beispiel seines Vetters Uhland mochte ihn in den poetischen Neigungen bestärkt haben. Schon 1820 hatte er ein Bändchen „Gedichte und kleine prosaische Aufsätze“ in hochdeutscher Sprache der Oeffentlichkeit übergeben. Frisch vom Herzen weg, um die ästheti-

schen Satzungen wenig bekümmert, singt und predigt er darin von Liebe, Freimut und Bürgertugend, Deutschtum und Vaterland. Hofers mundartliche Lieder, im schwäbisch-fränkischen Uebergangsdialekte gehalten, malen Liebes- und sonstige Empfindungen der Bauern mit gedämpftem Humor und erbringen den Beweis, daß der Volksdichter naiv sein kann, ohne zum Schmutze seine Zuflucht zu nehmen.

Anhang.

Die nachfolgenden Seiten dienen hauptsächlich dem doppelten Zwecke, die bibliographischen Nachweise zu erbringen und eine Anzahl Autoren, durch deren Aufzählung der Text nicht belastet werden sollte, nachzutragen. Den Quellenangaben, die übrigens keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben, liegen die Werke von Heyd und Goedeke in der Weise zu Grunde, daß die dort angeführte Litteratur hier nicht wiederholt ist. (Wo bei Heyd Goedekes Grundriß zitiert ist, ist dieser nicht nochmals genannt.)

Erklärung der Abkürzungen:

A. D. B. = Allgemeine Deutsche Biographie. Band 1—42. Leipzig 1875—1897.

Allg. Ztg. B. = Allgemeine Zeitung Beilage.

B. B. d. St. = Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg.

Bibl. d. l. V. i. St. = Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart.

G = Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. (Wo nichts anderes gesagt ist, ist stets die zweite Auflage — Band I—VI, Dresden 1884/97 — gemeint; die arabischen Zahlen bedeuten die Seiten.)

Gradmann = Johann Jakob Gradmann, Das gelehrte Schwaben: oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller. Ravensburg 1802. (Das mit vielen Verbesserungen und Zusätzen versehene Handexemplar des Verfassers, Eigentum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, ist benützt worden.)

H I = Wilhelm Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte. Erster Band. Stuttgart 1895.

H = Dasselbe. Zweiter Band. Stuttgart 1896. (Die arabischen Zahlen bedeuten die Seiten.)

Koch = Eduard Emil Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. Acht Bände. Dritte Auflage. Stuttgart 1866/76.

Liliencron = R. von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Fünf Bände. Leipzig 1865/9.

Schw. Kr. = Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung.

Sittard = Josef Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Zwei Bände. Stuttgart 1890/1.

Wackernagel = Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Fünf Bände. Leipzig 1864/77.

Weyermann I = Albrecht Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.

Weyermann II = Albrecht Weyermann, Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adelichen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm. Ulm 1829.

Wohlwill = Adolf Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815. Hamburg 1875.

Württ. Jahrb. = Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde.

W. V. f. L. (N. F.) = Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (Neue Folge.)

Erstes Kapitel.

Zu S. 1—8. Aelteste Zeiten: Christoph Friedrich Stälin, Wirtembergische Geschichte I (Stuttgart und Tübingen 1841), Paul Friedrich Stälin, Geschichte Württembergs I, 1 (Gotha 1882). Schwaben und Alamannen: Fr. L. Baumann in Forschungen zur Deutschen Gesch. XVI (1876) S. 215—277, L. Wilser in Alemannia XXIII (1895) S. 50—74, 191 (s. auch H I 50 f.). Unter den unterscheidenden Merkmalen der Dialekte sticht der Gebrauch der Hilfszeitwörter „sein" und „wesen" besonders hervor: der Alamanne sagt „g'si", der Schwabe „g'we".

Zu S. 8—17. Charakter der Schwaben in früheren Zeiten: (J. Hartmanns) Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit (Stuttgart 1870). Charakter der heutigen Schwaben: H. Kurz in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist" (Karlsruhe 1842) S. 375—380, G. Rümelin, Reden und Aufsätze, 3. Folge, S. 375—405.

Zu S. 17—27. Kultur und Dichtung der älteren Zeit: Chr. Fr. Stälin I S. 395—413, 605—617, P. Fr. Stälin I, 1 S. 172 f., 244—146; vrgl. auch W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (6. Auflage, 2 Bände, Berlin 1893 f.). Notker der Deutsche: G I 26 f., 485 f. Hermann der Lahme: H 420.

Zweites Kapitel.

Zu S. 27—34. Künste und Wissenschaften in der Stauferzeit: Chr. Fr. Stälin II S. 754—777, P. Fr. Stälin I, 1 S. 358—365. Ligurinus: Wattenbach (6. Auflage) II S. 286 ff. Spielleute und Gaukler: Die Namen einiger schwäbischen joculatores sind überliefert: zwei von ihnen, Falchelin und Rübeger, erscheinen als in der Nähe des Klosters Weißenau begüterte Leute (Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 29 S. 15, 52). Albertus Magnus: v. Hertling in A. D. B. 1 S. 186—196. Chronist Burchard: H 338. Schwäbische Predigten, deren Heimat der (badische?) Schwarzwald ist, hat Fr. K. Grieshaber unter dem Titel „Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts" (2 Abteilungen, Stuttgart 1844/6) herausgegeben.

Zu S. 34—38. Hartmann von Aue: H 307, G I 89—93, 487, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 4. Bd., 1. Abt. 2, F. Saran, Hartmann von Aue als Lyriker (Halle a. S. 1889), Anton E. Schönbach, Ueber Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen (Graz 1894), Th. Schön in Reutlinger Geschichtsblätter 1896 Nr. 3 u. 4. Uebrigens ist die Lokalisierung Hartmanns in Obernau durchaus nicht unangefochten. Neuerdings ist die Vermutung aufgetaucht, daß Eglisau am Rhein in der Schweiz des Dichters Heimat sei (Schulte in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 261—282).

Fest steht folgendes: Hartmann war Ministeriale, der arme Heinrich Edelfreier, unmöglich können also beide demselben Geschlecht angehört haben, was sich übrigens auch schon aus dem ganzen Ton, in dem ersterer von letzterem spricht, mit Notwendigkeit ergiebt. Die jetzt noch in Württemberg blühenden Freiherren von Ow können den Dichter nicht für sich in Anspruch nehmen. Denn unter den zahllosen Mitgliedern dieser Familie, deren Namen uns aus dem späteren Mittelalter überliefert sind, befindet sich auch nicht ein einziger Hartmann. Bei dem gewaltigen Ansehen, dessen sich der Poet das ganze Mittelalter über erfreut hat, ist es ganz undenkbar, daß sich sein Name in seinem Geschlechte nicht fortgeerbt hätte. Hartmanns Familie dürfte frühzeitig, vielleicht schon mit ihm selbst, ausgestorben sein. Die Frage, ob die jetzigen Herren von Ow Nachkommen des armen Heinrich sind, berührt uns hier nicht; jedenfalls aber muß die Möglichkeit offen gehalten werden, daß ihre Vorfahren und der arme Heinrich zwei verschiedenen Geschlechtern von Dienstmannen angehört haben, die beide den längst ausgestorbenen Edelfreien von Au gedient und von diesen den Namen entlehnt haben. Ulrich von Thürheim: G I 115—118, 488 f., R. Bechstein in A. D. B. 39 S. 9 f. Die gute Frau: G I 104 f. Gottfried von Hohenlohe: G I 115, P. Stälin in A. D. B. 12 S. 690. Albrecht von Kemnat: G I 118, 196, Steinmeyer in A. D. B. 15 S. 597. Konrad Fleck: G I 103 f., 118, 488, Steinmeyer in A. D. B. 7 S. 111 f. Konrad von Stöffeln: G I 140, Ludwig Fränkel in A. D. B. 36 S. 316 f. In der württembergischen Familie Stöffeln ist wenigstens der Vorname Konrad heimisch. Mehrere Konrad, von denen einer unser Dichter sein könnte, treten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts urkundlich auf. Andere haben ihn übrigens dem zu Hohenstoffeln im Hegau hausenden Geschlechte zugewiesen. Konrad von Heimesfurt: G I 86, 487, Steinmeyer in A. D. B. 11 S. 331 f. Albert von Augsburg: G I 44, Steinmeyer in A. D. B. 1 S. 207. Hugo von Langenstein: G I 260, Steinmeyer in A. D. B. 17 S. 673 f.

Zu S. 38—45. Minnesang: G I 45—47, 142 f., 486, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 8. Bd., 1. Teil, Fritz Grimme, Geschichte der Minnesinger I Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger (Paderborn 1897). Meinloh von Söflingen: G I 49, Burdach in A. D. B. 34 S. 72 f., Grimme S. 123—127. Kaiser Heinrich VI.: G I 53. Man hat ohne triftigen Grund bezweifelt, daß dieser Fürst wirklich die ihm in den Liederhandschriften zugeschriebenen Lieder gedichtet habe. Heinrich von Ruck: H 578, Grimme S. 127—130. Hiltbold von Schwangau: G I 155, Burdach in A. D. B. 33 S. 184—186, Grimme S. 130—135. Berenger von Horrheim (H 442, G I 51, Grimme S. 19—22) cheint eher einer badischen Familie, als dem im Enzgau heimischen Dienstmannengeschlechte der Grafen von Vaihingen, angehört zu haben. Konradin: G I 160 f. Schenk von Limpurg: H 487, Grimme S. 192—198. Bruno von Hornberg (Wilmanns in A. D. B. 13 S. 147, Grimme S. 114—120) ist ebenfalls am

wahrscheinlichsten nach Baden zu verweisen. Gottfried von Neuffen: H 527, G I 154, Burdach in A. D. B. 23 S. 401—403, Wilhelm Uhl, Unechtes bei Neifen (Paderborn 1888), F. Vogt in Zeitschr. f. Deutsche Philologie XXIV (1892) S. 247—255, Grimme S. 135—157. von Brauneck: Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte II S. 764. Der Taler: Richard M. Meyer in A. D. B. 37 S. 362 f. Herren von Thal giebt und gab es in Württemberg nicht. An eine Familie von Thalheim (ursprünglich Thalen) ist kaum zu denken, da die Verkürzung Thaler aus Thalener sehr auffällig wäre. Ulrich von Winterstetten: H 690, G I 153, Grimme S. 157—165 (ein verunglückter Abschnitt). Hugo von Werbenwag: G I 159, Richard M. Meyer in A. D. B. 41 S. 743 f., Grimme S. 177—182. von Buwenburg: Wilmanns in A. D. B. 3 S. 667, Grimme S. 187—192. von Stammheim: G I 152, Burdach in A. D. B. 35 S. 427, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 87 f., Grimme S. 198—201. Sehr unsicher ist es, ob Württemberg auf den Minnesänger Wachsmut von Mühlhausen (W. Wilmanns in A. D. B. 22 S. 711, Grimme S. 165—173) Anspruch erheben darf. Ob der Minnesänger von Scharfenberg (G I 153, Burdach in A. D. B. 30 S. 774—777) aus Kärnten oder aus dem württ. O.A. Geislingen, wo noch die Ruinen einer Burg Scharfenberg vorhanden sind, gebürtig ist, läßt sich ebenso wenig entscheiden wie seine Identität mit dem Epiker Albrecht von Scharfenberg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts drei verloren gegangene Dichtungen „Frau Ehren Hof", „Merlin" und „Seifried von Ardemont", schwerlich aber den erhaltenen sog. jüngeren Titurel verfaßt hat (G I 213 f., P. Hamburger in A. D. B. 30 S. 583—586). Der mäßig begabte Heinrich von Tettingen (R. M. Meyer in A. D. B. 37 S. 592, Grimme S. 109—114) ist kaum ein Württemberger gewesen. Der Marner (vielleicht mit Vornamen Konrad): G I 158, W. Wilmanns in A. D. B. 20 S. 396, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 88. Rumeland aus Schwaben: G I 253. Nicht unmöglich ist es, daß auch die drei folgenden bürgerlichen Sänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Schwaben im engeren Sinne gewesen sind: der Dürner, vielleicht in Mengen heimisch (Grimme S. 105—109), der Kanzler (G I 253, W. Wilmanns in A. D. B. 15 S. 98, Grimme S. 182—187), Meister Kelin (G I 142, Wilmanns in A. D. B. 15 S. 560, Grimme S. 173—176). Freidank: G I 165, 490, Karl Bartsch in A. D. B. 7 S. 336—338. Im Jahre 1287 verkauft Ritter Wolfram von Bernhausen den Freidankshof in Plieningen (bei Stuttgart) an Kloster Bebenhausen (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 4 S. 102, 106). Ob dieser Hof mit unserem Dichter im Zusammenhange steht oder gar, wie G. Bossert (H 375) meint, seine Heimat ist, muß dahingestellt bleiben.

Zu S. 45—50. Herkunft der Württemberger: H I 64—66 (namentlich die Arbeiten von Schneider S. 65 unten). Künste und Wissen-

schaften vom 13. bis 15. Jahrhundert: Chr. Fr. Stälin III S. 750—777, P. Fr. Stälin I, 2 S. 799—826. Stuttgart im Jahre 1414: Pogius, Hussens letzte Tage und Feuertod (1. Druck Konstanz 1523, Neudruck Reutlingen 1883 S. 10 f.).

Zu S. 50—54. Graf Albert von Hohenberg: H 429 f. Schmids Biographie trägt einen stark romanhaften Charakter. Vergl. auch L. Schmid, Gesch. der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft (Stuttgart 1862) S. 27 ff. Die Verse aus dem ungedruckten „Wilhelm von Oesterreich", worin von dem Verhältnis Johanns von Würzburg zu Dieprecht die Rede ist, in (Haupts) Zeitschrift für Deutsches Alterthum I (1841) S. 222, 226. Heinzelin von Konstanz: G I 264 f., K. Bartsch in A. D. B. 4 S. 452 f. Graf Konrad von Kirchberg: H 463, W. Wilmanns in A. D. B. 15 S. 789, Grimme S. 209—219. Graf Hugo von Montfort: G I 305, Wackernell in A. D. B. 22 S. 190—193. Weingartener Liederhandschrift: Ausgabe von Franz Pfeiffer und F. Fellner in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 5 (Stuttgart 1843). Schulmeister von Eßlingen: H 611 f., Grimme S. 202—208. Rudolf der Schreiber: Burdach in A. D. B. 29 S. 569, Grimme S. 208 f. Heinrich Offenbach: Grimme S. 219—221. M. Beheim: H 316, G I 314, 491 f. Jörg Breining: G I 315 f., K. Bartsch in A. D. B. 3 S. 286. Albert Lesch: G I 312 f., K. Bartsch in A. D. B. 18 S. 436. Sighart (G I 313, Roethe in A. D. B. 34 S. 263) scheint kein Augsburger gewesen zu sein. Gilg Lieb: H 486. Konrad Harder: G I 313, K. Bartsch in A. D. B. 10 S. 592. In der Familie Harder oder Harderer, die 1400 durch Württemberg mit Gärtringen (O.A. Herrenberg) belehnt wurde und 1559 ausstarb (v. Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch S. 211), ist seit dem 14. Jahrhundert der Vorname Konrad sehr gebräuchlich. Ob der Meistersänger Jörg Schiller (G I 314 f., Roethe in A. D. B. 31 S. 210) mit Württemberg oder Schwaben etwas zu thun hat, ist unsicher.

Zu S. 54—55. Historische Volkslieder: G I 278 ff. Trütwein: Württ. Jahrb. 1864 S. 253 f., W. V. f. L. VI (1883) S. 1—6. Trütwein hat offenbar bald nach den Ereignissen gedichtet, die er beschreibt; darum können die wenigen lateinischen Verse auf die Döffinger Schlacht, die sich in derselben Handschrift finden, nicht von ihm sein. Silberdrat: H I 73, H 622. Winziecher: H I 73. Ulrich Wiest: G I 312. Küchlin: G I 277.

Zu S. 55—56. Rosengarten: G I 245 f., 338. Herzog Ernst: G I 338 f., 341 f. Moringer: G I 310. Friedrich von Schwaben: G I 258. Württemberger-Buch: G I 258, 303. Hans Mayr: G I 372.

Zu S. 56—58. Fressant: G I 298. Briolsheimer: H 663. Ramminger: G I 303. Smieher: G I 303, Roethe in A. D. B. 32 S. 30 f. Hermann von Sachsenheim: H 579, G I 292—294. Hein-

rich von Beringen: G I 270, K. B(artsch) in A. D. B. 2 S. 398 f. Aus Württemberg stammen drei Familien von Böhringen (v. Alberti S. 72), die eine aus O.A. Geislingen, die andere aus O.A. Rottweil, die dritte aus O.A. Urach. Die mittlere kommt nicht in Betracht, da ihr Wappen mit dem in der Handschrift des Schachgedichtes überlieferten nicht übereinstimmt. Dagegen ist es wohl möglich, daß der Dichter dem dritten Geschlecht angehört hat, in dem schon um 1192 ein Heinrich vorkommt. Der Didaktiker Elblin von Eselsberg (G I 297) ist schwerlich einem der beiden auf wüttembergischen Eselsburgen (O.A. Heidenheim und O.A. Vaihingen) hausenden Geschlechter zuzuweisen, vielmehr scheint es sich um ein Pseudonym zu handeln. Hugo Spechtshart: H 624, Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) I S. 475. Die Flores musicae hat Karl Beck in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 89 (Stuttgart 1868) herausgegeben, die Chronik Karl Gilbert in Forschungen zur Deutschen Gesch. XXI (1881) S. 21—65, das Speculum grammaticale ist ungedruckt. J. Keck: Das Königreich Württemberg II, 1 S. 296.

Zu S. 58—60. Suso: H 642, G I 212, Philipp Strauch in A. D. B. 37 S. 169—179. Heinrich von Nördlingen: G. I 212, Strauch in A. D. B. 24 S. 7—11. Pfullinger Nonnenlieder: Ferdinand Weckherlin, Beyträge zur Gesch. altteutscher Sprache und Dichtkunst (Stuttgart 1811) S. 84—99, Wackernagel, das deutsche Kirchenlied (Stuttgart 1841) Nr. 730—745, Württ. Kirchengesch. (Calw und Stuttgart 1893) S. 205, 705. Die sog. amores Soeflingenses: Alemannia III (1875) S. 86—88, 140—148, 296, Württ. Kirchengesch. S. 205. J. Niber: H 529.

Zu S. 60—61. Künzelsauer Fronleichnamsspiel: H 132, Teiel Mansholt, Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel (Marburger Inauguraldissertation 1892). Calwer Passionsspiel: Crusius, Annales Suevici III S. 519.

Drittes Kapitel.

Zu S. 61—71. Künste und Wissenschaften in zweiter Hälfte des 15. Jahrhunderts: Chr. Fr. Stälin III S. 750—777, P. Fr. Stälin I, 2 S. 799—826. Mechthild: Zeitschr. für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg II (1870/2) S. 145—272 und III (1873/4) S. 207 f., Philipp Strauch, Pfalzgräfin Mechthild in ihren litterarischen Beziehungen (Tübingen 1883). Püterich: G I 333 f., Roethe in A. D. B. 26 S. 744—746. Herzog Ernst: G I 341 f. Barbarossa: G I 343. Marquard vom Stein: H 630, G I 352 f. Hans Neidhart: H 526, G I 444. Zwei weitere Uebersetzer aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts macht Chr. Fr. Stälin (III S. 762 f., 765) namhaft: den Waldseer Schulmeister und Stadtschreiber Peter Königschlachter und den Augsburger Drucker Anton Sorg. Ueber den Uebersetzer Hans Lobenzweig vrgl. W. V. f.

L. N. F. V (1896) S. 126. Frühhumanismus in Schwaben: Paul Joachimsohn in W. V. f. L. N. F. V (1896) S. 63—126, 257—291. Niklas von Wyle: H 705, J. Baechtold, Gesch. der Deutschen Literatur in der Schweiz S. 225—240 und Anmerkungen S. 25—56. Anton von Pforr: H 551, G I 366. Steinhöwel: H 631, G I 366—370. Die Uebersetzung von Boccaccios Decamerone, als deren Verfasser Steinhöwel früher galt, wird diesem neuerdings abgesprochen. 1454 war St. in Freiburg, wohl um über die beabsichtigte Gründung der dortigen Universität mitzuberaten. Schon dieser Umstand läßt auf Beziehungen zu Mechthild schließen. Eberhard im Bart: H I 77—79; insbesondere seine litterarischen Beziehungen: Chr. Fr. Stälin III S. 760 f., G. Bossert, Eberhard im Bart S. 53—56. Georg von Ehingen: H 359, Th. Schön in B. B. d. St. 1893 Nr. 3/4. Paul Wüst: Alemannia IV (1877) S. 181—184. Tünger: G I 436, Roethe in A. D. B. 39 S. 114 f. Reuchlin: H 565 f., G I 413—416; seine Beziehungen zu Württemberg: J. Klaiber in B. B. d. St. 1880 Nr. 8 f. Universität Tübingen: H I 247 ff. Stift: H I 253 f. Collegium illustre: H I 254 f. Humanismus in Tübingen: H I 255 f. Johann Nauclerus: H 525.

Zu S. 71—72. Humanismus: H I 303. Eine vollständige Aufzählung der schwäbisch-württembergischen Humanisten würde über den diesem Buche gesteckten Rahmen hinausgreifen, nur wenige, besonders bedeutende Persönlichkeiten konnten hervorgehoben werden. Bebel: H 314, G I 437—440. Locher: H 490 f., G I 426—431. Böschenstein: H 329 f. Fabri: G II 5, 90.

Zu S. 72—78. Reformation: Württ. Kirchengesch. S. 250 ff. (nebst Anmerkungen). Eberlin: H 357, G II 221—223, 269. Schradin: H 607, G II 300. Julius Hartmann in seinem Matthäus Alber (Tübingen 1863) S. 33 spricht die Vermutung aus, hinter dem Reutlinger Bäcker Hans Staygmayer, der 1524 zwei Flugschriften wider die Mißbräuche der katholischen Kirche herausgab, stecke Schradin. Gretzinger: H 394. Lotzer: H 492. Als volkstümliche Reformationsschriftsteller seien hier noch erwähnt: Andreas Keller (1503—1562) aus Rottenburg, zuletzt Superintendent in Wildberg (Blätter für württ. Kirchengesch. 1888 Nr. 1—4), Ludwig Rabus (1524—1592) aus Memmingen, Superintendent in Ulm, (H 556) und Dr. Philipp Melhofer aus Eriskirch (O.A. Tettnang), Pfarrer daselbst, der ein gutes und kraftvolles Deutsch zu schreiben verstand (H 507). Speratus: H 624 f., G II 177 f., Karl Budde in Zeitschr. für praktische Theologie XIV (1892) S. 1—16. Urbanus Rhegius: H 568, G II 177, 265, 273. Oekolampadius: H 533, G II 180 f., Wagenmann in A. D. B. 24 S. 226—236. Stifel: H 634, G II 223 f. Sebastian Franck: G II 8—14, 184 f., Alfred Hegler, Geist und Schrift bei Sebastian Franck (Freiburg i. B. 1892), Karl Hartfelder in Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins, Neue Folge 8 (1893 S. 21—24. Emser: H 363, G 224 ff. Kaum minder heftig zog in seinen

Schriften ein anderer Ulmer, Konrad Kölle (um 1480—1536), gegen Luther zu Feld (H 470, G II 226). Ueber den katholischen Prediger und Schriftsteller Johann Wintzler (1478—1554) aus Horb vrgl. H 690.

Zu S. 78—80. Buchdruck in Württemberg: H I 301 f., K. Steiff in B. B. d. St. 1896 Nr. 19/20. Augsburger Humanisten: H. A. Lier in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg VII (1880) S. 68—108. Meistersang: G II 247 ff. Augsburger Singschule und ihre zwölf Meister: G II 252 f. Von Sebastian Wild und Martin Schrot ist noch in anderem Zusammenhange die Rede. Ueber Schwarzenbach, Georg Daubeck, Martin Dürr vrgl. A. D. B. 33 S. 259, 4 S. 726, 5 S. 491. Ulmer Meistersänger: H I 248 (Nr. 6359), Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) II S. 251 f. Eßlinger Meistersänger: Karl Pfaff, Geschichte der Reichsstadt Eßlingen (Eßlingen 1852) S. 233. Matthäus Brunner: G II 315. Johann Staiger: H 628, G II 264. Johann Seyferdt: G II 286. Ein Lutherlied des nicht weiter bekannten Melchior Seyffert aus Ulm vom Jahre 1630 ist in der Ulmer Schnellpost 1883 Nr. 264—266 gedruckt. Marx Engelhardt: Alemannia XV (1887) S. 68 f. Nördlinger Meistersänger: Weng und Guth, Das Ries, wie es war, und wie es ist 1. Heft S. 87 f., 3. Heft S. 3—12, Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XIII (1885) S. 34—71. Veit Fischer: Das Königr. Württ. II, 1 S. 298, E. Martin in Straßburger Studien I (1883) S. 92 f. Ob der Meistersänger Martin Schleich (G I 317, Roethe in A. D. B. 31 S. 397) um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts für Schwaben beansprucht werden darf, ist sehr fraglich.

Zu S. 80—93. Drama: Hugo Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts (Schriften des Vereins für Reformationsgesch. 14/15) und in Zeitschr. f. Deutsche Philologie 20 (1888) S. 97—108. Schauspiele in Württemberg: Sittard I S. 125 ff. Reypchen: H 567, G II 382. Leonhard Engelhart: H 363, G II 276, Holzer im Stuttgarter Gymnasialprogramm 1864 S. 40 f. Nikodemus Frischlin: H 377 f., G II 108, 129, 140, 385 f. Scherers Artikel in der A. D. B. ist in dessen Kleinen Schriften II S. 56—66 wiederholt. Dazu: J. Wallner im Laibacher Gymnasialprogramm von 1888. Jakob Frischlin: G II 290, 327, 386 f., 388, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 89 f. Hunnius: H 446, G II 141, 199. Schlayß (seit 1795 Pfarrer in Holzheim): H 597. Flayder: H 372, G II 146. Thomas Birck: H 325, Seybold, Vaterländisches Historienbüchlein (Tübingen 1801) S. 99 f. Seitz: H 618, G II 390. Volksschauspiele in Schiltach und auf dem Schwarzwald: E. v. Kausler in Germania 12 (1867) S. 206—220. Ulmer Theaterwesen: Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) S. 250 f. Balticus: H 310, G II 111, 140 f. Merck: H 507, G II 388 f. Schwerttänze in Ulm: Karl Trautmann in Alemannia XIV (1886) S. 183—185. Schauspiele in Augsburg: G II 379 f. Sixt Birck:

G II 134, 345, Max Radlkofer in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 299 f. Zwei Schüler Bircks, Martin Ostermincher und Johannes Entornius, beide aus Augsburg, bearbeiteten deutsche Dramen ihres Lehrers lateinisch. Diether: G II 136, Scherer in A. D. B. 5 S. 164. Distelmayer: G II 385. Rulich: G II 335, 388, H. Holstein in A. D. B. 29 S. 636 f. Wild: G II 383. Holtzmann: G II 384, 454, J. Franck in A. D. B. 13 S. 18, 794 f. Aufführungen in Nördlingen: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XIII (1885) S. 34—71, 429—433. J. Brummer: G II 385, W. Sch[erer] in A. D. B. 3 S. 422. Hermann: G II 405, Gg. Westermayer in A. D. B. 12 S. 188. Baumeister: G II 388. Ziegler: H 710, G II 137, 324, 380 f. Steffan: H 633, G II 385. Boltz: G II 275, 317, 348, W. Scherer in A. D. B. 3 S. 114. Der gewöhnlichen Annahme, daß Boltz zu Rufach im Oberelsaß geboren sei, steht die Tübinger Universitätsmatrikel „Valentinus Boltz Horbensis 1. Oktober 1522" (Urkunden zur Gesch. d. Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550, Tüb. 1877, S. 628) entgegen. Bidermann: H 322. Rhode: G II 144, Martin in A. D. B. 28 S. 392 f. Gall: J. Bolte in Zeitschr. f. D. Altert. 32 (1888) S. 5—8. Oberschwäbisches Volkstheater: Paul Beck in Alemannia XX (1892) S. 73—97. Hospinius: G II 142, Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 318. Culmann: H 347, G II 281 f., 381, Zeitschr. f. Deutsche Philologie XX (1888) S. 346—349. Richthonius: H 529, G II 389. Schnurr: H 603, G II 388, 510 f.

Zu S. 93—95. Englische Komödianten: Annalen dieser und sonstiger Truppen bei G II 524—542. Englische Komödianten in Schwaben: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 625 f., XII (1884) S. 320, XIII (1885) S. 34—71, 315—324, XV (1887) S. 211 bis 217, Sittard I S. 205 ff. Französische Komödianten in Stuttgart: Trautmann a. a. O. XV S. 218—221.

Zu S. 95—98. Graf Heinrich von Württemberg: H 698; Ausgabe seiner Lieder von W. Holland und A. Keller, Tübingen 1849. Herzog Ulrichs Lied: G II 290. Kirchenlieder: Die Aufzählung der schwäbisch-württembergischen Kirchenliederdichter will nicht erschöpfend sein. Männer, die in Schwaben gedichtet haben, ohne Schwaben von Geburt zu sein, wie A. Blarer, Balthasar Bidembach im Württembergischen, Frosch, Meuslin (Musculus) in Augsburg, Zwick in Riedlingen u. s. w., sind hier nicht berücksichtigt. Litteratur über das Kirchenlied bei G II 175 f. Ueber die württembergischen geistlichen Dichter vrgl. auch [Moser,] Schwäbische Merckwürdigkeiten I (Stuttgart 1757) S. 656—684, Balthasar Haug, Die Liederdichter des wirtenbergischen Landgesangbuchs (Stuttgart 1780). Gäßler (auch Gosseler): G I 469. Miller (Myllius): H 510. Er gilt für den ersten Deutschen, der Alexandriner anwandte. Martin Weiß: G I 316; seine Lieder bei Wackernagel II Nr. 1399 f. Sollte mit diesem Reutlinger der Volksliederdichter Mertein Weisse bei G II 288 identisch sein? Gräter (Gretter): H 393, G II 257. Hornung: G II 191,

l. u. in A. D. B. 13 S. 159. Graf Georg von Württemberg: Koch I S. 409, dagegen G II S. 256 Nr. 23 r. Herzog Ludwigs Lied steht im heutigen Landesgesangbuche Nr. 596. Huber: Bertheau in A. D. B. 13 S. 258 f., G. Bossert in W. V. f. L. IV (1881) S. 63—65 und in Theologischen Studien aus Württ. I (1880) S. 198 ff., K. Krauß in Zeitschrift f. D. Altert. 41 (1897) S. 89. Assum: H 307. A. Osiander: H 536. Magirus: H 496. Sattler: H 581. Conrad: G II 197, Weyermann I S. 104. Jörg Graff: H 393. Bei Goedeke ist er aus keinem anderen Grunde zu einem Württemberger gemacht, als weil eine Verwechslung mit dem Grafen Georg (Jörg, Graf —) von Württemberg angenommen wird. Wolf Gernolt: G II 258 f., K. Bartsch in A. D. B. 9 S. 38. Harsch: H 406. Dachser: G II 172. Weynmar: G II 183, l. u. in A. D. B. 42 S. 283. Sunderreitter: G II 168, 171. Apffelfelder: G III 28 f. Schuler: G II 281. Kanz: G II 193. Heubolt: G II 201, 461, Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XX (1893) S. 116—135, XXI (1894) S. 165—168. Unsicher ist, ob auch Johann Pappus (G II 196) unter die Liederdichter zu rechnen ist. Sigismund Weingärtner (G II 198, l. u. in A. D. B. 41 S. 504) kann nicht sicher für Schwaben beansprucht werden. Augsburger Gesangbuch: Koch II S. 8 f. Württembergisches Gesangbuch: Koch II S. 293 f. L. Osiander: H 537. Lieder der Märtyrer und Wiedertäufer: G II, 240 ff., Koch II 143—145. Jörg Berkenmeyer: H 318, G II 180. Schwenkfelder Gesangbuch: Koch II S. 422. Behe: H 657, G II 237. Walasser: H 667. Haym: Koch II S. 439 f., l. u. in A. D. B. 11 S. 157 f.

Zu S. 98—99. Reiner: H 562, G II 54. Schaerer: G II 68. C. Widmann: H 684, G II 76—78, 573.

Zu S. 99—102. Ulrich Schwarz: G I 280, 286. Lindenschmid: G I 286. Der Haller Bürger, Schuhmacher und (1494—1515) Stadtbote Siegmund Weinbrenner verherrlichte 1494 die neue Prägung Hallischer Pfennige durch die reichsstädtische Obrigkeit in einem Meistergesange (Württ. Geschichtsquellen I, Stuttgart 1894, S. 106; ebenda S. 367—377 wird ein Landsknechtsgespräch aus dem Jahre 1544 in derben deutschen Versen mitgeteilt). Schwabenkrieg vom Jahre 1499: G I 281, 286. Hans Schneider: G I 280—282, 288, 302, Roethe in A. D. B. 32 S. 121—123. Hans Glaser: G I 281. Das Lied von Vilßhofen (G I 287 f.) darf vielleicht Jörg Widmann aus Bühlerthann (O.A. Ellwangen), dem Vater des Haller Chronisten, zugeschrieben werden (Archiv für Litteraturgesch. XI, 1882, S. 318). Martin Maier: H 504, G I 281, 317 f., Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) S. 476 f. Einnahme von Hohenkrähen: G I 288. Armer Konrad: G I 282. Herzog Ulrich: G I 289, II 290 f. Konrad Mayer: G II 280 f. Amman: G II 279., v. L[iliencron] in A. D. B. 1 S. 400. Bauernkrieg: G II 291. Waibel: G II 246, F. L. Baumann in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg IV (1877) S. 298 ff.

Schmalkaldischer Krieg: G II 299—304. Schrot: G II 276, 284, 294, Roethe in A. D. B. 32 S. 556—558. Hans Sigel: H 622, G I 317. Herbrot: Liliencron IV Nr. 609—612. Speltacher: Liliencron IV Nr. 592. Peter Fleischmann: G II 327. Augsburger Kalenderstreit: G II 308 f. Dilbaum: G II 285, 310, Max Radlkofer in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XXII (1895) S. 57—96. Ueberschwemmung von Pforzheim und Calw: Alemannia XVIII (1890) S. 1—4. Feuersbrunst in Isny: Alemannia XVI (1888) S. 201—203.

Zu S. 102—103. Reimchroniken: einige schwäbische, darunter eine über den schmalkaldischen Krieg von dem Ulmer Wolfgang Stammler (Lycobatus Balbus, 1493—1558), bei G II 324 f. Reimchronik über Herzog Ulrich: Ausgabe der Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 74 (Stuttgart 1863). Die Heilbronner Herkunft des Johannes Lenz, der 1500 eine Reimchronik über den Schwabenkrieg vollendete, ist höchst unsicher. Tethinger: H 645, Alemannia XX (1892) S. 254—270, XXI (1893) S. 93. Münsinger: H 523, G II 96. Gryphius: G. Sixt in B. B. d. St. 1891 Nr. 9. Im übrigen findet sich über die lateinischen Poeten Württembergs, aus deren Schar hier nur wenige herausgegriffen werden konnten, eine kurze Uebersicht in der Praefatio zu Fischlins Tecceis (Heilbronn 1706). Nachrichten über gekrönte württembergische Dichter liefert Haugs Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776 S. 638—650, 793—796, auf 1777 S. 31—37. Flexel: G II 325 f., K. Bartsch in A. D. B. 7 S. 119. Stuttgarter Herrenschießen: Schw. Kr. 1897 Nr. 118 (Sonntagsbeilage). Oetinger: G II 327.

Zu S. 103—106. Spreng: G II 319, 571, Roethe in A. D. B. 35 S. 288—291. Warbeck: H 671, G II 20, J. Bolte in A. D. B. 41 S. 165 f. G. R. Widmann: G II 567 f. A. J. Widmann: G II 322, Christian Kolb in Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. VI (1893) S. 110—114. Haller Schriftstellerfamilie Widmann: L. Fränkel in A. D. B. 42 S. 344—352, J. Hartmann in W. V. f. L. III (1880) S. 226—229, G. Bossert in Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 317 f. Federmann: G II 472. Gerlach: H 387, G III 265. Walch: G II 131. Georg Mayer: G II 15, 276, 284, 324, J. Franck in A. D. B. 21 S. 136 f. Megiser: H 506, G II 16, 386.

Zu S. 106—107. P. Leyser: H 486. Ueber den katholischen Schriftsteller Reinhard Lutz aus Rottweil, 1551—1588 Pfarrer zu Schlettstadt im Elsaß, vrgl. N. Paulus in Diöcesanarchiv von Schwaben 1895 Nr. 6. Die Aufzählung der Historiker will keineswegs erschöpfend sein; die lateinisch schreibenden sind überhaupt nicht berücksichtigt. Carion: H 342, 726. Fries: H 377. Herolt: H 420. Georg Widmann: W. V. f. L. III (1880) S. 226. H. Hoffman: Württ. Geschichtsquellen I S. 271—352. S. Fischer: H 232, 371. Zimmerische Chronik: H I 75. Sie ist hauptsächlich ein Werk des Grafen Gustav Froben von Zimmern und des Johann Müller, Schreibers, später Obervogtes der Grafen von Zimmern (H 521). Götz von Berlichingen:

H 319 f. Fronsperger: H 378. Endlich sei noch Alexander Hug aus Calw, der sich 1487—1529 als Stadtschreiber zu Klein-Basel, Calw und Pforzheim nachweisen läßt, als Verfasser eines der verbreitetsten deutschen Formelbücher „Rhetorica und Formularium Teutsch“ (1528) erwähnt (H 445).

Viertes Kapitel.

Zu S. 107—115. Poesie von 1600—1750: Carl Lemcke, Gesch. der Deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1. Bd. Von Opitz bis Klopstock (Leipzig 1871). Vogel: H 660, G II 574. Weidner: H 674. V. Andreä: H 304 f., 725, G II 146, III 29, Karl Hüllemann, Valentin Andreä als Pädagog II (Leipzig 1893, Gymnasialprogramm). Freinsheim: H 375, G III 242 f. Maicler: H 496. Erhard: H 364, G III 145 f. Kepler als lateinischer Dichter: M. Carriere in Allg. Ztg. B. 1877 Nr. 292. Fischlin: H 371. Seybold: H 620, G II 17. Ueber humanistische und gekrönte württ. Dichter vrgl. die zum 3. Kapitel angegebenen Quellen.

Zu S. 115—122. G. R. Weckherlin: H 673, G III 31—33, Hermann Fischer in A. D. B. 41 S. 375—379, L. Tertsch im Gymnasialprogramm von Gaya in Mähren 1888, Wilhelm Bohm, Göttinger Inauguraldissertation 1893, Günther Koch in Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. VI (1893) S. 481—483. Vollständige kritische Ausgabe der Dichtungen Weckherlins von H. Fischer in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 199/200 (Tübingen 1894/5). Weckherlins Brüder: H. Fischer, Beiträge zur Litteraturgesch. Schwabens S. 3. J. S. Wieland: G III 242, Ludwig Fränkel in A. D. B. 42 S. 395—398.

Zu S. 122—129. Geistliche Dichter Württembergs: Die zum 3. Kapitel angegebenen Quellen, namentlich Koch V S. 1 ff. Geschichte des württembergischen Pietismus: Württ. Kirchengesch. S. 477 ff. Greiff: H 394, G III 145. Wegelin: G III 161—163, H. A. Lier in A. D. B. 41 S. 783. Hesenthaler: H 421. Herrnschmidt: H 420, G III 205 f. Scheidt: H 585. Bertram: H 320, G III 341. Beyschlag: H 322, G III 290. Schellenbaur: H 585. J. J. Lang: H 480. Fr. K. Hiller: H 422. Hedinger: H 412, G III 288. Weißensee: H 677. Weismann: H 676, P. Tschackert in A. D. B. 41 S. 613—615. Urlsperger: H 654. Bengel: H 317, G III 313. L. E. Fischer: H 371. Ph. Fr. Hiller: H 423, G III 316. Oetinger: H 538 f. Steinhofer: H 631. Storr: H 636. Herzogin Magdalena Sibylla: G III 327, l. u. in A. D. B. 20 S. 49 f., J. P. Glöckler, Schwäbische Frauen (Stuttgart 1865) S. 68—107. M. S. Rieger(in): H 571, G III 331. Gruber: H 396. Rock: H 572. Nicht alle, die gelegentlich einmal ihren frommen Gefühlen in Versen Ausdruck verliehen haben, konnten aufgezählt werden. Herausgehoben wurden diejenigen, welche entweder in umfassenderem Maße gedichtet haben oder Persönlichkeiten von Bedeutung gewesen sind. Hier sollen noch folgende religiöse Dichter Erwähnung finden:

Dr. Josaphat Weinlein, 1601 zu Hall geboren, Arzt in Rothenburg o. d. Tauber, auch Komponist seiner Lieder (H 675), Bonifacius Stölzlin (1603—1677) aus Giengen a. d. Brenz, zuletzt Pfarrer in Kuchen (O.A. Geislingen), fruchtbarer erbaulicher Schriftsteller (Weyermann I S. 488—490), der unten bei den Dramatikern genannte Thomas(ius), die Brüder Siegmund Gmelin (1679—1707) aus Pfullingen (H 391) und Wilhelm Gmelin (1684—1746) aus Bothnang (M. Gmelin in A. D. B. 9 S. 274), beide wegen Separatismus ihrer württembergischen Pfarrämter entkleidet, Georg Albrecht Stübner (1680—1723) aus Heilbronn, als Oberhofprediger und Konsistorialrat in Bayreuth verstorben (H 639), Johann Christoph Breg (1681—1752) aus Stuttgart, Prälat von Murrhardt, Johann Martin Wieland (1685—1725) aus Biberach, Pfarrer zu Kleinbottwar (O.A. Marbach), Jakob Friedrich Jung (1689—1754) aus Sondelfingen (O.A. Urach), Superintendent und Stadtpfarrer in Blaubeuren, Christoph Friedrich Harpprecht (1700—1774) aus Tübingen, Professor der Rechtsgelehrsamkeit daselbst (H 405), Johann Christoph Bilhuber (1702—1762) aus Urach, Dekan in seiner Vaterstadt, einer der Bearbeiter des Landesgesangbuches vom Jahre 1741 (H 324), Johann Pöschel (1711—1741) aus Tübingen, Hofprediger des Grafen Castell in Rehweiler, zuletzt Diakonus in Tübingen (H 554), Philipp David Burk (1714—1770) aus Neuffen (O.A. Nürtingen), als Dekan in Kirchheim unter Teck gestorben (H 339). Auch die unter den Humanisten genannten Ebermaier und Fischlin waren religiöse deutsche Dichter. Ferner ist von Johannes Osiander (1657—1724), Professor in seiner Geburtsstadt Tübingen, der einen abenteuerlicheren Lebenslauf gehabt hat, als irgend ein anderer württembergischer Theologe, ein geistliches Lied bekannt geworden. Einige weitere geistliche Dichter aus Württemberg und Schwaben bei G: A. H. Berchtold (III 289), der Augsburger Narziß Rauner (III 290), Ph. A. Laub aus Pfedelbach im O.A. Oehringen (III 291), Graf Albert Wolfgang von Hohenlohe (III 325), Konrad Höslin aus Langenau, Vater des Jeremias Höslin (IV 121). Auch der unten zu erwähnende Zacharius Hermann aus Ulm war geistlicher Dichter. Ueber ein paar jüngere pietistische Liederdichter, namentlich die beiden Moser und Ph. Fr. Rieger, vrgl. das 5. Kapitel.

Zu S. 129—133. Theater am württ. Hof: Sittard I S. 39 ff., 226 ff. Prinz Friedrich Ludwig: Württ. Jahrb. 1864 S. 283. Französische Komödie in Stuttgart: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XV (1887) S. 219—221. J. R. Fischer: G III 212, August Holder in Bayerns Mundarten I (1892) S. 112—116, 161—192, 321—336 und in Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896) S. 12—17. Thomas(ius): G III 221, Roethe in A. D. B. 38 S. 104—107. Schuster und dessen Frau Sibylla, geborene Neithart aus Memmingen, die ein 1685 gedrucktes Drama „Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes" verfaßt hat: G III 223, 228, H. Holstein in A. D. B. 33 S. 104—106.

Ueber den Augsburger Dramatiker Johann Baptist Renz vrgl. G III 227. König: H 471, G III 346 f. Scharffenstein: G III 365. Bernhold: G III 373, Lochner in A. D. B. 2 S. 466. Camerer: G III 356. Jakob von Stählin-Storksburg (1710—1785) aus Memmingen übersetzte 1734 das italienische Singspiel „Die treue Schäferin Likoris" (G V 255). Der mehrfach erwähnte Fischlin veröffentlichte 1708 den „Poetischen Entwurf einer geistlichen opera von den Zehen Jungfrauen". Johann Franz Metzger, Präzeptor und Kantor in Ulm, führte 1699 mit der dortigen studierenden Jugend eine von ihm eingerichtete Friedenskomödie „Ulmisches Jerusalem" auf (G III 230).

Zu S. 133—134. Langenmantel: G III 260. Hermann: G. III 267, 292 f. Haller Anekdotensammlungen: G III 267 f. Nr. 42/3. Robinsonaden: G III 262 ff. Vischer: H 660. Bartholomäi: G III 264.

Zu S. 134. Gerlach: H 387. Breuning: H 334. Kiechel: H 462. Krafft: H 473. Wenner: Hantzsch in A. D. B. 41 S. 723. Ulsheimer: H 653. Welsch: H 680 (wo Lauingen als Geburtsort angegeben ist), Viktor Hantzsch in A. D. B. 41 S. 682. Schweitzer: H 416. 1866 wurde das Tagebuch des Burkhard Stickel (1541—1613) aus Stuttgart, zuletzt württembergischen Obervogtes zu Leonberg, der als Kriegsmann viele Jahre Europa und Afrika durchzogen hat, herausgegeben (H 634).

Fünftes Kapitel.

Zu S. 135—137. Schwäbische Dichter vor 1750: E. von Gemmingen in seinem Aufsatze „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben" teilt die schwäbischen Versmacher ironisch in sechs Klassen. Als vornehmste führt er die Hofpoeten an. Der letzte, der dieses Titels sich wirklich erfreute, war der 1776 gestorbene Johann Jakob Fleischmann. Mack: G IV 118; er hat sich auch noch später in geistlichen Dichtungen versucht. J. Höslin: H 443, G IV 39.

Zu S. 137—143. Periodische Presse in Schwaben: R. E. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, 1. Teil (Hannover 1845) S. 221, 363 f., Th. Schott in Württ. Jahrb. 1877 IV S. 95 ff. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgten mit Zeitungen nach: Nördlingen 1764 (G. Böhm im Nördl. Anzeigeblatt 1887 Nr. 1—3), Oehringen 1783, Hall 1788, Mergentheim 1794, Eßlingen 1796, Rottweil 1799, Ravensburg 1803 2c. J. J. Moser: H 518 f., G IV 120. Fr. K. von Moser: H 517 f., G IV 45 f., 120. Dazu: R. Loebell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. v. Moser (Darmstadt 1896). Bilfinger: H 323 f. Zustand des Herzogtumes Württemberg: G. Rümelin in Württ. Jahrb. 1864 S. 262—355. Herzog Karl Eugen: H I 120—127, Eugen Schneider,

Württ. Gesch. (Stuttgart 1896) S. 355—379, Richard Weltrich, Friedrich Schiller I S. 83 ff. Theater unter Karl Eugen: Sittard II S. 26 ff.

Zu S. 144—150. Anfänge der klassischen Litteratur in Schwaben: J. Lautenbacher im 6. Bericht des Stuttgarter Instituts Rauscher (1882), außerdem die teils im Texte genannten Schriften der Zeitgenossen. Hier sei noch der 1774 erschienenen Flugschrift „Die Ehre der Schwaben aus der alten und mittleren Geschichte gerettet" gedacht. J. L. Huber: H 444, G IV 59, V 405 f. (wo man unter den Werken des Dichters namentlich vermißt: Das Lotto oder Der redliche Schulze, Nachspiel, 1779 und Denkmal des Herzoglich Wirtembergischen Präsidenten der Regierung Eberhard von Gemmingen, Stuttgart 1793), Wohlwill S. 2—4, 66 f., Karl Trost in Zeitschr. f. Allg. Gesch., Kultur-, Litteratur- und Kunstgesch. IV (1887) S. 594—612, Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben, 7. Heft (Stuttgart 1890) S. 3 ff. E. von Gemmingen: H 384, K. Trost a. a. O., W. Lang a. a. O. Faber: H 366, G IV 59. Eine 2. Auflage der Gedichte und Abhandlungen erschien Frankfurt und Leipzig 1755. Ueber die poetischen Bestrebungen der Tübinger Studenten vrgl. auch W. Lang a. a. O. S. 5 ff. Duttenhofer: G IV 356. Offenbar hat er auch an der Faberschen Sammlung mitgearbeitet. Schwab: H 613, G V 407.

Zu S. 150—153. B. Haug: H 410, G IV 62 (sehr unvollständig). Kazner: G IV 46 f. Bühler: G IV 63 (das Geburtsjahr 1733, nicht 1731), J. Gradmann S. 69 f. Pfleiderer: G IV 63, Gradmann S. 457 f. Die Haasin: Schwäb. Magazin auf das Jahr 1777 S. 109, 950, Gradmann S. 204. Schultes: G IV 60. Geßler: G IV 54, Gradmann S. 171. Hier seien noch die 1756 anonym erschienenen „Gedichte eines Schwaben" erwähnt. Auch der Tübinger Theologieprofessor Ludwig Joseph Uhland (1722—1803), der Großvater des berühmten Dichters, machte Verse (H 652).

Zu S. 153—168. Schubart: H 608—610, G IV 332—340, 766, Adolf Wohlwill in A. D. B. 32 S. 588—599. Neuere Schubart-Schriften in den jährlichen Uebersichten über die Geschichtslitteratur der W. V. f. L. Ueber die Chronik s. auch Karl Trost in Zeitschr. für Gesch. und Politik V (1888) S. 837—855. Ob man den 24. oder 26. März als Schubarts Geburtstag anzunehmen hat, ist noch nicht ausgemacht.

Zu S. 168—172. Der Maler Friedrich Heinrich Füger (1751—1818) aus Heilbronn, zuletzt Kais. Galeriedirektor in Wien, illustrierte den Klopstockschen Messias (H 379, H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit, Wien 1882, S. 60 ff.) Städele: G V 540, (Armbrusters) Schwäb. Museum I S. 295—307, Gradmann S. 643 f. Ein Stadtgerichtsassessor G. A. von Ammann (1743—1772) aus Augsburg veröffentlichte 1771 ein Lehrgedicht „Die Vorsehung" (G V 454). Plazzary: G V 442. Rittershausen: G V 362 f. Brüder Wiser: Gradmann S. 788 f., Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 56 S. 53 f. Gaus: H 383, G IV 121. Thill:

H 646. G. D. Hartmann: H 407, G IV 108, 762, Wohlwill S. 66 f. In den Jahresfeiern hatte Hartmann an dem ländlichen Dichter Bernhard Mangold (1724 geboren) aus Suppingen (O.A. Blaubeuren), Weber, Bauer, Schultheißen und Organisten in einer Person, einen originellen Nebenbuhler (H 497).

Zu S. 172—177. G. D. Miller: G IV 404, Weyermann I S. 393 f., Gradmann S. 385 f. J. M. Miller: H 510, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 50. Bd. Der Göttinger Dichterbund II S. 117 ff. Knebel: G IV 261 f.

Zu S. 177—181. Kirchenliederdichter: Die zum 3. Kapitel namhaft gemachten Quellen, insbesondere Koch VI. Rieger: H 571. Seiz: H 619. Harttmann: H 408. Der Reichsfreiherr Chr. K. L. von Pfeil (1712—1784), Geheimerat in württ. Diensten, der zu den Pietisten im Lande Beziehungen unterhielt und einen Teil seiner vielen Lieder von hier aus in die Welt sandte, war aus Grünstadt (bei Worms) gebürtig; von mütterlicher Seite floß schwäbisches Blut in seinen Adern, so daß er halb und halb als Württemberger betrachtet werden kann und meist der schwäbisch pietistischen Dichtergruppe zugezählt wird (H 549, l. u. in A. D. B. 25 S. 646 f.) Göz: G IV 47. Angerer: G IV 118. Sturm: G IV, 117, P. Tschackert in A. D. B. 37 S. 4 f. Bäßler: Gradmann S. 16, P. Pr. in A. D. B. 2 S. 129 f. Hier seien noch eingefügt: Johann Rudolf Schlegel (1729—1790) aus Heilbronn, Rektor und Prediger daselbst, Verfasser des 1774 erschienenen neuen Heilbronner Gesangbuches (H 597), Johann Georg Schelhorn (1733—1802), Prediger und Superintendent in seiner Vaterstadt Memmingen, der 1772 eine „Sammlung geistlicher Lieder" veröffentlichte (Gradmann S. 553—555, Bernhard Bauer in A. D. B. 30 S. 759), Matthäus Bonacker (1734—1802) aus Memmingen, Pastor daselbst, mit einer „Sammlung etlicher Lieder" vom Jahre 1773 (Gradmann S. 54, 826), Superintendent Walfried Daniel von Tröltsch (1741—1811) aus Nördlingen, Herausgeber eines „Neuen Nördlingischen Gesangbuches" 1783 (G V 441), Johann Abdias Hocheisen (1742—1825) aus Ulm, Geistlicher in Biberach, der eine „Sammlung geistlicher Lieder" veranstaltete (Weyermann I S. 322 f., Gradmann S. 239), Karl August Gottfried von Seckendorf, 1747 in Stuttgart geboren, Verfasser eines Bandes „Geistliche Gesänge" (1777), auch Gelegenheitsdichter und Schriftsteller in verschiedenen Fächern (Gradmann S. 610 f.), Johann Adam Mayer (1762—1827) aus Nördlingen, Pfarrer zu Speyer und an anderen Orten, der 1785 die „Texte zur Kirchenmusik für die evangelische Gemeinde der freien Reichsstadt Speyer" besorgte (Gradmann S. 362—365, Neuer Nekrolog der Deutschen 1827 S. 1152), Friedrich Johann Albert Muck (1764—1839) aus Forheim bei Nördlingen, zuletzt Pastor und Kirchenrat zu Rothenburg o. d. Tauber, der sich um den Kirchengesang als Dichter und Komponist verdient machte (Gradmann S. 397 f., l. u. in A. D. B. 22 S. 439). Heckel: G V 443, l. u. in A. D. B. 11

S. 204 f. Württ. Gesangbuch von 1791: (außer Koch) Württ. Kirchengesch. S. 508 f., 724. Griesinger: H 395. Die Herausgeber des neuen Choralbuches waren: Johann Friedrich Christmann (1752—1817) aus Ludwigsburg, Pfarrer in Heutingsheim (O.A Ludwigsburg, H 343) und Justin Heinrich Knecht (1752—1817) aus Biberach, Musikdirektor daselbst (H 468), beide tüchtige Musiktheoretiker und Komponisten. Weitere württ. Choralkomponisten bei Koch VI S. 468—473, Württ. Kirchengesch. S. 504. Johann Jakob Mayer (1769—1844) aus Ulm war als Biberacher Stadtpfarrer der Hauptbearbeiter des 1802 unter dem Titel „Christliche Religionsgesänge" erschienenen evangelischen Gesangbuches für die Reichsstadt Biberach, in dem der rationalistische Standpunkt folgerichtig durchgeführt wurde. Mayer selbst, auch erbaulicher Schriftsteller, steuerte einige Lieder zu dem erwähnten Gesangbuche bei (H 503). Werkmeister: H 680, G IV 762, Schulte in A. D. B. 42 S. 11—13. Sperl: H 625. Johann Christoph von Zabuesnig (1747—1827), ein Augsburger Kaufherr, auch dramatischer Dichter, ließ sich noch als Greis 1817 zum katholischen Priester weihen und veranstaltete 1822 drei Bände „Katholische Kirchengesänge, in das Deutsche übertragen, mit dem Latein zur Seite" (G 1. Auflage III S. 1007, G V 362, Gradmann S. 797).

Sechstes Kapitel.

Zu S. 181—202. Wieland: H 685—687, G IV 186—208 d, 764 f., Max Koch in A. D. B. 42 S. 400—419; vrgl. auch die Uebersichten über die württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. Wielands in Weimar geborener Sohn Ludwig ist nicht mehr als Schwabe zu betrachten.

Zu S. 202—207. Sophie La Roche: H 481, G IV 215 f. Seybold: H 620. Korn: G IV 214, Weyermann II S. 229—233. Essich: G V 364. Ludwig: G V 475. Köhler: G IV 214, Gradmann S. 303 f., Neuer Nekrolog der Deutschen 1839 S. 35—37. Dillenius: G IV 228, Gradmann S. 102—104. Der 1750 zu Ludwigsburg geborene Friedrich Ludwig Fischer schrieb unter anderem (1771) eine komische Erzählung „Der neue Ganymed" (Gradmann S. 146). Ebenso verfaßte der 1756 zu Stuttgart geborene Wilhelm Friedrich Heller neben historischen Büchern belletristische (Gradmann S. 231). Bei G sind noch folgende Romanschriftsteller aufgeführt: der Württemberger Dr. Karl Fischer (VI 408) und Friederike von Reitzenstein, geb. von Spitznas, (1749—1819) aus Stuttgart (VI 431). Karoline Paulus: H 546. Paul von Stetten: G IV 210, f., W. Vogt in A. D. B. 36 S. 127 f. Zapf: G V 535. Wittich: H 691, G V 516. Erb: G V 534. Die Erzählungen einiger weiterer Dichter sind in anderem Zusammenhang unten behandelt. Da dieser Abschnitt dem Romane gewidmt sein sollte, so konnten auch Wielands Nachfolger auf den sonstigen Gebieten hier keine Stelle finden. Die sich an ihn anlehnenden Humoristen Hübner,

Bernritter, Weitzmann sind in späteren Kapiteln zu suchen. In der Märchendichtung ist von Schwaben hauptsächlich Friedrich Weisser in Wielands Fußtapfen getreten (über ihn s. das 9. Kapitel). Der Satiriker Karl Julius Weber (1767—1832) gehört zwar dem Lebensalter nach hierher, der Zeit seiner Schriftstellerei nach aber erst in den 2. Teil dieses Werkes. Ebenso ist der Satiriker Karl Heinrich Ritter von Lang (1764—1835) aus Balgheim in bayerisch Schwaben erst 1817 hervorgetreten. Ueber Pahls Romane vrgl. das 9., über G. J. Plancks Beschäftigung mit erzählender Prosa das 7. Kapitel.

Zu S. 207—219. Abbt: H 298. Wekhrlin (so schrieb er selbst im Gegensatze zu seiner Familie seinen Namen): H 678, G IV 331 f. (ganz unzuverlässig), Knoblauch v. Hatzbach in A. D B. 41 S. 645—653, Grupp in den Historisch-politischen Blättern für das kathol. Deutschland 112. Bd. (1893) S. 381—396. Erst das Werk Böhms hat in das Leben Wekhrlins Klarheit gebracht, wenn auch nicht alle Lücken zu ergänzen vermocht. Der Artikel in der A. D. B., der sich in der Schilderung der Jugendzeit mit den Ausführungen Böhms nicht ganz deckt, dürfte früher niedergeschreiben sein und darum nicht den Vorzug verdienen. Affsprung: H 301. Schlözer: H 598, G VI 274—278.

Zu S. 219—222. Gerstlacher: H 388. Fr. Chr. J. Fischer: H 370. Klüpfel: H 466. Ruef: H 577. Palm: H 452. J. Kern: H 459. Wizenmann: H 691 (wo die Angabe, daß er in Pempelfort gestorben sei, irrtümlich ist). Salat: H 580. J. P. Miller aus Scharenstetten: H 510. J. P. Miller aus Leipheim: Wagenmann in A. D. B. 21 S. 749 f. Raff: H 556. Hier sei noch der Ulmer Verlagsbuchhändler Christian Ulrich Wagner (1722 ff.) als Kinderschriftsteller eingefügt (H 665). Der treffliche Christoph Schmid (1768—1854) aus Dinkelsbühl, dessen Erzählungen für die Jugend die weiteste Verbreitung gefunden haben, ist von Geburt (bayerischer) Franke, gehört also trotz mannigfachen Beziehungen zu Schwaben nicht hierher (H 599). Heinzmann: H 416, Weyermann I S. 304—310. S. Baur: H 313, G VI 420. Karl Zeller: H 709. Schmidlin: H 600. J. Fr. Schiller: Gradmann S. 564 f. (wo er zu einem Bruder des Dichters 'gemacht ist), R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 25 f. Pfingsten: H 549. Fr. A. Weber: H 672.

Siebentes Kapitel.

Zu S. 222—231. Theater: Sittard II S. 134 ff. Herzog Karl Eugen und das Stift: W. V. f. L. N. F. I (1892) S. 408—413, Julius Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren (Stuttgart 1877) S. 147 ff. Karlsschule: Die Litteratur bei H I 261—263; vrgl. auch R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 97—140. Nicolais Reisewerk: Rümelin in Württ. Jahrb. 1864 S. 296 ff. Geistiges Leben im allgemeinen: Karl Pfaff, Gesch. des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg III 2 S. 448 ff.

J. G. Hartmann: H 407, Album schwäbischer Dichter, III. Lieferung, Karl Mayer (Tübingen 1864) S. 4 f.

Zu S. 231—235. J. Fr. Cotta: H 346. Periodische Druckwerke: Th. Schott in Württ. Jahrb. 1877 IV S. 94 ff. Elben: H 361 (nebst H I 306). Hier sei noch der 1756 zu Oberroth (O.A. Gaildorf) geborene Christian Kausler erwähnt, der unter anderem 1786 ein „Journal von Württemberg und den angränzenden Gegenden" (zwei Stücke) herausgab (Gradmann S. 279). Hausleutner: H 411. Gradmann: H 393, P. Stälin in A. D. B. 9 S. 547.

Zu S. 235—242. Uebersicht über die Wissenschaften: Pfaff a. a. O. III, 2 S. 481 ff. Planck: H 552, G VI 283—285. K. Fr. Stäudlin: H 629. Paulus: H 545, G VI 212—214. Storr: H 636. Flattich: H 372, G. Weitbrecht, Johann Friedrich Flattich, 2. Auflage, Stuttgart 1895. Ploucquet: H 554. Abel: H 298, G IV 221. Brastberger: H 331. Bardili: H 311, G V 6 f. Tafinger: H 643. Hutten: H 446. Beide Rast: H 525. Drück: H 355. Hier sei noch Johann Franz Wagner (1733—1778) aus Ulm, zuletzt Gymnasialrektor in Osnabrück, Philolog und lateinischer Poet, eingeschaltet (H 665). Schnurrer: H 603 f. Als Orientalist glänzte ferner der Hohenloher Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827) aus Dörrenzimmern (O.A. Künzelsau), Professor in Jena und Göttingen (H 359, G VI 296 f.). Fulda: H 379. Volz: H 662. Lebret: H 482. Spittler: H 625 f., G VI 297—299, Wegele in A. D. B. 35 S. 212—216. Sattler: H 581. Pfister: H 549, G VI 324. Cleß: H 344. Weitere Historiker in Württemberg: Christian Friedrich Rösler (1736—1821) aus Cannstatt, Geschichtprofessor in Tübingen (H 575), Johann Gottlieb Schott (1751—1813) aus Nürtingen, Geschichtprofessor an der Karlsschule und Oberbibliothekar in Stuttgart, als Lehrer sehr anregend, als Schriftsteller unbedeutend (Gradmann S. 590 f., H. Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule II S. 201). Felix Joseph Lipowsky (1764—1844) aus Wiesensteig, Diplomat und ständischer Archivar in München, schrieb über bayerische Geschichte (H 489). Ulmer Lokalhistoriker: Johann Christoph Schmid (1756—1827) aus Ebingen, Prälat in Ulm (H 599), Georg Veesenmeyer (1760—1833) aus Ulm, Gymnasialprofessor daselbst (H 657), Albrecht Weyermann (1763 bis 1832) aus Ulm, Pfarrer (H 682, W. Heyd in A. D. B. 42 S. 270 f.). Hohenloher Geschichtschreiber: Johann Christian Wibel (1711—1772) aus Ernsbach, Hofprediger in Langenburg (H 683, Rudolf Günther in A. D. B. 42 S. 300—302). Geschichtschreiber der Grafschaft Limpurg: Heinrich Prescher (1749—1827) aus Gaildorf, Pfarrer (H 555). Tob. Mayer: H 505. Kielmeyer: H 462. Cuvier: H 348. Ph. M. Hahn: H 401 f. J. A. Reuß: H 567.

Zu S. 242—254. Bernritter: H 320, G IV 236, R. Krauß in Frankf. Ztg. 1897 Nr. 227 1. Morgenbl. Schwindrazheim: H 616, R. Weltrich, Friedrich

Schiller I S. 592 f. K. von der Lühe=Brandenstein: G IV 63, Gradmann S. 343. Verse des von Hermann Kurz in Schillers Heimatjahren als Laura verherrlichten romantischen württembergischen Hoffräuleins in B. B. d. St. 1890 Nr. 13/14. Gotthold Stäudlin: H 629, G V 408, Wohlwill S. 28 f., 33—35, 83, 85—88, R. Krauß in Schw. Kr. 1896 Nr. 220 (Sonntagsbeilage) und in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 207, E. Planck, Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus S. 7—18; vrgl. auch die Schillerbiographien, namentlich von Minor und Weltrich. Außer Gotthold und Karl Friedrich Stäudlin haben sich auch zwei weitere Geschwister Stäudlin in Versen versucht: der schon im 19. Jahr abgeschiedene Gottlieb Friedrich und Charlotte, die wenigstens die Gewandtheit in der Formgebung mit ihrem Bruder Gotthold geteilt hat (vrgl. Vermischte Gedichte der Geschwister . . . . . Stäudlin, 2 Bändchen, Stuttgart 1827). Schwäbischer Musenalmanach: (Kürschners) Deutsche National=Litteratur 135. Bd. I S. 353 ff. (Die biographischen Notizen über die einzelnen Dichter darin belanglos.) Als Mitarbeiter des Almanaches seien hier noch namhaft gemacht: der im 6. Kapitel aufgeführte Konrad Friedrich Köhler, Johannes Lang (1758—1811) aus Blaubeuren, als Pfarrer zu Schnaitheim (O.A. Heidenheim) gestorben, der seine Feder namentlich in den Dienst der Jugendbildung gestellt hat (Gradmann S. 331 f., 864), Eugen von Scheler aus Stuttgart, auch sonst Schriftsteller, ein Schüler und Verehrer Schubarts (Gradmann S. 549—551, 869 f., W. V. f. L. I (1878) S. 243 f.). Reinhard (während seinen deutschen Jugendjahren: Reinhardt): H 562 f. Armbruster: H 306, G IV 404, VI 419, R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 493 f. Fr. K. Lang: H 480. Bührer: H 337, G V 421, A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S 67. Hübner: G IV 238, K. Weitbrecht in B. B. d. St. 1876 Nr. 29. Schreiber: Gradmann S. 193 f.

Zu S. 254—270 und 274—311. Schillers Eltern: H 591 f., 596, G V 108 f. Schiller: H 592—596, G V 15—237, 553 f. Neuestes in den Uebersichten über die Württembergische Geschichtslitteratur in W. V. f. L. N. F., in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte ꝛc. Daß Schillers schwäbische Jugendjahre in einer Schwäbischen Litteraturgeschichte etwas eingehender behandelt sind, als sein späteres Leben, bedarf keiner ausführlichen Rechtfertigung.

Zu S. 262 f. Fr. W. v. Hoven: H 443. Scharffenstein: H 583. Petersen: H 546.

Zu S. 267. Als weitere Mitarbeiter der Anthologie hat man mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit den älteren Schubart, Reinhard, den aus Dalmatien gebürtigen Grafen Zukkato und Ferdinand Friedrich Pfeiffer vermutet; die beiden letzteren waren Mitschüler Schillers in der Akademie. Pfeiffer, am 4. Juli 1759 in Pfullingen geboren, Kameralist, eine Zeit lang — neben seinem Beamtenberufe — Lehrer der Landwirtschaft und des

Englischen an der Karlsschule, verfaßte einige nationalökonomische Schriften und bethätigte sein Interesse an der schönen Litteratur durch eine Uebersetzung von Voltaires Komödie „Nanine" (1781) ꝛc. (Gradmann S. 450 f.). Uebrigens ist gerade Pfeiffers angebliche Mitwirkung an der Anthologie besonders verdächtig.

Achtes Kapitel.

Zu S. 270—274. Lederer: G IV 121, V 366. Michael Methie, gleichfalls im Ulmer Wengenkloster, hat nach Weyermann II S. 318 zu den zwei bei G V 369 aufgeführten Stücken nur die Musik, nicht auch den Text gemacht. Ueber weitere theatralische Darstellungen im Wengenstifte vrgl. Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) S. 251. Peter Fäustle (1753—1806) aus Daxberg bei Memmingen, Kanoniker im Stifte Weißenau, dichtete 1784 ein biblisches Singspiel „Das Blut des Lammes" (Gradmann S. 137 f., 837). Gleis: G V 359. Keller: G IV 255 f., V 388. Braun: G IV 331, Gradmann S. 59 f. Wagenseil: G IV 218, V 360, Gradmann S. 718—724, M. Mendheim in A. D. B. 40 S. 479—481. O. v. Gemmingen: H 385. Hier sei noch J. G. Müller aus Herrenberg erwähnt, der 1781 einen Einakter „Der fleißige Schuster" neben verschiedenen Theaterschriften herausgab (Gradmann S. 402).

Zu S. 311—318. Werthes: H 682, G IV 260, Max Mendheim in A. D. B. 42 S. 132 f., R. Krauß in Schw. Kr. 1897 Nr. 30 (Sonntagsbeilage). Hensler (eigentlich: Albrecht Friedrich Henseler): H 419, G V 327—330. Hiemer: H 422, J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit S. 214. Elise Bürger-Hahn: G V 380, Friedrich W. Ebeling, Gottfried August Bürger und Elise Hahn (Leipzig 1868), J. Schall in B. B. d. St. 1894 Nr. 7/8. Herzog Eugen von Württemberg: G V 401, Gradmann S. 135. K. E. Fr. v. Scheler: Gradmann S. 547 bis 549, 869. E. Fr. Hesler: G VI 439, Gradmann S. 233. Der in seiner Vaterstadt Ravensburg angesehene Jurist Abraham Kutter (1751—1822) schrieb ein paar Stücke, von denen er eines 1797 mit Frau und Kindern selbst aufführte (Gradmann S. 321 f.). Der Dramatiker Koller, den Gradmann S. 861 f. aus Binsdorf (O.A. Sulz) stammen läßt, ist nach G V 295 kein Schwabe (A. D. B. 16 S. 476 f.). Jann: Gradmann S. 268 f., Franz Karl Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit S. 351—353, Im neuen Reich 1879 II S. 567 f. L. Hübner: G IV 368, V 360 f. Kratter: G IV 227, V 288, Gradmann S. 318 f. Giesecke: G V 331, Gümbel und Holland in A. D. B. 9 S. 162 f., 12 S. 795. Der im Anhange zum 5. Kapitel erwähnte Zabuesnig vergnügte sich auch mit verschiedenen Trauerspielen, Lustspielen, Opern- und Oratorientexten sowie belletristischen und Gelegenheitsgedichten. Johann Joseph Huber aus Augsburg, Bürgermeister daselbst, veröffentlichte 1793 „Sappho, ein Melodrama,

nebst andern Gedichten". Ueber zwei Lustspiele des Andreas K. G. Raufer, K. K. Reichspostamtsverwalters zu Lindau, s. G. V 369.

Neuntes Kapitel.

Zu S. 318—330. Schwaben und die französische Revolution: Wohlwill, Wilhelm Lang, Für und wider die Revolution (Von und aus Schwaben, 3. Heft S. 57—130). G. Kerner: H 459 f., J. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Fr. Vischer (der Vater des berühmten Aesthetikers): H 658. Pahl: H 542, G V 546. Rehfues: H 561, G VI 396, Neuer Nekrolog der Deutschen 1843 S. 915—920, A. K. in Allg. Ztg. B. 1879 Nr. 16. Ueber die Romane Rehfues' vrgl. 2. Band. Ebenso wird Rehfues' Freund Christoph Friedrich Karl Kölle, der auch schon in die Zeitungen und Zeitschriften jener Tage schrieb, im 2. Bande behandelt. Chr. Fr. Cotta: H 345, Gradmann S. 88—90. Bäuerlen: Gradmann S. 17. A. Lebret: H 482. Th. Nübling: H 532, Weyermann I S. 417, Gradmann S. 418. Fetzer: H 369, Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) I S. 489. Pahl fand in dem Nagolder Apotheker Friedrich Streim (1750 geboren), dessen eine Broschüre auf die Flugschriftenlitteratur jenes direkten Bezug nimmt, einen Nachfolger. Johann Jakob Griesinger (1772—1833), auf der Solitüde bei Stuttgart geboren, zuletzt Pfarrer in Gültstein (O.A. Herrenberg), verfaßte 1798 eine Schrift „Was gewinnen wir, wenn Schwaben eine Republik wird?" Auch Bernritter gehört mit dem zweiten Teile seiner „Wirtembergischen Briefe" unter die politischen Autoren dieser Epoche.

Zu S. 330—335. Schelling: H 586, G V 11 f. Hegel: H 413, G V 10 f., Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben, 4. Heft S. 110—120. Niethammer: H 530. J. J. Wagner: H 665, G V 12. Erhardt: H 364. Stutzmann: H 640. Eschenmayer: H 365, G VI 263 f. Hier sei noch der philosophische Schriftsteller Gottlob Christian Friedrich Fischhaber (1779—1829) aus Göppingen, Professor am Stuttgarter Obergymnasium, genannt (H 371).

Zu S. 335—340. Matthisson: H 501, G V 428. Stuttgarter Theater unter König Friedrich: C. A. von Schraishuon, Das Königliche Hoftheater in Stuttgart (Stuttgart 1879) S. 6 ff., Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt S. 10 ff. August Hartmann: H 406 f. E. Fr. Georgii: H 385 f. Die Schilderungen altfränkischen Lebens in Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" gehen auf Erinnerungen an das Georgiische Haus zurück (J. Klaiber, Eduard Mörike, Stuttgart 1876, S. 6 f.). G. H. Rapp: H 557 f. Reinbeck: H 562, G VI 445—448. L. F. Huber: H 443. L. v. Seckendorff: H 617. Weber in Stuttgart: Adolf Palm, Königin Pauline von Württemberg (Stuttgart 1891) S. 24—29.

Zu S. 340—370. Morgenblatt: [J. Klaiber] in diesem 1865 Nr. 52. Schwäbischer Klassizismus: Hermann Fischer in Beiträge zur Litteratur-

geschichte Schwabens (Tübingen 1891) S. 40 ff., E. Planck, Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus (Stuttgart 1896). Weisser: H 677, Max Mendheim in A. D. B. 41 S. 610 f., Wilhelm Waiblingers gesammelte Werke (Hamburg 1842) IV S. 254—256. Fr. Haug: H 410, G V 547 f. Conz: H 345, G V 429 f., Planck S. 18—40. Hölderlin: H 439 f., 728, G V 469 bis 472, Planck S. 55—70, August Sauer in Sammlung Gemeinnütziger Vorträge Nr. 189 (Prag 1894), Berthold Litzmann in seiner Hölderlin-Ausgabe (Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur); vrgl. auch die Uebersichten über die württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. Neuffer: H 528, G V 449, Planck S. 40—55. Magenau: H 495, G V 444 f. (Geburtstag: 5., nicht 7. Dezember 1767).

Zu S. 370—376. Schlotterbeck: H 598, G (1. Auflage) III 1020 f., A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S. 68 f. L. Schubart: H 610. Gräter: H 393, G IV 369, G (1. Auflage) III 174, J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit S. 83 ff. und an anderen Stellen, Chr. Kolb im Haller Gymnasialprogramm 1889 S. 35—38. Chr. G. Böckh: W. Scherer in A. D. B. 2 S. 783. Bahnmaier: H 309, H I 221, G V 445. Lohbauer: H 491, G V 425, W. Lang in W. V. f. L N. F. V (1896) S. 150. J. H. Duttenhofer: Gradmann S. 113 f., 834. Wießner: G V 552. Höck: G V 407. Heigelin: Gradmann S. 221 f. Kapf: H 452. Feuerlein: Bei G (1. Auflage) III 236 und 1008 werden „Gustaf Feuerlein's Gedichte" (Nürnberg 1815) einem Crailsheimer Amtsphysikus und nachmaligen fürstlich Ansbachischen Rate Feuerlein (1752—1831) zugeschrieben. Dessen Vornamen lauten indessen nach den Kirchenregistern Johann Wallfried. So wird nicht er, sondern der Wolfschlugener Pfarrer der Verfasser der oben genannten Sammlung sein. Hier seien noch erwähnt: Johannes Schmidt aus Eßlingen, der 1795 eine Gedichtsammlung „Tellus und Urania", vorwiegend religiöse Moral- und Naturlieder ziemlich trivialen Charakters enthaltend, und 1800 „Apostrophen an den Genius des scheidenden Jahrhunderts" herausgab (Gradmann S. 570), und August Hoch, Notar in Ludwigsburg, der 1800 das dramatische Gedicht „Schiller's Todtenfeier" und 1809 ein inhaltleeres, aber formgewandtes moralisches Gedicht „Der Kirchhof" veröffentlichte (G, 1. Auflage, III 172). Fr. L. Bührlen, Heinrich Wagner und Friedrich Ritter sind zwar schon gegen Ende dieser Periode hervorgetreten und stehen im geistigen Zusammenhange mit den Klassizisten, ihr Wirken fällt aber der Hauptsache nach erst in den folgenden Zeitraum.

Zu S. 376—378. Bronner: G IV 51, Steichele in A. D. B. 3 S. 361, Neuer Nekrolog der Deutschen 1850 S. 475—477, Gradmann S. 69. Der 1768 auf Schloß Altenberg (im bayerischen Bezirksamte Gunzenhausen) geborene Reichsfreiherr Marquard von und zu Syrgenstein gab 1790 „Dichterische Versuche meiner Jugend" und 1800 „Gedichte" heraus (Gradmann S. 679 f.).

Zehntes Kapitel.

Zu S. 378—394. Schwäb. Dialekt und Dialektdichtung: H I 300 f. Dazu: Cäsar Flaischlen in B. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 u. 9, August Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896). Die Poesie im Vorarlberger Uebergangsdialekt ist hier nicht mehr berücksichtigt. Simon Roth: G II 385, J. Bolte in A. D. B. 29 S. 340 f. Nikodemus Frischlins verlorenes Volksstück „Der Weingärtner" war in „variis linguis" gedichtet; ob darunter Dialekte zu verstehen sind, ist äußerst fraglich (D. Fr. Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin S. 111). Herzog H. J. von Braunschweig: G II 519—521, F. Spehr in A. D. B. 11 S. 500—505. Schwäbischer Bauer im Volksdrama: J. Bolte in Alemannia XV (1887) S. 97 f. Sebastian Sailer: H 579 f., G (1. Auflage) III S. 211, G V 551, Paul Beck in Alemannia XIX (1892) S. 36—42 (mit vollständiger Bibliographie). Franz Jann war der Oheim des im 8. Kapitel besprochenen dramatischen Volksdichters Franz Xaver Jann. Ueberlinger Zwischenscherze: Alemannia II (1875) S. 159—169. Weitzmann: H 678, G (1. Auflage) III 1242, Hermann Fischer in A. D. B. 41 S. 635. Epple: G (1. Auflage) III 1243. J. Müller ist vielleicht auch der Verfasser der bei G (1. Auflage) III 1242 aufgeführten vier Gedichte im schwäb. Dialekte (Memmingen 1815). G. Fr. Wagner: H 665, G (1. Auflage) III 1242 f. Hofer: G (1. Auflage) III 1243.

Register.

A.

B.

C.

D.

Novellen, meist in altgriechischem oder italischem Kostüme, beruhen auf liebevoll eindringender Beobachtung und anmutiger Schilderung der Natur. Sie sind im Tone zart, manchmal überzart gehalten, in der Tendenz edel und rein, mit starker Hervorhebung des moralischen Standpunktes. Des Dichters Prosa, die mitunter von Versen unterbrochen wird, ist klar und duftig, reich an poetischen Reizen. Noch heute bilden Bronners Idyllen für jeden unverdorbenen Geschmack eine gesunde und angenehme Lektüre. Außerdem veröffentlichte er hauptsächlich eine anziehende Geschichte seiner Jugendjahre in drei Bänden (1795/7), sechzig metrische Dichtungen „Der erste Krieg" (1810) und eine historisch-geographisch-statistische Beschreibung des Kantons Aargau (1844/5).

Zehntes Kapitel.

Schwäbische Dialektdichtung.

Eine mundartliche Dichtung gab es vor dem Reformationszeitalter in Deutschland nicht, oder vielmehr war bis dahin die ganze deutsche Poesie im gewissen Sinne Dialektpoesie. Die litterarischen Schöpfungen wiesen insgesamt provinzielle Eigentümlichkeiten auf, und wenn auch viel fehlte, daß sich die Dichter und Schriftsteller genau an die Sprache hielten, deren sich ihr Stamm im mündlichen Umgange bediente, so war doch der Unterschied zwischen den Schrift- und Volkssprachen verhältnismäßig gering, über welchen Punkt die mittelalterlichen Urkunden die deutlichste Auskunft erteilen. Unter solchen Umständen konnte ein Bedürfnis, den gesprochenen Dialekt in der heute üblichen Weise litterarisch zu verwerten, nicht vorhanden sein, zumal da ein volkstümlicher Zug ohnehin durch die ganze Poesie des späteren Mittelalters ging. Diese Verhältnisse änderten sich gründlich seit dem Hervortreten Luthers und seiner Bibelübersetzung. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts gelangte die von ihm benützte Sprache in ganz Deutschland zum Sieg und wurde als einheitliche Norm für das Schrifttum anerkannt. Fortan schrieb und las man in einer anderen

Sprache, als man redete. Unter den Städtern aber bildete sich im mündlichen Verkehr eine Mischung von Mundart und Schriftdeutsch heraus, wobei letzteres mehr und mehr das Uebergewicht errang. Jetzt erst konnte der Gedanke auftauchen, der neuhochdeutschen Dichtung eine solche in den Dialekten an die Seite zu stellen und diesen also auf anderem Wege den Einfluß, den sie in der Litteratur verloren hatten, wieder zu gewinnen. Für Schwaben — und für Oberdeutschland überhaupt — fiel noch ein besonderer Grund in die Wagschale. Wir wissen, daß zur Blütezeit der mittelalterlichen Poesie das Schwäbische den Ton angegeben hat. Inzwischen hatte sich der litterarische Mittelpunkt mehr nach dem Norden verschoben, und das Mitteldeutsche herrschte in der neuen Schriftsprache. Je mehr sich aber diese von dem schwäbischen Volksidiom entfernte, desto eher konnte der Wunsch hervortreten, dem schwäbischen Dialekt in der Litteratur zu besonderen Zwecken Geltung zu verschaffen.

Mag indessen die mundartliche Dichtung ihre Kreise noch so weit gezogen und bei einzelnen Stämmen wirklich bedeutende Vertreter gefunden haben, so darf sie doch immer nur als ein untergeordneter Zweig der nationalen Litteratur, als eine ästhetische Spielart betrachtet werden, und es bedeutet eine maßlose Ueberschätzung, ihr mit der schriftdeutschen Poesie Gleichberechtigung zuerkennen zu wollen. Es war ein außerordentlicher Glücksfall, daß wir es, nachdem unsere Sprache in zwei Hauptgruppen, das Nord- und Süddeutsche, und diese wieder in viele Unterdialekte auseinandergefallen waren, im 16. Jahrhundert wenigstens zu einer einheitlichen Kunst- und Schriftsprache brachten. Wie sollte man da einer neuen Zerstücklung das Wort reden dürfen? Die litterarische Verwendung der Mundart ist von Natur in ganz bestimmte und ziemlich enge Grenzen gebannt, die nur hin und wieder künstlich erweitert worden sind. In der unverfälschten Volkssprache können mit Fug und Recht nur solche Gesellschaftskreise, die sich ihrer auch wirklich bedienen, abgeschildert werden, d. h. in der Hauptsache die ländlichen. Die Empfindungen der Gebildeten, die doch mundartlich weder reden noch denken, in ein solches Sprachgewand zu hüllen, ist eine unnatürliche Spielerei.

Von wem, für wen wird denn überhaupt im Dialekte gedichtet? Von Bauern gewiß nicht. Denn wenn ein solcher sich ausnahmsweise von der Muse begeistern läßt, so ergeht er sich erfahrungsgemäß gerade in möglichst hochtrabendem Schriftdeutsch. Für Bauern fast ebenso wenig. Die lesen nur ihre Bibel und ihre Zeitung und kümmern sich so wenig um die mundartliche als um die sonstige Litteratur. Für sie kommen höchstens Dialektlieder, die sich mündlich fortpflanzen und gesungen werden können, in Betracht, mit welcher Gattung von Dialektpoesie es dieselbe Bewandtnis hat, wie mit dem Volkslied im allgemeinen. Die mundartliche Dichtung wendet sich also, genau wie die hochdeutsche, an ein Publikum, das mindestens bis zu dem Grade gebildet ist, daß es sich mit gedruckter Litteratur befaßt. Innerhalb diesen Grenzen giebt es natürlich wieder Abstufungen, und so können die mundartlichen Dichter, wie die Dichter überhaupt, ihre Erzeugnisse auf verschiedene Schichten des Publikums berechnen. Die schwäbische Dialektlitteratur weist zwei Phasen auf, die sich eben in dieser Hinsicht voneinander unterscheiden. Die Vertreter der älteren Periode haben in der echten Volkssprache, aus den Gedanken- und Empfindungskreisen des Volkes heraus, dem sie durch ihre Lebensbeziehungen sehr nahe standen, gedichtet. Ihre durchaus auf das Volkstümliche gerichteten Erzeugnisse sind von ursprünglicher und kraftvoller Art. Aber der Dialekt, der schwäbische zumal, fordert zu Derbheiten heraus, und jene Autoren sind alle mehr oder weniger der Versuchung unterlegen, die Farben auf's dickste aufzutragen und so die Grenzen des ästhetisch Zulässigen zu überschreiten. Zudem war die unverfälschte Mundart der älteren Dichtergruppe kaum für die Mehrzahl der Gebildeten im Lande verständlich, geschweige denn für die übrigen deutschen Stämme. Das schwäbische Idiom ist durchaus keine Einheit, es wird in verschiedenen Gegenden mit starken Abweichungen gehandhabt, hier geht es in das Alamannische, dort in das Fränkische über, ja fast jedes Dorf hat seine kleinen Besonderheiten. Die Flüssigkeit des gesprochenen Dialektes mußte auch den geschriebenen beeinflussen, und besonders die Orthographie war großen Schwankungen ausgesetzt. Von den älteren Poeten benützte jeder genau die Mundart seiner engsten Heimat, und dieser

Mangel an Einheitlichkeit bildete ein weiteres Hindernis für die Ausbreitung ihrer Werke. Das Bestreben, die schwäbische Dialektpoesie nicht bloß allen Stammesgenossen, sondern auch den übrigen Freunden dieser litterarischen Gattung zugänglich zu machen, hat in neuerer Zeit zu einer modifizierten und verfeinerten Verwendung der Mundart geführt, die dem sogenannten Honoratiorendeutsch der schwäbischen Städter weit entgegenkommt. Zwar ist eine gleichmäßige Norm in der Behandlungs- und Schreibweise noch immer nicht durchgeführt und schwerlich durchführbar, aber doch ist in der jüngeren Dialektdichtung das Mittelschwäbische, wie es in der Gegend zwischen Stuttgart und Ulm zuhause ist, zur Vorherrschaft gelangt. Zugleich hat die schwäbische mundartliche Poesie in der Gegenwart ihre alte Derbheit abgestreift und ist so salonfähig geworden, womit sie allerdings auch viel von ihrer volkstümlichen Kraft preisgegeben hat.

Die früheste litterarische Verwendung deutscher Dialekte und auch des schwäbischen fand im Drama und zu komischen Zwecken statt. Beides ist ganz naturgemäß, beides ist in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag so geblieben. Der Dialekt drängt auf die dramatische Form hin. Selbst in der mundartlichen Lyrik und Epik überwiegen Dialoge, Monologe, Erzählungen im Ichtone; die völlig objektive Darstellungsweise in der Volkssprache hat meist etwas Erzwungenes an sich. Das Ursprüngliche war also, daß die Mundarten in Schauspielen zur Charakteristik solcher Personen, welche sie in Wirklichkeit redeten, dienen mußten, und durch Kontrastierung dieser mit den hochdeutsch sprechenden Figuren wurden komische Wirkungen erzielt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann der schwäbische Bauer auf der deutschen Bühne aufzutreten. Und zwar waren es zunächst nichtschwäbische Dichter, die ihn vorführten. Der erste, der nachweisbar eine Bühnenperson schwäbisch reden ließ, war der bayerische Schulmeister Simon Roth, aus Steiermark gebürtig. Er fand an dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) einen Nachfolger. Dieser, der gelehrteste und gebildetste Fürst seiner Zeit und der erste, der sich mit Hilfe der von England herübergekommenen Komödianten eine stehende Hofbühne errichtete, verfaßte 1593/4 eine Anzahl deutscher

Dramen, die, an sich ziemlich rohe Machwerke, dadurch litterarhistorische Bedeutung gewannen, daß sie sich im Gegensatze zum Schuldrama und im Anschluß an die englischen Komödien einer volkstümlichen Richtung befleißigten. Er ließ seine Volksfiguren in verschiedenen Dialekten reden und brachte unter anderem wiederholt einen schwäbischen Bauern Conrad (auch Davus) auf die Bühne, ohne freilich das schwäbische Idiom mit vollkommener Korrektheit zu handhaben. In umfangreicherem Maßstabe verwertete dann ein geborener Schwabe, der schon im vierten Kapitel behandelte Johann Rudolf Fischer, in seinen Schauspielen den heimatlichen Dialekt. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich der schwäbische Bauer zu einer beliebten Charakterfigur auf der deutschen Volksbühne. Eine sonderlich würdige Rolle spielte er dabei nicht. Er hatte mit seinen Tölpelhaftigkeiten für die Lachlust des Publikums zu sorgen und artete schließlich zum völligen Hanswurst aus.

Neben der Benützung des schwäbischen Idiomes für die Szene lief im 16. und 17. Jahrhundert eine volkstümliche Dialektlyrik, die, von unbekannten Volksdichtern herrührend, für bäuerliche Kreise bestimmt und auf den Dörfern heimisch war. Liebeslieder und Liebeswerbungen, Hochzeitsgedichte, Tanzlieder, die meisten in Form von Wechselgesängen, ertönten allerorten und verherrlichten namentlich die ländlichen Feste. Dem dreißigjährigen Kriege, der die Freude an harmlosen Belustigungen im Volk ertötete, fiel auch das bäuerliche Volkslied zum Opfer. Diese ganze Poesie mußte schon darum zu Grunde gehen, weil sie weit mehr mündlich verbreitet und gesungen als aufgeschrieben und gedruckt worden ist. Nur ein verschwindend kleiner Rest hat sich davon erhalten: ein Liebesdialog zwischen Jäckli und Deinli, ein Hochzeitslied „Hans und Grete“ und Aehnliches. Mit solchen Stücken wechselten andere, die nicht sowohl für als auf bäuerliche Kreise gedichtet waren: derbe Schilderungen des ländlichen Lebens, Bauerngespräche, Bauernklagen; letztere, in denen die Neigung des Bauern zur Unzufriedenheit mitgenommen wurde, entstanden hauptsächlich zur Zeit des großen Krieges. Damit war mit der Aufnahme von sozial-politischen Elementen begonnen, die sich in einem späteren Stadium der schwäbischen Dialektdichtung stark vordrängten.

Etwa gleichzeitig stoßen wir auf Spuren einer Verwertung der schwäbischen Mundart in der epischen Gattung. Die Geschichte von den sieben (ursprünglich neun) Schwaben, die auf gegenseitige Neckereien der oberdeutschen Stämme zurückzuführen und von den Schwankdichtern des 16. Jahrhunderts gerne bearbeitet worden ist, erscheint in einer versifizierten Darstellung, die einem zwischen 1610 und 1630 entstandenen Kupferstiche beigegeben ist, erstmals im mundartlichen Sprachgewande. Später griffen bekannte wie ungenannte Dialektdichter, Sebastian Sailer vor allem, wiederholt auf dieses Thema zurück.

Der früheste schwäbische Kunstdichter, der bescheidene Versuche mit dem heimatlichen Idiome wagte, war Georg Rudolf Weckherlin. In seine bei früherem Anlaß erwähnte Beschreibung des 1617 am Stuttgarter Hofe gefeierten Tauf- und Hochzeitsfestes legte er für eine Abteilung Ritter, die als Bauern verkleidet auftraten, ein prosaisches „Cartel“ und „A Fuyer Nuyß Lied“ in der Volkssprache ein, woran sich später noch ein kurzes Epigramm im Dialekt anschloß.

Von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lag die schwäbische Dialektdichtung in tiefem Schlummer versenkt. Dann begann sie zu erwachen und gelangte — etwa gleichzeitig mit der Blüte der neuhochdeutschen Poesie — zu verhältnismäßig reicher Entfaltung. Das war schwerlich ein ganz zufälliges Zusammentreffen. Von Opitz bis auf Gottsched war ja alles Volkstümliche in der deutschen Poesie gewaltsam unterdrückt, diesem Elemente widerfuhr erst wieder sein Recht, seitdem die ästhetischen Grundsätze der Schweizer das Uebergewicht erlangt hatten. Damit war auch der Weg für die Verwendung der Mundarten in der Litteratur wieder gebahnt.

Der erste, der sich nicht bloß gelegentlich des heimatlichen Idiomes zur Abwechslung bedient hat, sondern dessen ganzes poetisches Wesen darin aufgegangen ist, und darum der eigentliche Vater der schwäbischen Dialektpoesie ist Johann Valentin — oder, wie er nach seinem Klosternamen meist genannt wird, Sebastian — Sailer. Am 12. Februar 1714 in dem damals vorderösterreichischen (jetzt bayerischen) Städtchen Weißenhorn geboren, wurde er frühzeitig

Konventuale im Prämonstratenserkloster Obermarchthal a. d. Donau. Dort nahm er eine Zeit lang den Lehrstuhl für Gottesgelehrsamkeit ein; 1757—1773 versah er die zu seinem Stifte gehörige Pfarrei Dieterskirch am Fuße des Bussen (O.A. Riedlingen). Ein Schlagfluß nötigte ihn, sich in das Kloster zurückzuziehen, wo er am 7. März 1777 erneuten derartigen Anfällen erlag. Sailer war eine in katholischen Kreisen allgemein bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Er besaß ein achtbares Wissen, verfügte über Sprachkenntnisse, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen. Namentlich als Kanzelredner genoß er Ansehen und Volkstümlichkeit: nach der Sitte des damaligen katholischen Klerus trat er als Wanderprediger in den verschiedensten Gegenden Deutschlands auf, so 1767 auch in der kaiserlichen Hofkirche zu Wien, von der Landsgenossenschaft aus Schwaben dorthin berufen. Sailer war ein biederer und sittlich reiner Charakter. Daneben that er sich durch seinen unverwüstlichen Humor, seine lustigen Einfälle und sein Improvisationstalent hervor, mit welchen Gaben er große Gesellschaften zu unterhalten und zu erheitern verstand. Zahllose Anekdoten liefen über ihn um. Unter der oberschwäbischen katholischen Priesterschaft des 18. Jahrhunderts war Sailer eine markante, aber keineswegs eine vereinzelte Erscheinung. Diese Geistlichen blieben mit dem Bauernstand, aus dem sie meist hervorgegangen waren, zeitlebens in enger Fühlung und regem persönlichen Verkehr; es waren joviale Herren, die keine Beeinträchtigung ihrer Würde darin erblickten, daß sie sich vor ihren Beichtkindern lärmender Fröhlichkeit überließen. Man darf dies nicht außer acht lassen, wenn man die poetischen Werke Sailers richtig verstehen will. Um den Beifall zu ermessen, den sie einst gefunden haben, muß man sich vorstellen, wie der Dichter selbst seine Singspiele Sonntag nachmittags im Wirtshause vor einer ländlichen Zuhörerschaft, mitunter aber auch in vornehmerem Kreise zum besten gab, die Dialogstücke rezitierend, die Arien nach eigener Melodie singend und dazu mit der Fiedel aufspielend. Er hat seine Dichtwerke nur sich selbst und seinen Nebenmenschen zum Vergnügen geschaffen, ohne damit künstlerische Zwecke zu verfolgen oder ästhetische Ansprüche zu erheben. Der beste Beweis dafür ist, daß er selbst,

von einem Festspiel auf die am 1./2. Mai 1770 als Braut im Kloster Obermarchthal einkehrende Marie Antoinette abgesehen, nichts von seinen poetischen Schöpfungen dem Druck übergeben hat. Sie wurden erst geraume Zeit nach Sailers Tod durch dessen jüngeren Mitbruder Sixt Bachmann nicht ohne Mühe gesammelt und an die Oeffentlichkeit gebracht. Daß sie heutzutage nicht mehr dieselbe Wirkung, wie zu Sailers Lebzeiten zu thun vermögen, ist begreiflich; indessen sind sie mit ihrer urwüchsigen Volkstümlichkeit und ihrem derben Humor immer noch stellenweise recht ergötzlich. Den oberschwäbischen Bauerndialekt giebt Sailer durchaus naturgetreu und ohne Verfeinerung wieder. Er bedient sich fast ausschließlich der dramatischen Form, schreibt aber nicht bloß, wie seine Vorgänger, einzelne Szenen, sondern ganze Schauspiele in der Mundart. Bald wählt er den Vers, bald die Prosa. Von seinen Stücken sind in erster Linie die drei burlesken Komödien namhaft zu machen, deren Stoffe der biblischen Geschichte entlehnt sind: „Die Schöpfung der Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe," „Der Fall Luzifers," „Die schwäbischen heiligen drei Könige." Sie schließen sich an die älteren Mysterien und geistlichen Fastnachtsspiele an, die sie aber an Derbheit überbieten. Es sind kecke Parodien, nicht frei von starken Uebertreibungen, aber in Einzelheiten von unwiderstehlicher Komik. Die Ungeniertheit, mit der Sailer die biblischen Erzählungen in's Lächerliche zog, erregte natürlich bei Uebereifrigen Verstimmung; die Naivetät, mit der die Scherze vorgetragen werden, hilft jedoch über alle Bedenken hinweg. Gott Vater, Engel und Teufel, Adam und Eva, Herodes und sein Hausdrachen, die drei morgenländischen Könige — sie alle sind verkleidete schwäbische Bauern und Bäuerinnen und bewegen sich in deren Bildungs- und Empfindungskreisen, wie sie ja auch bäuerliche Sprache reden. Ohne den Dialekt freilich wäre die ganze Behandlungsweise kaum erträglich, denn eben er bedingt jene Naivetät hauptsächlich. In zwei anderen teilweise ebenfalls lustigen Komödien „Die sieben Schwaben oder die Hasenjagd" und „Schwäbischer Sonn- und Mondfang", die auf bekannte Volksschwänke zurückgehen, huldigt Sailer der löblichen Gepflogenheit der Schwaben, sich über sich selbst lustig zu machen. In der wenig

bedeutenden „Schultheißenwahl zu Limmelsdorf“ hat er ein von späteren schwäbischen Dialektdichtern begierig aufgegriffenes Thema angeschlagen. Sailers übrige Dichtungen verdienen die Erwähnung kaum. Seine zahlreichen sonstigen Schriften sind — außer einer, die sich auf die Geschichte seines Klosters bezieht — religiöser Natur. Ein zusammenfassendes Urteil über Sebastian Sailer hat dahin zu lauten, daß er kein bedeutender Dichter gewesen ist, wohl aber ein origineller und witziger Kopf, der auf dem Gebiete der niedrigen Komik Tüchtiges geleistet und sich durch die erstmalige umfassende Verwendung des schwäbischen Dialektes zu poetischen Zwecken ein eigentümliches Verdienst erworben hat.

Ganz im Stile der Sailerschen Komödien ist ein mundartliches Singspiel gehalten, das von Franz Jann, Pfarrer, Dekan und geistlichem Rate zu Scheppach (im bayerischen Bezirksamte Günzburg), auf den Namenstag Michaels III., Abtes im Ulmer Wengenstifte (1754—1765), verfaßt worden ist. Es führt den Titel „Die Englische Königswahl“ und schildert, wie der Erzengel Michael zum Meister der himmlischen Heerscharen erkürt wird. Ein 1770 zu Ueberlingen am Bodensee dargestelltes Trauerspiel enthielt zwei musikalische Zwischenscherze, worin ein Bauer Stoffel einen Hirten durch Verleumdung um seine Weidetriften betrügt und zur Strafe dafür von einer Nymphe in einen Stier verwandelt wird; die Bauern reden in den Zwischenspielen schwäbisch. Auch hier begegnen wir wieder der Form des Sailerschen Singspieles, aber die Rolle, die der Bauer dabei spielt, entspricht mehr der älteren Auffassung.

Bald darauf fing man auch wieder an, den schwäbischen Dialekt für andere poetische Gattungen zu benützen. Viktor Matthäus Bührer schuf — wohl als Tübinger Student im Anfange der achtziger Jahre — zwei „Das Konzert“ betitelte Idyllen in Steinlacher Mundart. Freilich ist auch hier die Dialogform für die Erzählung beibehalten. Ein Bauernbursche und dessen Schwester hören im nahen Tübingen Konzerte an und schildern zuhause — jedes in seiner Art — die gewonnenen Eindrücke. Damit war ein Thema angeschlagen, das von den nachfolgeuden schwäbischen Dialektdichtern in endlosen Variationen breit getreten wurde: die komische Be-

richterstattung von Landleuten über ihre städtischen Erlebnisse. Bührer hat sich als Versmaß für seine Idyllen merkwürdigerweise den Hexameter ausgewählt.

Die politischen und kriegerischen Ereignisse des endigenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts fanden auch in der schwäbischen Volksdichtung Widerhall. 1794 wurde die von Herzog Ludwig Eugen einberufene Landmiliz Gegenstand von Gesängen; Schlotterbeck namentlich dichtete — neben einem weiteren Gemälde aus dem Soldatenleben — ein beliebtes Lied „Jörgle unter der Landmiliz" im heimatlichen Dialekt. Ein anonymes „Sendschreiben von Michael Bentele, Bauern in Pfuhl, an Marte Banzhaf, Karrenmann in Ulm" aus dem Jahr 1804 und ein Antwortschreiben vom Oktober 1812 erörtern die neuen Zustände des bayerisch oder württembergisch gewordenen Gebietes der alten Reichsstadt unter wehmütigem Rückblick auf die republikanische Vergangenheit. „Die Granate", eine hübsche Novellette in Versen von einem unbekannten Autor, entlehnt Motive aus dem Kriegsjahr 1815.

Diese gelegentlichen Dialektdichter, denen auch noch Friedrich Haug mit ein paar Bauernliedern beizuzählen ist, überbot an Wirkung in die Breite Karl Borromäus Weitzmann. Er erblickte im damals vorderösterreichischen Städtchen Munderkingen a. d. Donau am 25. Juni 1767 als Sohn des dortigen Amtsphysikus und Bürgermeisters, eines aus Magdeburg stammenden, ehedem preußischen Militärarztes, das Licht der Welt, besuchte die Gymnasien zu Ehingen und Konstanz und studierte dann die Rechtswissenschaft in Wien. Hier in den gemütlich und heiter veranlagten Kreisen einer leichtlebigen Gesellschaft, im Umgange mit Blumauer, dem Verfasser der travestierten Aeneide, und anderen Humoristen fand er Gelegenheit, seinen glücklichen Mutterwitz auszubilden und zu üben. Nach vorübergehender Anstellung in der österreichischen Hauptstadt wurde er Sekretär der vorderösterreichischen Landstände zu Ehingen und nach der Abtretung dieser Gebietsteile an den württembergischen Staat 1803 Advokat daselbst. Im Jahr 1803 veröffentlichte er einen ersten Band Gedichte, worin aber nur zwei Stücke im Dialekte stehen. 1819 gab er seine zweite Gedichtsammlung heraus, und in der Folge ließ er verschiedene seiner Schnurren einzeln in

Form von Broschüren drucken. Durch seine Dichtungen gewann sich Weitzmann viele Freunde, zog sich aber auch mancherlei — teilweise komische, teilweise ernste und unbequeme — Feindschaften zu. 1828 bereitete er eine Ausgabe seiner sämtlichen poetischen Werke in drei Bändchen vor, deren Erscheinen der Dichter indessen nicht mehr erleben sollte. Er starb am 30. Mai 1828 an einer Lungenlähmung.

Karl Weitzmann ist, wie Sailer, Oberschwabe und — freilich durchaus freisinniger — Katholik gewesen. Er hat ferner mit seinem Vorgänger die Unterhaltungsgabe und das Improvisationstalent geteilt, so daß er seinen Ruf fast ebenso sehr seinem persönlichen Auftreten als seiner litterarischen Wirksamkeit verdankte. Es ist unverkennbar, daß Weitzmann sich Sailer zum Vorbild auserseheh hat. Die von diesem erfundene Gattung des burlesken Singspieles in schwäbischer Mundart aufgreifend, suchte er „Die schwäbischen heiligen drei Könige“ in einer Neubearbeitung des Stoffes zu überbieten und schuf zu der Schöpfung in seinem „Weltgericht“ ein Gegenstück, das den heidnischen Olymp travestiert und in seinem zügellosen Uebermut an eine Offenbachiade erinnert. Weitzmann hat sich indessen nicht auf die Nachahmung Sailers beschränkt, vielmehr hat er sowohl komische poetische Schilderungen, Fabeln und Epigramme als auch nach dem Vorgange Hebels, des gefeierten alamannischen Dichters, ernsthafte Lieder in der Volkssprache abgefaßt und ist so der Begründer der eigentlichen schwäbischen Dialektlyrik geworden. Zugleich hat er der ganzen poetischen Gattung einen veränderten Charakter verliehen: an die Stelle von Sailers naiver Heiterkeit tritt bei ihm ein satirisch aggressiver Zug, ein Ueberwiegen des Aktuellen, und zwar im volksfreundlich demokratischen Sinne. Weitzmann hat es auf diese Weise zu großer Beliebtheit gebracht, und viele seiner Gedichte, wie z. B. die „Hundskonferenz“, sind lange Zeit wirklich im Munde des Volkes gewesen. Nicht ganz unverdient. Denn sein Witz ist schlagend, sein Spott beißend, der Volkston oft meisterlich getroffen. Allerdings beruhte die Wirksamkeit seiner Gedichte zum guten Teil auch noch auf anderen Eigenschaften: auf den zahlreichen mehr oder weniger versteckten Anspielungen auf Zeitereignisse und Zeitgenossen, hohe und höchste

Persönlichkeiten, auf Wielandscher Schlüpfrigkeit des Inhaltes und auf einer Derbheit des Stiles, die sich oft bis zu widerlichen Gemeinheiten steigert. Der Vorwurf kann Weitzmann nicht erspart, werden, daß er der schwäbischen Dialektpoesie die Harmlosigkeit genommen und sie aus der Sphäre des Niedrigen in die des Schmutzigen herabgezogen hat.

Weitzmanns hochdeutsche Gedichte, die der Zahl nach stark überwiegen, haben keine Bedeutung. Die ernsten sind schwülstige Aufgüsse Klopstockscher, Schillerscher und Bürgerscher Lyrik, die komischen erheben sich kaum je über die Durchschnittsstufe trivialer Gelegenheitsreimerei. Auf diesem Gebiet ist Weitzmann nicht mehr, als ein gewandter Versmacher.

Dionys Kuen (1773—1852) aus Buchau am Federsee beschränkte sich so gut wie ganz auf die Dichtung in schwäbischer Mundart. Er arbeitete sich vom Buchbinder zum Buchdrucker und Verleger empor, übernahm in seiner Vaterstadt die fürstlich Thurn- und Taxissche Druckerei, gab eine Zeitung und ein landwirtschaftliches Wochenblatt heraus und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und Achtung. Auf den Titelblättern seiner Bücher bezeichnete er sich naiv als „Der schönen Künste Beflissener und Buchdrucker". Außer verschiedenen Einzeldrucken von Gedichten ließ er 1819 ein dreiaktiges Lustspiel „Die Gartendiebe" und 1821/5 zwei Bändchen „Gedichte in oberschwäbischer Bauernsprache" erscheinen, denen er vorsichtigerweise eine wörtliche Uebersetzung in's Hochdeutsche beifügte. Kuens Lustspiel ist nach Erfindung und Handlung äußerst dürftig, wenn es auch einzelne Züge des Volkslebens hübsch wiedergiebt. Seine Gedichte bestehen vorwiegend aus lyrischen Stimmungsbildern, Anekdoten und Schwänken, die auf lokale Erinnerungen zurückgehen, Bauerngesprächen über allerlei zeitgemäße Gegenstände, wobei gelegentlich auch soziale Fragen, wie Priesterehe oder Judenbekehrung, gestreift werden. Kuens poetische Veranlagung ist weit schwächer, als die Weitzmanns, aber es fehlt ihm nicht an treuherzigem Humor, und er versteht sich wenigstens darauf, natürlich und volkstümlich zu bleiben, ohne gemein zu werden. Seine theoretischen Beobachtungen über das heimatliche Idiom hat er teils in der von ihm 1819 gedruckten ersten Ausgabe von „Sebastian

Sailers Schriften in schwäbischem Dialekte", teils in seinem „Oberschwäbischen Wörterbuch der Bauernsprache" (1844) niedergelegt.

Joseph Epple (1789—1846) leitet von den oberschwäbischen zu den mittel- und unterschwäbischen Poeten über. Er war in Biberach geboren und wirkte als katholischer Volksschullehrer zu Gmünd. Er beherrschte das Oberschwäbische und Mittelschwäbische gleich gut, bediente sich jedoch mit Vorliebe dieser Mundart, was ganz natürlich war, da die Thätigkeit eines Dialektdichters meist mit seinem jeweiligen Aufenthaltsort eng verwachsen ist. Eben der leichteren Verständlichkeit des von ihm gebrauchten Idiomes wegen drangen seine Verse, wie die Weitzmanns, in weitere Kreise. Er dichtete bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein und ließ außer einzelnen Stücken in Broschürenform drei Sammlungen „Vermischte Gedichte" (1821, 1826, 1842/4) erscheinen. Epple bewegt sich durchaus in der niedrig komischen Sphäre. Er erzählt Schwänke und schlaue oder dumme Bauernstreiche, entwirft lokale Sittenbilder, besingt allerlei Tagesereignisse, zeichnet ländliche Charaktertypen. Er ist ein Mann der geselligen Freuden und des sinnlichen Lebensgenusses, der den Wein und das Bier unermüdlich preist und dem Wassertrinken ewige Feindschaft geschworen hat. Er verfügt über urwüchsigen Humor, und manche seiner Schnurren wirken recht drollig. Aber der unflätige Ton, den er als würdiger Schüler Weitzmanns beharrlich festhält, verleidet den Geschmack an seiner schwäbischen Muse. Epples schriftdeutsche Poesie, die neben lustigen Stücken und Gelegenheitsversen jeder Art auch Natur- und Liebeslieder und salbungsvolle Gedichte moralischen und religiösen Gepräges umfaßt, ist dem Inhalte nach unselbständig und unbedeutend, der Form nach mangelhaft; nicht einmal die sprachliche Korrektheit ist gewahrt.

An Weitzmann, Kuen und Epple ist noch der Memminger Johannes Müller (1782—1837), Schreiber in seiner Vaterstadt, anzureihen. Er veröffentlichte unter dem Titel „Gedichte im schwäbischen Dialekt" eine kleine Auswahl seiner harmlos gemütlichen Gelegenheitsstücke, worin er meist lokalhistorische Genrebilder liefert.

Die schwäbische Dialektdichtung, als deren früheste Vertreter uns neuwürttembergische oder bayerische Oberschwaben und Katholiken begegnet sind, ist dann auf altwürttembergischem, protestantischem Boden in eine neue Phase ihrer Entwicklung getreten. Den Reigen der altwürttembergischen Dialektdichter eröffnet Gottlieb Friedrich Wagner. Als Schullehrerssohn zu Reusten (O.A. Herrenberg) am 3. November 1774 geboren, ergriff er den Beruf seines Vaters und wurde 1796 Dorfschulmeister in Maichingen (O.A. Böblingen), mit welchem Amt er seit 1818 das des Schultheißen vereinigte. In dieser Doppelstellung fand er Gelegenheit, den Bauerncharakter und die Verhältnisse des Bauernstandes auf's genaueste kennen zu lernen. Er legte seine Erfahrungen in mundartlichen Schauspielen nieder, die er seit dem Jahr 1824 in rascher Folge veröffentlichte. Am 14. Februar 1839 beschloß er seinen nicht eben abwechslungsreichen Lebenslauf.

Wagner hat sich ausschließlich der dramatischen Form bedient, aber er hat an Stelle der phantastisch burlesken Komödien Sailers und Weitzmanns das realistische Dialektschauspiel treten lassen und hat die gebundene Redeweise, die seine Vorgänger bevorzugten, durch die ungebundene ersetzt. Nur die unbedeutenden „Volks-Gedichte im schwäbischen Dialekte" (1824), fünf kleine Lustspiele oder Dialoge, die hauptsächlich den Widerwillen der Bauern gegen Neuerungen zum Gegenstande haben, sind in Versen geschrieben, die Wagner indessen nicht so gut anstehen, wie die Prosa. Wenn Belustigung des Publikums für Sailer der einzige und für Weitzmann der hauptsächliche Zweck des Dichtens gewesen ist, so hat Wagner dem didaktischen Elemente, das sich gelegentlich auch bei Weitzmann bemerkbar macht, mit Bewußtsein das Uebergewicht verschafft. Von seinen Hauptwerken behandeln drei, nämlich „Die Schulmeisterswahl zu Blindheim", „Die Repräsentantenwahl zu Dipplisburg" und „Die Schultheißenwahl zu Blindheim", das beliebte Thema der ländlichen Wahlen, die zwei untereinander im Zusammenhange stehenden Schauspiele „Der Handstreich bis auf Spitz und Knopf" und „Es giebt doch noch eine Hochzeit" sind als bäuerliche Familienstücke zu bezeichnen, das die Schulmeisterswahl fortsetzende Schauspiel „Ernennung und Heirat des

Schulmeisters zu Blindheim“ nähert sich der letztgenannten Gattung, während in „Madame Justitia im Guckkasten“ die Prozeßsucht der Bauern und der Schneckengang der Rechtspflege gegeißelt werden. Alle diese Dramen, deren Stoffe Wagner aus dem wirklichen Leben geholt hat, sind Sittenbilder von ungewöhnlicher Sicherheit der Beobachtung und nicht geringer Kraft der Darstellung. Der Bauernstand wird darin sowohl nach seinem Privatleben als nach dem öffentlichen einer scharfen Kritik unterzogen. Namentlich wird die politische Unreife der ländlichen Bevölkerung und ihre Unfähigkeit zur Selbstverwaltung an drastischen Beispielen nachgewiesen. Nun sind zwar die sozialen Zustände, die Wagners Schilderungen zu Grunde liegen, wenn auch in der Zwischenzeit das Volk noch nicht mündig geworden ist, heutzutage zum größeren Teil überwunden. Aber der Charakter des schwäbischen Bauern mit seinem Vernunftgründen unzugänglichen Eigensinne, seinem Festkleben am Bestehenden und Ueberlieferten, seinem unüberwindlichen Mißtrauen gegen alles Neue und ihm Unverständliche, seiner Hochachtung vor dem Besitze, die ihm die reichen Leute zugleich als „rechte Leute“ erscheinen läßt, ist noch heute genau so, wie ihn Wagners Meisterhand gezeichnet hat. Darum wohnt seinen Werken eine über das kulturhistorische Interesse hinausgehende lebendige Wirkung inne. Außerordentlich mannigfaltig sind seine ländlichen Gestalten: neben rohen Männern und keifenden Weibern finden sich wackere Bursche und edle Mädchen; kluge Köpfe und Trobbel, pfiffige Wirte, wichtig thuende Barbiere, betrügerische Juden tummeln sich umher; nur die hochdeutsch redenden Würdenträger sind etwas langweilig ausgefallen. Dabei versteht sich der Dichter auf die Kunst des Individualisierens: er giebt nicht nur Typen, sondern Persönlichkeiten. Der herrische und querköpfige Strobel (im Handstreich bis auf Spitz und Knopf) kann sich mit den berühmtesten Bauernfiguren in der deutschen Litteratur messen. Was bei Wagner besonders angenehm berührt, ist die Ruhe und Objektivität seiner Haltung. Er entwirft seine Bilder von den herrschenden Zuständen mit unerbittlicher Wahrheitsliebe, doch ohne gehässige Uebertreibung. Er ist frei von Pessimismus: die Beamtenwelt erscheint bei ihm

in vorteilhaftem Licht, und auch unter seinen Bauern finden sich sympathische Charaktere. So hinterlassen seine Komödien bei aller Schärfe der Satire im ganzen doch einen behaglich humoristischen Eindruck. Derbheiten kann Wagner zur Charakterisierung des Bauernstandes nicht ganz missen, aber er hat doch keine Freude daran, wie seine Vorgänger und sein Nachfolger Nefflen, sie sind ihm lediglich Mittel zu künstlerischen Zwecken; er thut nicht zimpferlich, geht aber über die Grenze des Zulässigen und Notwendigen kaum jemals hinaus. Freilich scheint diese Zurückhaltung seiner Popularität eher Eintrag gethan als Vorschub geleistet zu haben. Den Dialekt handhabt Wagner mit großer Sicherheit und Leichtigkeit. Zumal seine Mannigfaltigkeit ist bewundernswert. Er unterscheidet nicht nur die Bewohner verschiedener Ortschaften durch mundartliche Nuancen, sondern macht auch in der Sprache seiner Bauern je nach ihrem Bildungsgrad Abstufungen. Köstlich trifft er den Handwerksburschenton in dem Hochdeutsch, das er seine Professionisten, namentlich den Schreiner Hobel (im Handstreich bis auf Spitz und Knopf) reden läßt. Die meisten Stücke Wagners sind regelrecht gebaute Dramen; zur Aufführung eignen sie sich indessen kaum. Dazu fehlt es ihnen an dramatischer Schlag- und Spannkraft. Die Handlung ist zu schleppend, es wird zu viel geredet, in den hochdeutschen Reden der Respektspersonen zu viel doziert und moralisiert. Der Verfasser selbst hat bei Abfassung seiner Schauspiele die Bühne keineswegs im Auge gehabt. Als Lektüre dagegen sind sie noch immer empfehlenswert. Denn wenn Wagner auch nicht den ersten deutschen Dialektdichtern zugezählt werden darf, ist er doch unter den schwäbischen ohne Frage der bedeutendste.

Im Jahr 1823 erschien eine kleine Sammlung „Lieder in schwäbischer Volkssprache von Heinrich Hofer". Der Verfasser (1778—1851), ein Pfarrerssohn aus Nordheim (O.A. Brackenheim), lebte als angesehener Rechtsanwalt in Heilbronn. Das Beispiel seines Vetters Uhland mochte ihn in den poetischen Neigungen bestärkt haben. Schon 1820 hatte er ein Bändchen „Gedichte und kleine prosaische Aufsätze" in hochdeutscher Sprache der Oeffentlichkeit übergeben. Frisch vom Herzen weg, um die ästheti-

schen Satzungen wenig bekümmert, singt und predigt er darin von Liebe, Freimut und Bürgertugend, Deutschtum und Vaterland. Hofers mundartliche Lieder, im schwäbisch-fränkischen Uebergangsdialekte gehalten, malen Liebes- und sonstige Empfindungen der Bauern mit gedämpftem Humor und erbringen den Beweis, daß der Volksdichter naiv sein kann, ohne zum Schmutze seine Zuflucht zu nehmen.

Anhang.

Die nachfolgenden Seiten dienen hauptsächlich dem doppelten Zwecke, die bibliographischen Nachweise zu erbringen und eine Anzahl Autoren, durch deren Aufzählung der Text nicht belastet werden sollte, nachzutragen. Den Quellenangaben, die übrigens keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben, liegen die Werke von Heyd und Goedeke in der Weise zu Grunde, daß die dort angeführte Litteratur hier nicht wiederholt ist. (Wo bei Heyd Goedekes Grundriß zitiert ist, ist dieser nicht nochmals genannt.)

Erklärung der Abkürzungen:

A. D. B. = Allgemeine Deutsche Biographie. Band 1—42. Leipzig 1875—1897.

Allg. Ztg. B. = Allgemeine Zeitung Beilage.

B. B. d. St. = Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg.

Bibl. d. l. V. i. St. = Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart.

G = Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. (Wo nichts anderes gesagt ist, ist stets die zweite Auflage — Band I—VI, Dresden 1884/97 — gemeint; die arabischen Zahlen bedeuten die Seiten.)

Gradmann = Johann Jakob Gradmann, Das gelehrte Schwaben: oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller. Ravensburg 1802. (Das mit vielen Verbesserungen und Zusätzen versehene Handexemplar des Verfassers, Eigentum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, ist benützt worden.)

H I = Wilhelm Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte. Erster Band. Stuttgart 1895.

H = Dasselbe. Zweiter Band. Stuttgart 1896. (Die arabischen Zahlen bedeuten die Seiten.)

Koch = Eduard Emil Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. Acht Bände. Dritte Auflage. Stuttgart 1866/76.

Liliencron = R. von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Fünf Bände. Leipzig 1865/9.

Schw. Kr. = Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung.

Sittard = Josef Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Zwei Bände. Stuttgart 1890/1.

Wackernagel = Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Fünf Bände. Leipzig 1864/77.

Weyermann I = Albrecht Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.

Weyermann II = Albrecht Weyermann, Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adelichen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm. Ulm 1829.

Wohlwill = Adolf Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815. Hamburg 1875.

Württ. Jahrb. = Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde.

W. V. f. L. (N. F.) = Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (Neue Folge.)

Erstes Kapitel.

Zu S. 1—8. Aelteste Zeiten: Christoph Friedrich Stälin, Wirtembergische Geschichte I (Stuttgart und Tübingen 1841), Paul Friedrich Stälin, Geschichte Württembergs I, 1 (Gotha 1882). Schwaben und Alamannen: Fr. L. Baumann in Forschungen zur Deutschen Gesch. XVI (1876) S. 215—277, L. Wilser in Alemannia XXIII (1895) S. 50—74, 191 (s. auch H I 50 f.). Unter den unterscheidenden Merkmalen der Dialekte sticht der Gebrauch der Hilfszeitwörter „sein" und „wesen" besonders hervor: der Alamanne sagt „g'si", der Schwabe „g'we".

Zu S. 8—17. Charakter der Schwaben in früheren Zeiten: (J. Hartmanns) Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit (Stuttgart 1870). Charakter der heutigen Schwaben: H. Kurz in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist" (Karlsruhe 1842) S. 375—380, G. Rümelin, Reden und Aufsätze, 3. Folge, S. 375—405.

Zu S. 17—27. Kultur und Dichtung der älteren Zeit: Chr. Fr. Stälin I S. 395—413, 605—617, P. Fr. Stälin I, 1 S. 172 f., 244—146; vrgl. auch W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (6. Auflage, 2 Bände, Berlin 1893 f.). Notker der Deutsche: G I 26 f., 485 f. Hermann der Lahme: H 420.

Zweites Kapitel.

Zu S. 27—34. Künste und Wissenschaften in der Stauferzeit: Chr. Fr. Stälin II S. 754—777, P. Fr. Stälin I, 1 S. 358—365. Ligurinus: Wattenbach (6. Auflage) II S. 286 ff. Spielleute und Gaukler: Die Namen einiger schwäbischen joculatores sind überliefert: zwei von ihnen, Falchelin und Rüdeger, erscheinen als in der Nähe des Klosters Weißenau begüterte Leute (Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 29 S. 15, 52). Albertus Magnus: v. Hertling in A. D. B. 1 S. 186—196. Chronist Burchard: H 338. Schwäbische Predigten, deren Heimat der (badische?) Schwarzwald ist, hat Fr. K. Grieshaber unter dem Titel „Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts" (2 Abteilungen, Stuttgart 1844/6) herausgegeben.

Zu S. 34—38. Hartmann von Aue: H 307, G I 89—93, 487, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 4. Bd., 1. Abt. 2, F. Saran, Hartmann von Aue als Lyriker (Halle a. S. 1889), Anton E. Schönbach, Ueber Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen (Graz 1894), Th. Schön in Reutlinger Geschichtsblätter 1896 Nr. 3 u. 4. Uebrigens ist die Lokalisierung Hartmanns in Obernau durchaus nicht unangefochten. Neuerdings ist die Vermutung aufgetaucht, daß Eglisau am Rhein in der Schweiz des Dichters Heimat sei (Schulte in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 261—282).

Fest steht folgendes: Hartmann war Ministeriale, der arme Heinrich Edelfreier, unmöglich können also beide demselben Geschlecht angehört haben, was sich übrigens auch schon aus dem ganzen Ton, in dem ersterer von letzterem spricht, mit Notwendigkeit ergiebt. Die jetzt noch in Württemberg blühenden Freiherren von Ow können den Dichter nicht für sich in Anspruch nehmen. Denn unter den zahllosen Mitgliedern dieser Familie, deren Namen uns aus dem späteren Mittelalter überliefert sind, befindet sich auch nicht ein einziger Hartmann. Bei dem gewaltigen Ansehen, dessen sich der Poet das ganze Mittelalter über erfreut hat, ist es ganz undenkbar, daß sich sein Name in seinem Geschlechte nicht fortgeerbt hätte. Hartmanns Familie dürfte frühzeitig, vielleicht schon mit ihm selbst, ausgestorben sein. Die Frage, ob die jetzigen Herren von Ow Nachkommen des armen Heinrich sind, berührt uns hier nicht; jedenfalls aber muß die Möglichkeit offen gehalten werden, daß ihre Vorfahren und der arme Heinrich zwei verschiedenen Geschlechtern von Dienstmannen angehört haben, die beide den längst ausgestorbenen Edelfreien von Au gedient und von diesen den Namen entlehnt haben. Ulrich von Thürheim: G I 115—118, 488 f., R. Bechstein in A. D. B. 39 S. 9 f. Die gute Frau: G I 104 f. Gottfried von Hohenlohe: G I 115, P. Stälin in A. D. B. 12 S. 690. Albrecht von Kemnat: G I 118, 196, Steinmeyer in A. D. B. 15 S. 597. Konrad Fleck: G I 103 f., 118, 488, Steinmeyer in A. D. B. 7 S. 111 f. Konrad von Stöffeln: G I 140, Ludwig Fränkel in A. D. B. 36 S. 316 f. In der württembergischen Familie Stöffeln ist wenigstens der Vorname Konrad heimisch. Mehrere Konrad, von denen einer unser Dichter sein könnte, treten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts urkundlich auf. Andere haben ihn übrigens dem zu Hohenstoffeln im Hegau hausenden Geschlechte zugewiesen. Konrad von Heimesfurt: G I 86, 487, Steinmeyer in A. D. B. 11 S. 331 f. Albert von Augsburg: G I 44, Steinmeyer in A. D. B. 1 S. 207. Hugo von Langenstein: G I 260, Steinmeyer in A. D. B. 17 S. 673 f.

Zu S. 38—45. Minnesang: G I 45—47, 142 f., 486, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 8. Bd., 1. Teil, Fritz Grimme, Geschichte der Minnesinger I Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger (Paderborn 1897). Meinloh von Söflingen: G I 49, Burdach in A. D. B. 34 S. 72 f., Grimme S. 123—127. Kaiser Heinrich VI.: G I 53. Man hat ohne triftigen Grund bezweifelt, daß dieser Fürst wirklich die ihm in den Liederhandschriften zugeschriebenen Lieder gedichtet habe. Heinrich von Ruck: H 578, Grimme S. 127—130. Hiltbold von Schwangau: G I 155, Burdach in A. D. B. 33 S. 184—186, Grimme S. 130—135. Berenger von Horrheim (H 442, G I 51, Grimme S. 19—22) cheint eher einer badischen Familie, als dem im Enzgau heimischen Dienstmannengeschlechte der Grafen von Vaihingen, angehört zu haben. Konradin: G I 160 f. Schenk von Limpurg: H 487, Grimme S. 192—198. Bruno von Hornberg (Wilmanns in A. D. B. 13 S. 147, Grimme S. 114—120) ist ebenfalls am

wahrscheinlichsten nach Baden zu verweisen. Gottfried von Neuffen: H 527, G I 154, Burdach in A. D. B. 23 S. 401—403, Wilhelm Uhl, Unechtes bei Neifen (Paderborn 1888), F. Vogt in Zeitschr. f. Deutsche Philologie XXIV (1892) S. 247—255, Grimme S. 135—157. von Brauneck: Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte II S. 764. Der Taler: Richard M. Meyer in A. D. B. 37 S. 362 f. Herren von Thal giebt und gab es in Württemberg nicht. An eine Familie von Thalheim (ursprünglich Thalen) ist kaum zu denken, da die Verkürzung Thaler aus Thalener sehr auffällig wäre. Ulrich von Winterstetten: H 690, G I 153, Grimme S. 157—165 (ein verunglückter Abschnitt). Hugo von Werbenwag: G I 159, Richard M. Meyer in A. D. B. 41 S. 743 f., Grimme S. 177—182. von Buwenburg: Wilmanns in A. D. B. 3 S. 667, Grimme S. 187—192. von Stammheim: G I 152, Burdach in A. D. B. 35 S. 427, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 87 f., Grimme S. 198—201. Sehr unsicher ist es, ob Württemberg auf den Minnesänger Wachsmut von Mühlhausen (W. Wilmanns in A. D. B. 22 S. 711, Grimme S. 165—173) Anspruch erheben darf. Ob der Minnesänger von Scharfenberg (G I 153, Burdach in A. D. B. 30 S. 774—777) aus Kärnten oder aus dem württ. O.A. Geislingen, wo noch die Ruinen einer Burg Scharfenberg vorhanden sind, gebürtig ist, läßt sich ebenso wenig entscheiden wie seine Identität mit dem Epiker Albrecht von Scharfenberg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts drei verloren gegangene Dichtungen „Frau Ehren Hof", „Merlin" und „Seifried von Ardemont", schwerlich aber den erhaltenen sog. jüngeren Titurel verfaßt hat (G I 213 f., P. Hamburger in A. D. B. 30 S. 583—586). Der mäßig begabte Heinrich von Tettingen (R. M. Meyer in A. D. B. 37 S. 592, Grimme S. 109—114) ist kaum ein Württemberger gewesen. Der Marner (vielleicht mit Vornamen Konrad): G I 158, W. Wilmanns in A. D. B. 20 S. 396, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 88. Rumeland aus Schwaben: G I 253. Nicht unmöglich ist es, daß auch die drei folgenden bürgerlichen Sänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Schwaben im engeren Sinne gewesen sind: der Dürner, vielleicht in Mengen heimisch (Grimme S. 105—109), der Kanzler (G I 253, W. Wilmanns in A. D. B. 15 S. 98, Grimme S. 182—187), Meister Kelin (G I 142, Wilmanns in A. D. B. 15 S. 560, Grimme S. 173—176). Freidank: G I 165, 490, Karl Bartsch in A. D. B. 7 S. 336—338. Im Jahre 1287 verkauft Ritter Wolfram von Bernhausen den Freibankshof in Plieningen (bei Stuttgart) an Kloster Bebenhausen (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 4 S. 102, 106). Ob dieser Hof mit unserem Dichter im Zusammenhange steht oder gar, wie G. Bossert (H 375) meint, seine Heimat ist, muß dahingestellt bleiben.

Zu S. 45—50. Herkunft der Württemberger: H I 64—66 (namentlich die Arbeiten von Schneider S. 65 unten). Künste und Wissen-

schaften vom 13. bis 15. Jahrhundert: Chr. Fr. Stälin III S. 750—777, P. Fr. Stälin I, 2 S. 799—826. Stuttgart im Jahre 1414: Pogius, Hussens letzte Tage und Feuertod (1. Druck Konstanz 1523, Neudruck Reutlingen 1883 S. 10 f.).

Zu S. 50—54. Graf Albert von Hohenberg: H 429 f. Schmids Biographie trägt einen stark romanhaften Charakter. Vergl. auch L. Schmid, Gesch. der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft (Stuttgart 1862) S. 27 ff. Die Verse aus dem ungedruckten „Wilhelm von Oesterreich", worin von dem Verhältnis Johanns von Würzburg zu Dieprecht die Rede ist, in (Haupts) Zeitschrift für Deutsches Alterthum I (1841) S. 222, 226. Heinzelin von Konstanz: G I 264 f., K. Bartsch in A. D. B. 4 S. 452 f. Graf Konrad von Kirchberg: H 463, W. Wilmanns in A. D. B. 15 S. 789, Grimme S. 209—219. Graf Hugo von Montfort: G I 305, Wackernell in A. D. B. 22 S. 190—193. Weingartener Liederhandschrift: Ausgabe von Franz Pfeiffer und F. Fellner in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 5 (Stuttgart 1843). Schulmeister von Eßlingen: H 611 f., Grimme S. 202—208. Rudolf der Schreiber: Burdach in A. D. B. 29 S. 569, Grimme S. 208 f. Heinrich Offenbach: Grimme S. 219—221. M. Beheim: H 316, G I 314, 491 f. Jörg Breining: G I 315 f., K. Bartsch in A. D. B. 3 S. 286. Albert Lesch: G I 312 f., K. Bartsch in A. D. B. 18 S. 436. Sighart (G I 313, Roethe in A. D. B. 34 S. 263) scheint kein Augsburger gewesen zu sein. Gilg Lieb: H 486. Konrad Harder: G I 313, K. Bartsch in A. D. B. 10 S. 592. In der Familie Harder oder Harderer, die 1400 durch Württemberg mit Gärtringen (O.A. Herrenberg) belehnt wurde und 1559 ausstarb (v. Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch S. 211), ist seit dem 14. Jahrhundert der Vorname Konrad sehr gebräuchlich. Ob der Meistersänger Jörg Schiller (G I 314 f., Roethe in A. D. B. 31 S. 210) mit Württemberg oder Schwaben etwas zu thun hat, ist unsicher.

Zu S. 54—55. Historische Volkslieder: G I 278 ff. Trütwein: Württ. Jahrb. 1864 S. 253 f., W. V. f. L. VI (1883) S. 1—6. Trütwein hat offenbar bald nach den Ereignissen gedichtet, die er beschreibt; darum können die wenigen lateinischen Verse auf die Döffinger Schlacht, die sich in derselben Handschrift finden, nicht von ihm sein. Silberdrat: H I 73, H 622. Winziecher: H I 73. Ulrich Wiest: G I 312. Küchlin: G I 277.

Zu S. 55—56. Rosengarten: G I 245 f., 338. Herzog Ernst: G I 338 f., 341 f. Moringer: G I 310. Friedrich von Schwaben: G I 258. Württemberger-Buch: G I 258, 303. Hans Mayr: G I 372.

Zu S. 56—58. Fressant: G I 298. Briolsheimer: H 663. Ramminger: G I 303. Smieher: G I 303, Roethe in A. D. B. 32 S. 30 f. Hermann von Sachsenheim: H 579, G I 292—294. Hein-

rich von Beringen: G I 270, K. B(artsch) in A. D. B. 2 S. 398 f. Aus Württemberg stammen drei Familien von Böhringen (v. Alberti S. 72), die eine aus O.A. Geislingen, die andere aus O.A. Rottweil, die dritte aus O.A. Urach. Die mittlere kommt nicht in Betracht, da ihr Wappen mit dem in der Handschrift des Schachgedichtes überlieferten nicht übereinstimmt. Dagegen ist es wohl möglich, daß der Dichter dem dritten Geschlecht angehört hat, in dem schon um 1192 ein Heinrich vorkommt. Der Didaktiker Elblin von Eselsberg (G I 297) ist schwerlich einem der beiden auf wüttembergischen Eselsburgen (O.A. Heidenheim und O.A. Vaihingen) hausenden Geschlechter zuzuweisen, vielmehr scheint es sich um ein Pseudonym zu handeln. Hugo Spechtshart: H 624, Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) I S. 475. Die Flores musicae hat Karl Beck in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 89 (Stuttgart 1868) herausgegeben, die Chronik Karl Gilbert in Forschungen zur Deutschen Gesch. XXI (1881) S. 21—65, das Speculum grammaticale ist ungedruckt. J. Keck: Das Königreich Württemberg II, 1 S. 296.

Zu S. 58—60. Suso: H 642, G I 212, Philipp Strauch in A. D. B. 37 S. 169—179. Heinrich von Nördlingen: G. I 212, Strauch in A. D. B. 24 S. 7—11. Pfullinger Nonnenlieder: Ferdinand Weckherlin, Beyträge zur Gesch. altteutscher Sprache und Dichtkunst (Stuttgart 1811) S. 84—99, Wackernagel, das deutsche Kirchenlied (Stuttgart 1841) Nr. 730—745, Württ. Kirchengesch. (Calw und Stuttgart 1893) S. 205, 705. Die sog. amores Soeflingenses: Alemannia III (1875) S. 86—88, 140—148, 296, Württ. Kirchengesch. S. 205. J. Nider: H 529.

Zu S. 60—61. Künzelsauer Fronleichnamsspiel: H 132, Teiel Mansholt, Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel (Marburger Inauguraldissertation 1892). Calwer Passionsspiel: Crusius, Annales Suevici III S. 519.

Drittes Kapitel.

Zu S. 61—71. Künste und Wissenschaften in zweiter Hälfte des 15. Jahrhunderts: Chr. Fr. Stälin III S. 750—777, P. Fr. Stälin I, 2 S. 799—826. Mechthild: Zeitschr. für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg II (1870/2) S. 145—272 und III (1873/4) S. 207 f., Philipp Strauch, Pfalzgräfin Mechthild in ihren litterarischen Beziehungen (Tübingen 1883). Püterich: G I 333 f., Roethe in A. D. B. 26 S. 744—746. Herzog Ernst: G I 341 f. Barbarossa: G I 343. Marquard vom Stein: H 630, G I 352 f. Hans Neidhart: H 526, G I 444. Zwei weitere Uebersetzer aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts macht Chr. Fr. Stälin (III S. 762 f., 765) namhaft: den Waldseer Schulmeister und Stadtschreiber Peter Königschlachter und den Augsburger Drucker Anton Sorg. Ueber den Uebersetzer Hans Lobenzweig vrgl. W. V. f.

L. N. F. V (1896) S. 126. Frühhumanismus in Schwaben: Paul Joachimsohn in W. V. f. L. N. F. V (1896) S. 63—126, 257—291. Niklas von Wyle: H 705, J. Baechtold, Gesch. der Deutschen Literatur in der Schweiz S. 225—240 und Anmerkungen S. 25—56. Anton von Pforr: H 551, G I 366. Steinhöwel: H 631, G I 366—370. Die Uebersetzung von Boccaccios Decamerone, als deren Verfasser Steinhöwel früher galt, wird diesem neuerdings abgesprochen. 1454 war St. in Freiburg, wohl um über die beabsichtigte Gründung der dortigen Universität mitzuberaten. Schon dieser Umstand läßt auf Beziehungen zu Mechthild schließen. Eberhard im Bart: H I 77—79; insbesondere seine litterarischen Beziehungen: Chr. Fr. Stälin III S. 760 f., G. Bossert, Eberhard im Bart S. 53—56. Georg von Ehingen: H 359, Th. Schön in B. B. d. St. 1893 Nr. 3/4. Paul Wüst: Alemannia IV (1877) S. 181—184. Tünger: G I 436, Roethe in A. D. B. 39 S. 114 f. Reuchlin: H 565 f., G I 413—416; seine Beziehungen zu Württemberg: J. Klaiber in B. B. d. St. 1880 Nr. 8 f. Universität Tübingen: H I 247 ff. Stift: H I 253 f. Collegium illustre: H I 254 f. Humanismus in Tübingen: H I 255 f. Johann Naucler us: H 525.

Zu S. 71—72. Humanismus: H I 303. Eine vollständige Aufzählung der schwäbisch-württembergischen Humanisten würde über den diesem Buche gesteckten Rahmen hinausgreifen, nur wenige, besonders bedeutende Persönlichkeiten konnten hervorgehoben werden. Bebel: H 314, G I 437—440. Locher: H 490 f., G I 426—431. Böschenstein: H 329 f. Fabri: G II 5, 90.

Zu S. 72—78. Reformation: Württ. Kirchengesch. S. 250 ff. (nebst Anmerkungen). Eberlin: H 357, G II 221—223, 269. Schradin: H 607, G II 300. Julius Hartmann in seinem Matthäus Alber (Tübingen 1863) S. 33 spricht die Vermutung aus, hinter dem Reutlinger Bäcker Hans Staygmayer, der 1524 zwei Flugschriften wider die Mißbräuche der katholischen Kirche herausgab, stecke Schradin. Gretzinger: H 394. Lotzer: H 492. Als volkstümliche Reformationsschriftsteller seien hier noch erwähnt: Andreas Keller (1503—1562) aus Rottenburg, zuletzt Superintendent in Wildberg (Blätter für württ. Kirchengesch. 1888 Nr. 1—4), Ludwig Rabus (1524—1592) aus Memmingen, Superintendent in Ulm, (H 556) und Dr. Philipp Melhofer aus Eriskirch (O.A. Tettnang), Pfarrer daselbst, der ein gutes und kraftvolles Deutsch zu schreiben verstand (H 507). Speratus: H 624 f., G II 177 f., Karl Budde in Zeitschr. für praktische Theologie XIV (1892) S. 1—16. Urbanus Rhegius: H 568, G II 177, 265, 273. Oekolampadius: H 533, G II 180 f., Wagenmann in A. D. B. 24 S. 226—236. Stifel: H 634, G II 223 f. Sebastian Franck: G II 8—14, 184 f., Alfred Hegler, Geist und Schrift bei Sebastian Franck (Freiburg i. B. 1892), Karl Hartfelder in Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins, Neue Folge 8 (1893 S. 21—24. Emser: H 363, G 224 ff. Kaum minder heftig zog in seinen

Schriften ein anderer Ulmer, Konrad Kölle (um 1480—1536), gegen Luther zu Feld (H 470, G II 226). Ueber den katholischen Prediger und Schriftsteller Johann Wintzler (1478—1554) aus Horb vrgl. H 690.

Zu S. 78—80. Buchdruck in Württemberg: H I 301 f., K. Steiff in B. B. d. St. 1896 Nr. 19/20. Augsburger Humanisten: H. A. Lier in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg VII (1880) S. 68—108. Meistersang: G II 247 ff. Augsburger Singschule und ihre zwölf Meister: G II 252 f. Von Sebastian Wild und Martin Schrot ist noch in anderem Zusammenhange die Rede. Ueber Schwarzenbach, Georg Danbeck, Martin Dürr vrgl. A. D. B. 33 S. 259, 4 S. 726, 5 S. 491. Ulmer Meistersänger: H I 248 (Nr. 6359), Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) II S. 251 f. Eßlinger Meistersänger: Karl Pfaff, Geschichte der Reichsstadt Eßlingen (Eßlingen 1852) S. 233. Matthäus Brunner: G II 315. Johann Staiger: H 628, G II 264. Johann Seyferdt: G II 286. Ein Lutherlied des nicht weiter bekannten Melchior Seyffert aus Ulm vom Jahre 1630 ist in der Ulmer Schnellpost 1883 Nr. 264—266 gedruckt. Marx Engelhardt: Alemannia XV (1887) S. 68 f. Nördlinger Meistersänger: Weng und Guth, Das Ries, wie es war, und wie es ist 1. Heft S. 87 f., 3. Heft S. 3—12, Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XIII (1885) S. 34—71. Veit Fischer: Das Königr. Württ. II, 1 S. 298, E. Martin in Straßburger Studien I (1883) S. 92 f. Ob der Meistersänger Martin Schleich (G I 317, Roethe in A. D. B. 31 S. 397) um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts für Schwaben beansprucht werden darf, ist sehr fraglich.

Zu S. 80—93. Drama: Hugo Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts (Schriften des Vereins für Reformationsgesch. 14/15) und in Zeitschr. f. Deutsche Philologie 20 (1888) S. 97—108. Schauspiele in Württemberg: Sittard I S. 125 ff. Reypchen: H 567, G II 382. Leonhard Engelhart: H 363, G II 276, Holzer im Stuttgarter Gymnasialprogramm 1864 S. 40 f. Nikodemus Frischlin: H 377 f., G II 108, 129, 140, 385 f. Scherers Artikel in der A. D. B. ist in dessen Kleinen Schriften II S. 56—66 wiederholt. Dazu: J. Wallner im Laibacher Gymnasialprogramm von 1888. Jakob Frischlin: G II 290, 327, 386 f., 388, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 89 f. Hunnius: H 446, G II 141, 199. Schlayß (seit 1795 Pfarrer in Holzheim): H 597. Flayder: H 372, G II 146. Thomas Birck: H 325, Seybold, Vaterländisches Historienbüchlein (Tübingen 1801) S. 99 f. Seitz: H 618, G II 390. Volksschauspiele in Schiltach und auf dem Schwarzwald: E. v. Kausler in Germania 12 (1867) S. 206—220. Ulmer Theaterwesen: Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) S. 250 f. Balticus: H 310, G II 111, 140 f. Merck: H 507, G II 388 f. Schwerttänze in Ulm: Karl Trautmann in Alemannia XIV (1886) S. 183—185. Schauspiele in Augsburg: G II 379 f. Sixt Birck:

G II 134, 345, Max Radlkofer in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 299 f. Zwei Schüler Bircks, Martin Osterminchêr und Johannes Entornius, beide aus Augsburg, bearbeiteten deutsche Dramen ihres Lehrers lateinisch. Diether: G II 136, Scherer in A. D. B. 5 S. 164. Distelmayer: G II 385. Rulich: G II 335, 388, H. Holstein in A. D. B. 29 S. 636 f. Wild: G II 383. Holtzmann: G II 384, 454, J. Franck in A. D. B. 13 S. 18, 794 f. Aufführungen in Nördlingen: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XIII (1885) S. 34—71, 429—433. J. Brummer: G II 385, W. Sch[erer] in A. D. B. 3 S. 422. Hermann: G II 405, Gg. Westermayer in A. D. B. 12 S. 188. Baumeister: G II 388. Ziegler: H 710, G II 137, 324, 380 f. Steffan: H 633, G II 385. Boltz: G II 275, 317, 348, W. Scherer in A. D. B. 3 S. 114. Der gewöhnlichen Annahme, daß Boltz zu Rufach im Oberelsaß geboren sei, steht die Tübinger Universitätsmatrikel „Valentinus Boltz Horbensis 1. Oktober 1522" (Urkunden zur Gesch. d. Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550, Tüb. 1877, S. 628) entgegen. Bibermann: H 322. Rhode: G II 144, Martin in A. D. B. 28 S. 392 f. Gall: J. Bolte in Zeitschr. f. D. Altert. 32 (1888) S. 5—8. Oberschwäbisches Volkstheater: Paul Beck in Alemannia XX (1892) S. 73—97. Hospinius: G II 142, Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 318. Culmann: H 347, G II 281 f., 381, Zeitschr. f. Deutsche Philologie XX (1888) S. 346—349. Richthonius: H 529, G II 389. Schnurr: H 603, G II 388, 510 f.

Zu S. 93—95. Englische Komödianten: Annalen dieser und sonstiger Truppen bei G II 524—542. Englische Komödianten in Schwaben: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 625 f., XII (1884) S. 320, XIII (1885) S. 34—71, 315—324, XV (1887) S. 211 bis 217, Sittard I S. 205 ff. Französische Komödianten in Stuttgart: Trautmann a. a. O. XV S. 218—221.

Zu S. 95—98. Graf Heinrich von Württemberg: H 698; Ausgabe seiner Lieder von W. Holland und A. Keller, Tübingen 1849. Herzog Ulrichs Lied: G II 290. Kirchenlieder: Die Aufzählung der schwäbisch-württembergischen Kirchenliederdichter will nicht erschöpfend sein. Männer, die in Schwaben gedichtet haben, ohne Schwaben von Geburt zu sein, wie A. Blarer, Balthasar Bidembach im Württembergischen, Frosch, Meuslin (Musculus) in Augsburg, Zwick in Riedlingen u. s. w., sind hier nicht berücksichtigt. Litteratur über das Kirchenlied bei G II 175 f. Ueber die württembergischen geistlichen Dichter vrgl. auch [Moser,] Schwäbische Merckwürdigkeiten I (Stuttgart 1757) S. 656—684, Balthasar Haug, Die Liederdichter des wirtenbergischen Landgesangbuchs (Stuttgart 1780). Gäßler (auch Gosseler): G I 469. Miller (Myllius): H 510. Er gilt für den ersten Deutschen, der Alexandriner anwandte. Martin Weiß: G I 316; seine Lieder bei Wackernagel II Nr. 1399 f. Sollte mit diesem Reutlinger der Volksliederdichter Mertein Weisse bei G II 288 identisch sein? Gräter (Gretter): H 393, G II 257. Hornung: G II 191,

l. u. in A. D. B. 13 S. 159. Graf Georg von Württemberg: Koch I S. 409, dagegen G II S. 256 Nr. 23 r. Herzog Ludwigs Lied steht im heutigen Landesgesangbuche Nr. 596. Huber: Bertheau in A. D. B. 13 S. 258 f., G. Bossert in W. V. f. L. IV (1881) S. 63—65 und in Theologischen Studien aus Württ. I (1880) S. 198 ff., R. Krauß in Zeitschrift f. D. Altert. 41 (1897) S. 89. Assum: H 307. A. Osiander: H 536. Magirus: H 496. Sattler: H 581. Conrad: G II 197, Weyermann I S. 104. Jörg Graff: H 393. Bei Goedeke ist er aus keinem anderen Grunde zu einem Württemberger gemacht, als weil eine Verwechslung mit dem Grafen Georg (Jörg, Graf —) von Württemberg angenommen wird. Wolf Gernolt: G II 258 f., K. Bartsch in A. D. B. 9 S. 38. Harsch: H 406. Dachser: G II 172. Weynmar: G II 183, l. u. in A. D. B. 42 S. 283. Sunderreitter: G II 168, 171. Apffelfelder: G III 28 f. Schuler: G II 281. Kanz: G II 193. Heubolt: G II 201, 461, Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XX (1893) S. 116—135, XXI (1894) S. 165—168. Unsicher ist, ob auch Johann Pappus (G II 196) unter die Liederdichter zu rechnen ist. Sigismund Weingärtner (G II 198, l. u. in A. D. B. 41 S. 504) kann nicht sicher für Schwaben beansprucht werden. Augsburger Gesangbuch: Koch II S. 8 f. Württembergisches Gesangbuch: Koch II S. 293 f. L. Osiander: H 537. Lieder der Märtyrer und Wiedertäufer: G II, 240 ff., Koch II 143—145. Jörg Berkenmeyer: H 318, G II 180. Schwenkfelder Gesangbuch: Koch II S. 422. Behe: H 657, G II 237. Walasser: H 667. Haym: Koch II S. 439 f., l. u. in A. D. B. 11 S. 157 f.

Zu S. 98—99. Reiner: H 562, G II 54. Schaerer: G II 68. C. Widmann: H 684, G II 76—78, 573.

Zu S. 99—102. Ulrich Schwarz: G I 280, 286. Lindenschmid: G I 286. Der Haller Bürger, Schuhmacher und (1494—1515) Stadtbote Siegmund Weinbrenner verherrlichte 1494 die neue Prägung Hallischer Pfennige durch die reichsstädtische Obrigkeit in einem Meistergesange (Württ. Geschichtsquellen I, Stuttgart 1894, S. 106; ebenda S. 367—377 wird ein Landsknechtsgespräch aus dem Jahre 1544 in derben deutschen Versen mitgeteilt). Schwabenkrieg vom Jahre 1499: G I 281, 286. Hans Schneider: G I 280—282, 288, 302, Roethe in A. D. B. 32 S. 121—123. Hans Glaser: G I 281. Das Lied von Vilßhofen (G I 287 f.) darf vielleicht Jörg Widmann aus Bühlerthann (O.A. Ellwangen), dem Vater des Haller Chronisten, zugeschrieben werden (Archiv für Litteraturgesch. XI, 1882, S. 318). Martin Maier: H 504, G I 281, 317 f., Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) S. 476 f. Einnahme von Hohenkrähen: G I 288. Armer Konrad: G I 282. Herzog Ulrich: G I 289, II 290 f. Konrad Mayer: G II 280 f. Amman: G II 279., v. L[iliencron] in A. D. B. 1 S. 400. Bauernkrieg: G II 291. Waibel: G II 246, F. L. Baumann in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg IV (1877) S. 298 ff.

Schmalkaldischer Krieg: G II 299—304. Schrot: G II 276, 284, 294, Roethe in A. D. B. 32 S. 556—558. Hans Sigel: H 622, G I 317. Herbrot: Liliencron IV Nr. 609—612. Speltacher: Liliencron IV Nr. 592. Peter Fleischmann: G II 327. Augsburger Kalenderstreit: G II 308 f. Dilbaum: G II 285, 310, Max Radlkofer in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XXII (1895) S. 57—96. Ueberschwemmung von Pforzheim und Calw: Alemannia XVIII (1890) S. 1—4. Feuersbrunst in Isny: Alemannia XVI (1888) S. 201—203.

Zu S. 102—103. Reimchroniken: einige schwäbische, darunter eine über den schmalkaldischen Krieg von dem Ulmer Wolfgang Stammler (Lycobatus Balbus, 1493—1558), bei G II 324 f. Reimchronik über Herzog Ulrich: Ausgabe der Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 74 (Stuttgart 1863). Die Heilbronner Herkunft des Johannes Lenz, der 1500 eine Reimchronik über den Schwabenkrieg vollendete, ist höchst unsicher. Tethinger: H 645, Alemannia XX (1892) S. 254—270, XXI (1893) S. 93. Münsinger: H 523, G II 96. Gryphius: G. Sixt in B. B. d. St. 1891 Nr. 9. Im übrigen findet sich über die lateinischen Poeten Württembergs, aus deren Schar hier nur wenige herausgegriffen werden konnten, eine kurze Uebersicht in der Praefatio zu Fischlins Tecceis (Heilbronn 1706). Nachrichten über gekrönte württembergische Dichter liefert Haugs Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776 S. 638—650, 793—796, auf 1777 S. 31—37. Flexel: G II 325 f., K. Bartsch in A. D. B. 7 S. 119. Stuttgarter Herrenschießen: Schw. Kr. 1897 Nr. 118 (Sonntagsbeilage). Oetinger: G II 327.

Zu S. 103—106. Spreng: G II 319, 571, Roethe in A. D. B. 35 S. 288—291. Warbeck: H 671, G II 20, J. Bolte in A. D. B. 41 S. 165 f. G. R. Widmann: G II 567 f. A. J. Widmann: G II 322, Christian Kolb in Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. VI (1893) S. 110—114. Haller Schriftstellerfamilie Widmann: L. Fränkel in A. D. B. 42 S. 344—352, J. Hartmann in W. V. f. L. III (1880) S. 226—229, G. Bossert in Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 317 f. Federmann: G II 472. Gerlach: H 387, G III 265. Walch: G II 131. Georg Mayer: G II 15, 276, 284, 324, J. Franck in A. D. B. 21 S. 136 f. Megiser: H 506, G II 16, 386.

Zu S. 106—107. P. Leyser: H 486. Ueber den katholischen Schriftsteller Reinhard Lutz aus Rottweil, 1551—1588 Pfarrer zu Schlettstadt im Elsaß, vrgl. N. Paulus in Diöcesanarchiv von Schwaben 1895 Nr. 6. Die Aufzählung der Historiker will keineswegs erschöpfend sein; die lateinisch schreibenden sind überhaupt nicht berücksichtigt. Carion: H 342, 726. Fries: H 377. Herolt: H 420. Georg Widmann: W. V. f. L. III (1880) S. 226. H. Hoffman: Württ. Geschichtsquellen I S. 271—352. S. Fischer: H 232, 371. Zimmerische Chronik: H I 75. Sie ist hauptsächlich ein Werk des Grafen Gustav Froben von Zimmern und des Johann Müller, Schreibers, später Obervogtes der Grafen von Zimmern (H 521). Götz von Berlichingen:

H 319 f. Fronsperger: H 378. Endlich sei noch Alexander Hug aus Calw, der sich 1487—1529 als Stadtschreiber zu Klein-Basel, Calw und Pforzheim nachweisen läßt, als Verfasser eines der verbreitetsten deutschen Formelbücher „Rhetorica und Formularium Teutsch" (1528) erwähnt (H 445).

Viertes Kapitel.

Zu S. 107—115. Poesie von 1600—1750: Carl Lemcke, Gesch. der Deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1. Bd. Von Opitz bis Klopstock (Leipzig 1871). Vogel: H 660, G II 574. Weidner: H 674. V. Andreä: H 304 f., 725, G II 146, III 29, Karl Hüllemann, Valentin Andreä als Pädagog II (Leipzig 1893, Gymnasialprogramm). Freinsheim: H 375, G III 242 f. Maicler: H 496. Erhard: H 364, G III 145 f. Kepler als lateinischer Dichter: M. Carriere in Allg. Ztg. B. 1877 Nr. 292. Fischlin: H 371. Seybold: H 620, G II 17. Ueber humanistische und gekrönte württ. Dichter vrgl. die zum 3. Kapitel angegebenen Quellen.

Zu S. 115—122. G. R. Weckherlin: H 673, G III 31—33, Hermann Fischer in A. D. B. 41 S. 375—379, L. Tertsch im Gymnasialprogramm von Gaya in Mähren 1888, Wilhelm Bohm, Göttinger Inauguraldissertation 1893, Günther Koch in Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. VI (1893) S. 481—483. Vollständige kritische Ausgabe der Dichtungen Weckherlins von H. Fischer in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 199/200 (Tübingen 1894/5). Weckherlins Brüder: H. Fischer, Beiträge zur Litteraturgesch. Schwabens S. 3. J. S. Wieland: G III 242, Ludwig Fränkel in A. D. B. 42 S. 395—398.

Zu S. 122—129. Geistliche Dichter Württembergs: Die zum 3. Kapitel angegebenen Quellen, namentlich Koch V S. 1 ff. Geschichte des württembergischen Pietismus: Württ. Kirchengesch. S. 477 ff. Greiff: H 394, G III 145. Wegelin: G III 161—163, H. A. Lier in A. D. B. 41 S. 783. Hesenthaler: H 421. Herrnschmidt: H 420, G III 205 f. Scheidt: H 585. Bertram: H 320, G III 341. Beyschlag: H 322, G III 290. Schellenbaur: H 585. J. J. Lang: H 480. Fr. K. Hiller: H 422. Hebinger: H 412, G III 288. Weißensee: H 677. Weismann: H 676, P. Tschackert in A. D. B. 41 S. 613—615. Urlsperger: H 654. Bengel: H 317, G III 313. L. E. Fischer: H 371. Ph. Fr. Hiller: H 423, G III 316. Oetinger: H 538 f. Steinhofer: H 631. Storr: H 636. Herzogin Magdalena Sibylla: G III 327, l. u. in A. D. B. 20 S. 49 f., J. P. Glöckler, Schwäbische Frauen (Stuttgart 1865) S. 68—107. M. S. Rieger(in): H 571, G III 331. Gruber: H 396. Rock: H 572. Nicht alle, die gelegentlich einmal ihren frommen Gefühlen in Versen Ausdruck verliehen haben, konnten aufgezählt werden. Herausgehoben wurden diejenigen, welche entweder in umfassenderem Maße gedichtet haben oder Persönlichkeiten von Bedeutung gewesen sind. Hier sollen noch folgende religiöse Dichter Erwähnung finden:

Dr. *Josaphat Weinlein*, 1601 zu Hall geboren, Arzt in Rothenburg o. d. Tauber, auch Komponist seiner Lieder (H 675), *Bonifacius Stölzlin* (1603—1677) aus Giengen a. d. Brenz, zuletzt Pfarrer in Kuchen (O.A. Geislingen), fruchtbarer erbaulicher Schriftsteller (Weyermann I S. 488—490), der unten bei den Dramatikern genannte *Thomas(ius)*, die Brüder *Siegmund Gmelin* (1679—1707) aus Pfullingen (H 391) und *Wilhelm Gmelin* (1684—1746) aus Bothnang (M. Gmelin in A. D. B. 9 S. 274), beide wegen Separatismus ihrer württembergischen Pfarrämter entkleidet, *Georg Albrecht Stübner* (1680—1723) aus Heilbronn, als Oberhofprediger und Konsistorialrat in Bayreuth verstorben (H 639), *Johann Christoph Breg* (1681—1752) aus Stuttgart, Prälat von Murrhardt, *Johann Martin Wieland* (1685—1725) aus Biberach, Pfarrer zu Kleinbottwar (O.A. Marbach), *Jakob Friedrich Jung* (1689—1754) aus Sondelfingen (O.A. Urach), Superintendent und Stadtpfarrer in Blaubeuren, *Christoph Friedrich Harpprecht* (1700—1774) aus Tübingen, Professor der Rechtsgelehrsamkeit daselbst (H 405), *Johann Christoph Bilhuber* (1702—1762) aus Urach, Dekan in seiner Vaterstadt, einer der Bearbeiter des Landesgesangbuches vom Jahre 1741 (H 324), *Johann Pöschel* (1711—1741) aus Tübingen, Hofprediger des Grafen Castell in Rehweiler, zuletzt Diakonus in Tübingen (H 554), *Philipp David Burk* (1714—1770) aus Neuffen (O.A. Nürtingen), als Dekan in Kirchheim unter Teck gestorben (H 339). Auch die unter den Humanisten genannten *Ebermaier* und *Fischlin* waren religiöse deutsche Dichter. Ferner ist von *Johannes Osiander* (1657—1724), Professor in seiner Geburtsstadt Tübingen, der einen abenteuerlicheren Lebenslauf gehabt hat, als irgend ein anderer württembergischer Theologe, ein geistliches Lied bekannt geworden. Einige weitere geistliche Dichter aus Württemberg und Schwaben bei G: A. H. *Berchtold* (III 289), der Augsburger *Narziß Rauner* (III 290), *Ph. A. Laub* aus Pfedelbach im O.A. Oehringen (III 291), Graf Albert Wolfgang von *Hohenlohe* (III 325), *Konrad Höslin* aus Langenau, Vater des Jeremias Höslin (IV 121). Auch der unten zu erwähnende *Zacharius Hermann* aus Ulm war geistlicher Dichter. Ueber ein paar jüngere pietistische Liederdichter, namentlich die beiden Moser und Ph. Fr. Rieger, vrgl. das 5. Kapitel.

Zu S. 129—133. *Theater am württ. Hof*: Sittard I S. 39 ff., 226 ff. *Prinz Friedrich Ludwig*: Württ. Jahrb. 1864 S. 283. *Französische Komödie in Stuttgart*: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XV (1887) S. 219—221. *J. R. Fischer*: G III 212, August Holder in Bayerns Mundarten I (1892) S. 112—116, 161—192, 321—336 und in Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896) S. 12—17. *Thomas(ius)*: G III 221, Roethe in A. D. B. 38 S. 104—107. *Schuster und dessen Frau Sibylla*, geborene Neithart aus Memmingen, die ein 1685 gedrucktes Drama „Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes" verfaßt hat: G III 223, 228, H. Holstein in A. D. B. 33 S. 104—106.

Ueber den Augsburger Dramatiker Johann Baptist Renz vrgl. G III 227. König: H 471, G III 346 f. Scharffenstein: G III 365. Bernhold: G III 373, Lochner in A. D. B. 2 S. 466. Camerer: G III 356. Jakob von Stählin-Storksburg (1710—1785) aus Memmingen übersetzte 1734 das italienische Singspiel „Die treue Schäferin Likoris" (G V 255). Der mehrfach erwähnte Fischlin veröffentlichte 1708 den „Poetischen Entwurf einer geistlichen opera von den Zehen Jungfrauen". Johann Franz Metzger, Präzeptor und Kantor in Ulm, führte 1699 mit der dortigen studierenden Jugend eine von ihm eingerichtete Friedenskomödie „Ulmisches Jerusalem" auf (G III 230).

Zu S. 133—134. Langenmantel: G III 260. Hermann: G. III 267, 292 f. Haller Anekdotensammlungen: G III 267 f. Nr. 42/3. Robinsonaden: G III 262 ff. Vischer: H 660. Bartholomäi: G III 264.

Zu S. 134. Gerlach: H 387. Breuning: H 334. Kiechel: H 462. Krafft: H 473. Wenner: Hantzsch in A. D. B. 41 S. 723. Ulsheimer: H 653. Welsch: H 680 (wo Lauingen als Geburtsort angegeben ist), Viktor Hantzsch in A. D. B. 41 S. 682. Schweitzer: H 416. 1866 wurde das Tagebuch des Burkhard Stickel (1541—1613) aus Stuttgart, zuletzt württembergischen Obervogtes zu Leonberg, der als Kriegsmann viele Jahre Europa und Afrika durchzogen hat, herausgegeben (H 634).

Fünftes Kapitel.

Zu S. 135—137. Schwäbische Dichter vor 1750: E. von Gemmingen in seinem Aufsatze „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben" teilt die schwäbischen Versmacher ironisch in sechs Klassen. Als vornehmste führt er die Hofpoeten an. Der letzte, der dieses Titels sich wirklich erfreute, war der 1776 gestorbene Johann Jakob Fleischmann. Mack: G IV 118; er hat sich auch noch später in geistlichen Dichtungen versucht. J. Höslin: H 443, G IV 39.

Zu S. 137—143. Periodische Presse in Schwaben: R. E. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, 1. Teil (Hannover 1845) S. 221, 363 f., Th. Schott in Württ. Jahrb. 1877 IV S. 95 ff. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgten mit Zeitungen nach: Nördlingen 1764 (G. Böhm im Nördl. Anzeigeblatt 1887 Nr. 1—3), Oehringen 1783, Hall 1788, Mergentheim 1794, Eßlingen 1796, Rottweil 1799, Ravensburg 1803 ꝛc. J. J. Moser: H 518 f., G IV 120. Fr. K. von Moser: H 517 f., G IV 45 f., 120. Dazu: R. Loebell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. v. Moser (Darmstadt 1896). Bilfinger: H 323 f. Zustand des Herzogtumes Württemberg: G. Rümelin in Württ. Jahrb. 1864 S. 262—355. Herzog Karl Eugen: H I 120—127, Eugen Schneider,

Württ. Gesch. (Stuttgart 1896) S. 355—379, Richard Weltrich, Friedrich Schiller I S. 83 ff. Theater unter Karl Eugen: Sittard II S. 26 ff.

Zu S. 144—150. Anfänge der klassischen Litteratur in Schwaben: J. Lautenbacher im 6. Bericht des Stuttgarter Instituts Rauscher (1882), außerdem die teils im Texte genannten Schriften der Zeitgenossen. Hier sei noch der 1774 erschienenen Flugschrift „Die Ehre der Schwaben aus der alten und mittleren Geschichte gerettet" gedacht. J. L. Huber: H 444, G IV 59, V 405 f. (wo man unter den Werken des Dichters namentlich vermißt: Das Lotto oder Der redliche Schulze, Nachspiel, 1779 und Denkmal des Herzoglich Wirtembergischen Präsidenten der Regierung Eberhard von Gemmingen, Stuttgart 1793), Wohlwill S. 2—4, 66 f., Karl Trost in Zeitschr. f. Allg. Gesch., Kultur-, Litteratur- und Kunstgesch. IV (1887) S. 594—612, Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben, 7. Heft (Stuttgart 1890) S. 3 ff. E. von Gemmingen: H 384, K. Trost a. a. O., W. Lang a. a. O. Faber: H 366, G IV 59. Eine 2. Auflage der Gedichte und Abhandlungen erschien Frankfurt und Leipzig 1755. Ueber die poetischen Bestrebungen der Tübinger Studenten vrgl. auch W. Lang a. a. O. S. 5 ff. Duttenhofer: G IV 356. Offenbar hat er auch an der Faberschen Sammlung mitgearbeitet. Schwab: H 613, G V 407.

Zu S. 150—153. B. Haug: H 410, G IV 62 (sehr unvollständig). Kazner: G IV 46 f. Bühler: G IV 63 (das Geburtsjahr 1733, nicht 1731), J. Gradmann S. 69 f. Pfleiderer: G IV 63, Gradmann S. 457 f. Die Haasin: Schwäb. Magazin auf das Jahr 1777 S. 109, 950, Gradmann S. 204. Schultes: G IV 60. Geßler: G IV 54, Gradmann S. 171. Hier seien noch die 1756 anonym erschienenen „Gedichte eines Schwaben" erwähnt. Auch der Tübinger Theologieprofessor Ludwig Joseph Uhland (1722—1803), der Großvater des berühmten Dichters, machte Verse (H 652).

Zu S. 153—168. Schubart: H 608—610, G IV 332—340, 766, Adolf Wohlwill in A. D. B. 32 S. 588—599. Neuere Schubart-Schriften in den jährlichen Uebersichten über die Geschichtslitteratur der W. V. f. L. Ueber die Chronik s. auch Karl Trost in Zeitschr. für Gesch. und Politik V (1888) S. 837—855. Ob man den 24. oder 26. März als Schubarts Geburtstag anzunehmen hat, ist noch nicht ausgemacht.

Zu S. 168—172. Der Maler Friedrich Heinrich Füger (1751—1818) aus Heilbronn, zuletzt Kais. Galeriedirektor in Wien, illustrierte den Klopstockschen Messias (H 379, H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit, Wien 1882, S. 60 ff.) Städele: G V 540, (Armbrusters) Schwäb. Museum I S. 295—307, Gradmann S. 643 f. Ein Stadtgerichtsassessor G. A. von Ammann (1743—1772) aus Augsburg veröffentlichte 1771 ein Lehrgedicht „Die Vorsehung" (G V 454). Plazzary: G V 442. Rittershausen: G V 362 f. Brüder Wiser: Gradmann S. 788 f., Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 56 S. 53 f. Gaus: H 383, G IV 121. Thill:

H 646. G. D. Hartmann: H 407, G IV 108, 762, Wohlwill S. 66 f. In den Jahresfeiern hatte Hartmann an dem ländlichen Dichter Bernhard Mangold (1724 geboren) aus Suppingen (O.A. Blaubeuren), Weber, Bauer, Schultheißen und Organisten in einer Person, einen originellen Nebenbuhler (H 497).

Zu S. 172—177. G. D. Miller: G IV 404, Weyermann I S. 393 f., Gradmann S. 385 f. J. M. Miller: H 510, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 50. Bd. Der Göttinger Dichterbund II S. 117 ff. Knebel: G IV 261 f.

Zu S. 177—181. Kirchenlieberdichter: Die zum 3. Kapitel namhaft gemachten Quellen, insbesondere Koch VI. Rieger: H 571. Seiz: H 619. Harttmann: H 408. Der Reichsfreiherr Chr. K. L. von Pfeil (1712—1784), Geheimerat in württ. Diensten, der zu den Pietisten im Lande Beziehungen unterhielt und einen Teil seiner vielen Lieder von hier aus in die Welt sandte, war aus Grünstadt (bei Worms) gebürtig; von mütterlicher Seite floß schwäbisches Blut in seinen Adern, so daß er halb und halb als Württemberger betrachtet werden kann und meist der schwäbisch pietistischen Dichtergruppe zugezählt wird (H 549, l. u. in A. D. B. 25 S. 646 f.) Göz: G IV 47. Angerer: G IV 118. Sturm: G IV, 117, P. Tschackert in A. D. B. 37 S. 4 f. Bäßler: Gradmann S. 16, P. Pr. in A. D. B. 2 S. 129 f. Hier seien noch eingefügt: Johann Rudolf Schlegel (1729—1790) aus Heilbronn, Rektor und Prediger daselbst, Verfasser des 1774 erschienenen neuen Heilbronner Gesangbuches (H 597), Johann Georg Schelhorn (1733—1802), Prediger und Superintendent in seiner Vaterstadt Memmingen, der 1772 eine „Sammlung geistlicher Lieder" veröffentlichte (Gradmann S. 553—555, Bernhard Bauer in A. D. B. 30 S. 759), Matthäus Bonacker (1734—1802) aus Memmingen, Pastor daselbst, mit einer „Sammlung etlicher Lieder" vom Jahre 1773 (Gradmann S. 54, 826), Superintendent Walfried Daniel von Tröltsch (1741—1811) aus Nördlingen, Herausgeber eines „Neuen Nördlingischen Gesangbuches" 1783 (G V 441), Johann Abdias Hocheisen (1742—1825) aus Ulm, Geistlicher in Biberach, der eine „Sammlung geistlicher Lieder" veranstaltete (Weyermann I S. 322 f., Gradmann S. 239), Karl August Gottfried von Seckendorf, 1747 in Stuttgart geboren, Verfasser eines Bandes „Geistliche Gesänge" (1777), auch Gelegenheitsdichter und Schriftsteller in verschiedenen Fächern (Gradmann S. 610 f.), Johann Adam Mayer (1762—1827) aus Nördlingen, Pfarrer zu Speyer und an anderen Orten, der 1785 die „Texte zur Kirchenmusik für die evangelische Gemeinde der freien Reichsstadt Speyer" besorgte (Gradmann S. 362—365, Neuer Nekrolog der Deutschen 1827 S. 1152), Friedrich Johann Albert Muck (1764—1839) aus Forheim bei Nördlingen, zuletzt Pastor und Kirchenrat zu Rothenburg o. d. Tauber, der sich um den Kirchengesang als Dichter und Komponist verdient machte (Gradmann S. 397 f., l. u. in A. D. B. 22 S. 439). Heckel: G V 443, l. u. in A. D. B. 11

S. 204 f. Württ. Gesangbuch von 1791: (außer Koch) Württ. Kirchengesch. S. 508 f., 724. Griesinger: H 395. Die Herausgeber des neuen Choralbuches waren: Johann Friedrich Christmann (1752—1817) aus Ludwigsburg, Pfarrer in Heutingsheim (O.A. Ludwigsburg, H 343) und Justin Heinrich Knecht (1752—1817) aus Biberach, Musikdirektor daselbst (H 468), beide tüchtige Musiktheoretiker und Komponisten. Weitere württ. Choralkomponisten bei Koch VI S. 468—473, Württ. Kirchengesch. S. 504. Johann Jakob Mayer (1769—1844) aus Ulm war als Biberacher Stadtpfarrer der Hauptbearbeiter des 1802 unter dem Titel „Christliche Religionsgesänge" erschienenen evangelischen Gesangbuches für die Reichsstadt Biberach, in dem der rationalistische Standpunkt folgerichtig durchgeführt wurde. Mayer selbst, auch erbaulicher Schriftsteller, steuerte einige Lieder zu dem erwähnten Gesangbuche bei (H 503). Werkmeister: H 680, G IV 762, Schulte in A. D. B. 42 S. 11—13. Sperl: H 625. Johann Christoph von Zabuesnig (1747—1827), ein Augsburger Kaufherr, auch dramatischer Dichter, ließ sich noch als Greis 1817 zum katholischen Priester weihen und veranstaltete 1822 drei Bände „Katholische Kirchengesänge, in das Deutsche übertragen, mit dem Latein zur Seite" (G 1. Auflage III S. 1007, G V 362, Gradmann S. 797).

Sechstes Kapitel.

Zu S. 181—202. Wieland: H 685—687, G IV 186—208 d, 764 f., Max Koch in A. D. B. 42 S. 400—419; vrgl. auch die Uebersichten über die württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. Wielands in Weimar geborener Sohn Ludwig ist nicht mehr als Schwabe zu betrachten.

Zu S. 202—207. Sophie La Roche: H 481, G IV 215 f. Seybold: H 620. Korn: G IV 214, Weyermann II S. 229—233. Essich: G V 364. Ludwig: G V 475. Köhler: G IV 214, Gradmann S. 303 f., Neuer Nekrolog der Deutschen 1839 S. 35—37. Dillenius: G IV 228, Gradmann S. 102—104. Der 1750 zu Ludwigsburg geborene Friedrich Ludwig Fischer schrieb unter anderem (1771) eine komische Erzählung „Der neue Ganymed" (Gradmann S. 146). Ebenso verfaßte der 1756 zu Stuttgart geborene Wilhelm Friedrich Heller neben historischen Büchern belletristische (Gradmann S. 231). Bei G sind noch folgende Romanschriftsteller aufgeführt: der Württemberger Dr. Karl Fischer (VI 408) und Friederike von Reitzenstein, geb. von Spitznas, (1749—1819) aus Stuttgart (VI 431). Karoline Paulus: H 546. Paul von Stetten: G IV 210, f., W. Vogt in A. D. B. 36 S. 127 f. Zapf: G V 535. Wittich: H 691, G V 516. Erb: G V 534. Die Erzählungen einiger weiterer Dichter sind in anderem Zusammenhang unten behandelt. Da dieser Abschnitt dem Romane gewidmet sein sollte, so konnten auch Wielands Nachfolger auf den sonstigen Gebieten hier keine Stelle finden. Die sich an ihn anlehnenden Humoristen Hübner,

Bernritter, Weitzmann sind in späteren Kapiteln zu suchen. In der Märchendichtung ist von Schwaben hauptsächlich Friedrich Weisser in Wielands Fußtapfen getreten (über ihn s. das 9. Kapitel). Der Satiriker Karl Julius Weber (1767—1832) gehört zwar dem Lebensalter nach hierher, der Zeit seiner Schriftstellerei nach aber erst in den 2. Teil dieses Werkes. Ebenso ist der Satiriker Karl Heinrich Ritter von Lang (1764—1835) aus Balgheim in bayerisch Schwaben erst 1817 hervorgetreten. Ueber Pahls Romane vrgl. das 9., über G. J. Plancks Beschäftigung mit erzählender Prosa das 7. Kapitel.

Zu S. 207—219. Abbt: H 298. Wekhrlin (so schrieb er selbst im Gegensatze zu seiner Familie seinen Namen): H 678, G IV 331 f. (ganz unzuverlässig), Knoblauch v. Hatzbach in A. D. B. 41 S. 645—653, Grupp in den Historisch-politischen Blättern für das kathol. Deutschland 112. Bd. (1893) S. 381—396. Erst das Werk Böhms hat in das Leben Wekhrlins Klarheit gebracht, wenn auch nicht alle Lücken zu ergänzen vermocht. Der Artikel in der A. D. B., der sich in der Schilderung der Jugendzeit mit den Ausführungen Böhms nicht ganz deckt, dürfte früher niedergeschrieben sein und darum nicht den Vorzug verdienen. Affsprung: H 301. Schlözer: H 598, G VI 274—278.

Zu S. 219—222. Gerstlacher: H 388. Fr. Chr. J. Fischer: H 370. Klüpfel: H 466. Ruef: H 577. Palm: H 452. J. Kern: H 459. Wizenmann: H 691 (wo die Angabe, daß er in Pempelfort gestorben sei, irrtümlich ist). Salat: H 580. J. P. Miller aus Scharenstetten: H 510. J. P. Miller aus Leipheim: Wagenmann in A. D. B. 21 S. 749 f. Raff: H 556. Hier sei noch der Ulmer Verlagsbuchhändler Christian Ulrich Wagner (1722 ff.) als Kinderschriftsteller eingefügt (H 665). Der treffliche Christoph Schmid (1768—1854) aus Dinkelsbühl, dessen Erzählungen für die Jugend die weiteste Verbreitung gefunden haben, ist von Geburt (bayerischer) Franke, gehört also trotz mannigfachen Beziehungen zu Schwaben nicht hierher (H 599). Heinzmann: H 416, Weyermann I S. 304—310. S. Baur: H 313, G VI 420. Karl Zeller: H 709. Schmidlin: H 600. J. Fr. Schiller: Gradmann S. 564 f. (wo er zu einem Bruder des Dichters 'gemacht ist), R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 25 f. Pfingsten: H 549. Fr. A. Weber: H 672.

Siebentes Kapitel.

Zu S. 222—231. Theater: Sittard II S. 134 ff. Herzog Karl Eugen und das Stift: W. V. f. L. N. F. I (1892) S. 408—413, Julius Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren (Stuttgart 1877) S. 147 ff. Karlsschule: Die Litteratur bei H I 261—263; vrgl. auch R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 97—140. Nicolais Reisewerk: Rümelin in Württ. Jahrb. 1864 S. 296 ff. Geistiges Leben im allgemeinen: Karl Pfaff, Gesch. des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg III 2 S. 448 ff.

J. G. Hartmann: H 407, Album schwäbischer Dichter, III. Lieferung, Karl Mayer (Tübingen 1864) S. 4 f. ;.

Zu S. 231—235. J. Fr. Cotta: H 346. Periodische Druckwerke: Th. Schott in Württ. Jahrb. 1877 IV S. 94 ff. Elben: H 361 (nebst H I, 306). Hier sei noch der 1756 zu Oberroth (O.A. Gaildorf) geborene Christian Kausler erwähnt, der unter anderem 1786 ein „Journal von Württemberg und den angränzenden Gegenden" (zwei Stücke) herausgab (Gradmann S. 279). Hausleutner: H 411. Gradmann: H 393, P. Stälin in A. D. B. 9 S. 547.

Zu S. 235—242. Uebersicht über die Wissenschaften: Pfaff a. a. O. III, 2 S. 481 ff. Planck: H 552, G VI 283—285. K. Fr. Stäudlin: H 629. Paulus: H 545, G VI 212—214. Storr: H 636. Flattich: H 372, G. Weitbrecht, Johann Friedrich Flattich, 2. Auflage, Stuttgart 1895. Ploucquet: H 554. Abel: H 298, G IV 221. Brastberger: H 331. Bardili: H 311, G V 6 f. Tafinger: H 643. Hutten: H 446. Beide Nast: H 525. Drück: H 355. Hier sei noch Johann Franz Wagner (1733—1778) aus Ulm, zuletzt Gymnasialrektor in Osnabrück, Philolog und lateinischer Poet, eingeschaltet (H 665). Schnurrer: H 603 f. Als Orientalist glänzte ferner der Hohenloher Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827) aus Dörrenzimmern (O.A. Künzelsau), Professor in Jena und Göttingen (H 359, G VI 296 f.). Fulda: H 379. Volz: H 662. Lebret: H 482. Spittler: H 625 f., G VI 297—299, Wegele in A. D. B. 35 S. 212—216. Sattler: H 581. Pfister: H 549, G VI 324. Cleß: H 344. Weitere Historiker in Württemberg: Christian Friedrich Rösler (1736—1821) aus Cannstatt, Geschichtprofessor in Tübingen (H 575), Johann Gottlieb Schott (1751—1813) aus Nürtingen, Geschichtprofessor an der Karlsschule und Oberbibliothekar in Stuttgart, als Lehrer sehr anregend, als Schriftsteller unbedeutend (Gradmann S. 590 f., H. Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule II S. 201). Felix Joseph Lipowsky (1764—1844) aus Wiesensteig, Diplomat und ständischer Archivar in München, schrieb über bayerische Geschichte (H 489). Ulmer Lokalhistoriker: Johann Christoph Schmid (1756—1827) aus Ebingen, Prälat in Ulm (H 599), Georg Veesenmeyer (1760—1833) aus Ulm, Gymnasialprofessor daselbst (H 657), Albrecht Weyermann (1763 bis 1832) aus Ulm, Pfarrer (H 682, W. Heyd in A. D. B. 42 S. 270 f.). Hohenloher Geschichtschreiber: Johann Christian Wibel (1711—1772) aus Ernsbach, Hofprediger in Langenburg (H 683, Rudolf Günther in A. D. B. 42 S. 300—302). Geschichtschreiber der Grafschaft Limpurg: Heinrich Prescher (1749—1827) aus Gaildorf, Pfarrer (H 555). Tob. Mayer: H 505. Kielmeyer: H 462. Cuvier: H 348. Ph. M. Hahn: H 401 f. J. A. Reuß: H 567.

Zu S. 242—254. Bernritter: H 320, G IV 236, R. Krauß in Frankf. Ztg. 1897 Nr. 227 1. Morgenbl. Schwindrazheim: H 616, R. Weltrich, Friedrich

Schiller I S. 592 f. K. von der Lühe=Brandenstein: G IV 63, Gradmann S. 343. Verse des von Hermann Kurz in Schillers Heimatjahren als Laura verherrlichten romantischen württembergischen Hoffräuleins in B. B. d. St. 1890 Nr. 13/14. Gotthold Stäudlin: H 629, G V 408, Wohlwill S. 28 f., 33—35, 83, 85—88, R. Krauß in Schw. Kr. 1896 Nr. 220 (Sonntagsbeilage) und in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 207, E. Planck, Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus S. 7—18; vrgl. auch die Schillerbiographien, namentlich von Minor und Weltrich. Außer Gotthold und Karl Friedrich Stäudlin haben sich auch zwei weitere Geschwister Stäudlin in Versen versucht: der schon im 19. Jahr abgeschiedene Gottlieb Friedrich und Charlotte, die wenigstens die Gewandtheit in der Formgebung mit ihrem Bruder Gotthold geteilt hat (vrgl. Vermischte Gedichte der Geschwister . . . . . Stäudlin, 2 Bändchen, Stuttgart 1827). Schwäbischer Musenalmanach: (Kürschners) Deutsche National=Litteratur 135. Bd. I S. 353 ff. (Die biographischen Notizen über die einzelnen Dichter darin belanglos.) Als Mitarbeiter des Almanaches seien hier noch namhaft gemacht: der im 6. Kapitel aufgeführte Konrad Friedrich Köhler, Johannes Lang (1758—1811) aus Blaubeuren, als Pfarrer zu Schnaitheim (O.A. Heidenheim) gestorben, der seine Feder namentlich in den Dienst der Jugendbildung gestellt hat (Gradmann S. 331 f., 864), Eugen von Scheler aus Stuttgart, auch sonst Schriftsteller, ein Schüler und Verehrer Schubarts (Gradmann S. 549—551, 869 f., W. V. f. L. I (1878) S. 243 f.). Reinhard (während seinen deutschen Jugendjahren: Reinhardt): H 562 f. Armbruster: H 306, G IV 404, VI 419, R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 493 f. Fr. K. Lang: H 480. Bührer: H 337, G V 421, A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S 67. Hübner: G IV 238, K. Weitbrecht in B. B. d. St. 1876 Nr. 29. Schreiber: Gradmann S. 193 f.

Zu S. 254—270 und 274—311. Schillers Eltern: H 591 f., 596, G V 108 f. Schiller: H 592—596, G V 15—237, 553 f. Neuestes in den Uebersichten über die Württembergische Geschichtslitteratur in W. V. f. L. N. F., in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte &c. Daß Schillers schwäbische Jugendjahre in einer Schwäbischen Litteraturgeschichte etwas eingehender behandelt sind, als sein späteres Leben, bedarf keiner ausführlichen Rechtfertigung.

Zu S. 262 f. Fr. W. v. Hoven: H 443. Scharffenstein: H 583. Petersen: H 546.

Zu S. 267. Als weitere Mitarbeiter der Anthologie hat man mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit den älteren Schubart, Reinhard, den aus Dalmatien gebürtigen Grafen Zukkato und Ferdinand Friedrich Pfeiffer vermutet; die beiden letzteren waren Mitschüler Schillers in der Akademie. Pfeiffer, am 4. Juli 1759 in Pfullingen geboren, Kameralist, eine Zeit lang — neben seinem Beamtenberufe — Lehrer der Landwirtschaft und des

Englischen an der Karlsschule, verfaßte einige nationalökonomische Schriften und bethätigte sein Interesse an der schönen Litteratur durch eine Uebersetzung von Voltaires Komödie „Nanine“ (1781) ꝛc. (Gradmann S. 450 f.). Uebrigens ist gerade Pfeiffers angebliche Mitwirkung an der Anthologie besonders verdächtig.

Achtes Kapitel.

Zu S. 270—274. Lederer: G IV 121, V 366. Michael Methie, gleichfalls im Ulmer Wengenkloster, hat nach Weyermann II S. 318 zu den zwei bei G V 369 aufgeführten Stücken nur die Musik, nicht auch den Text gemacht. Ueber weitere theatralische Darstellungen im Wengenstifte vrgl. Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) S. 251. Peter Fäustle (1753—1806) aus Daxberg bei Memmingen, Kanoniker im Stifte Weißenau, dichtete 1784 ein biblisches Singspiel „Das Blut des Lammes“ (Gradmann S. 137 f., 837). Gleis: G V 359. Keller: G IV 255 f., V 388. Braun: G IV 331, Gradmann S. 59 f. Wagenseil: G IV 218, V 360, Gradmann S. 718—724, M. Mendheim in A. D. B. 40 S. 479—481. O. v. Gemmingen: H 385. Hier sei noch J. G. Müller aus Herrenberg erwähnt, der 1781 einen Einakter „Der fleißige Schuster“ neben verschiedenen Theaterschriften herausgab (Gradmann S. 402).

Zu S. 311—318. Werthes: H 682, G IV 260, Max Mendheim in A. D. B. 42 S. 132 f., R. Krauß in Schw. Kr. 1897 Nr. 30 (Sonntagsbeilage). Hensler (eigentlich: Albrecht Friedrich Henseler): H 419, G V 327—330. Hiemer: H 422, J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit S. 214. Elise Bürger-Hahn: G V 380, Friedrich W. Ebeling, Gottfried August Bürger und Elise Hahn (Leipzig 1868), J. Schall in B. B. d. St. 1894 Nr. 7/8. Herzog Eugen von Württemberg: G V 401, Gradmann S. 135. K. E. Fr. v. Scheler: Gradmann S. 547 bis 549, 869. E. Fr. Hesler: G VI 439, Gradmann S. 233. Der in seiner Vaterstadt Ravensburg angesehene Jurist Abraham Kutter (1751—1822) schrieb ein paar Stücke, von denen er eines 1797 mit Frau und Kindern selbst aufführte (Gradmann S. 321 f.). Der Dramatiker Koller, den Gradmann S. 861 f. aus Binsdorf (O.A. Sulz) stammen läßt, ist nach G V 295 kein Schwabe (A. D. B. 16 S. 476 f.). Jann: Gradmann S. 268 f., Franz Karl Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit S. 351—353, Im neuen Reich 1879 II S. 567 f. L. Hübner: G IV 368, V 360 f. Kratter: G IV 227, V 288, Gradmann S. 318 f. Giesecke: G V 331, Gümbel und Holland in A. D. B. 9 S. 162 f., 12 S. 795. Der im Anhange zum 5. Kapitel erwähnte Zabuesnig vergnügte sich auch mit verschiedenen Trauerspielen, Lustspielen, Opern- und Oratorientexten sowie belletristischen und Gelegenheitsgedichten. Johann Joseph Huber aus Augsburg, Bürgermeister daselbst, veröffentlichte 1793 „Sappho, ein Melodrama,

nebst andern Gedichten". Ueber zwei Lustspiele des Andreas K. G. Rauser, K. K. Reichspostamtsverwalters zu Lindau, s. G. V 369.

Neuntes Kapitel.

Zu S. 318—330. Schwaben und die französische Revolution: Wohlwill, Wilhelm Lang, Für und wider die Revolution (Von und aus Schwaben, 3. Heft S. 57—130). G. Kerner: H 459 f., J. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Fr. Vischer (der Vater des berühmten Aesthetikers): H 658. Pahl: H 542, G V 546. Rehfues: H 561, G VI 396, Neuer Nekrolog der Deutschen 1843 S. 915—920, A. K. in Allg. Ztg. B. 1879 Nr. 16. Ueber die Romane Rehfues' vrgl. 2. Band. Ebenso wird Rehfues' Freund Christoph Friedrich Karl Kölle, der auch schon in die Zeitungen und Zeitschriften jener Tage schrieb, im 2. Bande behandelt. Chr. Fr. Cotta: H 345, Gradmann S. 88—90. Bäuerlen: Gradmann S. 17. A. Lebret: H 482. Th. Rübling: H 532, Weyermann I S. 417, Gradmann S. 418. Fetzer: H 369, Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) I S. 489. Pahl fand in dem Nagolder Apotheker Friedrich Streim (1750 geboren), dessen eine Broschüre auf die Flugschriftenlitteratur jenes direkten Bezug nimmt, einen Nachfolger. Johann Jakob Griesinger (1772—1833), auf der Solitüde bei Stuttgart geboren, zuletzt Pfarrer in Gültstein (O.A. Herrenberg), verfaßte 1798 eine Schrift „Was gewinnen wir, wenn Schwaben eine Republik wird?" Auch Bernritter gehört mit dem zweiten Teile seiner „Wirtembergischen Briefe" unter die politischen Autoren dieser Epoche.

Zu S. 330—335. Schelling: H 586, G V 11 f. Hegel: H 413, G V 10 f., Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben, 4. Heft S. 110—120. Niethammer: H 530. J. J. Wagner: H 665, G V 12. Erhardt: H 364. Stutzmann: H 640. Eschenmayer: H 365, G VI 263 f. Hier sei noch der philosophische Schriftsteller Gottlob Christian Friedrich Fischhaber (1779—1829) aus Göppingen, Professor am Stuttgarter Obergymnasium, genannt (H 371).

Zu S. 335—340. Matthisson: H 501, G V 428. Stuttgarter Theater unter König Friedrich: C. A. von Schraishuon, Das Königliche Hoftheater in Stuttgart (Stuttgart 1879) S. 6 ff., Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt S. 10 ff. August Hartmann: H 406 f. E. Fr. Georgii: H 385 f. Die Schilderungen altfränkischen Lebens in Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" gehen auf Erinnerungen an das Georgiische Haus zurück (J. Klaiber, Eduard Mörike, Stuttgart 1876, S. 6 f.). G. H. Rapp: H 557 f. Reinbeck: H 562, G VI 445—448. L. F. Huber: H 443. L. v. Seckendorff: H 617. Weber in Stuttgart: Adolf Palm, Königin Pauline von Württemberg (Stuttgart 1891) S. 24—29.

Zu S. 340—370. Morgenblatt: [J. Klaiber] in diesem 1865 Nr. 52. Schwäbischer Klassizismus: Hermann Fischer in Beiträge zur Litteratur-

geschichte Schwabens (Tübingen 1891) S. 40 ff., E. Planck, Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus (Stuttgart 1896). Weisser: H 677, Max Mendheim in A. D. B. 41 S. 610 f., Wilhelm Waiblingers gesammelte Werke (Hamburg 1842) IV S. 254—256. Fr. Haug: H 410, G V 547 f. Conz: H 345, G V 429 f., Planck S. 18—40. Hölderlin: H 439 f., 728, G V 469 bis 472, Planck S. 55—70, August Sauer in Sammlung Gemeinnütziger Vorträge Nr. 189 (Prag 1894), Berthold Litzmann in seiner Hölderlin-Ausgabe (Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur); vrgl. auch die Uebersichten über die württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. Neuffer: H 528, G V 449, Planck S. 40—55. Magenau: H 495, G V 444 f. (Geburtstag: 5., nicht 7. Dezember 1767).

Zu S. 370—376. Schlotterbeck: H 598, G (1. Auflage) III 1020 f., A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S. 68 f. L. Schubart: H 610. Gräter: H 393, G IV 369, G (1. Auflage) III 174, J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit S. 83 ff. und an anderen Stellen, Chr. Kolb im Haller Gymnasialprogramm 1889 S. 35—38. Chr. G. Böckh: W. Scherer in A. D. B. 2 S. 783. Bahnmaier: H 309, H I 221, G V 445. Lohbauer: H 491, G V 425, W. Lang in W. V. f. L N. F. V (1896) S. 150. J. H. Duttenhofer: Gradmann S. 113 f., 834. Wießner: G V 552. Höck: G V 407. Heigelin: Gradmann S. 221 f. Kapf: H 452. Feuerlein: Bei G (1. Auflage) III 236 und 1008 werden „Gustaf Feuerlein's Gedichte" (Nürnberg 1815) einem Crailsheimer Amtsphysikus und nachmaligen fürstlich Ansbachischen Rate Feuerlein (1752—1831) zugeschrieben. Dessen Vornamen lauten indessen nach den Kirchenregistern Johann Wallfried. So wird nicht er, sondern der Wolfschlugener Pfarrer der Verfasser der oben genannten Sammlung sein. Hier seien noch erwähnt: Johannes Schmidt aus Eßlingen, der 1795 eine Gedichtsammlung „Tellus und Urania", vorwiegend religiöse Moral- und Naturlieder ziemlich trivialen Charakters enthaltend, und 1800 „Apostrophen an den Genius des scheidenden Jahrhunderts" herausgab (Gradmann S. 570), und August Hoch, Notar in Ludwigsburg, der 1800 das dramatische Gedicht „Schiller's Todtenfeier" und 1809 ein inhaltleeres, aber formgewandtes moralisches Gedicht „Der Kirchhof" veröffentlichte (G, 1. Auflage, III 172). Fr. L. Bührlen, Heinrich Wagner und Friedrich Ritter sind zwar schon gegen Ende dieser Periode hervorgetreten und stehen im geistigen Zusammenhange mit den Klassizisten, ihr Wirken fällt aber der Hauptsache nach erst in den folgenden Zeitraum.

Zu S. 376—378. Bronner: G IV 51, Steichele in A. D. B. 3 S. 361, Neuer Nekrolog der Deutschen 1850 S. 475—477, Gradmann S. 69. Der 1768 auf Schloß Altenberg (im bayerischen Bezirksamte Gunzenhausen) geborene Reichsfreiherr Marquard von und zu Syrgenstein gab 1790 „Dichterische Versuche meiner Jugend" und 1800 „Gedichte" heraus (Gradmann S. 679 f.).

Zehntes Kapitel.

Zu S. 378—394. Schwäb. Dialekt und Dialektdichtung: H I 300 f. Dazu: Cäsar Flaischlen in W. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 u. 9, August Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896). Die Poesie im Vorarlberger Uebergangsdialekt ist hier nicht mehr berücksichtigt. Simon Roth: G II 385, J. Bolte in A. D. B. 29 S. 340 f. Nikodemus Frischlins verlorenes Volksstück „Der Weingärtner" war in „variis linguis" gedichtet; ob darunter Dialekte zu verstehen sind, ist äußerst fraglich (D. Fr. Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin S. 111). Herzog H. J. von Braunschweig: G II 519—521, F. Spehr in A. D. B. 11 S. 500—505. Schwäbischer Bauer im Volksdrama: J. Bolte in Alemannia XV (1887) S. 97 f. Sebastian Sailer: H 579 f., G (1. Auflage) III S. 211, G V 551, Paul Beck in Alemannia XIX (1892) S. 36—42 (mit vollständiger Bibliographie). Franz Jann war der Oheim des im 8. Kapitel besprochenen dramatischen Volksdichters Franz Xaver Jann. Ueberlinger Zwischenscherze: Alemannia II (1875) S. 159—169. Weitzmann: H 678, G (1. Auflage) III 1242, Hermann Fischer in A. D. B. 41 S. 635. Epple: G (1. Auflage) III 1243. J. Müller ist vielleicht auch der Verfasser der bei G (1. Auflage) III 1242 aufgeführten vier Gedichte im schwäb. Dialekte (Memmingen 1815). G. Fr. Wagner: H 665, G (1. Auflage) III 1242 f. Hofer: G (1. Auflage) III 1243.

Register.

C.

D.

J.

K.

L.

T.

U.

V.

W.

Z.